

ACTA LINGUISTICA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

C. J. HUTTERER, P. KIRÁLY, GY. LAKÓ,
D. PAIS, L. TAMÁS, ZS. TELEGDI

REDIGIT

J. NÉMETH

TOMUS XV.

FASCICULUS 1-2.



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST
1965

ACTA LINGUIST. HUNG.

ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelv-tudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Linguistica* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 Ft, külföldre 110 Ft. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest I., Fő utca 32. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen sowie aus dem Bereiche der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 110 Forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Außenhandels-Unternehmen »Kultúra« (Budapest I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei dessen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ÜBER DIE ALTGERMANISCHEN STAMMESDIALEKTE*

Von

V. SCHIRMUNSKI

(Leningrad)

I

Die historisch-vergleichende Grammatik einer jeden Gruppe genetisch verwandter Sprachen kann erst auf der historisch-genealogischen Klassifizierung der betreffenden Sprachen aufgebaut werden, wobei die tatsächlichen historischen Bedingungen und die relative Chronologie ihrer Differenzierung, Wechselwirkung und innerer Entwicklung stets in Betracht zu ziehen sind.

In der vergleichenden Grammatik der germanischen Sprachen gibt es bis heute zweierlei verschiedene Klassifikationen: die herkömmliche abstrakte und statische Klassifikation, die auf der mechanischen Zusammenstellung der ältesten Schriftdenkmäler der germanischen Einzelsprachen, andererseits der aus diesen hervorgegangenen heutigen Nationalsprachen (und ihren wichtigsten Dialekten) beruht, ferner eine neue, historische und dynamische Art der Klassifikation, deren Entstehung dem Umstand zu verdanken ist, daß die Methoden der modernen Sprachgeographie auch auf die altgermanischen Stammesdialekte übertragen worden sind.¹

Auf der herkömmlichen Klassifikation beruht die „Urgermanische Grammatik“ von W. Streitberg (1896), einem klassischen Vertreter der junggrammatischen Schule.² Immerhin ist es charakteristisch, daß sie von H. Hirt, sonst einem Reformers in dem Bereich der vergleichenden Grammatik, wie auch einem Nachfolger Hirts, dem Amerikaner E. Prokosch ohne irgendwelche Verbesserungen aufgenommen wurde.³ H. Krahe erwähnt zwar die von der deutschen Dialektgeographie erschlossenen Beziehungen zwischen den

* Die Originalfassung [О племенных диалектах древних германцев] ist zuerst im Sammelband *Вопросы германского языкознания. Материалы Второй научной сессии по вопросам германского языкознания* [= Fragen der germanischen Sprachwissenschaft. Materialien der II. wissenschaftlichen Konferenz über die Fragen der germanischen Sprachwissenschaft]. Изд. АН СССР, Moskau—Leningrad 1961, S. 7 ff. erschienen. Vgl. auch *Сравнительная грамматика германских языков I*. Moskau 1962, S. 125 ff., ferner B. M. Жирмунский: *Введение в сравнительно-историческое изучение германских языков*. Изд. АН СССР, Moskau—Leningrad 1964.

¹ Vgl. B. M. Жирмунский: *Сравнительно-историческая грамматика и диалектология. Материалы Первой научной сессии по вопросам германского языкознания*. Moskau 1959, S. 9—10.

² W. Streitberg: *Urgermanische Grammatik*. Heidelberg 1896 (unveränderter Abdruck. Heidelberg 1943), S. 13—15.

³ H. Hirt: *Handbuch des Urgermanischen*. Teil I. Heidelberg 1931, S. 20—25; E. Prokosch: *A Comparative Germanic Grammar*. Philadelphia 1939, §§ 3—7.

einzelnen altgermanischen Dialekten, aber „aus praktischen Gründen“ hält er sich ebenfalls an das traditionelle Schema.⁴

Nach diesem Schema wurde das Germanische in die drei Hauptgruppen des Ost-, Nord- und Westgermanischen zergliedert. Zum ersten gehören Gotisch, Wandalisch, Burgundisch; zum zweiten hingegen die Untergruppen des Ostnordischen (Schwedisch, Dänisch) und des Westnordischen (Norwegisch, Isländisch). Hierbei bleibt aber unerwähnt, daß diese „Zweige“ im Hinblick auf ihre Geschichte keineswegs gleichberechtigt sind, da das Isländische lediglich eine Kolonialmundart des Norwegischen darstellt, die Dänen aber in älterer Zeit auf dem Gebiete Schwedens beheimatet waren. Ähnlicherweise wird die westgermanische Gruppe in verschiedene Untergruppen eingeteilt, und zwar in Angelfriesisch (Angelsächsisch, später Englisch und Friesisch) und Deutsch, dieses wiederum in Niederdeutsch und Hochdeutsch. Vom Niederdeutschen spalten sich Niederfränkisch (die Vorstufe des Niederländischen) und Niedersächsisch (auf seiner ältesten Stufe: Altsächsisch) ab. Auch das Hochdeutsche zerfällt in zwei Untergruppen: die erste bildet das Mitteldeutsche, das in Westmitteldeutsch (mit seinen Dialekten: Mittelfränkisch, Rheinfränkisch und Ostfränkisch) und Ostmitteldeutsch (mit den Dialekten: Thüringisch, Obersächsisch, Schlesisch) gegliedert wird, obgleich zu bemerken ist, daß die beiden letzten spät — im 12.—13. Jahrhundert entstandene Kolonialdialekte sind. Die zweite Untergruppe des Hochdeutschen ist das Oberdeutsche mit Bairisch und Alemannisch als Dialekten.

Diese, nach dem „Stammbaum“-Prinzip aufgebaute Klassifikation schildert die verwickelte sprachliche Entwicklung von den altgermanischen Schrift-dialekten zu den modernen Nationalsprachen nach dem mechanischen Grundsatz der aufeinanderfolgenden Differenzierung auf verschiedene „Zweige“ und „Äste“, und sie stellt somit ein abstraktes Schema dar, das weder den Tatsachen der Geschichte noch den Erkenntnissen der modernen Sprachwissenschaft gerecht wird.

Der historische Verlauf dieses Prozesses, wie ihn sich der marxistische Historiker heute vorstellen kann, scheint keineswegs so einfach und gradlinig gewesen zu sein. Im Gegenteil, der Weg, der von den Stammessprachen zu den Sprachen der einzelnen Völkerschaften, bzw. von diesen zu den Nationalsprachen führen konnte, muß äußerst verwickelt und reich an Krümmungen gewesen sein. Es ist bekannt, daß die Germanen zu Beginn unserer Zeitrechnung in dem ziemlich begrenzten Bereich ihres Siedlungsraumes eine noch eng verbundene Gruppe nahverwandter Stämme bildeten, welche die ebenfalls eng verwandten Dialekte ein und derselben Sprache sprachen, so daß der gegenseitigen Verständigung unter den Sprechern dieser Dialekte

⁴ H. Krahe: Germanische Sprachwissenschaft. Bd. 1. Berlin 1956 (Sammlung Götschen), S. 25—26.

nichts im Wege gestanden haben dürfte. Die Differenzierung der germanischen Stammesdialekte im Zuge der territorialen Aussonderung der verwandten Stämme wurde innerhalb der Stammesverbände, d. h. der germanischen Großstämme, im Ergebnis des friedlichen Verkehrs und der kriegerischen Zusammenstöße von ihrer Wechselwirkung und gegenseitigen Annäherung begleitet. Diese Großstämme sind schon im 1. – 3. Jahrhundert u. Z. entstanden und spielten zur Zeit der großen Völkerwanderung eine entscheidende Rolle. Diese kriegerischen Zusammenschlüsse bestanden nicht nur aus nahe verwandten germanischen Stämmen, sondern sie nahmen auch solche Stämme auf, die auf einer fernerer Stufe der Verwandtschaft mit ihnen standen, ja bisweilen auch Stämme, die überhaupt keine Germanen waren. Die Völkerschaften sind bereits in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen entstanden, wo die fremde Bevölkerung nach und nach germanisiert wurde. Innerhalb der Grenzen des in seiner Entstehung begriffenen feudalen Staates setzten sich die Völkerschaften aus herkunftsmäßig verschiedenen Stämmen zusammen: so wurden z. B. unter der Herrschaft der Franken (Istwäonen) in dem Reich der Merowinger und Karolinger auch Alemannen und Baiern (Erminonen), später auch Sachsen (Ingwäonen) zusammengefaßt. Immerhin trat neben dieser Tendenz zur sprachlichen Einheit innerhalb der einzelnen Völkerschaften auch eine neue Differenzierung nach den feudalen Territorien in Erscheinung, aber auch neue Prozesse der Annäherung auf Grund wirtschaftlich, politisch und kulturell bedingter Bindungen sowie auf Grund des Verkehrs zwischen den Territorien und insbesondere dank der Zunahme der Städte mit ihrer gemischten und in höherem Grade beweglichen Bevölkerung. Die wirtschaftliche, politische und kulturelle Absonderung führte auch in der Sprache eine Isolierung herbei (Niederlande, Schweiz, Schottland); bedingt durch die gegebenen historischen Umstände führte dieser Prozeß in manchen Fällen letzten Endes zur Entstehung eigenständiger Nationalsprachen auf Grund einer Gruppe territorialer (vorhin: Stammes-) Dialekte (z. B. Niederländisch auf niederfränkischer Grundlage, mit Elementen des Holländisch-Friesischen), während die dialektale oder sogar nationale Differenzierung in anderen Fällen die Einheit der gemeinsamen Literatursprache nicht zerstörte, obschon diese Möglichkeit potentiell vorhanden war (in der deutschen Schweiz oder in Schottland). Die auf solche Weise isolierten Sprachräume (die Niederlande, die Schweiz und Luxemburg im Deutschen bzw. Schottland im Englischen) werden in der Regel als Reliktlandschaften betrachtet, die an den sprachlichen Neuerungen der Sprachräume, von denen sie sich abgesondert hatten, nicht mehr teilnahmen und daher Archaismen aufweisen. In der Tat zeigen sie jedoch nicht weniger Neuerungen, die ebenfalls auf ihr eigenes Verbreitungsgebiet beschränkt sind und weiter nicht um sich greifen konnten.⁵

⁵ Vgl. V. Schirmunski: Deutsche Mundartkunde. Berlin 1962, S. 589.

Den Gegensatz hierzu stellt das Niederdeutsche. Die Sprache der alten Sachsen, das Altsächsische, zeigt bis zu ihrem erzwungenen Anschluß an das Reich Karls des Großen sämtliche Züge eines selbständigen Stammesdialektes („Ingwäonisch“). Klar umrissene Merkmale phonetischer und grammatischer Art verbinden das Altsächsische erheblich stärker mit Angelsächsisch und Friesisch, als mit dem Hochdeutschen. Dank der Konsolidierung des deutschen Volkes, in der Folgezeit der deutschen Nation wurde die Möglichkeit einer weiteren eigenständigen Entwicklung des Niederdeutschen gestoppt, obschon sie noch im 14.—15. Jahrhundert — während der Blütezeit der norddeutschen Hanse — sehr klar zu sehen war, und im folgenden mußte sich das Niederdeutsche, genau so übrigens wie die friesischen Reste in Deutschland, in eine Gruppe nördlicher Dialekte des Deutschen („Plattdeutsch“) verwandeln.

Schließlich wurde die „auf ökonomischer und politischer Konzentration beruhende Konzentration der Dialekte innerhalb einer Nation zur Nationalsprache“⁶ von den viel komplizierteren Prozessen sprachlicher Integrierung, Wechselwirkung und Mischung verschiedener Territorialdialekte begleitet. Grundlage der allgemeinen Nationalsprache wurde entweder der Dialekt des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zentrums eines Landes (wie London in England) oder der Dialekt eines in dieser Hinsicht führenden feudalen Territoriums (wie der herkunftsmäßig gemischte Dialekt der „sächsischen Länder“ in Deutschland). Die endgültige Normalisierung der Nationalsprache ist mit den langwierigen und verwickelten Wechselbeziehungen von schriftsprachlicher Überlieferung und umgangssprachlichen Formen der allgemeinen Volkssprache verbunden.

Somit müssen wir die tatsächliche Geschichte verwandter Sprachen und Dialekte nicht als ein vereinfachtes und geradliniges Schema abstrakter Klassifizierung nach verschiedenen „Zweigen“ und „Ästen“ eines Stammbaumes umreißen, sondern als ein kompliziertes Zusammenspiel von sprachlicher Konvergenz und Divergenz, Wechselwirkung und Mischung, bedingt durch die konkreten sozialen und historischen Verhältnisse, d. h. die Geschichte des Volkes als Schöpfers und Trägers der gegebenen Sprachen.

Deshalb ist es bei der Rekonstruktion der frühen und weniger bekannten Epochen dieses Prozesses, d. h. bei der Erschließung der germanischen Stammesdialekte, vor allen Dingen unerlässlich, die sprachlichen Belege mit historischen Zeugnissen zu verbinden, in unserem Falle also mit den Aussagen antiker Autoren, mit den Funden der Archäologie, welche letzteren hierbei leider eine fühlbare Grenze gesetzt ist, indem die stummen archäologischen Denkmäler über die ehemaligen Stammes- und Sprachbeziehungen äußerst wenig bezeugen können. Unter dem Blickwinkel der Sprachwissenschaft sind

⁶ K. Marx—F. Engels: Werke (Dietz Verlag, Berlin). Band 3 (1958): Die deutsche Ideologie, Bd. 1. Das Leipziger Konzil, III. Sankt Max., S. 411 f.

die alten Schriftdenkmäler der germanischen Sprachen, da sie verhältnismäßig spät auftreten und sich gattungsmäßig in einem engen Kreis bewegen, durch die Erforschung der teilweise viel älteren germanischen Entlehnungen in den Nachbarsprachen (Finnisch, Baltisch, Slawisch usw.), der germanischen Eigennamen bzw. Lehnwörter in den Werken der Verfasser der Antike und des Frühmittelalters, sowie der germanischen Glossen in den lateinischen Denkmälern des Mittelalters und ähnlicher, nichtliterarischer Materialien zu ergänzen.

Dem Forscher fällt dabei nicht die Aufgabe zu, den einen oder den anderen Schriftdialekt als eine widerspruchslose Einheit zu behandeln, bzw. ihn in seinem phonetischen und grammatischen „System“ (um ein Modewort zu nennen) als einen isolierten „Zweig“ an einem „Stammbaum“ zu betrachten, sondern jedes Schriftdenkmal soll in seinen Absichtungen möglichst differenziert behandelt werden, um auf Grund der vorhandenen Widersprüche die tatsächliche Dynamik der Sprachentwicklung, die verwickelten Prozesse von mundartlicher Differenzierung und Integrierung sowie die durch die sozialen und historischen Beziehungen bedingten Erscheinungen der Wechselwirkung und Mischung aufzuzeigen. Ein methodologisches Muster solcher Schichtung bieten die neuesten Arbeiten über das Altsächsische, die unter den späteren fränkisch beeinflussten und besonders im Heliand massiert belegten Schichten die ursprüngliche ingwäonische Grundlage des Altsächsischen klar hervortreten lassen (vgl. S. 23).

Eine wissenschaftliche Methodik dieser Art ist erst möglich geworden, nachdem man die Errungenschaften der Sprachgeographie auch in der Erforschung der Wechselbeziehungen und der historisch-vergleichenden Klassifizierung der herkunftsmäßig verwandten alten Sprachen zu verwerten gelernt hatte. Den Ansatz zu dieser Arbeit hat bekanntlicherweise A. Meillet in seiner Untersuchung der indoeuropäischen Dialekte gemacht.⁷ Die deutsche Sprachgeographie zog ihre historisch-dialektgeographische Untersuchungsmethode, nachdem sie die phonetischen und morphologischen Merkmale der deutschen Dialekte unserer Zeit massenweise und kompakt ermittelt und kartiert hatte, ihrerseits auch bei der Erforschung der altgermanischen Sprachen und Dialekte heran. In den Arbeiten von Wrede, Frings, Maurer, Ernst Schwarz und ihren direkten oder indirekten Schülern bzw. Nachfolgern⁸ wurde ein neues

⁷ A. Meillet: *Les dialectes indoeuropéens*. Paris 1908, ²1922.

⁸ F. Wrede: *Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartenforschung*. Zeitschrift für deutsche Mundarten 1919, S. 3—18; Ders.: *Ingwäonisch und Westgermanisch*. Ebda 1924, S. 33 ff.; Th. Frings: *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. Halle 1948, ²1957; Ders.: *Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen*. Halle 1944; F. Maurer: *Nordgermanen und Alemannen. Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde*. Straßburg 1947, 3. Aufl. Bern 1952; E. Schwarz: *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen*. Bern 1951 usw. In russischer Sprache s. *Немецкая диалектография*. Под ред. В. М. Жирмунского. Moskau 1955.

Bild der historisch-linguistischen Beziehungen zwischen den einzelnen altgermanischen Stammesdialekten geprägt, das wir von vereinzelt Fehlschlüssen abgesehen für um so überzeugender halten dürfen, als die mühselig erarbeiteten Einsichten der deutschen Mundartforschung im wesentlichen bereits von den genialen Feststellungen von Engels in seinem, der Wissenschaft erst seit kurzem erschlossenen „Fränkischen Dialekt“ (Anfang der 1880er Jahre) vorweggenommen worden sind.

Es ist ein gewisses Paradox der Dialektik in der Entwicklung wissenschaftlicher Ideen, daß die Begründer der Erforschung altgermanischer Stammesdialekte mit sprachgeographischen Methoden dieselben deutschen Mundartforscher der „Marburger Schule“ waren, die — wie Wrede, Frings und andere — in der Polemik gegen Bremer und seine Nachfolger besonders heftig die Ansicht vertraten und noch jetzt vertreten, die Grenzen der heutigen deutschen Dialekte, genauer, der mundartlichen Merkmale spiegelten keineswegs die Grenzen der altgermanischen Stämme wider, sondern sie fielen mit den Grenzen der feudalen Territorien des Spätmittelalters völlig zusammen.⁹ Immerhin erhält diese scharfe Gegenüberstellung von Stammes- und Landesgrenzen, so richtig der Marburger Standpunkt im Hinblick auf die endgültige Herausbildung der Territorialdialekte des feudalistischen Zeitalters auch erscheinen mag, im breiteren Rahmen der historischen Sprachentwicklung einen zwangsläufig dogmatischen Charakter. Gerade die Forschungen von Wrede und Frings haben es herausgestellt, daß sich die Tatsachen der modernen Dialekte in einer ganzen Reihe von Fällen vorzüglich verwenden lassen bei der Erschließung der Wechselbeziehungen einzelner Stammesdialekte, auf die sie zurückgeführt werden können. Selbstverständlich sind dabei auch Korrekturen nötig hinsichtlich der späteren Wechselwirkung im Rahmen der feudalen Territorien des Mittelalters. So werden z. B. die heutigen Unterschiede der mundartlichen Formen des Interrogativpronomens *wie* auf der bekannten Fringschen Karte als Reflexionen germanischer Stammesbeziehungen des 1. Jahrhunderts u. Z. behandelt: engl. *how*, nl. *hoe*, nd. *wo* < ingwäonisch **hwō*; hd. *wie* < erminonisch **hwēo*, welch letzteres mit got. *hwaiwa* übereinstimmt. In derselben Weise behandelt Frings die alten Formen der ingwäonischen und istwäonischen (niederfränkischen und fränkischen) Personalpronomina im Unterschied zu den Formen, die für den mehr südlich gelegenen Bereich des Hochdeutschen (Erminonisch) charakteristisch sind.¹⁰

⁹ Vgl. F. Wrede: *Ethnographie und Dialektwissenschaft*. Historische Zeitschrift, Bd. 88 (1902), S. 22—43; Th. Frings: *Zur Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. I. Territorium und Sprache. Stamm und Sprache. Halle 1955.

¹⁰ Th. Frings: *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. Halle 1957, S. 48—49, Kte 50 und 60.

II

Die historischen Beziehungen nahe verwandter Sprachen oder Dialekte einer Sprache, die entweder einem gemeinsamen Ursprung oder einer historisch bedingten Wechselwirkung zu verdanken sind, müssen nach dem Vorbild der sprachgeographischen Erforschung moderner Mundarten mit Hilfe der Methodik der Isoglossen bestimmt werden, d. h. durch die Aufstellung jener phonetischen, grammatischen und lexikalischen Merkmale, welche die betreffenden Sprachen oder Dialekte miteinander verbinden. Merkmale solcher Art können auf eine ursprüngliche Einheit, d. h. auf ein gemeingermanisches Erbe zurückgehen, aber sie können auch das Ergebnis einer jüngeren „Kontaktentwicklung“ darstellen, wobei ich diesen von D. V. Bubrich geprägten Begriff in einer etwas veränderten Bedeutung verwende.

Somit besteht zwischen den einzelnen altgermanischen Dialekten, wie es schon von Richard Loewe¹¹ und nach ihm von Gustav Neckel¹² gezeigt wurde, eine Querverbindung. Eine Reihe von Isoglossen verbinden die Goten mit den Nordgermanen auf Grund alter genetischer Gemeinsamkeit, während andere Merkmale, die noch reicher an der Zahl sind, das Altnordische (mit Ausschluß des Gotischen) mit den westgermanischen Dialekten verknüpfen. Diese Lage erklärt sich durch den langwierigen Kontaktverkehr der nord- und der westgermanischen Gruppe über die Meerengen und Inseln von Jütland in der Zeit *nach* der Abwanderung der Goten und *vor* der Landnahme der Angeln und Sachsen in Britannien, also zwischen dem 1.—5. Jahrhundert u. Z.

Es wurde des öfteren festgestellt, daß die genetisch oder kontaktmäßig bedingte historische Einheit von Dialekten vor allen Dingen durch das Vorhandensein gemeinsamer Neuerungen erhärtet werden kann. Die Beibehaltung übereinstimmender Merkmale, die auch für das gemeinsame Erbe belegt sind, ist weniger überzeugend, da sie unschwer das Ergebnis eines zufälligen Zusammentreffens darstellen kann. Die besten Beispiele dafür liefern die ziemlich häufigen Fälle der Beibehaltung gemeinsamer Erbschaft in zwei, geographisch nicht zusammenhängenden, des öfteren peripherisch gelegenen Reliktlandschaften eines Sprachraumes, dessen Neuerungen sonst von seinem Zentrum aus um sich greifen. Andererseits ist es aber doch möglich, daß den Neuerungen einer Sprachlandschaft die Beibehaltung von Archaismen in einer anderen Sprachlandschaft entsprechen, und zwar deshalb, weil die Mundarten dieser Landschaft in geographischer und historischer Hinsicht *eine* zusammenhängende Gruppe bilden.

¹¹ R. Loewe: Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen. Halle 1899; Ders.: Germanische Sprachwissenschaft. Leipzig 1911 (Sammlung Göschen), S. 18—29.

¹² G. Neckel: Die Verwandtschaften der germanischen Sprachen untereinander. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. 51 (1927), S. 1—17.

Besonders überzeugend sind die weitgreifenden phonetischen und morphologischen Neuerungen, wenn sie einen gesetzmäßigen Charakter tragen und möglichst viele Wörter erfassen, der Zusammenfall eines ganzen Bündels von Isoglossen. Allerdings kann auf Grund solcher Gemeinsamkeit auch einzelnen und isolierten Erscheinungen die Beweiskraft einer Art Kennzeichen („Schiboleths“) zuerkannt werden, da sie das Vorhandensein sprachlicher Beziehungen bzw. einen historischen Verkehr der gegebenen Dialekte bezeugen können. Es sei in diesem Zusammenhang auf den klassischen Fall der mittelfränkischen lexikalisch-grammatischen Variante *drüge* 'trocken' in den omd. Mundarten verwiesen, die Frings ermöglicht hatte, die ehemalige Ansiedlung von Kolonisten aus dem Raum um Köln und Trier in Obersachsen unwiderlegbar nachzuweisen,¹³ aber auch auf eine ganze Reihe anderer ähnlicher Fälle aus den Arbeiten von Frings zur historischen Mundartforschung.

Die Parallelen lexikalischer Art sind des öfteren schon deshalb umstritten, weil der Wortschatz der Mundarten — auch in unserer Zeit — zwar manche Archaismen enthält, aber nur wenig erforscht ist, und selbst dort, wo zahlreiche und umfangreiche Mundartwörterbücher vorhanden sind wie in den Ländern deutscher Zunge, sind sie sogar für den Fachmann der deutschen Mundartforschung kaum übersichtlich, insofern der Wortschatz der deutschen Mundarten bis jetzt weder in einem allgemeinen Nachschlagewerk noch in einem etymologischen Wörterbuch zusammengeführt wurde. Andererseits sind die in der einen oder anderen Mundart von heute auf uns gekommenen Archaismen eben Relikte, die früher auf einem viel größeren Gebiet verbreitet waren.

Die durch die Mißachtung all dieser Umstände heraufbeschworenen Unstimmigkeiten zeigen sich beispielhaft in den lexikalischen Parallelen (12 an der Zahl) zwischen den nordgermanischen Sprachen und dem Alemannischen, die Friedrich Maurer in den ersten beiden Auflagen seines Werkes¹⁴ angeführt hatte, um das Vorhandensein alter Beziehungen zwischen Nordgermanen und erminonischen Stämmen, die früher an der unteren Elbe sesshaft waren („Elbgermanen“), aufzuweisen. Die Unhaltbarkeit von Maurers lexikalischen Vergleichen hat Rosenfeld¹⁵ überzeugend nachgewiesen und festgestellt, daß alle zwölf Parallelen auch in einer Reihe anderer deutschen Mundarten des Mittelalters und unserer Zeit vorkommen. Bei der Summierung seiner Kritik stellt Rosenfeld die Frage, ob angesichts der Lücken in unseren Belegen

¹³ Th. Frings: Kulturströmungen und Kulturprovinzen im mitteldeutschen Osten. Bd. 1. Halle 1936, S. 185, Bd. 2, Kte 28 (Sprache und Geschichte. Bd. 3. Halle 1956, S. 35, Kte 13 und Anm., S. 79—80).

S. auch F. G. Jung: Das Wort 'trocken'. Eine sprachliche Untersuchung mit Beiträgen zur altgermanischen Grammatik. Berlin 1938.

¹⁴ F. Maurer: Nordgermanen und Alemannen. Straßburg 1942, S. 87/2. Aufl. 1947; 3. Aufl., Bern 1952).

¹⁵ H.-F. Rosenfeld: Alemannisch—nordgermanische Wortgleichungen. Neuphilologische Mitteilungen. Bd. 51 (1950), S. 61—109.

irgendwelche Schlußfolgerungen *ex silentio* überhaupt möglich bzw. zulässig sind.¹⁶ In der letzten Ausgabe seines Buches hat Maurer die Richtigkeit dieser Kritik zugegeben und die beanstandeten Beispiele von seiner Liste gestrichen. Trotzdem wurde der Maurersche Versuch von E. Kolb fortgesetzt, der um die Hypothese Maurers zu beweisen, ein Wörterverzeichnis von mehr als 130 nordgermanisch-alemannischer Entsprechungen aufgestellt hat.¹⁷

Die lexikalischen Parallelen, die einerseits Gotisch und Altnordisch (mit Ausschluß des Westgermanischen), andererseits die alten westgermanischen Dialekte unter sich (also mit Ausschluß des Gotischen und des Nordgermanischen) verbinden, wurden bereits in einem alten Aufsatz von H. Zimmer zusammengestellt.¹⁸ Eine Überprüfung an Hand moderner Mittel der Etymologie läßt die Zimmerschen Vergleichen in vielen Fällen einwandfrei bestehen: für die gotisch-nordgermanische Einheit etwa 15 Wörter, z. B. got. *naus* 'Toter, Leichnam', *fraiww* 'Same', *saupps* 'Opfer', *alan* 'wachsen', *wahstus* 'Wuchs', *gairda* 'Gürtel' u. dgl.; für die westgermanische Einheit etwa 60, darunter auch solche, die im heutigen Deutsch derart verbreitet sind wie z. B. ahd. *fehlan* 'fechten', *mīdan* 'meiden', *helan* 'hehlen', *groz* 'groß', *gisunt* 'gesund', *geist* 'Geist', *scaf* 'Schaf' usw. Schwarz konnte mit feineren Zählungsmethoden von 1245 untersuchten Wörtern 68 als für das Gotische und das Nordgermanische charakteristische herausstellen.¹⁹ Allerdings sei es angemerkt, daß manche dieser Wörter — und insonderheit die der gotisch-nordgermanischen Gruppe — indoeuropäische etymologische Entsprechungen aufweisen. Dieser Umstand läßt das Bedenken aufkommen, daß sie in älterer Zeit gemein-germanisch gewesen sein müssen, und erst in der Folgezeit in diesem oder jenem Dialektraum aus verschiedenen Gründen geschwunden sind wie viele andere Wörter, die von der germanischen Grundsprache abstammten. Überzeugend wirkt auch hier die Massierung der Vergleichen, besonders im Westgermanischen, auch wenn man den erwähnten Reliktcharakter einzelner Wörter in Betracht zieht.

Viel mehr Beweiskraft besitzen die lexikalischen Unterschiede im Zusammenhang mit grammatischen Abweichungen, z. B. got. *himins* 'Himmel', an. *himinn* (Suffix *-in*) gegenüber ahd. *himil* (Suffix *-il*) bzw. as. *heban*, ags. *heofon* (Suffix *-an*, Dissimilation des Wurzelkonsonanten); got. *leitils* 'klein', an. *litill* (wurzelhaftes *-i*;) gegenüber as. *lutil*, ags. *lytel*, *lȳtel*, ahd. *luzzil*, *lūzzil*, *liuzil* (wurzelhaftes *u*, *ū*, *iu*); got. *vato*, an. *vatn* gegenüber wg. *watar* 'Wasser'; got. *fōn* 'Feuer', Gen. *funins*, an. *funi* sw. gegenüber as., afries. *fiur*, ags. *fȳr*, ahd. *fiur*, *fuir* (in den beiden letzten Wörtern ein Resultat des

¹⁶ A. a. O., S. 108.

¹⁷ E. Kolb: Alemannisch — nordgermanisches Wortgut. Frauenfeld 1957.

¹⁸ H. Zimmer: Ostgermanisch und Westgermanisch. Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. 19 (1876), S. 448—462.

¹⁹ E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Bern. 1951, S. 135.

Zerfalls der indoeuropäischen heteroklytischen Deklination der *-r/-n*-Stämme)²⁰ u. dgl.

Lexikalisch-grammatische Unterschiede solcher Art setzen ein- oder beiderseitige selbständige Neuerungen voraus.

Immerhin müssen auch die Neuerungen phonetischer und grammatischer Natur in manchen Fällen zweifelhaft erscheinen, da sie auch infolge einer unabhängigen parallelen Entwicklung auf Grund derselben gesetzmäßigen inneren Entwicklungsprozesse entstanden sein könnten, welche letztere sich in nahe verwandten Mundarten ein und derselben Sprache auch bei fehlendem geographischem Zusammenhang auf die gleiche Art und Weise auswirken dürften.

Diese Frage wurde seinerzeit noch von Meillet in seinem Buch über die grundlegenden Merkmale der germanischen Sprachen aufgeworfen.²¹ In einem Aufsatz über die allgemeinen Probleme historisch-vergleichender Sprachforschung versuchte ich im Jahre 1940 diesen Gedanken zu begründen, indem ich die Ansicht vertrat, ein phonetisches und grammatisches Merkmal in einer Gruppe von Sprachen müsse nicht unbedingt auf ein gemeinsames Erbe zurückgehen.²² Als Beispiel führte ich die Tatsache der Diphthongierung der vokalischen Längen \bar{i} , $\bar{u} > ai$, au im Neuhochdeutschen, im Neuenenglischen und im Niederländischen, also Prozesse, die sozusagen vor den Augen der Geschichte, zwischen dem 12.—16. Jahrhundert vor sich gingen: „Wären keine älteren Schriftdenkmäler vorhanden, so könnte man auch in diesem Falle 'ursprachliche' Erscheinungen erschließen und rekonstruieren, welche einen bestimmten 'Zweig' der westgermanischen Sprachen miteinander verknüpfen.“²³ In Wirklichkeit aber ist diese Diphthongierung das Ergebnis der spontanen und selbständigen Entwicklung dieser drei genetisch verwandten Sprachen. Sie hängt mit dem allgemeinen Charakter des dynamischen Akzentes im Germanischen und der dadurch verursachten Reduzierung der Vokale in Nachtonsilben zusammen, die nach Wredes Theorie zu einer Ersatzdehnung mit darauffolgender Spaltung der Volltonvokale beigetragen hat.

Auch unter den Bedingungen einer kontaktmäßigen Entwicklung hat man jedoch mit denselben inneren Gesetzmäßigkeiten zu tun. Ein Lautwandel, der letzten Endes auf den Eigenheiten der Artikulation beruht, erfaßt allmählich eine ganze Reihe benachbarter Mundarten. Das Beispiel der Nachbarn kann bei der Ausbreitung einer phonetischen Neuerung eine wesentliche

²⁰ S. B. M. Жирмунский: Сравнительно-историческая грамматика и диалектология, S. 13.

²¹ A. Meillet: *Caractères généraux des langues germaniques*. Paris 1937 (Einleitung). S. auch A. Meillet: *La méthode comparative en linguistique historique*. Oslo 1925, Kap. V (über die „parallele Entwicklung“).

²² B. M. Жирмунский: Сравнительная грамматика и новое учение о языке. Изв. АН СССР, отд. литературы и языка (1940), No. 3, S. 38 u. 46.

²³ A. a. O., S. 39.

INDEX ALPHABETICUS

(Ad tomum XIV.)

Indice hoc non continentur vocabula, quae A. K. Matveev in opere, quod Заимствования из пермских языков в русских говорах Северного и Среднего Урала [= Vocabula origine Permiaca in dialectis Russicis accommodata in partibus Montis Urali Septentrionalibus et Mediis] inscribitur, tractavit.

1. Linguae Uralicae

A) Linguae Fenno-ugricae

a) Fennica			
<i>aamu</i>	319	<i>egy</i>	215—220
<i>ammoin</i>	319	<i>egymás</i>	217
<i>ensi</i>	215, 216, 217	<i>eszik</i>	320
<i>es</i>	216	<i>fene</i>	326
<i>että</i>	216	<i>fenyő</i>	52, 56
<i>jänkä</i>	56	<i>had</i>	187
<i>katara</i>	58	<i>halom</i>	413
<i>karahka</i>	75	<i>hács</i>	57, 58
<i>koivu</i>	55	<i>hánt</i>	58
<i>kolmas</i>	216	<i>hárs</i>	57, 58
<i>kosku</i>	57, 58	<i>hát</i>	413
<i>kunta</i>	187	<i>heves</i>	325
<i>kuusanka</i>	77	<i>hitvány</i>	413
<i>kuusi</i>	55	<i>hó</i>	280
<i>muurain</i>	76	<i>hó 'mensis'</i>	324
<i>orpo</i>	191	<i>hölgy</i>	57
<i>otsa</i>	215	<i>huncut</i>	413
<i>paju</i>	55	<i>így</i>	215
<i>peni</i>	326	<i>kohó</i>	413
<i>petäjä</i>	52	<i>láb</i>	280
<i>piekana</i>	77	<i>lap</i>	280
<i>sala</i>	276	<i>lát</i>	280
<i>sii, siihirsi</i>	326	<i>mag</i>	383
<i>silmä</i>	326	<i>maga-</i>	187
<i>tammi</i>	56, 57	<i>magam</i>	383
<i>toinen</i>	216, 217	<i>más</i>	217
<i>tuomi</i>	76	<i>meggy</i>	320
<i>vävy</i>	326	<i>meggy</i>	76
		<i>méh</i>	76, 77
		<i>melegében</i>	325
		<i>mély</i>	320
b) Hungarica		<i>méz</i>	76
<i>ärva</i>	191	<i>mű</i>	326
<i>bánya</i>	413	<i>né</i>	321
<i>bika</i>	413	<i>nyár</i>	55
<i>búsul</i>	413	<i>nyír</i>	55
<i>cukorborsó</i>	408	<i>nyuszt</i>	76
<i>éger</i>	56		

B) Linguae Samoiedicae

Samoiedica ad fl. Ienissei		Samoiedica Taugiensis	
<i>eke, eko-</i>	220	<i>mee-</i>	326
<i>tare-bo</i>	277	<i>tola-</i>	277
Samoiedica Camasina		Samoiedica-Iuraca	
<i>konsu</i>	77	<i>hārw</i>	75
<i>siŋ</i>	326	<i>īj</i>	326
<i>t'gli</i>	277	<i>lējju</i>	326
		<i>luŋga</i>	321
		<i>mī-</i>	326
		<i>neru</i>	55
<i>maga-</i>	187	<i>sēw</i>	326
<i>mee-</i>	326	<i>si''</i>	326
<i>tuela-</i>	277	<i>tāle-</i>	277
		<i>wgñneko</i>	326

2. Linguae Indo-europaeae

A) Linguae Indo-iranae

a) Linguae Indicae		239—241	
		<i>rangparide</i>	238, 241
		<i>rangbāzte</i>	246
<i>ena-</i>	220	<i>tirxorde</i>	

B) Graeca

b) Linguae Iranicae		220	
		<i>olwōc</i>	
Persica		C) Latina	
<i>dellang</i>	237, 238		
<i>rangkarde</i>	238, 241	<i>umus</i>	220

D) Linguae Neolatinae

Romana		413	
		<i>hitioán</i>	413
		<i>Holumburi</i>	413
<i>a se hunsuŋi</i>	413	<i>lápús</i>	413
<i>baie</i>	413	<i>ponósclu</i>	412
<i>Băŋtle</i>	413	<i>salăŋ</i>	413
<i>Bica</i>	413	<i>Şodrom</i>	413
<i>buŋultt</i>	413	<i>tulaŋ</i>	413
<i>Ooŋ</i>	413	<i>valóst</i>	413
<i>Háturi</i>	413	<i>Vaşcău</i>	413

E) Linguae Germanicae

Teutonica		220	
<i>Backofen</i>	238	<i>ein</i>	408
<i>Bohne</i>	408	<i>Erbse</i>	408
		<i>Zuckerbohne</i>	408

3. Linguae Turcicae

Tsagataica		319	
<i>irte</i>			319
<i>irteki</i>			

Rolle spielen, in der Tat löst es aber bloß die spontane Entfaltung potentieller Möglichkeiten aus, die in der Artikulation der betreffenden Mundart schon gegeben waren. Allein die Möglichkeit des Übergriffs gesetzmäßiger phonetischer Wandlungen aus einem Dialekt auf andere Dialekte läßt sich erst durch die auch diesen innewohnenden ähnlichen Tendenzen der Lautentwicklung erklären. So müssen wir auch die Verbreitung ein und derselben Diphthongierung der langen Vokale in ober- und mitteldeutschen Mundarten zwischen dem 12. – 16. Jahrhundert interpretieren. Die Ursache dieser Erscheinung ist in den oben angedeuteten allgemeinen Besonderheiten der germanischen (deutschen) Betonung zu suchen; die chronologische und geographische Konsequenz der Ausbreitung des Prozesses im Bereich benachbarter deutscher Mundarten zeugt jedoch für das Vorhandensein einer kontaktbedingten Entwicklung und für die wesentliche Rolle des sprachlichen Verkehrs bzw. der Wechselwirkung der einzelnen Nachbardialekte.²⁴

Es sei angemerkt, daß die Theorie der spontanen Entwicklung sprachlicher Neuerungen in letzter Zeit auch in der ausländischen Germanistik in Erscheinung trat, und zwar in den Arbeiten des Österreichers O. Höfler, aber mit einseitigen Übertreibungen, die meiner Meinung nach einer genaueren kritischen Überprüfung bedürfen. Letzteres betrifft vor allem Höflers Arbeiten über die zweite Lautverschiebung in den ostgermanischen Sprachen.²⁵

Als Beispiele für die spontane Entwicklung analogischer gesetzmäßiger Lauttendenzen in den altgermanischen Stammesdialekten lassen sich z. B. die Erscheinungen der Reduktion unbetonter Silben, die ebenfalls mit den Eigenheiten des dynamischen Akzents im Germanischen verbunden sind, oder die Verbreitung des Umlauts zur Zeit der eigenständigen Entwicklung der germanischen Einzelsprachen anführen, wobei die durch die Phonologisierung des Umlauts bedingte Verbreitung ihrerseits ebenfalls mit Reduktionserscheinungen zu verbinden ist.²⁶ Hierher zu zählen ist ferner die allgemeine Tendenz zur Monophthongierung der germanischen Diphthonge *ai* und *au*, die gleicherweise durch denselben Faktor der starken dynamischen Betonung der ersten bzw. Wurzelsilbe ausgelöst wurde. Diese Tendenz wurde in den germanischen Einzelsprachen zu verschiedener Zeit und mit verschiedenen phonetischen

²⁴ В. М. Жирмунский: О некоторых проблемах лингвистической географии. Вопросы языкознания (1945), No. 4, S. 10–15.

²⁵ O. Höfler: Stammesbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur/Tübingen, Bd. 77 (1955), S. 30–66; Bd. 78 (1956), S. 1–44; Ders.: Die hochdeutsche Lautverschiebung und ihre Gegenstücke bei Goten, Wandalen, Langobarden und Burgunden. Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 93/1956 bzw. 1957), S. 294–318; Ders.: Die zweite Lautverschiebung bei Ostgermanen und Westgermanen. Tübingen 1958.

²⁶ V. Schirmunski: Probleme der vergleichenden Grammatik der deutschen Mundarten. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 79 (1957), S. 376.

Ergebnissen verwirklicht, aber die allgemeine Tendenz der Entwicklung war überall die gleiche.²⁷

Aus diesen Gründen glaube ich die Gliederung der altgermanischen Dialekte bei W. Krause bezweifeln zu müssen.²⁸ Indem er nämlich die herkömmliche Einteilung in Nord-, Ost- und Westgermanisch beibehält, schlägt er vor, die altgermanischen Dialekte voneinander auf Grund eines einzigen Merkmals, d. h. einer einzigen Isoglosse abzugrenzen, und zwar nach den verschiedenen Entsprechungen für germ. *-z* im Auslaut des Nom. Sg. M. anhand des Beispiels von germ. **dagaz* 'Tag': 1) Gruppe *dagaz* (Nordgermanisch); 2) Gruppe *dags* (Ostgermanisch); 3) Gruppe *dag* (Westgermanisch).

Im Gotischen und im Altnordischen ist germ. **-z* im Auslaut bekanntlicherweise in der Stellung nach unbetonten Vokal erhalten. *-z* wurde im Gotischen zu *-s* gemäß dem für das Gotische charakteristischen Gesetz der Stimmloswerdung der Spiranten im Auslaut. Auslautendes *-s* ist dabei erhalten geblieben, unabhängig davon, ob der vorangehende Vokal reduziert wurde oder nicht, vgl. die männlichen Substantiva *dags*, *gasts*, *sunus*, Pl. *dagōs*, *gasteis*, *sunjus*, die starken männlichen Adjektiva *blinds*, *midjis* usw. Im Nordgermanischen wurde *-z* zu *-R*. In den alten Runeninschriften ist der Vokal noch belegt: *dagaR*, *gastiR* u. dgl., im Altnordischen wurde der kurze Vokal bereits reduziert, während *-R* erhalten blieb und mit ursprünglichem germ. *-r* zusammenfiel: *dagr*, *gestr*, *sunr*, Pl. *dagar*, *gester*, *sunar* sowie die Adjektiva *gōfr*, *miðr* u. dgl.

Die Beibehaltung des auslautenden Konsonanten ist aber von den Reduktionsercheinungen der unbetonten Silben nicht zu trennen, die ihrerseits wiederum allen germanischen Sprachen eigen sind. Somit hängt auch die Beibehaltung des Konsonanten von der relativen Chronologie dieser Erscheinungen ab: sie darf daher auf keinen Fall ohne weiteres als Kriterium für die Bestimmung der genetischen Zusammenhänge von Dialekten bzw. für ihre Klassifizierung herangezogen werden.

Im Gotischen läßt sich z. B. schon bei Wulfila ein Ansatz zur Reduktion von *-s* im Auslaut nach *r* in Wörtern wie *baür* 'Sohn', *stiur* 'Stier', *unsar* 'unser' u. a. beobachten, und zwar neben Wörtern wie *akrs* 'Acker', *skeirs* 'klar', *gaurs* 'betrübt' u. dgl. In den ostgotischen Namen des 6. Jahrhunderts, also zwei Jahrhunderte vor den ersten westgermanischen Schriftdenkmälern, kann dieses Auslauts-*s* überhaupt nicht mehr belegt werden (vgl. *Ufitahari*, *Gudilub* usw.).²⁹ In einer weiteren ostgermanischen Sprache, nämlich im Wandalischen (ebenfalls im 6. Jahrhundert) ist es nirgends vorhanden außer in den Namen

²⁷ B. M. Жирмунский: Сравнительно-историческая грамматика и диалектология, S. 29—30.

²⁸ W. Krause: Handbuch des Gotischen. München 1953, S. 41.

²⁹ F. Wrede: Über die Sprache der Ostgoten in Italien. Straßburg 1891, S. 176—182.

auf *-rīx* (got. *-reiks*), die im Hinblick auf ihre Wortbildungsform jedoch zweifelhaft erscheinen, vgl. *Gunthamund*, *Witarith*, *Fridamal*, *Geilamir* u. a. gegenüber *Geisarix*, *Hildirix* u. dgl.³⁰ Im Krimgotischen des 16. Jahrhunderts ist auslautendes *-s* in einigen Wörtern vorhanden, in anderen wiederum nicht, scheinbar ohne jede Regelmäßigkeit: *stul* (got. *stōls*), *tag* (got. *dags*), *alt* (got. *alpeis*) usw. neben *fers* 'Mann' (wahrscheinlich got. *fairhwus*), *wintsch* 'Wind' (got. *winds*), *statz* 'Land' (got. *staþs*) usw.

In den nordgermanischen Sprachen wurde die Endung auf *-r* im Nom. Sg. M. (mit Ausschluß des Isländischen) ebenfalls zu verschiedenen Zeiten aufgegeben (vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an im Dänischen bzw. erst im 16. Jahrhundert im Schwedischen); ihre Bewahrung läßt sich lediglich in einigen wenigen Reliktformen bzw. archaischen Mundarten feststellen.³¹

Der Prozeß des Abfalls von *-s* oder *-r* als einem charakteristischen Merkmal des Nom. Sg. M. ist aber keineswegs von nur phonetischer Natur. Es waren dabei auch grammatische Tendenzen am Werk, um den Nominativ und den Akkusativ des Singulars in einer einzigen Ausgangsform zu nivellieren, die mit dem reinen Wortstamm zusammenfiel, andererseits, in den nordgermanischen Sprachen, um den Singular von dem Plural klar abzugrenzen, dessen Endungs *-r* im Altnordischen aus germ. **-z* lautgerecht entstanden war. Auch dieser Prozeß der morphologischen Vereinheitlichung stellt eine gemeinsame gesetzmäßige Tendenz der späteren Entwicklung der germanischen Sprachen dar, die erst im Laufe ihrer eigenständigen Existenz verwirklicht wurde.

Das Fehlen von *-r* (*-R*) fällt schließlich auch als Kennzeichnung des Westgermanischen weg, wenn man der durchaus annehmbaren Hypothese von A. I. Smirnickij beipflichtet, der es versucht hat festzustellen, daß dem Abfall des germ. *-z* im Auslaut auch im Westgermanischen der Wandel *-R > -r* nach dem allgemeinen Gesetz des „Rhotazismus“ im 5. Jahrhundert vorausgegangen sein soll.

Auf diese Weise steht also die Gliederung von Krause, trotz ihrem vom formal-logischen Standpunkt einwandfreien Charakter, im Gegensatz zu der historischen Wirklichkeit: sie verbindet auf einer Fläche Erscheinungen, die verschiedenen chronologischen Ebenen der germanischen Sprachgeschichte angehören, und zwar Erscheinungen, deren Übereinstimmung oder Verschiedenheit nicht durch genetische oder kontaktmäßige Bindungen, sondern durch die nämlichen gemeinsamen Tendenzen ihrer phonetischen und grammatischen Entwicklung bedingt ist.

³⁰ F. Wrede: Über die Sprache der Wandalen. Straßburg 1886, S. 105—106.

³¹ М. И. Стеблин-Каменский: История скандинавских языков. Москва—Ленинград 1953, S. 185—186.

³² А. И. Смирницкий: Отпадение конечного *z* в западногерманских языках и изменение *z* в *r*. Труды Института языкознания АН СССР, т. IX. Вопросы германистики. Москва 1959, S. 115—136.

Die Klassifizierung von Krause versuchte F. Mossé zu entwickeln und zu vervollkommen, wobei er denselben, historisch anfechtbaren Grundsatz der Gliederung verwendete.³³ Gleich Krause unterschied er drei „Areale“: ein östliches (Typ *dals* 'Tal'), ein nördliches (Typ *dalr*) und ein westliches (Typ *dal*), und im Rahmen des letzteren auf der einen Seite Deutsch, vertreten durch zwei Gruppen von Mundarten — Hochdeutsch (Bairisch, Alemannisch und Fränkisch: Areal *tal*) und Niederdeutsch (Altsächsisch, im weiteren „Plattdeutsch“, und Niederfränkisch, im weiteren Niederländisch: Areal *dal*); auf der anderen Seite Friesisch (Areal *del*) und Englisch (Areal *dæl*). Somit verbleibt Mossé, abgesehen von der neuen Terminologie, in jeder Hinsicht im Rahmen der traditionellen Gliederung der vergleichenden Grammatik. Er läßt sowohl den jüngeren Charakter der hochdeutschen Lautverschiebung (nd. *dal* — hd. *tal*, vgl. S. 20) als auch die ursprünglichen Beziehungen des Altsächsischen zum Friesischen und Angelsächsischen außer acht, d. h. die „ingwäonische“ Grundlage des Altsächsischen, die später von fränkischen (istwäonischen) Einflüssen überlagert wurde (vgl. S. 22) und u. a. auch in der Palatalisierung *a > e* in einzelnen Urkunden und Eigennamen als Relikt eines älteren Zustandes belegt werden kann, z. B. *deg* 'Tag', *gles* 'Glas', *Del-heim* 'Talheim' ON usw.³⁴

Erscheinungen von grammatischer Analogie in der Formenlehre, Vereinheitlichung der Endungen infolge phonetischer Reduktion oder Zusammenfall bei der Auswahl einzelner grammatischer Formen aus vorhandenen Dubletten sind wohl der nämlichen Richtung oder inneren Tendenz der entsprechenden Prozesse in der Formenbildung zuzuschreiben. Nehmen wir einige Beispiele:

1. Partizip I und Komparativ haben im Gotischen und im Nordgermanischen nur eine schwache Deklination, wobei das Femininum nach dem Muster der *-in*-Stämme gebildet wird, vgl. Nom. Sg. F. got. *gibandei* — an. *gífande* Part. I, got. *batizei* — an. *betre* Komp. Das Gotonordische hat hier eine gemeingermanische Form bewahrt. Das Suffix *-i-* als Merkmal des Femininums geht auf das Indoeuropäische zurück, vgl. skr. *bharanti*, lit. *sukanti*, gr. *φέρονσα* < **pheron-tja*, ferner skr. *vrkíṣ* 'Wölfin' — an. *ylgr* Fem. zu *ulfr* 'Wolf'.³⁵ Im Germanischen wurde das Suffix *-i-* mit dem Element *-n* ergänzt und nach dem Muster der schwachen Stämme auf *-n* dekliniert. In den westgermanischen Mundarten wurde diese isolierte Form des Femininums durch den regelrechten Typus der schwachen Deklination der Adjektiva verdrängt, wozu sich im folgenden auch die starken Formen hinzufügten, vgl. ahd.

³³ F. Mossé: *Manuel de la langue gothique*. Paris 1956, S. 20.

³⁴ Vgl. J. H. Gallé: *Altsächsische Grammatik*. Halle 1910, S. 44–45; W. Foerste: *Geschichte der niederdeutschen Mundarten*. Deutsche Philologie im Aufriß. Hrg. v. W. Stammler. Bd. 1. Berlin 1957, Sp. 1733.

³⁵ H. Hirt: *Handbuch des Urgermanischen*. Teil II, S. 22 u. 69.

gebanta sw. F., *gebantiu* st. F. Got. *gibands* Nom. Sg. st. M. zeugt für die Ansätze dieses Prozesses auch im Gotischen. Es ist klar, daß diese analogische Vereinheitlichung nach einem regelrechten Typus in den einzelnen westgermanischen Dialekten auch unabhängig voneinander vor sich gehen konnte.

2. Das Gotische und das Altnordische haben die Tiefstufe des Ablauts des Wortbildungssuffixes *-en/-on* bewahrt im Gen. und im Dat. Pl. M. der schwachen Deklination in got. *aúhsnē* 'Ochsen' — an. Gen. Pl. *yxna*, *øxna*, *uxna*, aschw. *uxna*, Dat. *yxnom*, *øxnom* (auch Nom., Akk. Pl. *yxn* < germ. **uhsniz*, vgl. ags. *æxen* mit Umlaut). Dem got. Gen. Pl. N. *namnē*, Dat. *namnam* entspricht ähnlicherweise an. *nafn* N. (< **namn*) mit Übergang zur starken Deklination und der Ausbreitung der Nullstufe des *n*-Suffixes auf sämtliche Kasus. Diese Erscheinung ist alt und sie geht auf indoeuropäische Verhältnisse zurück, vgl. skr. Gen. Pl. *ukṣnām*, *namnām*, Dat. Pl. *ukṣabhyas*, *nāmabhyas* (< **-n-bhyas*). Tiefstufe des Ablauts erscheint im Dat. Pl. auch in got. *watnam* (zu *watō* sw. N.), vgl. an. Nom. Sg. M. *vatn* mit Ausdehnung der Nullform des *n*-Suffixes auf alle Kasus und mit Übergang, wie bei *nafn*, zur starken Deklination, in got. *abnam* neben Nom. M. sw. *aba* 'Mensch'.³⁶

Die Beibehaltung des alten Typus im Gotischen und im Altnordischen kann, isoliert betrachtet, nicht als Beweis einer ursprünglichen gotisch-nordischen Einheit dienen, wie auch die in den westgermanischen Sprachen nach dem vorherrschenden Muster der schwachen Deklination durchgeführte gemeinsame analogische Neuerung und die Beseitigung der aus ihrem System herausfallenden Archaismen weder genetische Einheit noch eine kontaktbedingte Entwicklung dieser Dialekte beweisen können. Das Althochdeutsche zeigt in allen Fällen im Gen. Pl. M. und N. *-ōno*, im Dat. *-ōm*, vgl. *namōno*, *namōm*; *oxōno*, *oxōm* nach dem regelmäßigen Typus von *hanōno*, *hanōm*, ebenso as. *namono*, ags. *nomena* nach dem Muster von as. *gumono*, ags. *gumena*.

Am wenigsten beweiskräftig erscheinen parallele Ergebnisse der Entwicklung syntaktischer Gefüge, die in der Regel von gemeinsamen Entwicklungstendenzen der syntaktischen Struktur verwandter Sprachen bestimmt werden. Man denke z. B. an den ähnlichen — wenn in den Einzelheiten auch unterschiedlichen — Prozeß der Entstehung des bestimmten und des unbestimmten Artikels aus dem Demonstrativpronomen mit der Bedeutung 'jener' bzw. aus dem Indefinitpronomen 'einer', die zwar auf gemeingermanische Ansätze zurückgehen, aber in der Zeit der selbständigen Entwicklung der germanischen Einzelsprachen entfaltet wurden. Ähnliche Tendenzen haben sich geltend gemacht bei der Herausbildung zusammengesetzter Verbalformen aus prädikativen Wortgruppen mit den Verben 'sein' und 'haben'. Es ist

³⁶ S. bei H. Hirt: Handbuch des Urgermanischen. Teil II, S. 54; W. Krause: Handbuch des Gotischen, S. 150.

bekannt, daß dieselben Erscheinungen auch in den romanischen Sprachen vorhanden sind, was aber Brinkmanns Annahme eines französisch—deutschen Sprachkontakts im Rahmen des fränkischen Reiches der Merowinger und der Karolinger noch keineswegs begründen kann.³⁷

Erst dann, wenn die übereinstimmenden syntaktischen Gefüge durch teilweise gleiche, teilweise unterschiedliche lexikalisch-grammatische Merkmale geformt auftreten, kann die Übereinstimmung oder der Unterschied dieser Merkmale (Präpositionen, Konjunktionen, Pronomina) das Vorhandensein einer genetischen oder kontaktbedingten Gemeinschaft beweisen, vgl. S. 31 ff.

Zieht man alle erwähnten Umstände in Betracht, so läßt es sich festhalten, daß die Bestimmung mehr oder weniger glaubhafter Sprachbeziehungen auf Grund gemeinsamer mundartlicher Merkmale (Isoglossen) nur möglich ist, wenn diese Gemeinsamkeiten massenhaft auftreten und sich nicht auf vereinzelte, isolierte Fälle beschränken, die gerade infolge einer möglichen Zufälligkeit wenig Beweiskraft besitzen. Im Unterschied zu einer Klassifikation formal-logischer Art, die auf der Gegenüberstellung gemäß einem einzigen Merkmal beruht, muß eine historisch begründete Gliederung von Dialekten das Gesamt von sich häufig kreuzenden und in formaler Hinsicht oft widerspruchsvollen Merkmalen in Betracht ziehen. Unter allen Umständen aber gestatten uns nur die Angaben der sogenannten „externen Linguistik“, d. h. eine Hinwendung zu der in schriftlichen Überlieferungen oder Denkmälern der materiellen Kultur bezeugten Geschichte des Volkes — so problematisch und umschritten auch ihre Deutung sein mag —, jene historischen Beziehungen einzelner Stämme und Völker auf eine überzeugende Art zu begründen und zu klären, die in gemeinsamen Sprachmerkmalen überliefert worden sind.

III

Die Einsichten der modernen Sprachgeographie haben die herkömmliche historisch-vergleichende Klassifikation Streitbergs und der Junggrammatiker widerlegt, indem sie zeigten, daß diese Gliederung den Tatsachen der historischen und linguistischen Wirklichkeit zuwiderläuft. Die größte Bedeutung kommt dabei folgenden Tatsachen zu:

Die Ergebnisse der neueren archäologischen Forschungen, die Daten der historischen Toponymik und die sprachlichen Belege bestätigen, daß die Goten (und die sonstigen ostgermanischen Stämme — Wandalen, Burgunder usw., die bei Plinius als Wandilier oder Windiler zusammengefaßt

³⁷ H. Brinkmann: Sprachwandel und Sprachbewegungen in althochdeutscher Zeit. Jena 1931, S. 6—8 u. 14—15.

sind) aus Skandinavien stammen, wie dies auch in ihrer eigenen historischen Überlieferung bewahrt worden ist. Die Erzählung von Jordanes (6. Jahrhundert) über die Auswanderung der Goten von der „Insel Skandza“ an die südlichen Küsten der Ostsee, wo sie mit anderen ostgermanischen Stämmen zusammenstießen (mit Rugiern und Wandalen, die vermutlich schon früher ihre gemeinsame Heimat verlassen hatten), hat demnach, trotz ihres poetischen Charakters, äußerst reale historische Einzelheiten dieser Auswanderung bewahrt.³⁸ Die nächsten Verwandten der Goten in Skandinavien waren die mit ihnen auch ihrem Stammesnamen nach verbundenen Gauten in Südschweden, in den heutigen Provinzen Vestergötland und Östergötland. Mit den gotischen Volksbewegungen ist zweifelsohne auch der Name der Insel Gotland verknüpft. Vor dieser Abwanderung der späteren ostgermanischen Stämme aus Skandinavien auf das europäische Festland, und zwar in die Gegend östlich der Oder (3–1. Jahrhundert v. u. Z.) müssen wir eigentlich von zwei grundlegenden Gruppen germanischer Stämme sprechen: von einer n ö r d l i c h e n (skandinavischen) und einer s ü d l i c h e n (kontinentalen) Gruppe. Dementsprechend erscheint auch für die Klassifikation der altgermanischen Stammesdialekte angebracht, sie anfangs in zwei grundlegende Dialektgruppen zu gliedern, und zwar in eine n ö r d l i c h e oder peninsulare (skandinavische) und in eine s ü d l i c h e oder kontinentale (später „westgermanische“) Gruppe. Der Begriff „Westgermanisch“ ist mit dem Begriff „Ostgermanisch“ in geographischer Hinsicht korrelativ, indem er sich auf jene verhältnismäßig kurze und chronologisch jüngere Zeitspanne bezieht, in welcher die windilischen Stämme östlich der Elbe, an der unteren Oder und Weichsel in der Nachbarschaft baltischer und slawischer Stämme siedelten (etwa zwischen dem 2. Jahrhundert v. u. Z. und dem 2. Jahrhundert u. Z.). In diesem Raum bezeugten sie auch die römischen Historiker des 1. Jahrhunderts u. Z. (Plinius, Tacitus), auf deren Angaben auch die herkömmliche historisch-geographische Gliederung beruht.

Ein Vergleich des Gotischen und des Altnordischen ermöglicht uns die gemeinsamen Züge der nördlichen Gruppe vor der Absonderung der Goten im ausgehenden 1. Jahrhundert v. u. Z. zu rekonstruieren. Ernst Schwarz hat in seiner Arbeit 25 Merkmale phonetischer, morphologischer und lexikalischer Natur aufgezeigt, die die gotonordische Gemeinschaft von den Dialekten der westgermanischen Gruppe auseinanderhalten.³⁹ Auf Grund dieser Merkmale hat Schwarz sogar versucht, mit den bekannten Methoden der vergleichenden Grammatik nun eine ursprüngliche gotonordische Einheit zu rekonstruieren, d. i. eine Art „grundsprachliche“ Basis für das Gotische und

³⁸ E. Schwarz: *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen*, S. 14–15; Ders.: *Germanische Stammeskunde*. Heidelberg 1956, S. 83 ff. Vgl. E. C. G. Oxenstierna: *Die Urheimat der Goten*. Leipzig 1945.

³⁹ E. Schwarz: *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen*, S. 47–153.

das Altnordische, was verständlicherweise durchaus nicht unerläßlich ist (besonders bei einem Vertreter der Sprachgeographie): denn die Beziehungen zwischen den einzelnen Stammesgruppen sind wohl schon damals viel beweglicher und schwankender gewesen. Immerhin ist es ein Verdienst von Schwarz, eine systematische und vollständige historisch-vergleichende Übersicht über diese sprachlichen Beziehungen als erster aufgedeckt zu haben. Nicht alle seiner Vergleichen sind von derselben Beweiskraft im Lichte der vorhin angeführten kritischen Bemerkungen, aber einige von ihnen sind äußerst alt, und ihr Massencharakter verleiht ihnen eine überzeugende Kraft.

Von diesen Merkmalen verdienen folgende eine besondere Beachtung:

Im Bereich der P h o n e t i k:

1) Gutturalisierung („Holzmanns Gesetz“): germ. *-uw-* > got. *-ggw-*, an. *-ggv-*; germ. *-jj-* > an. *-ggj-*, got. *-ddj-* (aus gotonord. **-ggj-*), vgl. got. *triggws*, an. *tryggr* (Stamm: *tryggv-*) — ags. *trēowe*, as., ahd. *triuiwi* 'treu' (germ. **trew(i)a*); got. *twaddjē*, an. *tweggja* Gen. Pl. 'zweier' — as. *twēio*, ahd. *zweio*, *zweio* (germ. **twajjēn*, *-jjōn*).⁴⁰ Die lexikalische Verbreitung dieser Erscheinung ist ziemlich groß: Krause verzeichnet 7 gotonordische Beispiele und 2, die nur im Gotischen erhalten geblieben sind;⁴¹ Noreen⁴² führt noch 4 Beispiele auf *-ggj-* und 11 auf *-ggv-* an, die im Gotischen keine Entsprechung aufweisen, was wahrscheinlich mit der sachbedingten Begrenztheit im biblischen Wortschatz bei Wulfila zu erklären ist, z. B. an. *hoggrva* — ahd. *houwan* 'hauen', an. *hryggva* — ahd. *hriiwan* 'reuen'; an. *Frigg* (Gen. *Friggjar*) — ahd. *Fria* (germ. **frijja*, vgl. skr. *prijā* 'Frau') u. dgl.

Im Bereich der M o r p h o l o g i e:

2) Bildung des starken Präteritums, z. B. 2. P. Sg. got. *graipt*, an. *greipt* gegenüber as. *gripi*, ags. *gripe*, ahd. *griffi* 'griff' (vgl. S. 28).

3) Schwache Verba der IV. Klasse mit dem Suffix *-na-*, z. B. got. *fullnan*, an. *fullna* 'voll werden, sich füllen' (s. u., S. 28 f.).

4) Schwache Formen der Feminina auf *-in-* im Partizip I und im Komparativ der Adjektiva, vgl. — mit den dort angeführten Einschränkungen — S. 14 f.

5) Bewahrung der schwachen Deklinationsformen mit Tiefstufe des Suffixes, z. B. Gen. Pl. got. *auhsnē*, an. *uxna*, ebenfalls mit Einschränkungen, s. S. 15.

6) Aufgabe der einsilbigen athematischen Verba *dōn*, *stān*, *gān* (mit geringen Einschränkungen), die auch hier das Ergebnis paralleler Prozesse einer analogischen Vereinheitlichung darstellen kann, vgl. S. 14.

⁴⁰ H. Hirt: Handbuch des Urgermanischen. Teil I, S. 113—114; E. Prokosch A Comparative Germanic Grammar, § 33/c.

⁴¹ W. Krause: Handbuch des Gotischen, S. 103—104.

⁴² A. Noreen: Altnordische Grammatik. Bd. I. Halle 1903, § 221.

Einige mehr spezielle Erscheinungen in der Morphologie:

7) Bildung des Interrogativpronomens von der Wurzel germ. *hwa-*, *hwe-* gemäß dem Typus der Stämme auf *-j-*, die im Westgermanischen fehlen, vgl. got. *hvarjis*, an. *hverr* 'welcher (von vielen)'.
 8) 1. P. Sg. Opt. Präs. got. *bairau*, an. *bera* mit einer von as., ags., ahd. *bere* abweichenden Endung.⁴³

9) Auf eine Reihe lexikalisch-grammatischer Dubletten wurde bereits hingewiesen, S. 9.⁴⁴ Eine besondere Bedeutung kommt darunter dem Verfall der Überreste der heteroklytischen Deklination zu, die im Gotonordischen eine Verallgemeinerung des Nominativsuffixes des Singulars *-n*, im Westgermanischen hingegen die Verallgemeinerung des *-r*-Suffixes der abhängigen Kasus zeigt (vgl. hett. *uāder* neben Gen. Sg. *uēdenaš*). Es ist daher anzunehmen, daß die heteroklytische Deklination in der germanischen Grundsprache noch vorhanden war. Davon zeugen: der Ortsname aschw. *Vætnr*, nschw. *Vætnr* 'Vätter-See', aisl. *fýrr* (*fýrri*, *fýrr*) neben *funi* 'Feuer' (die beiden ersten Wörter sind Archaismen der Dichtersprache; umgangssprachlich nur *eldr*). Im Westgermanischen ist die *-n*-Form nur in der Ableitung ahd. *funcho*, mnd. *funke* 'Funke' erhalten geblieben, vgl. engl. *fonke*, nl. *vonk*, mit Ablaut mhd. *vanke*, bair. mdl. *fanke*. Diese Reliktbildungen bezeugen eine aktive Auswahl und Verallgemeinerung morphologischer Dubletten sowohl im Gotonordischen als auch im Westgermanischen.

Es sei in diesem Zusammenhang auch die stattliche Liste rein lexikalischer Übereinstimmungen erwähnt, auf die bereits hingewiesen wurde, vgl. S. 8 f.

Eine besonders große Bedeutung bei der historisch-geographischen Differenzierung der gotonordischen Stämme kommt jedoch den Hinweisen auf die Parallelen zwischen Gotisch und Ostnordisch (Altschwedisch) zu, im Unterschied zum Westnordischen (Altisländischen und Altnorwegischen).

10) Got. *baúan* 'bauen', *traúan* 'trauen', *b-naúa* 'zerreiben' entsprechen in ihrem Vokalismus aschw. *bōa*, *trōa*, *nōa*. Die übrigen germanischen Dialekte, darunter auch das Altisländische, haben hier das ursprüngliche *ū* bewahrt, vgl. ahd. *būan*, *trūēn*, *nūan*; as., ags. *būan*; dazu auch aisl. *būa*, *trúa*, *g-nūa* (ie. **bhū-*, vgl. gr. *φύω*, lat. *fuī* usw.). Im Gotischen und im Ostnordischen tritt in diesem Fall der Wandel *ū > ø* (*ø*) vor unbetontem Vokal ein,⁴⁵ was die alten Verbindungen zwischen Goten und südschwedischen Gauten unterstreicht.⁴⁶

⁴³ H. Hirt: Handbuch des Urgermanischen. Teil II, S. 184–185. Vgl. B. M. Жирмунский: Готские *ai*, *au* с точки зрения сравнительной грамматики и фонологии. Вопросы языкознания (1959), No. 4, S. 73.

⁴⁴ Ausführlicher in E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 122–130.

⁴⁵ S. B. M. Жирмунский: Готские *ai*, *au* с точки зрения сравнительной грамматики и фонологии, S. 70–71.

⁴⁶ G. Neckel: Die Verwandtschaften der germanischen Sprachen untereinander, S. 3; E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 56–57.

Die später eingetretene geographische Absonderung hat die weitere selbständige Entwicklung des Gotischen bestimmt, die in der westgotischen Schriftsprache des 4. Jahrhunderts (Wulfila) und in den wenigen jüngeren Quellen überliefert ist. Besonders charakteristisch ist für das Gotische die Hebung der Vokale mittlerer Zungenstellung nicht nur bei Kürzen (sog. gotische „Brechung“), sondern auch bei Längen, was den Zusammenfall von \bar{e}_1 (offen) und \bar{e}_2 (geschlossen) und eine weitere Verschiebung der geschlossenen Längen \bar{e} , \bar{o} zu \bar{i} , \bar{u} hervorrufen mußte.⁴⁷ In den ostgotischen Eigennamen herrschen \bar{i} und \bar{u} vor, besonders in den zahlreichen Zusammensetzungen mit *-mērs* 'berühmt', vgl. *Walamir*, *Theodemir*, ferner *Ruderic* (vgl. got. *hrōþs* 'berühmt'), *Thorismuth* (got. *-mōþs*) u. dgl.⁴⁸ Dieselbe Erscheinung kommt auch in den von Busbeck aufgezeichneten krimgotischen Wörtern vor (16. Jahrhundert), vgl. *mīne* 'Mond' (got. *mēna*), *brūder* 'Bruder' (got. *brōþar*) u. ä. Zur Zeit des Wulfila, ganz bestimmt aber kurz danach, ist die Monophthongierung der germanischen Diphthonge *ai* und *au* (got. *stains* 'Stein', *augō* 'Auge') zu offenem langen \bar{e} bzw. \bar{o} vor sich gegangen,⁴⁹ wie dies schon von Wrede für die gotischen Eigennamen des 6. Jahrhunderts festgestellt wurde, vgl. *Gesimund*, *Gesila* (< **gaiza* = ahd. *gēr* 'Ger'), *Oswin* (< **Auswins*), *Godu* (< **Gauda*) u. dgl.⁵⁰

Nach der Absonderung des Gotischen hat sich die kontaktbedingte Entwicklung des Nordischen und des Südgermanischen („Westgermanischen“) bis zum 5. Jahrhundert u. Z. fortgesetzt: sie spiegelt sich, wie es bereits erwähnt wurde, in einer stattlichen Anzahl gemeinsamer phonetischer, morphologischer und lexikalischer Isoglossen.⁵¹ Auf die wichtigsten unter ihnen kommen wir noch zurück (vgl. S. 33 f.).

Auch die Gliederung des Westgermanischen in Anglofriesisch und Deutsch, bzw. des letzteren — auf Grund der Merkmale der II. Lautverschiebung — in eine niederdeutsche und eine hochdeutsche Untergruppe läßt sich nicht aufrechterhalten. Wie darauf als erster schon Engels hingewiesen hat, stellt die II. Lautverschiebung eine verhältnismäßig junge Entwicklung dar, die erst aus dem Oberdeutschen in den fränkischen Dialekt eingedrungen ist, der dadurch „in mehrere Stücke zerrissen“ wurde.⁵² Deshalb ist die II.

⁴⁷ S. B. M. Жирмунский: Сравнительно-историческая грамматика и диалектология. S. 16.

⁴⁸ F. Wrede: Über die Sprache der Ostgoten in Italien, S. 58, 161, 164.

⁴⁹ B. M. Жирмунский: Готские *ai*, *au* с точки зрения сравнительной грамматики и фонологии, S. 74. Anders M. Guchmann, die die Bewahrung der alten Diphthonge auch für Wulfilas Zeit für wahrscheinlich hält, s. M. M. Гухман: Готский язык. Moskau 1958, S. 38—41.

⁵⁰ F. Wrede: Über die Sprache der Ostgoten in Italien, S. 165 (Ergebnisse).

⁵¹ R. Loewe: Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen, S. 8—11; F. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 250—268.

⁵² F. Engels: Der fränkische Dialekt. In: K. Marx—F. Engels: Werke (Dietz Verlag, Berlin). Band 19 (1962), S. 505. Vgl. V. Schirmunski. Deutsche Mundartkunde, S. 25—55.

Lautverschiebung nicht geeignet, bei der Gliederung der altgermanischen Stammesdialekte als Kriterium verwendet zu werden. Der modernen deutschen Mundartforschung (s. die Arbeiten von Frings) ist es gelungen nachzuweisen, daß der Prozeß des Eindringens der II. Lautverschiebung in die fränkischen Mundarten am mittleren Rhein zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert vor sich gegangen war, bzw. auf einzelnen Vorposten nördlich von Köln bis in das 14.—15. Jahrhundert fortgedauert hatte.⁵³ Gemäß der Abschwächung in ihrer Süd—Nord-Bewegung hat die II. Lautverschiebung die ursprüngliche Einheit des fränkischen Dialektes in mehrere Stufen zergliedert, die sich nach dem Grad der Durchführung dieser Lautentwicklung voneinander abgrenzen lassen. Dementsprechend erscheint der ursprünglich einheitliche fränkische Dialekt in der herkömmlichen Gliederung der deutschen Mundarten in drei Gruppen geordnet, nämlich als niederdeutsch, mitteldeutsch und oberdeutsch. Zur ersten Gruppe gehört das Niederfränkische auf Grund des Fehlens der Lautverschiebung, zur zweiten das Mittelfränkische und das Rheinfränkische, die die Lautverschiebung zum Teil durchgeführt haben, zur dritten aber das Oberfränkische (Ostfränkische), zugleich mit Bairisch und Alemannisch — d. h. mit den herkunftsmäßig erminonischen Dialekten —, in denen die II. Lautverschiebung restlos verwirklicht wurde.

Andrerseits ist aber auch die Verbindung von Niederfränkisch und Niedersächsisch nach dem negativen Merkmal der fehlenden Lautverschiebung unhaltbar.⁵⁴ Während das Niederfränkische historisch mit den übrigen Gruppen der fränkischen Mundarten verbunden ist, stand die Sprache der kontinentalen Sachsen, das Niedersächsische, in der Vergangenheit mit dem Friesischen und dem Angelsächsischen in engster Verbindung. Sie bilden die ingwäonische Stammesgruppe westgermanischer Dialekte, während der fränkische Dialekt istwäonisch, das Bairische und das Alemannische (zusammen mit dem Langobardischen) erminonisch bestimmt sind, im Einklang mit den Selbstbezeichnungen der westgermanischen Stammesverbände, wie sie uns durch Plinius und Tacitus überliefert sind.

So fällt also die illusorische Einheit des „Urdeutschen“ als einer Grundsprache des Niederdeutschen (d. h. des Niederfränkischen und des Niedersächsischen) und des Hochdeutschen hin, wie auch seine Gegenüberstellung mit dem Anglofriesischen als zweier Abzweigungen des Westgermanischen. Die Einheit der deutschen Sprache liegt nicht in der gemeinsamen Abstammung der altdeutschen Dialekte von der imaginären Einheit einer gemeindeutschen „Ursprache“, sondern sie entstand in einem langwierigen historischen Entwicklungsprozeß, Hand in Hand mit der Herausbildung des deutschen

⁵³ Th. Frings: *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*. Halle 1957, S. 13—15, 37—39; Ders.: *Sprache und Geschichte*. Bd. 2, Kap. 3 (*Sprache und Geschichte am Rhein*). *Mitteldeutsche Studien* 17. Halle 1956, S. 141—145.

⁵⁴ S. bei F. Engels: *Der fränkische Dialekt*. In: K. Marx—F. Engels: *Werke* (Dietz Verlag, Berlin). Band 19 (1962), S. 506 f.

Volkes, und zwar im Ergebnis der gegenseitigen Annäherung der herkunftsmäßig verwandten westgermanischen Stammesdialekte der Istwäonen (Franken), Erminonen (Baiern und Alemannen) im Rahmen des merowingisch-karolingischen Frankenreichs. Im späteren schließt sich dieser Einheit eine Reihe ursprünglich von ihnen getrennter ingwäonischer Dialekte — das Altsächsische und teilweise auch das Friesische — an, denen es infolge historisch bedingter Umstände nicht gegeben war, sich zu selbständigen Nationalsprachen zu entwickeln.

IV

Die Unhaltbarkeit einer geradlinigen Rekonstruktion der gegenseitigen Beziehungen altgermanischer Dialekte tritt hinsichtlich der historisch-linguistischen Frage nach dem Verhältnis des Altsächsischen zu den übrigen ingwäonischen Dialekten bzw. zum heutigen Niederdeutschen besonders kraß hervor. Die Frage wurde noch von Bremer⁵⁵ zu Beginn des 20. Jahrhunderts gestellt, dann von seinem Gegner Wrede⁵⁶ wieder aufgegriffen. In den letzten drei Jahrzehnten bildete sie mehrfach den Gegenstand eigener Untersuchungen sowohl an Hand der Schriftdenkmäler als auch im Lichte neuerer Einsichten der deutschen und der niederländischen Dialektgeographie (s. die Arbeiten von Frings, Bretschneider, Ludwig Wolff, Eduard Schröder, Kloeke, M. Schönfeld, E. Rooth, W. Foerste u. a.).⁵⁷ Das Problem ist eng verknüpft mit der schon von Engels gestellten Frage nach den sog. Ingwäonismen, d. h. jenen gemeinsamen Merkmalen (Isoglossen), welche die ingwäonische Gruppe der westgermanischen Sprachen (Friesisch, Angelsächsisch, Altsächsisch) zusammenschließen.⁵⁸ Einige dieser Merkmale, z. B. der Wegfall der Nasale vor

⁵⁵ O. Bremer: Ethnographie der germanischen Stämme. Grundriß der germanischen Philologie. Bd. 3, hrg. v. H. Paul. Straßburg 1900, S. 860—867.

⁵⁶ F. Wrede: Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartenforschung. Zeitschrift für deutsche Mundarten 1919, S. 3—18, vgl. auch B. M. Жирмунский: Сравнительно-историческая грамматика и диалектология, S. 17.

⁵⁷ Th. Frings—J. van Ginneken: Zur Geschichte des Niederfränkischen in Limburg. Zeitschrift für deutsche Mundarten 1919, S. 146—159; Th. Frings: Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, S. 46—52; Ders.: Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen. Halle 1944 (vgl. Anhang: „Ingwäonismen“, S. 30—42); G. G. Kloeke: Zum Ingwäonismenproblem. Festschrift für Borchling (1932), S. 338—366; M. Schönfeld: Historiëse Grammatika van het Nederlands. Zutphen³ 1932, S. XXX—XXXVI; E. Rooth: Die Sprachform der Merseburger Quellen. Festschrift für Borchling (1932), S. 24—54; Ders.: Saxonica. Beiträge zur niederdeutschen Sprachgeschichte. Lund 1949; E. Schröder: Sachsen und Cherusker. Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 10 (1933), S. 5—28; A. Bretschneider: Die Heliand Heimat und ihre sprachgeschichtliche Entwicklung. Deutsche Dialektgeographie 30, Marburg 1934; L. Wolff: Die Stellung des Altsächsischen. Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Bd. 71 (1934), S. 129—154; W. Foerste: Geschichte der niederdeutschen Mundarten. Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. 1, hrg. v. W. Stammer, 2. Aufl., Sp. 1729—1762 (mit Literaturverzeichnis), u. dgl.

⁵⁸ F. Engels: Der fränkische Dialekt. In: K. Marx—F. Engels: Werke (Dietz Verlag, Berlin). Band 19 (1962), S. 496 ff.

Spiranten, konnten sich dank einer kontaktbedingten Entwicklung auch auf die nordgermanischen Sprachen ausbreiten, während andere, wie Frings aufzeigt, das Ingwäonische ursprünglich mit den benachbarten istwäonischen (fränkischen) Dialekten, insonderheit mit ihren nördlichen Vertretern (Niederfränkisch und Mittelfränkisch) verbanden und erst später, unter dem Einfluß des Südens entlang den Rhein, also unter dem Druck oberdeutscher (d. h. erminonischer) Dialekte verdrängt wurden, wie z. B. die ingwäonischen Formen der Personalpronomina (*he* 'er', *thē* 'der' u. a.).⁵⁹

Die altsächsischen Ingwäonismen wurden durch die Wechselwirkung mit dem Istwäonischen überdeckt infolge der Ausbreitung der Sachsen von ihrem früheren Siedlungsraum an der Nordsee und östlich der Elbmündung an, d. h. im ursprünglich istwäonischen Raum zwischen Elbe und Weser, und in der Richtung zum Rhein sowie infolge der späteren, noch intensiveren fränkischen Einflüsse. Das war das Ergebnis der erzwungenen Eingliederung der Sachsen in das Karolingerreich gegen Ende des 8. Jahrhunderts, wodurch auch die weitere kulturelle Wechselwirkung mit dem Bereich des Hochdeutschen gegeben war.⁶⁰

Mit den übrigen ingwäonischen Dialekten (Angelsächsisch und Friesisch) wird das Altsächsische durch klar umrissene phonetische und grammatische Ingwäonismen verbunden wie der Wegfall der Nasale vor Spiranten (as. *fīf* 'fünf', *gōs* 'Gans', *ōthar* 'ander' usw.), die Personalpronomina ohne Endungs-*r* (as. *mī*, *me* 'mir'; *thī*, *the* 'dir', *wī*, *we* 'wir' usw.), der Gebrauch des Personalpronomens der 3. P. Sg. as. *he* anstatt *er*, das Fehlen des Reflexivums des Typs dt. *sich*, das Fehlen der starken Deklinationsformen der Adjektiva im Nom. Sg., die den Genusunterschied ausdrücken (as. *gōd* Nom. Sg. M., F., N.), die einheitliche Pluralform im Präsens Ind. auf -*að* (Präs. Ind. 1—3. P. Pl. *singað*), im Präteritum Ind. und im Optativ auf -*n* (Prät. Ind. 1—3. P. *sungun*) usw.⁶¹ All diese Merkmale sind in den heute gesprochenen niederdeutschen Dialekten vorhanden, außer in Einzelfällen, wo sie unter hochdeutschem Einfluß verdrängt wurden. In diesem Sinne konnte z. B. Engels bereits im Heliand *andar* für *odhar* verzeichnen.⁶² Andere ingwäonische Merkmale sind

⁵⁹ Th. Frings: Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, S. 55 und Kto 48; Ders.: Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen, S. 16—20, 41. Frings unterscheidet zwischen „Gemeiningwäonisch“, das das Ingwäonische mit dem Istwäonischen (Fränkischen) verbindet, und „Küsteningwäonisch“, das das eigentliche Ingwäonische verkörpert.

⁶⁰ S. bei F. Engels: Der fränkische Dialekt. A. a. O., S. 498. Engels unterstreicht den „Einfluß der zurückgebliebenen, mit den Sachsen jetzt verschmolzenen Franken“; dieser Einfluß „erklärt sich sehr einfach durch die Tatsache, daß Westsachsen [d. h. Westfalen — *Sch.*] früher fränkisches Gebiet war“. Vgl. Schirmunski: Deutsche Mundartkunde, S. 52.

⁶¹ Eine Zusammenstellung der „Ingwäonismen“ des Altsächsischen bietet Holt-hausen, der sie jedoch, gemäß den alten Theorien, als „Friesismen“ betrachtet, s. F. Holthausen: Altsächsisches Elementarbuch. Heidelberg 1921, S. 18—19.

⁶² F. Engels: Der fränkische Dialekt. A. a. O., S. 497.

in den modernen niederdeutschen Mundarten vielfach unbekannt. Diese Merkmale wurden, wie Bremer es aufzeigen konnte, schon im Heliand verdrängt,⁶³ das als literarische Schöpfung mit der Missionstätigkeit der fränkischen Könige zusammenhängt und deshalb diese Merkmale bloß in einzelnen Abweichungen von der herrschenden Schriftnorm, besonders in der Münchener Handschrift, an den Tag legt. Umso stärker treten diese Merkmale als Eigenheiten der sächsischen Volkssprache in den geschäftlichen Urkunden — Steuerregistern u. dgl. — bzw. Glossen und Eigennamen, vor allen Dingen in einer Reihe von Merseburger Schriftdenkmälern des 10. Jahrhunderts hervor.⁶⁴ Diese Denkmäler enthalten solche, für den friesischen und den angelsächsischen Dialekt charakteristische Ingwäonismen wie den Wandel $\bar{e}_1 > \bar{e}$ gegen sonstiges as. und ahd. \bar{a} (*gēr* 'Jahr', *lēsun* 'lasen', *gēbun* 'gaben'), die Palatalisierung von kurzem *a*, die mit ags. *æ* übereinstimmt (*steph* 'Stab', *gles* 'Glas', *Suenehild* 'Swanhild'), die Labialisierung von *a* vor Nasal (in Eigennamen: *Thongmarus*, *Wigmon*, erhalten in mnd. *brohte* 'brachte' Prät., *broht* 'gebracht' Part. II gegenüber *brāhte*, *brāht* im Heliand) oder die Palatalisierung von *k* vor Vokalen vorderer Zungenstellung (ags. *ċin* > engl. *chin*, afries. *szin*), der sog. „Zetazismus“ (*kietel* 'Kessel', *kieuīs* 'Kebse'), insbesondere in niederdeutschen Ortsnamen, die uns ermöglichen, die geographische Verbreitung dieser Erscheinung festzustellen: *Celle* (*Westerkielu*, 1013), *Zeven* (*Kievene*, 1129), schließlich einige Namen auf *-bach* (as. *beki*), vgl. *Smeribezi*, *Wihtinbezi* usw.

Die dialektgeographische Zergliederung der Schriftdenkmäler erschließt uns auf diese Weise die ursprünglichen Beziehungen des Altsächsischen zu den übrigen ingwäonischen Dialekten trotz ihrer späteren Durchdringung von fränkischen Sprachmerkmalen.

V

Am meisten umstritten wird immer noch die Frage nach der Einheit der westgermanischen Stämme. Sie wurde bereits von Bremer im Jahre 1900 in Zweifel gezogen. „Diejenigen dialektischen Eigentümlichkeiten — schrieb er —, welche wir speziell als westgermanische erkennen, sind nachweislich erst in nachchristlicher Zeit, wenn nicht entstanden, so doch innerhalb dieser Gruppe durchgedrungen. Diejenige Einheit, welche die Sprachwissenschaft rekonstruiert, ist also nicht die ursprüngliche, sondern umgekehrt, es bestand von Hause aus eine Reihe von Dialekten, die erst später zu einer gewissen Einheit verschmolzen, indem eine vordem einzeldialekti-

⁶³ O. Bremer: *Ethnographie der germanischen Stämme*, S. 861—866.

⁶⁴ S. besonders E. Rooth: *Die Sprachform der Merseburger Quellen. Festschrift für Borchling* (1932), S. 24—54.

sche Eigentümlichkeit auch in den anderen Mundarten, oder indem neu aufkommende Erscheinungen alsbald innerhalb der ganzen Gruppe durchdrangen."⁶⁵ Bremer ging von der ursprünglichen Eigenständigkeit des Anglofriesischen und des Deutschen aus, im Einklang mit der in der Wissenschaft seiner Zeit angenommenen Gliederung, und er setzte für die weitere Entwicklung der beiden Gruppen voraus, was wir kontaktbedingte Entwicklung nennen.

Die neueste Forschung hat die spezifischen Merkmale der drei grundlegenden westgermanischen Dialekte, vor allem des Ingwäonischen erschlossen sowie das Vorhandensein — und dies wiederum in erster Linie beim Ingwäonischen — von vielfachen Kontaktverbindungen zum Nordgermanischen.⁶⁶ Nach der in Deutschland herrschenden historisch-archäologischen Hypothese, die auf der höchst fragwürdigen „nordischen“ Theorie beruht und sich schwerlich beweisen läßt, sollen sämtliche germanische Stämme, darunter auch die westgermanischen (und später die Ostgermanen) nach und nach aus der germanischen „Urheimat“, aus Skandinavien, dieser „officina gentium“, wie Jordanes sagt, auf das Festland gekommen sein. Maurer hält es auf Grund archäologischer Funde für bewiesen, daß aus Skandinavien zuerst die Elbgermanen („Erminonen“) auswanderten und sich zwischen 600—300 v. u. Z. an der unteren Elbe ansiedelten.⁶⁷ Schwarz behauptet, die westgermanischen Stämme seien zu verschiedener Zeit aus neuen Abteilungen aus dem Norden und aus früher abgewanderten, bereits im Süden siedelnden Neustämmen entstanden.⁶⁸

Diese archäologischen Hypothesen sowie die angeführten linguistischen Daten haben nicht nur die Vorstellung der einheitlichen Herkunft der westgermanischen Stämme als eines besonderen Zweiges der Germanen, sondern auch den Begriff der von irgendeiner ursprünglichen „urgermanischen“ Einheit herrührenden genetischen Gemeinschaft der westgermanischen Sprachen ins Schwanken gebracht. Die letzte Etappe dieser Kritik an dem geradlinigen Schema der Ursprachentheorie samt ihrer traditionellen Rekonstruktion eines „Stammbaumes“ germanischer Sprachen bildete die absolute Ablehnung des „Phantoms“ einer ursprünglichen Einheit der westgermanischen Stämme und Sprachen, die Maurer in seinem bereits zitierten Werk (*Nordgermanen und Alemannen*) am entschlossensten zu begründen suchte. Indem Maurer das Vorhandensein besonders enger historischer und

⁶⁵ O. Bremer: Ethnographie der germanischen Stämme, S. 809—810.

⁶⁶ E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. I, III. Die Ausgliederung der Nordsee germanen, S. 188—248; § 26. Sprachbewegungen in vorliterarischer Zeit, S. 249—271.

⁶⁷ F. Maurer: Nordgermanen und Alemannen, S. 112—115, in Anlehnung an den Archäologen Schwantes, vgl. G. Schwantes: Germanische Völkerwanderungen vor Christi Geburt (1933). Schwantes Ansichten werden jedoch von den skandinavischen Archäologen bestritten, s. F. Maurer, a. a. O., S. 112, Anm. 1.

⁶⁸ E. Schwarz: Germanische Stammeskunde, S. 38.

sprachlicher Beziehungen zwischen Nordgermanen und Elbgermanen („Erminonen“, d. h. den Trägern der oberdeutschen Dialekte, nämlich Alemannen und Baiern) andeutet, behandelt er ziemlich summarisch jene 12 Merkmale der sprachlichen Einheit der Westgermanen, die von seinen Vorgängern angeführt wurden. Er ist der Ansicht, diese Merkmale besäßen keine zwingende Beweiskraft, da sie entweder keine gemeinsamen Neuerungen darstellen, oder weil sie für das Westgermanische nicht spezifisch sind oder späteren Epochen angehören (wie z. B. die westgermanische Konsonantendehnung, eines der deutlichsten und in seinem lexikalischen Umfang gewichtigsten Merkmale der westgermanischen Einheit).⁶⁹

Dieser Ansicht Maurers hat sich, allerdings mit Vorbehalt, auch Ernst Schwarz angeschlossen. Er hält das Nordseegermanische (d. h. Ingwäonische) für eine selbständige germanische Sprache, wobei er feststellt: „Gewiß ist der alte Begriff des 'Westgermanischen' mit Maurer besser fallen zu lassen, insofern man sich darunter eine von alters zusammengeschlossene sprachliche Einheit vorstellt.“⁷⁰

Die Frage nach der herkunftsmäßigen Einheit der westgermanischen Stämme und nach ihren alten Wanderungen im 1. Jahrtausend v. u. Z. kann nach meiner Ansicht auf Grund der heute zur Verfügung stehenden historischen und archäologischen Daten nicht mit Bestimmtheit entschieden werden. Immerhin ist es kennzeichnend, daß in dem von Tacitus gegen Ende des 1. Jahrhunderts u. Z. aufgezeichneten ethnogenetischen Mythos von den bei Plinius genannten fünf grundlegenden Gruppen der Germanen sich nur drei, und zwar gerade die Ingwäonen, Istwäonen und Erminonen, von einem gemeinsamen Vorfahren, dem erdgeborenen Gott Tuisto und seinem Sohn Mannus herleiten (Germania, Kap. 2, § 2). Dieser Mythos zeigt, daß jede dieser drei Stammesgruppen, indem sie ihre Verwandtschaft mit den beiden anderen anerkannte, ihre besonderen göttlichen Vorfahren verehrte, von welchen zwei aus anderen historischen Quellen auch uns bekannt sind: Ingwi-Freyr (wörtlich: „Ingwi-Herr“) und **Ermin-Teuz* (got. *Tyz*, an. *Týr*, ahd. *Zīu*, vgl. lat. *deus* 'Gott', gr. *θεός* 'göttlich', slaw. дивъ), wörtlich: „großer Teuz“. Von den Kultverbänden dieser Stämme zeugen die Erzählungen des Tacitus über den heiligen Hain der Sweben-Semnonen, d. h. Erminonen (Germania, Kap. 39), über den Tamfana-Tempel der Marsen, vermutlich Istwäonen (Annales I, 51), über den Nerthus-Kult („Mutter Erde“, vgl. an. *Njörðr* M.) und seine Umgänge bei den Küstenstämmen (Ingwäonen: Germania, Kap. 40). Diese matriarchalischen Kulte sind zweifelsohne sehr alt. Für das hohe Alter der Dreiteilung spricht auch der Stabreim, der die drei Stammesbezeichnungen und die Eponyme dieser Stämme verbindet und die altgermanische sakrale Dichtung kennzeichnet.

⁶⁹ F. Maurer: Nordgermanen und Alemannen, S. 68—69.

⁷⁰ E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 269.

Die Kultverbände sind aber auf jener Stufe der sozialen Entwicklung mit den Stammesverbänden verbunden und lassen in der Regel zumindest auf die gemeinsame Herkunft des Kerns eines solchen Verbandes schließen. Somit beweisen sie indirekt auch das ehemalige Vorhandensein je eines gemeinsamen Dialektes. Daher ist es wohl kaum angebracht, die alten Selbstbezeichnungen der germanischen Stammesverbände unter dem Hinweis auf ihren etwa bloß „kultischen“ Charakter durch neue, rein geographische Benennungen zu ersetzen, wie dies in der internationalen Germanistik Mode geworden ist: für Ingwäonen — Nordseegermanen, für Istwäonen — Rhein- und Wesergermanen, für Erminonen — Elbgermanen.⁷¹ Noch weniger berechtigt scheint mir die historische Einheit dieser drei grundlegenden westgermanischen Stämme und ihrer Dialekte nach Maurer in Zweifel zu ziehen. Das Zeugnis ihres gemeinsamen ethnogenetischen Mythos über ihre gemeinsame Abstammung ist äußerst wichtig, falls auch nicht für ihre tatsächliche genetische Gemeinschaft, so doch für den Umstand, daß im 1. Jahrhundert u. Z. diese Gemeinschaft auf Grund alter Mythen und Kultverbände angenommen wurde und die Mythen selbst, wie Tacitus schreibt, in alten Liedern (*antiqua carmina*) als einziger Form der Erinnerung und der Annalen überliefert wurden, in denen sie die Herkunft ihres Volkes und ihren Stammvater besungen haben (*originem gentis conditoremque*: Germania, Kap. 2, § 2).

Ganz abgesehen von der umstrittenen Frage nach der genetischen („ursprachlichen“) Einheit des Westgermanischen, die auch sonst sich anfechten läßt, muß man bei den Nachbarstämmen der westlichen Germania auf jeden Fall die engste Kontaktentwicklung, d. h. sprachlichen Verkehr und Wechselwirkung voraussetzen. Sie wurzeln in den engen historischen und kulturellen Beziehungen und gegenseitigen Bindungen dieser in ihrer Herkunft und Sprache verwandten Stämme als Mitglieder und Träger ein und derselben stammesmäßig organisierten Kult- und Kriegsverbände, die dann gemeinsam auf der Suche nach neuen Siedlungsräumen auftreten, was naturgemäß ähnliche, aber weniger intensive Beziehungen zu den Nordgermanen jenseits der Meerenge keineswegs ausschließt.

Ein typisches Kennzeichen dieser Sprachgemeinschaft bietet vor allem die bereits angesprochene Gegenüberstellung der nordgermanischen (gotonordischen) und der südgermanischen („westgermanischen“) Spracheinheit an Hand einer Reihe von Isoglossen. Diese Begriffe sind korrelativ: sie bedingen sich gegenseitig. Zwar reicht in den Fällen, wo einer Neuerung der gotonordischen Gruppe die passive Beibehaltung des Alten bei der kontinentalen Gruppe gegenübersteht (wie z. B. bei der Velarisierung), diese Bewahrung des alten Standes allein noch nicht aus, die mundartliche Einheit zu

⁷¹ Vgl. E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 244, 245, 272—273; Ders.: Germanische Stammeskunde, S. 38.

beweisen. Dasselbe gilt von einem weiteren, schon ebenfalls erwähnten Fall, und zwar von dem Ersatz der isolierten archaischen Form der femininen *in*-Stämme im Partizip I und im Komparativ der Adjektiva durch die regelrechte Formenbildung nach dem Typus der schwachen, und später auch der starken Deklination. Es gibt aber auch Gegenüberstellungen, wobei beide Seiten aktiv hervortreten. Folgende Fälle lassen sich hierher stellen:

1. Bei der Herausbildung des neuen germanischen starken Präteritums als einer rein zeitlichen Kategorie aus der Kreuzung der indoeuropäischen Aspektformen des Perfektums und des Aorists, welche letztere vermutlich in der germanischen Grundsprache noch auseinandergehalten wurden, zeigt sich in der 2. P. Sg. (s. o., S. 18) eine abweichende Auswahl: in der Südgruppe die Aoristform mit Tiefstufe des Ablauts und mit *-i*-Endung (Typ *gripi* 'griff'), in der Nordgruppe jedoch die Form des Perfektums mit Normalstufe des Ablauts und mit *-t*-Endung (Typ *graipt*).

2. Im Unterschied zum Westgermanischen wurde im Gotonordischen eine besondere Kategorie der schwachen Verba mit dem Suffix *-na/-nō* gebildet: dieses Suffix geht auf das indoeuropäische Verbalsuffix *-nā/-nə* zurück, vgl. slaw. *цхххѣти* 'trocknen', *γ-цхххѣти* 'einschlafen'; gr. *δάμ-νῃ-μι* 'zähme' 1. P. Sg. Präs. — *δάμ-να-μεν* 1. P. Pl. usw.⁷² Nur eine sehr geringe Zahl solcher Bildungen trägt einen gemeingermanischen Charakter, vgl. got. *gawaknan* sw. IV, an. *vakna* — ags. *wæcnian* 'erwachen' sw. II (neben dem jüngeren Typus *wacian* sw. II); got. *auknan* sw. IV — ags. *ēacnian* sw. II 'sich vermehren' (neben jüngerem *ēacian* sw. II) und noch einige wenige. Mit intransitivem (medialem) und terminativem Gehalt wurde diese Gruppe im Gotonordischen äußerst produktiv, besonders unter den denominalen Verben des Typs got. *fullnan* 'sich füllen' vom Adj. *fulls* 'voll', vgl. an. *fullna*. Dieser Bildung entspricht im Südgermanischen („Westgermanischen“) eine genauso produktive selbständige Neuerung: die stattliche Gruppe denominaler Verba der schwachen III. Klasse auf *-ē-* mit demselben Genus- und Aspektgehalt. Wie Flasdieck zeigte,⁷³ hat diese Klasse ihre Form im Althochdeutschen bewahrt, während sie in den ingwäonischen Dialekten später infolge des Verfalls der ganzen Kategorie der schwachen Verba der III. Klasse durch bedeutungsmäßig analogische denominalen Bildungen nach dem Typus der schwachen Klassen auf *-ō-* ersetzt wurde, vgl. got. *gawaknan* sw. IV, an. *vakna* 'erwachen' — ahd. *wahhēn* sw. III — as. *wakōn*, ags. *wacian* sw. II; got. *gabatan* 'Vorteil erlangen' (eigentlich: 'besser werden'), an. *batna* — ahd. *bazgēn* sw. III — ags.

⁷² H. Hirt: Handbuch des Urgermanischen. Teil II, S. 164—165; H. Krahe: Germanische Sprachwissenschaft, Bd. 2, S. 116.

⁷³ H. M. Flasdieck: Untersuchungen über die germanischen schwachen Verben III. Klasse. Anglia 59 (1935), S. 1—192.

batian sw. II; got. *af-dumbnan* sw. IV 'verstummen' — ahd. *tumbēn* sw. III — ags. *dumbian* sw. II; got. *af-blindnan* 'erblinden' sw. IV — ahd. *blindēn* sw. III — ags. *blindian* sw. II u. dgl.⁷⁴

3. Die Verallgemeinerung der abhängigen Kasus auf *-r* in Wörtern, die ursprünglich der heteroklytischen Deklination angehörten, im Gegensatz zum Gotonordischen, das die Nominativform des Singulars auf *-n* verallgemeinerte, sowie einige weitere analogische Unterschiede in der alten Wortbildung (vgl. S. 9 f.).

All diese Gegenüberstellungen gehören zur ältesten Schicht der germanischen Formenbildung und sie kehren damit die ursprüngliche Einheit der südlichen — westgermanischen — Gruppe hervor.

Nachstehend seien sie noch mit einigen weiteren Merkmalen ergänzt, die an sich spezifische Neuerungen des Westgermanischen schlechthin darstellen:

1. Die westgermanische Konsonantendehnung nach kurzem Vokal und vor *j* sowie — doch weniger regelrecht — vor anderen Sonorlauten galt seit Kluge⁷⁵ als eine verhältnismäßig junge Erscheinung (3.—5. Jahrhundert u. Z.), da sie auch die lateinischen Lehnwörter dieser Zeit erfaßt, vgl. lat. *puteus* (**putjus*) 'Brunnen', and. *putti*, ags. *pytt*, ahd. *pfuzzi* 'Pfütze' u. dgl. Diese Ansicht ließ es jedoch außer acht, daß die Lehnwörter jeweils jenen phonetischen Typen (d. h. Aussprachemöglichkeiten) angeglichen werden müssen, welche im System der betreffenden Sprache vorhanden sind. Durch die Konsonantendehnung nach Kürze bzw. die Bewahrung einfacher Konsonanten nach Länge (und vor nachfolgendem *j*) sind in den westgermanischen Sprachen bloß zwei phonetische Typen möglich geworden: kurzer Konsonant nach Langvokal (as. *bōkia*) oder langer Konsonant nach Kurzvokal (as. *huttia*). Sämtliche Lehnwörter mußten, unabhängig von dem Zeitpunkt der Entlehnung, diesem Gesetz untergeordnet werden, solange diese beiden Typen gegeben waren. Daher mußten die Wörter des Typus lat. *puteus* (**putjus*) bei der Bewahrung vokalischer Kürze dem Typus *huttia* angeglichen, d. h. „geminert“ werden. Folglich kommt den Lehnwörtern bei der Feststellung der Chronologie dieser Erscheinung keine Beweiskraft zu.

Maurer meint, die Geminatio sei nicht spezifisch westgermanisch: sie war vorhanden in den altnordischen Konsonantengruppen *kj*, *gj* > an. *kkj*, *ggj* bzw. *kv* > *kkv* in der Stellung nach Kurzvokal, vgl. *bekkr* 'Bach' *j*-Stamm (Gen. *bekkjar*), *liggja* 'liegen'; *slōkkva* 'löschen' (Part. II *slokkinn*),

⁷⁴ S. daselbst die Tabelle der Verben, S. 152—153.

⁷⁵ F. Kluge: Vorgeschichte der germanischen Dialekte. Grundriß der germanischen Philologie. Bd. I. Hrg. v. H. Paul. Straßburg 1901, S. 426—427. Vgl. auch F. Maurer: Nordgermanen und Alemannen, S. 69.

nōkkvi 'Nachen' u. a.⁷⁶ Es besteht jedoch kaum irgendein Grund anzunehmen, diese Erscheinung sei mit jener im Westgermanischen identisch, da sie im Nordgermanischen mit den artikulatorischen Besonderheiten der Hinterzungen-vokale verbunden ist, während sie im Westgermanischen den Charakter einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit trägt.

2. Der germanische stimmhafte Reibelaut *ð*, der im Gotonordischen sich erhalten hat, wurde in allen westgermanischen Sprachen zum Verschlusslaut *d*, der im Hochdeutschen gemäß den Gesetzen der II. Lautverschiebung stimmlos wurde, vgl. got. *fadar* [*faðer*], an. *faðer* gegenüber ags. *fæder*, as. *fadar*, ahd. *fatar* (aus ie. **t*); got. *biudan* (Prät. *baup*), an. *bjōða* gegenüber ags. *bēodan*, ahd. *biotān* (aus ie. **dh*) usw.

3. In der Verbindung eines Hinterzungenlautes mit nachfolgendem *u* (*w*), die im Gotonordischen erhalten blieb, wurde das labiale Element in den westgermanischen Sprachen aufgegeben: a) nach *n* [*ŋ*] in der Konsonanz *ngw*, *nk* > *ng*, *nk*, vgl. got. *siggwan*, an. *syngva* gegenüber as., ags., ahd. *singan*, afries. *sionga*; got. *siggan*, an. *søkkva* gegenüber as., ags., ahd. *sinkan*, *sincan*; b) nach Vokal: *kw* > *k*, vgl. got. *naqaps*, aisl. *nōkkvedr*, aber ags. *nacod*, afries. *nakad*, ahd. *naccod* 'nackt'; c) weniger deutlich und infolge des Ausfalls von *-h-* in intervokalischer Stellung: *hw* > *h*, vgl. got. *saihran* (an. *sjā*) gegenüber as., ahd. *sehan*, ags. *sēon*, afries. *sia* (aus **sehan*). Den verhältnismäßig jungen Charakter der Erscheinung beweist erhaltenes *-ngw-* in westgermanischen Eigennamen des 1. Jahrhunderts u. Z., s. *Inguaeones*, *Inguiomerus* (Cheruskerfürst bei Tacitus).⁷⁷

Aus dem Bereich der Morphologie sollen von den vielen Erscheinungen nur die erwähnt werden, welche eine größere Bedeutung haben:

1. Die Bildung einer besonderen, im Gotonordischen unbekannten Form des deklinablen Infinitivs (sog. Gerundium) nach dem Typus der *j*-Stämme (mit Konsonantendehnung): im Althochdeutschen im Genitiv und Dativ des Singulars (mit der Präposition *zi*), in den ingwäonischen Dialekten (Angelsächsisch und Friesisch) nur im Dativ (mit derselben Präposition *tō*), im Altsächsischen ziemlich selten auch im Genitiv, vielleicht aber schon unter dem späteren Einfluß des Deutschen, vgl. ahd. Gen. *nemannes*, Dat. (*zi*) *nemanne*; ags. Dat. *to nimenne* (*-anne*, *-onne*); afries. *farande*; as. *te nemanne* (Gen. *liagannes*, *sverianne*s usw.).

2. Die neuen Präsensformen des Verbs für 'sein', die durch eine Kreuzung des **es*-Stammes der indoeuropäischen Kopula mit den Suppletivformen des

⁷⁶ F. Maurer: Nordgermanen und Alemannen, S. 69; E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 263.

⁷⁷ S. bei E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 263–264.

Verbums ie. *bhū- entstanden sind, vgl. as. 1. P. Sg. *bium* (*biun*), 2. P. Sg. *bist* (*bis*); ags. 1. P. Sg. *bēo* (*biom*), 2. P. Sg. *bist*, 3. P. Sg. *bið*, Pl. *bēoð*, Opt. *bēo*, Pl. *bēon*, Inf. *bēon* usw.; ahd. 1. P. Sg. *bim*, 2. P. Sg. *bist*, Pl. 1. P. *birum*, 2. P. *birut* u. dgl. All diese Formen sind nach demselben Grundsatz gebildet, auch wenn sie in ihren Einzelheiten Unterschiede aufweisen.

Hinzuzufügen sind noch einige charakteristische syntaktische Merkmale, die bisher systematisch nicht herangezogen wurden.

1. Zur parataktischen kopulativen Markierung verwenden die altgermanischen Dialekte verschiedene Partikeln und Suffixe, die nur zum Teil auf das Indoeuropäische zurückgeführt werden können, da sie in den meisten Fällen erst später und zu verschiedenen Zeiten, hauptsächlich von Adverbien gebildet wurden.

Das Gotische hat die alte, ihrer Herkunft nach enklytische Partikel *-(u)h* bewahrt (vgl. lat. *-que*, gr. *-τε*, skr. *-cha*). Mit ihr konkurriert die Konjunktion *jah*, die in der Übersetzung gewöhnlich gr. *καί* entspricht und von der germanischen Bejahung *jā (got. *ja*, an. *jā*, ags. *gēa*, as., ahd. *jā*, *ja*, afries. *jē*) durch Hinzufügung der erwähnten Partikel *-h* gebildet wurde (vgl. skr. *yacca* 'nämlich, und zwar'). Bei einer Aufeinanderfolge, die eine engere kausale Verbindung — wie gr. *γάρ* — voraussetzt, erscheint in der Regel *auk*, vgl. an. *auk*, *ok*, ags. *ēac*, afries. *āk*, as. *ōk*, ahd. *ouch* 'auch' — das Adverb 'noch'.⁷⁸

Im Altnordischen wurde die alte enklitische Partikel (got. *-uh*) von der Konjunktion *ok* (der betonungsmäßig abgeschwächten Form von germ. *auk* 'noch') völlig verdrängt: diese wurde hier zum grundlegenden Kopulativ, wie *jah* im Gotischen, vgl. *eldr ok vatn* 'Feuer und Wasser'. Der Prozeß dieser Verdrängung ist nach der Absonderung des Gotischen verlaufen, aber der Gebrauch des Adverbs *auk* (got. *auk*, an. *ok*) in der Funktion des Kopulativs 'und' ist noch eine gemeinsame Neuerung der gotonordischen Einheit.

In den westgermanischen Dialekten sind noch Relikte der germanischen Bildung vorhanden, die mit der kopulativen Verwendung der Bejahung *jā* (in betonungsbedingt abgeschwächter Form) oder des erweiterten *jah* zusammenhängt, vgl. ahd. *jā*, *jouh*, *joh*; as. *ge*, *gie*, ags. *ge* 'und' (besonders als 'und . . . und', 'sowohl . . . als auch'), z. B. ags. *ealde ge geonge* (Judith, 166) 'Alte und Junge', *ge wið fēond ge wið frēond* (Beowulf, 1864) 'sowohl gegen den Feind als auch gegen den Freund', ahd. *dheodun ioh rihi* (Isidor, 6, 10) 'gentes et regna'; *ioh mih ioh minan fater* (Tatian, 170, 6) 'sowohl mich als auch meinen Vater' usw. Immerhin ist die vorherrschende Form des Kopulativs ahd. *anti*, *enti*, *inti*, *unti* 'und'; as. *ande*, *endi*; afries. *and(a)*, *end(a)*; ags. *and*, *end*; nl. *end* (Formen auf *e* — mit Umlaut); nhd.

⁷⁸ W. Streitberg: Gotisches Elementarbuch, S. 328, 329, 339; H. Hirt: Handbuch des Urgermanischen. Teil III, S. 192–193.

und, engl. *and*.⁷⁹ Diese, für das Westgermanische charakteristische Konjunktion wird im allgemeinen zu skr. *átha* 'dann, danach' (ie. **enthá*) gestellt; E. H. Sehrnt nimmt jedoch eine etymologische Verbindung mit der Präposition (altes Adverb!) ie. **anti* an, vgl. gr. *ἀντί*-, lat. *ante*, skr. *ánti*, got. *and(a)* 'gegen, entgegen' (Präp.). Damit fern verwandt ist auch nordgerm. *enn*, ebenfalls Adverb und Konjunktion ('wieder', 'doch', 'noch einmal', 'und', 'aber', 'jedoch', bei Komparation 'wie'), womit möglicherweise auch got. *andiz-uh* 'entweder . . . oder' (Komparativ zu **andi*) etymologisch zusammenhängt.

Die verschiedenen Ablautsstufen der Wurzel und die Varianten des Suffixelementes (-i mit Umlaut, -a ohne Umlaut) sind mit den Betonungsverhältnissen verbunden und verweisen auf das Alter der Bildung. Im Westgermanischen, wo sie die spezifische Bedeutung der Konjunktion *und* annahm, läßt sich gemäß den einzelnen Stammesdialekten eine weitere Differenzierung feststellen: *und* im Erminonischen (d. h. in den oberdeutschen Mundarten des Althochdeutschen), *and* im Ingwäonischen, bzw. *and/ind* im Istwäonischen (Fränkischen).⁸⁰

2. Noch später entwickelten sich in den altgermanischen Dialekten die Konjunktionen der Unterordnung, in deren Bildung die westgermanischen Dialekte andere Wege einschlugen, als das Gotische und das Altnordische, die in diesem Punkt ihrerseits ebenfalls auseinandergehen. Das allgemeine Merkmal der Unterordnung im Gotischen ist die enklitische Partikel *ei*, die in etymologischer Hinsicht dem slawischen Kopulativ *u* und dem griechischen *ἐι* 'wenn' entspricht. Im Altnordischen tritt in derselben Rolle die etymologisch unklare Konjunktion *es* (*er*) hervor. In den westgermanischen Sprachen ist das Merkmal der Unterordnung die herkunftsmäßig demonstrative Partikel **the*, die eigentlich die in unbetonter Stellung reduzierte Form des Demonstrativpronomens darstellt, vgl. as. *the* (*thie*), afries. *the*, ags. *þē*, *þe*, ahd. *de*, z. B.: ahd. *in themo tage, the her ni wānit, inti in theru zīt, the her ni weiz* (Tatian, 147, 12) 'in die, qua non sperat, et hora, qua ignorat'; *Unferð maðelode, Ecglāfes bearn, þe æt fōtum sæt frēan Scyldinga* (Beowulf, 499) 'Unferd sagte . . ., der vor den Füßen des Herrn der Schildungen saß' usw. Parallel damit und in derselben Funktion der relativen Konjunktion (mit lokal gefärbtem Bedeutungsinhalt) erscheint das herkunftsmäßig demonstrative Adverb für 'dort': ags. *þær*, afries. *thēr*, ahd. *thār*, *dār*, in reduzierter Form *thir*, *ther* (Tatian), *dir*, *tir* (Notker), z. B.: ags. *folc ðþæ freodoburh, þær hē afēded wæs* (Beowulf, 693) 'das Volk oder die Stadt, wo er aufwuchs';

⁷⁹ E. H. Sehrnt: Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion *und*. Göttingen 1916; Ders.: Die Form 'inde' im Mittelfränkischen. *Modern Language Notes* 33 (1918), No. 4.

⁸⁰ S. über das Rheinland in Th. Frings: Sprache und Geschichte. Bd. 2 (III. Sprache und Geschichte am Rhein), S. 45—48 u. Kte 2.

ahd. *tiu wāt ist tiure, tar diu driu ana sint* (Notker, I, 10, 2) 'jenes Kleid ist teuer (selten), an welchem diese drei (Eigenschaften) vorhanden sind'.⁸¹

In beiden Fällen haben sich die Konjunktionen der Unterordnung auf eine Art entwickelt, die dem ganzen Westgermanischen eigen ist.

3. Zum Schluß sei noch — worauf ich an einem anderen Ort bereits verwiesen habe⁸² — der unterschiedliche analytische Ersatz der alten absoluten Partizipkonstruktion der germanischen Sprachen (*Dativus absolutus*) erwähnt: im Gotenordischen durch die Präposition *at*, im Westgermanischen durch die Präposition *bī*, z. B. got. *at andanahtja waúrpanamma* (Math., 8, 16) 'bei Anbruch der Nacht' (neben älterem *nahtja þan waúrpanamma* bei Mk., I, 32), an. *at lifnum þrim vetrum* 'nach drei verstrichenen Jahren' (neben *lifnum þeim sjum vetrum*); hingegen in den westgermanischen Sprachen: ags. *be þæm brēþer lifgendum* (Beda, 11, 15) 'beim lebenden Bruder' (eigtl. 'beim Leben des Bruders'), ahd. *bī sinemu faterē lebentemu* (Isidor, 38, 16) 'beim Leben des Vaters' (neben *imo lebendo* 'bei seinem Leben', vgl. slaw. ему живущу 'dass.').

Das Bild läßt sich durch die große Anzahl lexikalischer Übereinstimmungen ergänzen, die bereits erwähnt wurden (vgl. S. 9) und die die westgermanischen Dialekte verbinden und vom Gotischen und Nordgermanischen abgrenzen. Es ist kennzeichnend, daß manche von ihnen (z. B. *groß, Schaf, sprechen, flechten* usw.) spezifisch „westgermanisch“ sind und ohne irgendwelche annehmbare indoeuropäische Etymologie dastehen.

Die zahlreichen Isoglossen, welche die westgermanische Gruppe mit dem Nordgermanischen (nicht aber mit dem Gotischen!) verbinden, sind jüngeren Datums (1–5. Jahrhundert u. Z.): sie fallen in die Zeit nach der Abwanderung der Goten aus Skandinavien, folglich in die Zeit der Absonderung der drei grundlegenden westgermanischen Stammesgruppen. Trotzdem sind für uns auch diese Isoglossen von Belang als Beweise für die fortdauernde Kontaktentwicklung, die die Stammesdialekte der Kontinentalgermanen miteinander verbindet. Hierher zu zählen ist eine Reihe wichtigster phonetischer und grammatischer Erscheinungen, deren lexikalischer Umfang ungemein groß ist: im Bereich der Phonetik die westgermanische Brechung *i — e, u — o*, ein Wandel, der von einigen unerheblichen mundartlichen Abweichungen abgesehen überall nach denselben Gesetzmäßigkeiten ablief; der Wandel $\bar{e}_1 > \bar{a}$, der sich in der historischen Zeit zwischen dem 1.–6. Jahrhundert u. Z. verfolgen läßt und lediglich im Ingwäonischen eine Besonderheit zeigt, indem hier *a* und \bar{a} palatalisiert wurden (vgl. S. 24);⁸³ der sog. Rhotazismus (der

⁸¹ G. Neckel: Über die altgermanischen Relativsätze. *Palaestra* 5 (1900), S. 58 ff.

⁸² В. М. Жирмунский: Сравнительно-историческая грамматика и диалектология, S. 13–15.

⁸³ O. Bremer: Germanisches \bar{e} . Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 11 (1886), S. 1–76; E. Schwarz: Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, S. 189–190.

Wandel $z > r$); im Bereich der Morphologie die Aufgabe der Reduplikation nach phonetischen Gesetzmäßigkeiten, die für die ganze Gruppe charakteristisch sind, vgl. got. *haihait* — an. *hēt*, as., ags. *hēt*, ahd. *hēz* > *hiāz* 'hieβ', got. *haihlaup* — an. *hlēop*, ags. *hlēop*, as. *hliop*, ahd. *hleof* > *lioſ*; die Entwicklung eines im Gotischen fehlenden neuen Typus der Wortbildung bei Substantiven abstrakter Bedeutung auf Grund der Zusammensetzung mit den Suffixen *-haid* (ahd. *-heit*, as. *-hēd*, ags. *-hād*), **-dōm* (as., ags. *-dōm*, ahd. *-tuom*) und **-skapi* (as. *-scepi*, ags. *-scipi*, ahd. *-scaf*, *-scaft*). Die beiden letzten Suffixe haben sich auch im Altnordischen durchgesetzt (*-dōm*, *-scap*), während das erste ausschließlich westgermanisch ist.

Die angeführten allgemeinen Dialektmerkmale der westgermanischen Sprachgemeinschaft sind zahlreich und zum Teil auch alt genug, um diese Einheit — ohne zu einem „Stammbaum“ oder einem „ursprachlichen“ Schematismus flüchten zu müssen — trotz Maurer als eine alte und dauerhafte sprachliche Ganzheit, als einen besonderen Dialekt zu betrachten, der die Kontinental- oder Südgruppe der germanischen Stämme miteinander seit altersher verbindet und sie von der gotonordischen Nordgruppe abgrenzt. Das Westgermanische, das sich gemäß einzelnen besonderen Merkmalen in drei grundlegende Dialekte einteilen läßt, hat auch im weiteren Prozeß der kontaktbedingten Entwicklung dieser Dialekte eine Reihe neuer gemeinsamer Merkmale hervorgebracht, die diese Dialekte zu einer organischen Einheit zusammenschließen.

Zusammenfassung

Als Ergebnis dürfen wir nun den vermutlichen Gang der Ausgliederung der altgermanischen Stammesdialekte, ihrer Differenzierungen und Wechselwirkungen im Zusammenhang mit der Geschichte der germanischen Stämme als Träger dieser Dialekte auf folgende Weise umreißen. Die zugrunde liegenden historischen Tatsachen sind dabei seit dem 1. Jahrhundert v. u. Z. (Julius Caesar) durch schriftliche Quellen ziemlich gut bezeugt.

1. Ursprünglich bestanden zwei Hauptgruppen: eine skandinavische oder Nordgruppe und eine kontinentale oder Südgruppe.

2. Abwanderung der ostgermanischen („windilischen“) Stämme aus Skandinavien auf den Kontinent (3.—1. Jahrhundert v. u. Z.). Absonderung der ostgermanischen Gruppe an der Ostseeküste im Gegensatz zur westgermanischen (früher „südgermanischen“) Gruppe zwischen Elbe und Rhein.

3. Abwanderung der Goten in die südrussischen Steppen am Schwarzen Meer (2—3. Jahrhundert u. Z.). Sonderentwicklung der gotischen Sprache (Schriftdenkmäler aus dem 4. Jahrhundert — Wulfila).

4. Scheidung von drei Gruppen innerhalb des Westgermanischen: Ingwäonisch („Nordseegermanisch“), Istwäonisch („Rhein-Weser-Germanisch“) und Erminonisch („Elbgermanisch“), vermutlich bereits im 1. Jahrhundert u. Z., wobei zwischen Ingwäonisch und Istwäonisch mit einer engen Wechselwirkung zu rechnen ist („Gemeiningwäonische“ Merkmale nach Th. Frings).

5. Weitere Kontaktentwicklung des Nord- und Südgermanischen („Westgermanischen“) mit Ausschluß des Gotischen (1–5. Jahrhundert).

6. Landnahme der Angelsachsen auf den Britischen Inseln und Absonderung des Angelsächsischen als Altenglisch (vom 5–6. Jahrhundert an; Schriftdenkmäler seit Ende des 7. Jahrhunderts).

7. Ausbreitung der Sachsen vom Küstengebiet der Nordsee nach Südwesten und Süden; ihre sprachliche Wechselwirkung im Weser–Rheingebiet mit Resten der Istwäonen (wahrscheinlich im 4–5. Jahrhundert u. Z.).

8. Ausbreitung der Erminonen von der unteren und mittleren Elbe nach Süddeutschland (vom 1. Jahrhundert u. Z. an). Eroberung der späteren süddeutschen Gebiete durch Alemannen und Baiern, d. h. durch Träger der späteren „oberdeutschen“ Mundarten (3–5. Jahrhundert). II. oder „hochdeutsche“ Lautverschiebung (6. Jahrhundert), ihre weitere Verbreitung im Bereich des Mitteldeutschen (Fränkisch, Hessisch, Thüringisch: zwischen dem 7–15. Jahrhundert). Gleichzeitige Verdrängung der mitteldeutschen „Ingwäonismen“ unter der Einwirkung des Oberdeutschen.

9. Expansion der Franken-Istwäonen nach dem Westen, ins Bereich des romanisierten Nordgalliens; Entstehung des zweisprachigen Merowingerreiches (Ende des 5. Jahrhunderts). Zusammenschluß der westgermanischen Stämme der Franken (Istwäonen), Alemannen und Baiern (Erminonen), Chatten (Hessen) und Thüringer, später auch Sachsen (Ingwäonen) als Voraussetzung für die Entstehung des deutschen Volkes und seiner Sprache (Althochdeutsch: Schriftdenkmäler seit der Mitte des 8. Jahrhunderts) unter der Herrschaft der Franken im Merowinger- und Karolingerreich (5–9. Jahrhundert). Wechselwirkung der einzelnen Stammesdialekte innerhalb des Althochdeutschen unter dem regulierenden Einfluß des Fränkischen. Fränkische Einwirkung auf das Niedersächsische bis zu seiner Verwandlung in den niederdeutschen Dialekt des Deutschen (9–16. Jahrhundert).

10. Absonderung des Nordgermanischen vom Kontinentalgermanischen (vom 5. Jahrhundert an). Differenzierung der Ost- und Westgruppe nordgermanischer Dialekte (vom 7. Jahrhundert an). Jütland wird im 5–6. Jahrhundert von den Dänen (aus Ostskandinavien), Island im 8–9. Jahrhundert

von den Norwegern (aus Westskandinavien) kolonisiert. Herausbildung der nordgermanischen Einzelsprachen (Altschwedisch und Altdänisch, Altnorwegisch und Altisländisch), mit Denkmälern in lateinischer Schrift seit dem 12–13. Jahrhundert.

Dieses Schema muß gewiß noch genauer ausgebildet werden, insonderheit bezüglich der chronologischen Grenzen, die in den Schriftdenkmälern nicht bezeugt sind. Doch lassen sich schon jetzt die realen historischen Beziehungen zwischen den einzelnen altgermanischen Stammesdialekten im großen und ganzen umreißen, und als Grundlage für eine historisch-vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen benutzen.

ZUR LOGISCHEN ANALYSE DER FRAGESÄTZE

(Abriß einer interrogativen Logik)

Von

† P. LADÁNYI

Die alte Logik ist eine Logik der Sätze (Aussagen). Bei der Analyse bezieht sie sich auf den Satz, auf das Urteil als Grundform, d. h. auf die Denkform, die einzig und allein zu entscheiden, zu qualifizieren vermag, ob etwas wahr oder falsch, bewiesen oder widerlegt sei. Seit Aristoteles ist es mehr oder minder bekannt, daß auch die sonstigen Denkformen sich zu Sätzen fügen, etwas bedeuten, jedoch nichts aussagen, d. h. keine Urteile sind. Darum auch kann eine Aufforderung, eine Frage, ein Wunsch niemals wahr oder falsch, sondern höchstens sinnvoll oder unsinnig sein.¹ Weil aber die zentrale Frage der alten Logik die Frage nach der Wahrheit war, wurden die zuletzt erwähnten Formen, also die Aufforderung, die Frage usw. infolge ihrer Indifferenz gegenüber dem Wahren an die Peripherie der Logik gedrängt oder aus ihr kurzweg ausgeklammert. Sie gehörten eher in die Rhetorik oder Poetik als in die Logik, meint Aristoteles.

Wo die Logik mit der Sprachtheorie noch enger verbunden war als bei Aristoteles und den Stoikern, wurden die nicht aussagenden Satzformen programmgemäß noch gleichrangig mit dem Urteil eingestuft. Es kam jedoch kaum zu ihrer logischen Untersuchung, und wo dies der Fall war, verhinderte eine eigentümliche Anschauungsweise die Ausarbeitung der besonderen Merkmale dieser Denkformen. Da es sich nun im folgenden um eine einzige dieser Formen, um die Frage handeln wird, können wir diese Anschauung als die Urteilsauffassung der Frage bezeichnen. Darunter ist zu verstehen, daß die Frage — ausgesprochen oder unausgesprochen — als ein Urteil, wenngleich als ein unzulängliches, mangelhaftes oder problematisches Urteil betrachtet wird. Die Frage, ihre Beschaffenheit wird am Urteil als der normativen Form gemessen. Krugs philosophisches Lexikon besagt z. B.: „Jede Frage ist nämlich ein Ansatz zu einem Urteile, dem aber noch etwas fehlt; und dieses

¹ „Jeder Satz drückt etwas aus . . . , doch ist nicht jeder Satz aussagend, sondern nur jener, auf den es zutrifft, daß er richtig oder falsch ist; das aber gilt nicht von jedem Satz. Die Bitte etwa ist wohl ein Satz, als solcher jedoch weder wahr noch falsch. Auf die übrigen wollen wir hier gar nicht eingehen, gehört doch ihre Analyse vor allem in die Rhetorik oder in die Poetik; wir untersuchen hier nur den Aussagesatz“. Aristoteles: De interpretatione IV, 17a 1—8.

Fehlende soll eben die Antwort hinzufügen.”² Lotze geht noch weiter, indem er meint, die Frage sei neben dem setzenden und negierenden Urteil geradezu eine selbständige Qualität des Urteils und dazu bestimmt, die Stellung des dritten Gliedes im Trias, die des limitativen oder unbegrenzten Urteils anzunehmen.³ Die Frage sei eine von Affirmation und Negation noch freie Ausdrucksform des Urteilsinhalts, ein Urteil mit „indifferenter“ Kopula. Damit liquidiert Lotze radikal jede mögliche Eigenschaft der Frage im Unterschied zum Urteil. Im wesentlichen ähnliche, wenngleich feinere Methoden werden auch von B. Erdmann angewandt.⁴ Die Urteile oder Aussagen gliedern sich — wie er sagt — in zwei nicht gleichwertige Klassen, nämlich in Fragen und Sätze. Dadurch betrachtet er schon von vornherein die Frage als eine Untergruppe des Urteils. Nur daß sie sich vom Satz in dem wesentlichen Punkte unterscheide, daß sie ein „geltungsloses Urteil“ darstelle. Schließlich finden wir in der Fachliteratur der Logik auch die Auffassung vor, die Frage sei gleichzusetzen mit dem problematischen Urteil.⁵

Diese Auffassung des Urteils machte nicht nur die Ausarbeitung der besonderen Morphologie der Frage unmöglich, sondern wirkte sich auch auf die Analyse der einfachsten Teilprobleme lähmend aus.⁶ Wir werden noch sehen, daß die herkömmliche Klassifizierung der Fragen infolge einer solchen Auffassung des Urteils ein schematischer Abklatsch der Klassifizierung der Urteile ist. Völlig unsicher ist man auch in der Bestimmung der verschiedenen Arten der Frage. Was ist z. B. der Unterschied zwischen Frage, Problem

² Krugs Enzyklopädisch-philosophisches Lexikon. Bd I, S. 184, Leipzig 1832.² — In der Sprache der heutigen Logik könnten wir sagen, laut Krug sei die Frage kein geläufiges Urteil, sondern ein Urteil, das ein Unbekanntes oder eine Leerstelle enthält, d. h. eine Urteilsfunktion. Indem wir aber die Frage nicht als Urteil, sondern als Urteilsfunktion auffassen, haben wir uns noch keineswegs der Fesseln der Urteilsauffassung der Frage entledigt, wie wir es des weiteren noch sehen werden.

³ Lotze, H.: Logik. Leipzig 1874, S. 61.

⁴ Erdmann, B.: Logik. Halle 1892, Bd. I, S. 271—72.

⁵ Karpov: [Systematische Darlegung der Logik]. 1856. Angeführt von Tavanec: [Das Urteil und seine Arten]. Moskau 1953 (russisch).

⁶ Rickert (Der Gegenstand der Erkenntnis. Einführung in die Transzendentalphilosophie. Tübingen 1928⁶, 176) kritisiert zutreffend Lotze, der in der Frage eine dritte Qualität des Urteils sah: „Lotze hat die *Frage* der Bejahung und Verneinung koordinieren wollen, und das ist von dem Standpunkt aus, der in der bloß vorgestellten Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat das dem Urteil wesentliche erblickt, nur folgerichtig. Die Frage enthält dieselben vorstellungsmäßigen Bestandteile, wie das Urteil und ist außerdem sogar theoretisch different, da sie Erkenntnis oder Wahrheit sucht. Das bringt sie dem Urteil nahe, ja wenn alle aus Subjekt, Prädikat und Kopula bestehenden und zugleich theoretisch differenten Gebilde schon Urteile wären, dann müßte in der Tat auch die Frage zu den Urteilen gerechnet werden. Aber da die bloße Frage weder wahr noch falsch sein kann, dürfen wir sie ihrem Sinne nach trotzdem nicht als ein Urteil betrachten, sondern müssen sie geradezu in einem Gegensatz zu ihm bringen“. Trotzdem haftet den Ausführungen Rickerts der große Mangel an, daß er die Frage und das Urteil (die Antwort) *nur* im Hinblick auf das Problem der Wahrheit einander gegenüberstellt. *Strukturmäßig* entdeckt er keinen Unterschied zwischen den beiden. Das aber ist vor allem so, weil er nur eine einzige Art der Frage, nämlich die Entscheidungsfrage im Auge hat; die ganze tiefere Problematik der *Ergänzungsfrage* bleibt ihm verschlossen.

Aufgabestellung und Aufgabe? Früher stieß man sich überhaupt nicht daran, daß diese Wörter einfach als Synonyme betrachtet wurden.⁷

Die Folge dieser ungünstigen Lage in der Logik war, daß das Problem der Frage durch die Sprachwissenschaft und die Psychologie der Logik entzogen wurde. Das war allerdings ersprießlich für Sprachwissenschaft und Psychologie (obschon auf dem Niveau der Psychologie und der Sprachwissenschaft des vorigen Jahrhunderts keineswegs in besonders großem Maße), jedoch sah sich dadurch die Logik gleichsam der Aufgabe enthoben, die ausgesprochen logischen Belange der Frage zu untersuchen. Eine solche Forschung wurde nur im Zusammenhang mit der Heuristik, der Methodologie der Lösung von Aufgaben oder Problemen betrieben, d. h. nur indirekt mit Bezug auf die Problematik der Frage.

Wenn wir jedoch bedenken, welche überragende Rolle die Fragestellung in den Prozessen des Denkens, der Erkenntnis und des Lernens spielt, wie wichtig also die Fassung des Problems ist, erweist sich die Abgrenzung der alten Logik sogleich als unhaltbar. Die frühere Logik hat die Frage etwa so behandelt, wie die alte Biologie die Hybriden, nämlich als Bastard, statt in ihnen mit richtiger entwicklungstheoretischer Auffassung Übergangstypen zu sehen. Die Frage war tatsächlich der „Bastard“ der Urteilstheorie.

Die Mängel und Unzulänglichkeiten in der früheren beschreibenden Grammatik hängen zusammen mit den Schranken der früheren Logik. Mit dem Aufkommen der modernen Logik ergab sich jedoch eine neue Situation. Nunmehr ist es möglich, die voneinander unabhängigen Ergebnisse dieser beiden Disziplinen gegenseitig und fruchtbar zu vergleichen, zu verknüpfen. Wenn wir nun im folgenden versuchen, das Problem der Fragesätze beim Lichte der modernen Logik zu erörtern, so tun wir es in der Hoffnung, daß sich auch dadurch, auch an diesem Punkt eine Brücke schlagen läßt zwischen Logik und Sprachwissenschaft. Die Logik hat von sich aus bereits prinzipielle Anregungen und Ansätze geboten.

Die moderne Metalogik (Semiotik, Zeichentheorie) untersucht die Zeichen in drei Dimensionen. Die wechselseitige Beziehung der Zeichen zueinander wird untersucht von der logischen Syntax, das Verhältnis der Zeichen zu den von ihnen bezeichneten Dingen wird analysiert von der Semantik und schließlich wird das Verhältnis der Zeichen zu den Zeichenbenutzern erörtert von der Pragmatik. Die Anwendung dieser drei Gesichtspunkte ermöglicht es, die Logik der Frage nicht einschichtig, sondern von mehreren, verschiedenen Punkten aus anzuschneiden. Die syntaktische Struktur der Frage wurde in ihren Grundlagen von Reichenbach ausgearbeitet.⁸ Wir können aber durch Anwendung des logischen Funktionsbegriffs die logische Syntax der Frage

⁷ „*Problem ist eine Aufgabe*“ — sagt Krug, a. a. O., Bd. III, S. 351.

⁸ Reichenbach, H.: *Elements of Symbolic Logics*. New York 1956⁵, S. 339—342.

weiter präzisieren. Die Einführung des pragmatischen Gesichtspunktes aber wird die allgemeinen Situationen erschließen, in denen sich Fragen ergeben, in denen Fragesätze verlauten.

1. Die pragmatische Klassifizierung der interrogativen Formen

Die früheren Untersuchungen waren um die Erhellung des Problems der Frage nur von semantischen und syntaktischem Gesichtspunkt aus bemüht. Es wurde nur untersucht, welche semantischen Unterschiede sich zwischen Urteil und Frage oder der einen und der anderen Frage ergeben, bzw. wie die strukturellen (syntaktischen) Verschiedenheit dieser Satzformen beschaffen sind. Das allerdings sind notwendige, jedoch nicht zulängliche Gesichtspunkte. Die Frage nämlich ist vor allem ein pragmatischer Akt: sie kommt zustande in einer bestimmten pragmatischen Situation der Zeichenbenutzer, und zwar zwischen dem Fragenden und dem Gefragten. Die Frage ist — könnte man sagen — eine Satzform, eine Denkform, eine mit Gesten ausgedrückte oder von solchen begleitete, laut ausgesprochene, mit besonderem Tonfall verlautende, niedergeschriebene oder einfach nur auch gedachte Zeichengruppe von bestimmter Bedeutung, die vom Fragenden ausgehend sich an den Gefragten richtet, und zwar in einer pragmatischen Situation, welche im Rahmen der Logik nicht definiert, sondern nur durch ihre Faktoren (Frage, Fragender, Gefragter) beschrieben wird. Zur erschöpfenden Beschreibung der Frage-situation bedarf es einer sozialwissenschaftlichen, psychologischen und erkenntnistheoretischen Analyse.

Die alte Logik sah zwischen dem Problem „*Gibt es auf dem Mars Lebewesen?*“ und dem problematischen Urteil „*Vielleicht gibt es auf dem Mars Lebewesen*“ keinen wesentlichen Unterschied. Semantisch betrachtet ist der Unterschied gering, drückt doch sowohl das Problem wie das problematische Urteil eine ähnliche Ungewißheit bezüglich ein und desselben Tatbestandes aus. Desgleichen ist der formell-syntaktische Unterschied geringfügig, lassen sich doch diese logischen Formen eine in die andere umformen: das Problem können wir als problematisches Urteil, das problematische Urteil als Problem fassen. Somit könnte man diese beiden Sätze — ausschließlich vom Standpunkt der Semantik und der Syntax — geradezu als äquisignifikant (gleichbedeutend) betrachten, wenn wir von den verschiedenen pragmatischen Situationen des Problems bzw. des problematischen Urteils absähen. Pragmatisch (d. h. erkenntnistheoretisch, sozial, historisch und psychologisch) ist es nämlich überhaupt nicht einerlei, ob wir die Situation des Problems oder aber die des problematischen Urteils wählen. Und dies nicht nur, weil wir tatsächlich eine solche Situation nicht „wählen“ können, da wir mehrfach determiniert „uns selbst in der Situation befinden“, sondern auch darum nicht,

weil die beiden Formen auch abstrakt-pragmatisch jeweils etwas anderes ausdrücken. Sie weisen einen unterschiedlichen Grad der Annäherung aus: das mit „vielleicht“ ausgedrückte modale Urteil ist stärker als die Frage. Auch ihr emotionaler Ton ist verschieden: das affirmative emphatische Moment von „vielleicht“ ist stärker als jenes der Frage. Auch sind sie pragmatisch unterschiedlich ausgerichtet: das Problem zielt auf eine Lösung, das problematische Urteil auf eine Verifizierung ab, usw.

Wir gehen also von der interrogativen Situation aus, in der der Fragende dem Gefragten gegenübersteht. Die Frage des Fragenden richtet sich auf die Antwort (Lösung) des Gefragten. Wenn wir nun fragen, auf Grund welchen Verhältnisses von Situationsmöglichkeiten dies formell erfolgen kann, zeigt es sich, daß wir mit vier allgemeinen pragmatischen Situationsmöglichkeiten rechnen dürfen:

	<i>Fragender</i>	<i>Gefragter</i>
1.	kennt die Lösung	kennt die Lösung
2.	kennt die Lösung	kennt die Lösung nicht
3.	kennt die Lösung nicht	kennt die Lösung
4.	kennt die Lösung nicht	kennt die Lösung nicht

Im folgenden wollen wir diese pragmatische „Matrix“ interpretieren

1. Kennt sowohl der Fragende wie der Gefragte die Antwort auf die Frage, so ließe sich logischerweise überhaupt von keiner Frage, sondern bloß von einer Scheinfrage sprechen. Semantisch käme nämlich die Fragesituation gar nicht zustande. Nun besteht aber die pragmatische Fragesituation nicht ausschließlich aus kognitiven Elementen, sondern weist auch kommunikative (Information vermittelnde), suggestive (emphatische, voluntative, emotionale) und promotive (zum Handeln anregende) Elemente auf. In diesem — pragmatischen — Belang kann die Fragestellung vor einer Gemeinschaft (vor jener des Fragenden und des bzw. der Gefragten), die die Antwort kennt, nicht als überflüssig betrachtet werden. Desgleichen kann man pragmatisch das Wissen, das einerseits dem Fragenden, andererseits dem Gefragten über die Antwort eignet, nicht als gleichwertig bezeichnen.

In diese Gruppe gehören die sog. ciceronischen Fragen: der Redner faßt einen Sachverhalt, den die Zuhörerschaft eigentlich kennt, in der Form einer Frage, bzw. die Frage enthält — durch ihre Fassung — eigentlich schon die Antwort. „Wie weit, Catilina, wirst du es am Ende noch treiben im Miß-

brauch unserer Geduld? Wie lange noch wird jenes sein rasendes Beginnen uns verhöhnen? Wo wird die zügellose Frechheit, die so trotzig sich brüstet, ihr Ziel finden? Vermochten nicht die nächtliche Besetzung des Palatium, nicht die Wachen in der Stadt, nicht die Bestürzung des Volkes, nicht der Zusammentritt aller Gutgesinnten, nicht dieser wohlbefestigte Ort der Senatsversammlung, nicht die Blicke und Mienen dieser Männer dich zu erschüttern? Merkst du nicht, daß deine Pläne entdeckt sind? Siehst du nicht, wie deine Verschwörung durch die Mitwissenschaft aller, die hier sind, bereits umgarnt und gehemmt ist.”⁹

Das aber ist auch die Redeweise des biblischen Samuel, als er auf die Herrschaft verzichtet: „Hier bin ich, saget auf gegen mich, vor Jahve, und seinem Gesalbten: Wessen Ochsen habe ich genommen? Und wessen Esel habe ich genommen? Wem habe ich Unrecht getan? Wem Gewalt? Und von wessen Hand ich Geschenke genommen? Und dadurch meine Augen verschlossen? So will ich es Euch zurückgeben.”¹⁰

Solche und ähnliche Fragen werden mit unterschiedlichem emotionalem Ton und mit verschiedener suggestiv-promotiver Absicht gestellt. So z. B. mit dem Tonfall der Verwunderung:¹¹ „*Wie denn, dieser Schund kostet 100 Gulden?*” Als staunende oder empörte Ablehnung, Zurückweisung einer Feststellung oder eines Verdachtes: „*Ego lanista?*” (Ich ein Aufwiegler? — Cicero)¹² usw., usf. Mitunter wird auch die Modalität des Zweifels, der Unentscheidbarkeit als Frage gefaßt: „Wer weiß es in Wahrheit, wer kanns hier verkünden, woher geboren, woher ist diese Schöpfung? Herwärts sind die Götter durch diese Sendung gelangt, wer aber weiß, woher er gekommen? Der, von dem diese Schöpfung herrührt, sei’s, daß er sie gegründet, sei’s, daß er sie nicht gegründet? Der ihr Aufseher ist im höchsten Raume, der fürwahr weiß es oder weiß es auch nicht”.¹³

Hierher gehören auch die im Tonfall eines Ausrufs verlautenden Fragen, für welche wir schon zuvor Beispiele angeführt haben. (Solche Sätze werden oft mit dem doppelten Satzzeichen „?!” beendet.) Desgleichen zählen die adhortativen Fragen (Mahn-, Warnungsfragen) hierher.

Diese Gruppe enthält zwar semantisch Scheinfragen, pragmatisch aber sind sie als echte Fragen anzusehen. Wohl stimmt es, daß Fragender und

⁹ Cicero: In Catilinam I, 1. — Dt. Text nach: Ciceros Werke, Bd. 38. Stuttgart 1935.

¹⁰ Samuel, 12, 2—3. Dt. Text nach: Die Heilige Schrift des Alten Bundes. Dt. mit hebr. Buchstaben. Band 1. Wien 1876.

¹¹ Bei Wundt in der Klasse der „Gefühlssätze”.

¹² Bei H. Paul in der Gruppe der Frageaufforderungen.

¹³ Rigveda X. 129, 6—7 (Dt. Text nach: Der Rigveda, übersetzt und hrg. v. A. Ludwig. Bd. II, S. 573). Hier handelt es sich eigentlich um eine ciceronische Frage, nicht um ein Problem. Für den Rigveda stellen diese Fragen keine Probleme dar, bedürfen nicht der Lösung, sondern bergen die negative Antwort auf sie, die entschiedene Skepsis in sich. Erdmann, a. a. O., S. 392—93 weist richtig darauf hin, daß dies Scheinfragen sind, wobei er allerdings die pragmatische Seite der Sache nicht sieht.

Gefragter die Antwort gleicherweise kennen, doch ist diese ihre Kenntnis irgendwie verschieden. Bei der Mahnfrage ist z. B. die Antwort im Bewußtsein des Fragenden gegenwärtig, während sie dem Gefragten gerade durch die gestellte Frage bewußt wird, in sein Bewußtsein, in seine Erinnerung tritt und dadurch auf ihn suggestiv und promotiv einwirkt. Desgleichen kennt die Zuhörerschaft die Antwort auf die ciceronische Frage des Redners. Nur daß die Tatsache in Form der Frage, pathetisch verlautet, das ansonsten Bekannte emotionell steigert und dadurch zur lauten und nachdrücklichen Aussage (oder zum Überdenken) der Antwort anregt. Darum unterscheidet sich die pragmatische Position des Redners (des Fragenden) immer von der Position der Gemeinschaft,¹⁴ denn der Redner löst absichtlich und bezweckt in der Hörerschaft die gewünschte Reaktion aus.

Aus den bisherigen Darlegungen wird ersichtlich, daß die Typen dieser Fragengruppe emotionell, suggestiv, promotiv verschiedentlich untermalt sein können. Über diese pragmatischen Unterschiede hinaus ergeben sich semantische Verschiedenheiten. H. Paul stellt richtig fest, daß nicht nur die Aussage-, sondern auch die Aufforderungssätze unter den Fragesätzen ihr Pendant hätten, z. B. „*quid facio?*“ bzw. „*quid faciam?*“. Diese Satztypen nennt er Frageaufforderungssätze.¹⁵

In die erste Gruppe der Fragen kann man des weiteren die liturgischen Fragen einreihen. Im Ablauf des jüdischen Sederabends stellt immer der jüngste Knabe in der Versammlung angesichts der besonderen festlichen Speisen und Bräuche folgende Fragen: „Was zeichnet diese Nacht aus vor allen anderen Nächten? Denn in allen anderen Nächten genießen wir Chomez oder Mazzoh, diese Nacht nur Mazzoh; in allen Nächten genießen wir alle beliebigen Kräuter, diese Nacht Bitterkraut; in allen Nächten tauchen wir nicht einmal ein, diese Nacht zweimal; in allen Nächten essen wir entweder sitzend oder angelehnt, diese Nacht sind wir alle angelehnt?“

Hierauf antworten die Erwachsenen mit der Geschichte der Knechtschaft in Ägypten und des Auszugs aus diesem Lande. Untersuchen wir nun die Liturgie von Fragestellung und Antwort im Ablauf des Sederabends auf ihre Entstehung hin, so ergibt sich Folgendes: ursprünglich hatte der Sederabend die umgekehrte Abfolge. Angesichts des ursprünglichen besonderen Ablaufs stellte nämlich der Knabe am Ende des Sederabends spontane Fragen. Später wurde diese Fragengruppe an den Anfang der Sederliturgie gestellt, und zwar wurde von vornherein angenommen, daß das Kind schon wisse, welche Handlungen an diesem Abend vorgenommen werden. Damit aber trat

¹⁴ Pragmatisch gesehen, ist das Publikum auch dann als Gefragter aufzufassen, wenn der Redner sich selbst die Frage stellt und sie auch selbst beantwortet. Es handelt sich bloß darum, daß der Redner den Dialog zwischen Fragendem und Gefragtem wohl selbst bestreitet, seine Ausführungen jedoch an das Publikum gerichtet sind.

¹⁵ Paul, H.: Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1909⁴, 135.

an die Stelle der spontanen Fragen der oben zitierte kanonische Text. Die Frage „*Was zeichnet diese Nacht aus?*“ ist nur Beispiel. Nimmt am Sederabend kein Knabe teil, so kann einer der erwachsenen Männer, ja selbst der Hausvater, der dann die Fragen zu beantworten hat, diese stellen.¹⁶ Aus diesem Beispiel wird sinnfällig, wie sich die ursprünglich spontanen Fragen und Antworten zum liturgischen Ablauf des Frage- und Antwortspiels gestalten, darin die doppelte Rollenverteilung von Fragendem und Antwortendem (Vorbeter — betende Gemeinschaft, Kind — Erwachsener) bald erhalten bleibt, bald aber Fragender und Gefragter verschmelzen, weil doch die Antwort von vornherein bekannt ist. Pfeiffer weist darauf hin, daß „die Antwort historisch betrachtet der Frage vorausgegangen ist“.¹⁷

Jedenfalls bedarf die Frage auch in dieser zuletzt erwähnten Form der Öffentlichkeit, einer Gemeinschaft, sei es nun eine Gemeinschaft von Betenden oder Lesenden.¹⁸ Ansonsten nämlich könnte die emotionelle Wirkung, auf der die liturgische Frage beruht, nicht zustande kommen. Wir werden sehen, daß es sich damit bei der wichtigsten Form der Frage, beim Problem, nicht so verhält. Das Problem bedingt unmittelbar keine Öffentlichkeit und das eigentliche Bedenken (Durchdenken) des Problems erfolgt monologisch.

2. Die zweite grundlegende pragmatische Situation hat zur Bedingung, daß dem Fragenden die Antwort auf die Frage bekannt, dem Gefragten dagegen unbekannt sei. In solchen Fällen handelt es sich um eine pädagogische Frage, um eine Aufgabestellung. Da dem Fragenden die Antwort bekannt ist, stellt er dem Gefragten die Frage eben in einer pädagogischen Absicht (Prüfung, Erinnerung usw.). Es sei schon hier bemerkt, daß die Aufgabestellung der Fragentyp ist, bei dem das methodische Finden der Antwort, gerade weil sie dem in pädagogischer Absicht Fragenden bekannt, gewährleistet ist. Darum setzt die Möglichkeit zur Heuristik und zu ihrer Ausarbeitung bei der Aufgabestellung an und betrachtet auch heute die Lösung der Aufgabestellung als ihr grundlegendes Anliegen (M. Wertheimer, Gy. Pólya).¹⁹

In den Fragestellungen werden Teile des bekannten Wissensstoffes als Fragen gefaßt, um dadurch jene, denen diese vorerst noch unbekannt oder

¹⁶ Vgl. Roth, E.: *Az örködés éjszakája* [= Die Nacht des Wachens]. Budapest o. J., S. 30—32. Dt. Text nach J. Soetendorp: *Symbolik der jüdischen Religion*. Gütersloh 1963. 157, bzw. J. M. Japhet: *Haggadah für Pesach*. Frankfurt/Main, o. J. 411.

¹⁷ Pfeiffer, I.: *A széder-esti Haggádá-könyv analysiséhez* [= Zur Analyse des Buches Haggadah des Sederabends]. Jubilee Volume in Honour of Prof. B. Heller. Budapest 1941, S. 267.

¹⁸ Vgl. das mit der antistrophischen Struktur des Chors der griechischen Tragödie.

¹⁹ Besonders deutlich wird das bei Lambert, der als einzige logisch relevante Art der Frage die Aufgabe betrachtet und in seinen interrogativ-logischen Untersuchungen ausschließlich den Mathematikern seinen Dank ausspricht. Vgl. Lambert, J. H.: *Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung von Irrtum und Schein*. Leipzig 1764, Bd. I, § 156, *passim*.

deren Kenntnisse noch labil sind, zum Wissen zu führen.²⁰ Eine besondere Art der Aufgabestellung ist das Rätsel, das sich in Funktion, Form und Qualität der Lösungsschwierigkeiten von der eigentlichen pädagogischen Aufgabestellung unterscheidet. Was die ureigene Funktion des Rätsels anbelangt, so kann es ursprünglich keinen pädagogischen Zweck verfolgt haben, heutzutage jedoch werden Rätsel in einer spielerisch-didaktischen Absicht aufgegeben. Der Form nach verhüllt das Rätsel, es verschleiert absichtlich. Vergleichen wir nun die Lösungsschwierigkeiten des Rätsels mit denen der Aufgabestellung, so müssen wir sagen, daß die Lösung eines Rätsels qualitative schwieriger ist. Selbstverständlich kann eine Mathematikaufgabe in der Mittelschule schwieriger sein, als das Bildrätsel in der Sonntagsbeilage einer Zeitung. Der oben angedeutete Unterschied offenbart sich nicht im Schwierigkeitsgrad, sondern in der Qualität. Die Aufgabe wird klar und deutlich gestellt, man muß nur den Schlüssel zur Lösung kennen. Das Rätsel aber wird verdunkelt, es wird in einer verschleierte Form gefaßt. Zu seiner Lösung muß einmal die in der verhüllten Frage verborgene eigentliche Frage, zum anderen der Schlüssel zu ihrer Lösung gefunden werden! Trotz dieser Merkmale ist „die Bedeutung von dem Erfinder des Rätsels klar und vollständig gewußt, und die verhüllende Gestalt, durch welche sie erraten werden soll, daher absichtlich zu dieser halben Verhüllung auserwählt. Die eigentlichen Symbole sind vor- und nachher unaufgelöste Aufgaben, das Rätsel dagegen ist an und für sich gelöst . . .“²¹

²⁰ In einem modernen Lehrbuch der Pädagogik wird das Moment der Aufgabelösung (bzw. dort: Problemlösung) in die Definition des *Lernens* einbezogen: „Learning may be defined as the progressive change in behavior which is associated, on the one hand, with successive presentations of a situation, and on the other, with repeated efforts of the individual to react to it effectively. Learning may also be thought of the acquisition of ways of satisfying motives or of attaining goals. It often takes the form of problem solving.“ Educational Psychology. Vol. 1. Selected and prepared by the Editorial Staff United States Armed Forces Institute. Washington 1944. Bd. I, S. 299.

²¹ Hegel: Ästhetik. Berlin 1955, S. 392. — Der Wortgebrauch ist auch hier nicht konsequent. Die besondere Eigenschaft des Rätsels besteht darin, daß man es zu einer Aufgabe umwandeln muß, weil es ja metaphorisch gefaßt ist. Schon Aristoteles wies richtig darauf hin, daß „das Rätselhafte immer in einer Metapher liegt“ (Rhetorica. III, 2, 1405b 4). Prantl weist auf seine enge Beziehung zum Paradoxon hin (Geschichte der Logik. Bd. I, S. 399). Gerade diese metaphorische Hülle ermöglicht die Ungewißheit bei der Lösung des Rätsels, daß also hier eine eindeutige Lösung fehlen kann. Wir wissen z. B. von Rätseln, die zweierlei Lösungen zulassen (Vgl. Huizinga, J.: Homo Ludens. Hamburg 1956, S. 112). Indirekt wird das auch durch die Philologie bestätigt. Das berühmte biblische Rätsel Simons (Buch der Richter, 14) scheint eine eindeutige Lösung zu haben (Löwenabenteuer). Die Philologie aber will sich damit nicht so leicht abfinden; ein Beweis dafür ist die umfangreiche einschlägige Fachliteratur, des weiteren die zahlreichen Vorschläge zu unterschiedlichen Lösungen (Vgl. Archer Taylor: A Bibliography of Riddles. Helsinki 1939). — Eine Mischform der reinen Aufgabe und des Rätsels scheint das *Kreuzworträtsel* zu sein. Die Antworten, die in die einzelnen Quadrate zu setzen sind, kann man als Rätsellösungen betrachten, ist doch der Löser des Rätsels aufs Raten angewiesen; dagegen erweist sich die Gesamtlösung, bzw. die Einsetzung der kritischen Texte bereits als reine Aufgabe, die sich aus den Teillösungen des Rätsels eindeutig und automatisch ergibt. — Im Hinblick auf den Unterschied zwischen reiner Aufgabe und Rätsel ist die Rolle der deduktiven bzw. induktiven Lösungsmethode, der Folgerung (Ableitung) und des Ratens belanglos. Entscheidend sind die oben erwähnten Merkmale.

Auch die Erprobungsfragen setzen eine ähnliche Situation voraus. Der Erprobende kennt die Antwort. Möglicherweise kennt sie auch der Erprobte, jedenfalls aber wird die Frage mit der Voraussetzung gestellt, es sei nicht gewiß, ob er sie kenne. Die Situation ist demnach durch diese Ungewißheit gekennzeichnet.

3. In der dritten Fragesituation wird die Frage von einem, der etwas nicht weiß, jenem gestellt, von dem er sich Antwort auf diese Frage erhofft. Das ist die eigentliche Frage, und die eigentliche Form des einfachen erfahrungsgemäßen Erwerbs von Kenntnissen (vgl. informative Fragen, kindliche Fragen, Fragebögen). Die eigentliche Frage ist im Verhältnis zur Aufgabestellung primär; die Aufgabestellung bedingt bereits, daß eine Frage gelöst sei, und diese wird nur im Besitz dieser Lösung nur noch wiederholt.

4. Schließlich haben wir noch die Art der Frage, deren Lösung weder dem Fragenden noch dem Gefragten bekannt ist: das ist das Problem.²² Erkenntnistheoretisch unterscheidet sich das Problem scharf von den übrigen Typen der Frage. Diese sind nämlich dadurch gekennzeichnet, daß ihre Lösung irgendwo parat ist: in der ciceronischen Frage ist sie bereits enthalten, sie ist dem Aufgabesteller bekannt, schließlich ist sie bekannt bzw. kann sie bekannt sein jenem, an den eine eigentliche Frage gerichtet wird. Die Antwort ist somit gegeben und durch Lernen, Grübeln, richtige Auswahl reproduzierbar. Hier ist nachdrücklich hervorzuheben, daß die Lösung reproduzierbar, somit sekundär, also ihre Richtigkeit und Wahrheit kontrollierbar ist. Demgegenüber stellt sich das Problem als die produktive Frageform *par excellence* dar, in deren pragmatischer Sphäre die Lösung nicht gegeben, eben und darum pragmatisch nicht kontrollierbar ist. Wie gesagt, sie ist in der pragmatischen Sphäre nicht gegeben, worunter wir verstehen, daß es in der Gemeinschaft, in der das Problem auftaucht, nicht der Fall ist. Wir haben jedoch diese Gemeinschaft — so groß sie auch immer sei — als relativ geschlossene Gemeinschaft aufzufassen. Damit wollen wir keineswegs den Spiritualismus widerlegen, demnach für Gott alle Probleme gelöst seien. Diese Feststellung kann sich vielmehr beziehen auf soziale Gemeinschaften unterschiedlicher Größe, innerhalb deren ein Problem in seiner pragmatischen Sphäre nicht gelöst ist, wohl aber die Lösung bereits vorhanden ist, allerdings außerhalb dieser pragmatischen Sphäre. Für die Europäer bedeuteten zahlreiche naturwissenschaftliche und mathematische Fragen noch immer ein Problem, als sie von den Chinesen und für sie schon längst gelöst waren. Das Verschollen-sein, die kulturelle Isolierung und das Patent an einer Sache können alles

²² Auch hier ist die Terminologie labil. Oft werden eigentliche Probleme als Rätsel bezeichnet, z. B. E. Haeckel: Die Welträtsel.

Ursachen sein, daß ein und dieselbe Frage irgendwo noch ein Problem darstellt, obschon sie anderenorts keines mehr ist. Über diese äußeren Faktoren hinaus ist der Grad der immanenten Entwicklung entscheidend: ist etwas als Problem in einer pragmatischen Sphäre durch die immanente Entwicklung nicht herangereift, so wird seine Lösung vergebens dargeboten, man weiß mit ihr nichts anzufangen. Dieser Zusammenhang läßt sich auf Individuen, ja auf die verschiedenen Entwicklungsphasen der Individuen aufschlüsseln: etwas kann für mich ein Problem sein, für dich aber ist es keines mehr; gestern war etwas für mich kein Problem, heute aber ist es dies wiederum. Trotzdem wollen wir nicht bezweifeln, daß z. B. die Erfindung des Dynamos für Siemens ein wirkliches Problem war, obschon Jedlik die Lösung dieses Problems einige Jahrzehnte früher gefunden hatte. Das Problem ist ein Problem, wenn es innerhalb der geschlossenen pragmatischen Sphäre von Fragenden und Gefragten keine Lösung hat.

Daraus folgt, daß die Lösung eines Problems pragmatisch nicht kontrollierbar ist, so wie es bei der Aufgabestellung und der eigentlichen Frage der Fall ist. Wenn aber die Lösung pragmatisch gegeben ist, so läßt sie sich auch pragmatisch kontrollieren. Ist die Lösung pragmatisch nicht gegeben, kann sie nicht pragmatisch, sondern nur durch andere Methoden kontrolliert werden, und darin zeichnet sich der Unterschied zwischen dem Kenntnisse wiederholenden Charakter der vorhergehenden interrogativen Formen und den Kenntnisse schöpfenden Merkmalen des Problems deutlich ab.²³

Daraus aber folgt, daß sich beim Problem gesteigerte und andersgeartete logische Schwierigkeiten ergeben als im Falle der Aufgabestellung.

Die Menschheit bahnt sich den Weg zu neuen Kenntnissen eben durch Stellung und Lösung von Problemen. Eigentlich wird es nicht von dem einen dem anderen gestellt, selbst wenn es äußerlich manchmal so geschieht, denn er kennt die Lösung ebenso wenig, d. h. auch er stellt das Problem dem „Fragenden“. Mit den Problemen befragt nämlich der Mensch die Natur. Wie im Falle der 1. Fragengruppe, können Fragender und Gefragter auch hier zusammenfallen, und zwar ohne die direkte Öffentlichkeit vorauszusetzen. In der Form des Problems stellt also der Mensch sich selbst Fragen. Jede monologisch gestellte Frage ist ein Problem und Platon charakterisiert den Vorgang der Problemlösung sehr schön als „Zwiegespräch, das die Seele mit sich selbst führt.“²⁴ (In der gegenwärtigen Untersuchung beziehen wir uns nicht auf den

²³ Zwischen Aufgabe und Problem zeigt sich ein erkenntnistheoretisch-pragmatischer Unterschied. *Psychologisch* besteht — wie J. Hadamard darauf hinweist (The Psychology of Invention in the Mathematical Field. Dover Publications 1954., S. 104) — zwischen Aufgabelösung und Problemlösung (Invention) keinerlei Verschiedenheit.

²⁴ Platon, Soph. 263e. — Auf die pragmatische Tatsache, daß jede Mitteilung — selbst in ihrer monologischen Entwicklung — grundlegend *dialogisch* ist, haben M. Buber und G. Marcel eine ganze Methaphysik aufgebaut.

Wert der verschiedenen Probleme, d. h. darauf, wie gewichtig Probleme sind, ob sie reale oder Scheinprobleme sind usw.; hier analysieren wir abstrakt verallgemeinert die pragmatischen Typen der Frage.)

Zwischen den beschriebenen vier grundlegenden Typen sind Übergänge hie und da selbstverständlich möglich. Eine solche Übergangsform zwischen Problem und Aufgabestellung ist z. B. die sog. sokratische Frage. Nach der Platonschen Darstellung erscheint diese Methode als eine originelle Kombination der katechetischen Methode und der kollektiven Problemlösung. Katechetisch ist sie insofern, als sie den Schüler mit treffend gerichteten Fragen so zur Lösung führt, daß diese ein Ergebnis der Bemühungen des Schülers sei. Zugleich aber ist sie keine reine Form der Aufgabelösung, weil der lehrend-fragende Sokrates selbst die gesuchte Lösung nicht kennt. Es handelt sich also um eine Problemlösung, die kollektiv gefunden wird, wobei aber Sokrates einen gewissen positionellen Vorteil hat. Dieser positionelle Vorteil resultiert nicht daraus, daß Sokrates die Lösung bereits wüßte, oder ihr näher als sein Partner wäre, sie ergibt sich vielmehr aus seiner methodologischen Überlegenheit: „... auch hierin geht es mir eben wie den Hebammen, ich gebäre nichts von Weisheit, und was mir bereits viele vorgeworfen, daß ich andere zwar fragte, selbst aber nichts über irgend etwas antwortete, weil ich nämlich nichts Kluges wüßte zu antworten, darin haben sie recht. Die Ursache davon aber ist diese, Geburtshilfe leisten nötigt mich der Gott, erzeugen aber hat er mir gewehrt. Daher bin ich selbst keineswegs etwa weise, habe auch nichts dergleichen aufzuzeigen als Ausgeburt meiner eigenen Seele. Die aber mit mir umgehen, zeigen sich zuerst zum Teil gar sehr ungelehrig; alle aber, denen es der Gott vergönnt, machen bei fortgesetztem Umgang wunderbar schnelle Fortschritte, wie es ihnen selbst und andern scheint; und diese offenbar ohne jemals irgend etwas etwa von mir gelernt zu haben, sondern nur selbst aus sich selbst entdecken sie viel Schönes und halten es fest; die Geburtshilfe indes leisten dabei der Gott und ich. ... So übergib dich also mir, als dem Sohn einer Geburtshelferin und auch selbst der Geburtshilfe Kundigen, und was ich dich frage, das beeifere dich, so gut du nur kannst, zu beantworten. Und wenn ich bei der Untersuchung etwas, was du sagst, für Schein und nichts Echtes erfunden habe, also es ablöse und wegwerfe, so erzürne dich darüber nicht, wie die Frauen es bei der ersten Geburt zu tun pflegen.“²⁵

Als Übergangstyp kann auch eine Gruppe der — so ziemlich unbestimmt benannten „rhetorischen“ Fragen bezeichnet werden. Ein Teil der rhetorischen Fragen ergibt sich aus den ciceronischen, die wir bereits abgehandelt haben. Andere Fragen wiederum sind so beschaffen, daß der Zuhörer mit Aufforderungen zur Lösung hingeführt wird, d. h. diese Fragen revelieren die Lösung. In solchen Fragen ist das Aufforderungsmoment besonders ausgeprägt. Es liegt

²⁵ Platon, Theait. 150 ff.

im wesentlichen an der Einstellung des Zuhörers, inwiefern diese Fragen als Übergangsformen zur Aufgabestellung gelten können.²⁶

Dagegen ist kein Übergang möglich zwischen den Fragetypen 1 und 4 (zwischen den ciceronischen Fragen und den Problemen), des weiteren zwischen den Fragetypen 2 und 3 (zwischen der Aufgabestellung und der eigentlichen Frage). Zwischen den Typen 1 und 4 darum nicht, weil der Typ 1 definitionsmäßig die Lösung bedingt, während dagegen Typ 4 definitionsmäßig die Ungelöstheit zur Bedingung hat, zwischen den Typen 2 und 3 aber sind Übergänge nicht möglich, weil diese Typen entgegengesetzt gerichtet sind.

Das Moment der Aufforderung tritt gewöhnlich mit mehr oder minder starker Intensität bei den Fragearten auf, bei denen der Fragende die Lösung kennt. In solchen Fällen will der Fragende, der im Besitz der Antwort ist, diese vom Gefragten nicht mit infirmativem Zweck, sondern in irgendeiner anderen Absicht hören; er fordert ihn eben zur Antwortgabe auf. Daher sind ciceronisch-rhetorische Fragen und solche Formen des Ausrufs nicht nur semantisch, sondern meistens auch pragmatisch gleichwertig: „*Ist das nicht schön?*“ ~ „*O wie schön!*“ — „*Wie lange noch wollt ihr es zulassen . . .?*“ ~ „*Laßt es nicht länger zu . . .!*“. Eine ähnliche Beziehung besteht auch zwischen der Aufgabestellung und der Aufgabe: dieselbe Frage wird in der Aufgabestellung in fragender, in der Aufgabe in auffordernder Form gefaßt. Bei der eigentlichen Frage ergibt sich das Aufforderungsmoment mehr äußerlich-zufällig, wie z. B. in den vom Polizisten an den Verdächtigten drohend gestellten Fragen. Im wesentlichen aber ist die Aufforderung sowohl der eigentlichen Frage, besonders aber dem Problem fremd.

Das ist keine semantische Klassifizierung; wollen wir also entscheiden, in welche Fragengruppe eine Frage gehört, d. h. ob es sich um eine Aufgabestellung, um ein Problem usw. handelt, können wir uns bei der Erstellung der Definition nicht mit semantischen Kriterien begnügen. Ein und dieselbe Frage kann semantisch mit sich selbst identisch sein, jedoch eine völlig andere pragmatische Funktion haben, wie z. B.: „*Wie lang ist die Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks, wenn wir die Länge seiner Katheten kennen?*“ — Für Pythagoras war es ein Problem, in der Schule ist es eine Aufgabe, dagegen ist es eine eigentliche Frage, wenn ein frühreifer Schüler den Lehrer danach fragt. Schließlich ist es durchaus vorstellbar, daß diese Frage in einem wissenschaftlichen Vortrag zu Fragen der Mathematik ciceronisch gestellt wird.

²⁶ Eine besondere Situation tritt ein, sooft sich der Mensch des Altertums mit seiner Frage ans Orakel wandte: Pythia wurden Fragen gestellt und diese Fragen (Probleme) stellte sie als Rätsel in aussagender, auffordernder oder seltener in fragender Form dem Fragenden aufs neue. Dadurch wurde das Finden der richtigen Antwort erleichtert. Das deutet zugleich an, daß sich das Rätsel leichter lösen läßt, als die eigentliche Frage oder das Problem. Das Rätsel *birgt* nicht eine Frage, sondern im Falle des Findens des Schlüssels auch die *Lösung in sich*. Damit aber kann das Rätsel, obschon es selbst eine Frage ist, im Unterschied zum Problem mehr oder minder als Lösung gelten.

Darum dürfen wir niemals die pragmatische Relativierung einer Denkform außer acht lassen.

Das besondere Ausdrucksmittel der gesprochenen Fragen, der *Tonfall*, belangt das Pragmatische dieses Zusammenhangs. Mitunter gibt es auch zur pragmatischen Klassifizierung einer Frageart kein anderes Kriterium als den Tonfall. (Oft wird ja die Frage von der Aussage nur durch den Tonfall unterschieden.) Darum läßt sich die Intention des Fragesatzes am Tonfall ermessen. In semantischer Hinsicht wurde der Tonfall der Fragesätze schon oft untersucht, die pragmatischen Beziehungen wurden jedoch meines Wissens noch nicht analysiert. Darum müßten die obigen Klassen und Varianten sorgfältig geprüft werden. Ganz allgemein läßt sich vorläufig sagen: die Aussage ist pragmatisch eine in sich geschlossene Einheit, weshalb auch der Ton am Ende des Satzes fällt. Die Frage dagegen ist nicht geschlossen, sondern bildet nur mit der auf sie gegebenen Antwort eine pragmatische Einheit. Wird der Charakter der Frage einzig und allein durch den Tonfall ausgedrückt und hat sie keine besonderen Merkmale (Wortfolge, Frage- oder Interrogativpronomina), so steigt der Ton in den europäischen Sprachen im allgemeinen am Satzende, bzw. er fällt nicht auf den Grundton ab. Eine Ausnahme bilden die ciceronischen Scheinfragen, deren Tonfall mit dem der Aussagesätze identisch sein kann. Der Tonfall wird auch dadurch beeinflusst, ob die Frage bezüglich der Antwort eine Erwartung ausdrückt (z. B., ob eine bejahende Antwort erwartet wird). E. Hermann hat die Gesetzmäßigkeiten des Tonfalls von Fragen in allen Sprachfamilien untersucht. Er kam zu folgender allgemeiner Feststellung: „Überhaupt ist nicht nur am Anfang und Schluß, sondern im ganzen Satz die Tonlage der Frage sehr häufig höher als die der Aussage.“²⁷ Die hohe Tonlage sei für alle Sprachen auf der Welt charakteristisch. Es sei ausgeschlossen, daß diese hohe Tonlage aus einer Sprache in die andere entlehnt worden sei, vielmehr habe man darin ein anthropologisches Urelement zu sehen, insofern einst der Fragehochton in allen Sprachen vorherrschend gewesen sei. Dies werde auch von den Beobachtungen der Kinderspsychologie bestätigt: Kinder bedienten sich schon im Stadium der Einwortsätze des Fragetons, sie könnten diesen besser verstehen und benützen als Fragewörter oder die fragende Wortstellung.²⁸

2. Die semantischen Unterschiede der interrogativen Formen

In der Sprachwissenschaft werden zwei semantisch verschiedene Gruppen der Fragen seit alters her unterschieden. Zur einen Gruppe zählen Fragen,

²⁷ Hermann, E.: Probleme der Frage. Nachrichten von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch—Historische Klasse 1942, Nr. 3—4, S. 363.

²⁸ A. a. O., S. 364—66.

auf die man sinnvoll mit *ja* oder *nein* antworten kann, z. B.: „*Haben wir den Feind besiegt?*“ — „*Hat die Stunde geschlagen?*“ — „*Schneit es?*“

Zur anderen Gruppe gehören Fragen, die etwas Unbekanntes enthalten, das dann in der Antwort bestimmt wird. Z. B.: „*Wer war der Meister von Aristoteles?*“ — „*Platon*“. — „*Um wieviel Uhr beginnt die Vorstellung?*“ — „*Um sieben*“.

Diesen Unterschied hat Aristoteles als erster wahrgenommen. „Es ist aber offenkundig, daß nicht jede allgemeine Frage ein dialektischer Satz sein kann, etwa die Frage 'Was ist der Mensch?' — oder diese: 'In wievielerlei Sinn kann das Gute gesetzt werden?' — Denn ein dialektischer Satz ist jener, den man mit 'ja' oder 'nein' zu beantworten vermag, auf die erwähnten Fragen ist eine dieser beiden Antworten nicht möglich. Darum sind solche Fragen nicht dialektisch, ausgenommen, daß der Fragende selbst diese unterschiedlich und gegliedert stellt, z. B. so: 'Das Gute ist wohl in diesem oder jenem Sinne zu verstehen?' — Solche Fragen sind nämlich entweder bejahend oder verneinend leicht zu beantworten.“²⁹ Diese Unterscheidung wurde auch von dem Stoiker Chrysippos übernommen: „Der Satz 'es ist Tag' — ist ein Urteil, dagegen ist die Aussage 'ist es Tag?' — eine Frage. Erkundigung (*πρόσμα*) ist eine Mitteilung, auf die ein allgemein geltendes Zeichen als Antwort, wie bei einfachen Fragen ein 'ja' nicht möglich ist, sondern die Antwort z. B. zu lauten hat: er wohnt dort und dort.“³⁰

Soviele Verfasser, sovielen Bezeichnungen für diese beiden Gruppen, wie z. B.: Bestätigungsfrage — Verdeutlichungsfrage (Delbrück); Bestätigungsfrage — Ergänzungsfrage (Wegener); Entscheidungsfrage — Bestimmungsfrage (Sütterlin); Entscheidungsfrage — Bestimmungsfrage (Imme); Satzfrage — Wortfrage (Feußner); Rogativer und quäsitiver Satz (Noreen); Zweifelsfrage — Tatsachenfrage (Wundt); Ausfüllungsproblem — Befreiungsproblem (Höfding); Entscheidungsfrage — Ergänzungsfrage (Ziehen); Bestätigungsfrage — Tatsachenfrage (Gamillscheg). Desgleichen spricht man in der ungarischen Grammatik von Entscheidungsfrage und Ergänzungsfrage.³¹ Der Einfluß dieser vom Urteil her bestimmten Auffassungsweise der Frage auf die Grammatik zeigt sich auch hier, in der Terminologie: die Ergänzungsfrage ist offenbar zu einer Aussage zu ergänzen.

²⁹ Aristoteles: Top. 158a, 14—20.

³⁰ Diogenes: Laertios VII, 66.

³¹ Mit den linguistischen Belangen dieses Unterschieds können wir uns nicht befassen. Es genügt vielleicht der Hinweis, daß es in den Ergänzungsfragen eines besonderen Fragewortes (Interrogativpronomens bzw. Interrogativadverbs) bedarf (*wer, was, wieviel, wie* usw.), während in den Entscheidungsfragen entweder die Wortfolge, oder aber eine besondere Fragepartikel (gr. *aga*, lat. *ne*, ung. *vajon*, dt. *ob*) den Fragecharakter anzeigt. Mitunter aber fehlt diese Partikel, oder die Fragewortfolge beschränkt sich nicht auf Fragesätze (z. B. Althochdeutsch, Altsächsisch). In solchen Fällen entscheidet einzig und allein der Fragetonfall. Ebenso verhält es sich in Fällen, da keine besondere Fragewortfolge gegeben ist, z. B.: „*Fertig?*“, „*Ein Glas Bier?*“, „*Niemand da?*“, „*Sie wünschen?*“ — H. Paul (a. a. O., S. 136) schreibt in diesem Zusammenhang: „Wir können

Die Unterscheidung von diesen zwei Arten der Frage ist auch in der Heuristik, in der Methode der Aufgabelösung gut bekannt. Die Aufgaben haben zwei grundlegende (semantische) Typen: sie sind Bestimmungsaufgaben (oder Probleme) und Beweisaufgaben (oder Theoreme). In jenen ist ein Unbekanntes zu ermitteln (z. B. die Lösung einer Gleichung, die Polizeifahndung nach einem Täter, im Schachspiel die Berechnung des entsprechendsten Zuges), in diesem ist eine These, ein Lehrsatz, eine Behauptung zu beweisen (z. B. der Beweis des pythagoreischen Lehrsatzes, vor dem Gericht die Einschätzung einer Zeugenaussage). Die allgemeine Form der Bestimmungsaufgabe lautet „*was ist x?*“, die der Beweisaufgabe „*ist p wahr?*“, wobei *x* etwas Unbekanntes, *p* aber ein Urteil bedeutet.³² Dem Ja oder Nein der Entscheidungsfrage entspricht in der Beweisaufgabe die Bestätigung oder die Widerlegung. Wir haben die Aufgabe mit Ja beantwortet, wenn wir die fragliche These bewiesen haben.

Nähern wir uns den Arten der Frage von der Theorie) der semantischen Ebenen her, so können wir folgendes feststellen: Die Ergänzungsfrage und die ihr entsprechende Antwort bewegen sich auf derselben semantischen Ebene: „*Welche Farbe hat dein Kleid?*“ — „*Mein Kleid ist blau*“. Dem gegenüber ist es im Falle von Entscheidungsfragen nicht notwendig, daß sich Frage und Antwort auf derselben semantischen Ebene bewegen. Ja, es ist geradezu nur durch die Verhüllungsfähigkeit des sprachlichen Ausdrucks möglich, daß wir eine Entscheidungsfrage auf derselben semantischen Ebene beantworten können, z. B.: „*Hast du die Tür geschlossen?*“ — „*Ich habe die Tür geschlossen*“.

uns daher leicht eine Vorstellung davon machen, daß es schon lange Fragesätze gegeben haben kann, ehe irgendein anderes charakterisierendes Mittel dafür gefunden war als der fragende Ton. Die Frage ist daher schon auf ganz primitiver Stufe möglich, wenn auch natürlich jünger als Behauptung und Aufforderung“.

H. Paul wirft die interessante Frage auf, welcher von diesen zwei Arten der Frage die historische Priorität zukommt. Er hält die Entscheidungsfrage für die frühere Bildung, denn die Ergänzungsfragen bedürften — wie er sagt — besonderer Interrogativpronomina oder -adverbia, weshalb sie auch differenzierte Bildungen seien. Das Interrogativum ist in den indogermanischen Sprachen zugleich Indefinitum. Meines Wissens gibt es kein Kriterium, an Hand dessen sich entscheiden ließe, welche von diesen beiden Funktionen die ursprüngliche sei. Es ergeben sich keine Schwierigkeiten, wenn wir dafürhalten, daß diese auf jene zurückgehe, doch ist auch die umgekehrte Abfolge denkbar und in diesem Falle wäre der Weg von der früheren Art des Fragesatzes zur späteren gegeben. Auf die Frage „*Ist jemand da?*“ können wir antworten „*(ja) mein Vater*“, oder „*(nein,) niemand*“. Sehen wir nun ab von der konkreten Frage (d. h. „*Ist jemand da?*“), so liegt die Beziehung zu der Frage „*Wer ist da?*“ auf der Hand. Die Fragen mit Interrogativa stehen in noch näherer Beziehung zu Fragen mit Indefinita, wenn sich eine verneinende Antwort von selbst versteht, vgl. „*Wer wird das tun?* — *Wird das jemand tun?* ; *Was kann ich antworten?* — *Kann ich etwas antworten?*; *Wo ist ein solcher Mensch zu finden?* — *Ist irgendwo ein solcher Mensch zu finden?*“ (H. Paul, ebd.). Hier sei noch die wichtige Feststellung Hermanns erwähnt, daß die Fragewörter der (Entscheidungs-)Frage nicht zu den ältesten Bildungen der Sprache gehören, daß ihnen vielmehr der Fragetonfall historisch vorausgegangen sei (a. a. O. S., 141). Des weiteren befassen wir uns nur mit den logischen Folgen dieses Problems.

³² Vgl. Pólya, Gy.: *A gondolkodás iskolája*. [= Schule des Denkens]. Budapest 1957, S. 160–63, S. 193–98.

Mit 'ja' beantwortet, wird die Antwort eigentlich in Anführungszeichen gesetzt und die Antwort wird im Vergleich zur Frage metasprachlich: „*Hast du die Tür geschlossen?*“ — „*Ja* (= e s s t i m m t), *'ich habe die Tür geschlossen'*“. D. h., die Frage ist objektsprachlich, die Antwort metasprachlich. Man kann jedoch auch die Frage metasprachlich fassen: „*Stimmt es, daß Du die Tür geschlossen hast?*“ — „(E s s t i m m t), *ich habe die Tür geschlossen*“, wo sowohl Frage wie Antwort metasprachlich sind. Mögen wir nun Frage und Antwort auf objektsprachlicher oder aber metasprachlicher Ebene fassen, können diese Ebenen in allen Fällen als äquisignifikant gelten. Jedenfalls ist ein Unterschied der Ebenen nur bei der zweiten Art der Frage möglich.³³

Zwischen diesen zwei Fragentypen ergibt sich auch ein bestimmter modaler Unterschied.

In der modalen Logik unterscheiden wir alethische Modalitäten (Wahrheitsmodalitäten) und epistemische Modalitäten (Wissensmodalitäten). Jene qualifizieren die notwendigen, möglichen und unmöglichen Aussagen oder aber sie beziehen sich auf die in einem Gegenstand gegebene Existenz der betreffenden Modalität. Diese qualifizieren unser verifiziertes (bestätigtes, für wahr gehaltenes), falsifiziertes (widerlegtes, für falsch gehaltenes), unentschiedenes (weder für wahr noch für falsch gehaltenes) Wissen und können sich ebenfalls auf eine Aussage oder auf ein Objekt beziehen.

Mit den bekannten Ausdrücken des Thomas von Aquin unterscheiden wir des weiteren die Modalitäten *de dicto* und *de re*. Jene beziehen sich auf eine Aussage als Ganzes (z. B. „*Es ist notwendig, daß sich die Körper bei Erwärmung ausdehnen*“), diese besagen, daß eine Modalität in einem Objekt gegeben ist (z. B. „*Bei Erwärmung dehnen sich die Körper notwendig aus*“). Die beiden sind aber nicht dasselbe! Hier das Beispiel des Thomas von Aquin: was wahr ist *de re*, kann *de dicto* falsch sein, wie etwa „*album possibile est esse nigrum*“ ist wahr (weil das Weiße schwarz werden kann), jedoch ist „*possibile est album esse nigrum*“ falsch (weil etwas Weißes nach dem logischen Prinzip der Widerspruchslösigkeit nicht schwarz sein kann).³⁴ Nun können sich aber sowohl die alethischen als auch die epistemischen Modalitäten *de re* wie *de dicto* beziehen.

³³ Carnap (The Logical Syntax of Language. London 1954¹, S. 277) unterscheidet Objektfragen und logische Fragen: „By object-questions are to be understood those that have to do with the objects of the domain under consideration such as inquiries regarding their properties and relations. The logical questions, on the other hand, do not refer directly to the objects, but to sentences, terms, theories, and so on, which themselves refer to the objects“. Diese Unterscheidung belangt aber nicht unser Problem. Carnap selbst deutet an, daß die Unterscheidung von Objektfragen und logischen Fragen gewissermaßen relativ sei: „In a certain sense, of course, logical questions are also object-questions, since they refer to certain objects — namely, to terms, sentences, and so on — that is to say, to objects of logic. When, however, we are talking of a non-logical, proper object-domain, the differentiation between object-questions and logical questions is quite clear.“

³⁴ Sancti Thomae Aquinatis de modalibus opusculum et doctrina. Angelicum. Vol. XVII, Fasc. 2—3, Rom 1940, S. 209.

Fragen wie „*Was ist x?*“ sind nicht modal, jedoch sind hier — wie wir gesehen haben — sowohl Frage als auch Antwort objektsprachlich, d. h., sie handeln *de re*. Demgegenüber ist der Fragentyp „*Ist p wahr?*“ natürlich *de dicto* gefaßt und im Falle der Beweisaufgaben beziehen sich Frage und Antwort geradezu *de dicto*. Des weiteren kann dieser Fragentyp (mit der Antwort) modal interpretiert werden, und zwar gegebenenfalls alethisch, z. B. „*Sollte der Junge so etwas getan haben (ist es möglich, daß der Junge so etwas getan hat)?*“ — „*Es ist möglich*“, gegebenenfalls aber epistemisch, z. B. „*Ist die Summe der Winkel des Dreiecks 2R?*“ — „*Es ist erwiesen, daß die Summe der Winkel des Dreiecks 2R beträgt.*“ Die Beweisaufgaben sind im allgemeinen epistemische Fragen, weil sie in der Antwort der Bestätigung, des Beweises bzw. der Widerlegung bedürfen. All das besagt, daß das auf eine Entscheidungsfrage gegebene Ja oder Nein verschiedene modale Möglichkeiten birgt oder bergen kann: Wahrheit und Irrtümlichkeit, Bewiesenheit oder Falsifizierung, Allgemeinheit und Existenz, Notwendigkeit und Möglichkeit usw. Der modale Charakter der Antwort hängt selbstverständlich von der Frage ab.

Auf Ergänzungs- und Entscheidungsfragen ist eine modal gemeinsame Antwort nur in einem einzigen Fall möglich: wenn wir nämlich die Frage nicht beantworten können und sagen: „*Ich weiß (es) nicht.*“ Das aber ist keine ausreichende Antwort auf die Frage, sondern das Eingeständnis der Nichtbeantwortung. Die Unentschiedenheit ist also eine Modalität, sie ist identisch mit der Ungelöstheit einer Frage.

3. Syntaktische Analysen³⁵

In Anlehnung an das bekannte und bewährte Verfahren der Logik unterscheiden wir einfache und zusammengesetzte (komplexe) Fragen. Des weiteren befassen wir uns nicht mit den komplexen Fragen, sondern nur mit den einfachen. Auch lassen wir außer acht, wie sich einfache Fragen zu komplexen Fragen, zu Fragenkomplexen „verknüpfen“. Einerseits ist es überaus fraglich, ob es sich bei einem Fragenkomplex um eine „Verknüpfung“ (Verbindung) handelt. Das Auftauchen einer neuen Frage impliziert immer das Stellen von anderen Fragen, d. h. das Problem belanget einen weiteren Kreis des Wissensstoffes, der Kenntnisse, es macht diese problematisch. Welcher Zusammenhang jedoch zwischen der Hauptfrage und den Nebenfragen, läßt sich schwerlich durch die formale Logik entscheiden. Jedenfalls haben wir mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Nebenfragen nicht einfach von der

³⁵ Wir verstehen hier unter *Syntax* eine logische Syntax, d. h. die Analyse der Beziehungen von Zeichen zueinander, der formell-logischen Struktur von Formeln (Sätzen).

Hauptfrage abhängen, selbst dann nicht, wenn sie im Laufe der sich entfaltenden Erkenntnis als von ihr abhängig auftauchen. Denn eine verneinende Antwort auf die Hauptfrage macht es noch nicht notwendig, auch eine der Nebenfragen verneinend beantworten zu müssen.³⁶ Andererseits hat die immanente Beziehung der Elemente eines Fragenkomplexes, die immanente Gliederung eines Problems in seiner Totalität zumeist nicht den Charakter einer Wahrheitsfunktion, sondern stellt die besondere Gesamtheit der immanenten Beziehungen zwischen dem Forschungsplan, der Methode, der Psychologie des Erkennenden, das Problem exponierenden Subjekts und dem problematisch gemachten Objekt dar. Darum setzen wir des weiteren der Einfachheit halber voraus, daß in einer gegebenen Frage keine weiteren verborgen sind.

Unsere Aufgabe ist es zuerst zu klären, aus welchen syntaktischen Kategorien sich die Frage zusammensetzt.

Das läßt sich durch die Symbolik der mathematischen Logik übersichtlicher beschreiben. Hier der Schlüssel zur Symbolik: mit p bezeichnen wir ein beliebiges Urteil, ohne dessen innere Struktur zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Wenn wir jedoch das tun, d. h. wenn wir unser Augenmerk auf die „Feinstruktur“ eines Urteils richten, so bezeichnen wir das Prädikat eines Urteils mit f und fassen dessen Subjekt als die Funktion dieses Prädikats auf, wir bezeichnen es als das Argument dieses Prädikats mit x . So möge z. B. $fx = „x \text{ ist weiß}“$, wobei wir — wenn wir das Argument x mit 'der Schnee' substituieren — ein wahres Urteil erhalten („der Schnee ist weiß“), indessen 'die Tinte' für das Prädikat 'ist weiß' unzureichend ist und ein falsches Urteil ergibt. In der Symbolik steht immer das Element in Klammern und mit Fragezeichen voran, worauf die Frage eigentlich abzielt.

Auf Grund syntaktischer Merkmale gliedert Reichenbach die Fragen in drei große Klassen:

1. Frage nach dem Argument: $(?x) fx$
Z. B. „Wer war da?“ — wobei das Argument des bekannten Prädikats („war da“) das unbekannte, gefragte Element ist.
2. Frage nach der Funktion: $(?f) (fx_1x gf)$
Z. B. „Welche Farbe hat dein Kleid?“ — wobei (x_1 = dein Kleid, g = Farbe das Argument („dein Kleid“) und das Prädikat des Prädikats bekannt,) das Prädikat selbst oder die Funktion (die Beschaffenheit, die Qualität der Farbe) das unbekannte, gefragte Element ist.

³⁶ Das bedeutet, daß die Hauptfrage die Nebenfragen *impliziert* und daß der Wahrheitswert — Verteilung der Implikation entsprechend aus den auf die Hauptfrage verneinenden Antwort die bejahende Beantwortung der Nebenfrage folgen kann. Das ist richtig, jedoch nur mit Bezug auf die Entscheidungsfragen. Im Falle von Ergänzungsfragen ist die Bedingung der materiellen Implikation nicht mehr adäquat. Andererseits offenbart die materielle Implikation nichts über die immanenten Zusammenhänge zwischen der Hauptfrage und den Nebenfragen; sie ist also konkret auch bezüglich der Entscheidungsfragen nicht adäquat.

3. Frage nach dem logischen Terminus: ?p

Z. B. „*Hat die Uhr (die Stunde) geschlagen?*“ — wobei wir nach dem Urteil als Ganzes fragen und als Antwort „*ja*“ oder „*nein*“ möglich ist.³⁷

Wie wir sehen, fallen die Fragen nach dem Argument bzw. nach der Funktion mit der von den Sprachwissenschaftlern als Ergänzungsfragen bezeichneten Gruppe zusammen, während die Frage nach dem logischen Terminus identisch ist mit der Entscheidungsfrage. Unser Problem besteht nur darin, welche syntaktischen Kategorien die von Reichenbach als ?x, ?f und ?p bezeichneten Elemente darstellen.

Es bedarf keines Beweises, daß die Fragen keine Urteile sind.³⁸ Vergleichen wir jedoch vor allem die Ergänzungsfragen mit den Urteilsfunktionen, so finden wir eine ausdrückliche Ähnlichkeit. Weder die Frage noch die Urteilsfunktion kann wahr oder unwahr sein. Sowohl in der Frage wie in der Urteilsfunktion gibt es nicht substituierte „x“. Jeder Ergänzungsfrage kann man eine Urteilsfunktion direkt gegenüberstellen, z. B.:

Frage	Urteilsfunktion
„ <i>Wer war hier?</i> “	„ <i>x war hier.</i> “
„ <i>Welche Farbe hat dein Kleid?</i> “	„ <i>Dieses Kleid ist (von der Farbe) g.</i> “ (fx ₁ . x gf)

³⁷ Reichenbach, a. a. O.

³⁸ Sie sind auch nicht einfach problematische Urteile, doch jedenfalls *eine* Art davon: die Entscheidungsfrage (—die Frage nach dem logischen Terminus) kann man in der Form des problematischen Urteils fassen. Nicht so die Ergänzungsfrage, die — wie wir gleich sehen werden — in der Form einer Urteilsrelation faßbar ist. Damit aber ist der Standpunkt Karpovs und derer, die ihm beipflichten, daß nämlich die Frage mit dem problematischen Urteil gleichzusetzen sei, hinfällig geworden. Das träfe nur auf eine bestimmte Klasse der Fragen zu. Auch da nur in einem bestimmten engeren Sinne, insofern wir nämlich von den pragmatischen Eigenschaften der Frage und des Urteils völlig absehen wollten, wie wir schon oben gesehen haben. — Übrigens ist die Bezeichnung *problematisches Urteil* ziemlich verworren und dient in der Literatur der Logik (seit Kants mißglückter Klassifikation der Urteile) als Deckname unterschiedlicher Dinge. Bolzano (Wissenschaftslehre. Bd. IA, § 34) hat dessen Charakter in einer Hinsicht klargestellt: „Dasjenige nämlich, was einige Logiker ein *problematisches Urteil* nennen, ist im Grunde kein Urteil, sondern ein bloßer gedachter Satz, oder noch deutlicher zu reden, eine bloße Vorstellung von einem Satze, welchem derjenige, der diese Vorstellung hat, noch gar nicht beipflichtet. Aus eben dieser Verwechslung des Satzes mit einem Urteile mag es auch kommen, daß gewisse Logiker in einer Behauptung von der Form: wenn A ist, so ist B, zwei Urteile, nämlich: A ist, und B ist, finden wollen; während nach meiner Ansicht derjenige, der die erwähnte Behauptung ausspricht, weder das Urteil: A ist, noch jenes: B ist, aufstellt, sondern bloß darüber urteilt, daß der Satz: B ist, eine Folge von der Wahrheit des Satzes, daß A ist, sei.“ Obschon Bolzano zweifellos recht hat, ermöglicht es die moderne modale Logik, das *problematische Urteil* als Urteil zu betrachten, nämlich als eine Art des epistemisch-modalen Urteils, als ein unentschiedenes (undecided) Urteil. Das aber bedeutet nur, daß sich das Urteil auch in weiterem Sinne definieren läßt als mit *wahr* und *falsch*, nämlich mit *modalen Werten* überhaupt. Somit steht das Urteil noch immer im Gegensatz zur Frage, zur Aufforderung usw., jedoch nicht in einem einfachen semantischen Gegensatz (haben doch z. B. auch die Aufforderungen — deontische — Modalitäten), sondern vor allem im pragmatischen.

Hierbei sind x und g vorerst noch — bis zur Antwort, d. h. bis sie durch Konstanten substituiert werden — Varianten. Bei konkreten Fragen ergibt sich eine Analogie zu den deskriptiven Funktionen: „ x war hier“ = $(1x)fx$. Eine weitere Ähnlichkeit besteht darin, daß die Beantwortung des in der Frage enthaltenen Unbekannten daran erinnert, wie die Urteilsfunktion zu einem Urteil umgeformt, d. h. die in ihnen enthaltenen Varianten gebunden, bzw. durch Konstanten substituiert werden.

Somit ist die syntaktische Struktur der Urteilsfunktion zumindest heuristisch dazu geeignet, der Syntax der Frage als Modell zu dienen, und gerade diese Analogie wurde von Reichenbach bei der Klassifizierung der Fragen benützt. Pragmatisch haben wir uns jedoch davon schon überzeugt, daß die Erteilung einer Antwort, bzw. die Bindung von Varianten und die Substituierung sehr verschiedene pragmatische Situationen bedingt: die erste Operation ist dialogisch (sie erfolgt zwischen dem Fragenden und Gefragten, selbst wenn es sich um den „Ablauf eines seelischen Dialogs“ handelt), die zweite dagegen ist monologisch (selbst wenn an ihr zwei beteiligt sind). Es fragt sich nun, ob es außerdem noch syntaktische Unterschiede gibt?

Welche syntaktische Kategorie stellen die sprachlichen Interrogativa dar (bei Ergänzungsfragen die Interrogativpronomina und Interrogativadverbia, z. B. „Wer?“, „Wann?“).³⁹ Das sind keine Varianten, wie die leeren Stellen in der Urteilsfunktion, sondern Unbekannte. Diese beiden Begriffe werden mitunter nicht nur darum verwechselt, weil beide leere Stellen anzeigen, weil beide mit „ x “ bezeichnet werden, sondern weil sich in bestimmten Fällen tatsächlich nur schwer entscheiden läßt, ob es sich um eine Variable oder um eine Unbekannte handelt.⁴⁰ Doch kann man den Unterschied zwischen diesen beiden an Hand eines einfachen mathematischen Beispiels erhellen:

$$(1) \quad x^2 - y^2 = (x + y)(x - y)$$

$$(2) \quad x^2 - 4x + 3 = 0$$

In den beiden Gleichungen wird mit x jeweils etwas anderes bezeichnet. In (1) gibt x die Variable an, deren Wertebereich alle realen (oder komplexen) Zahlen erfaßt, in (2) bezeichnet es dagegen eine Unbekannte, deren Wert durch Lösung der Aufgabestellung zu bestimmen ist. Haben wir die Gleichung gelöst, so erhalten wir für x die Werte 3 und 1. In (2) bezeichnet also x keine Variable, sondern eine Konstante, wobei es aber ein vorerst noch unbestimmtes, noch nicht identifiziertes, daher unbekanntes Zeichen ist. Jedoch wird dieses x mit der Lösung der Gleichung eliminiert.

³⁹ Von den *Fragepartikeln* der Entscheidungsfragen wird weiter unten die Rede sein.

⁴⁰ Vgl. Rosser, J. B.: *Logic for Mathematicians*. New York—Toronto—London 1953, S. 82—84.

Wenn also Paul (vgl. Anm. 31) das Interrogativum „*wer*“ und das Indefinitum „*jemand*“ einander annähert, verringert er gerade den Unterschied zwischen der Unbekannten und der Variablen. Allerdings erweist sich hier die Sprache selbst als der wichtigste Faktor dieser Verringerung. Die Indefinita können nämlich — dem Kontext entsprechend — sowohl Variable wie Unbekannte ausdrücken. Z. B. in der folgenden Frage: „*Ist hier jemand?*“ — Obschon das eine Entscheidungsfrage ist, die mit 'ja' oder 'nein' hinreichend beantwortet, durch die aber nicht unbedingt entschieden wird, wer denn da sei; wir verstehen also dieses jemand nicht in einem variablen Sinne, und zwar auch dann nicht, wenn uns nicht interessiert, wer da sei, sondern nur, ob überhaupt jemand zugegen sei. Dagegen benützen wir 'jemand' offensichtlich in variablem Sinne im folgenden Satz: „*Wer a sagt, muß auch b sagen*“. d. h., wenn jemand (einer) a sagt, so muß er auch b sagen. Die verschiedenen Arten der Interrogativa (Pronomina und Adverbia) bezeichnen also die unterschiedlichen syntaktischen Kategorien der Unbekannten. Symbolisch bezeichnen wir diese jeweils mit einem Frageoperator, wie „*wer?*“, „*was?*“ = ($?x$); „*was für ein(e)*“ = ($?f$); „*wann?*“ = ($?t$) usw.⁴¹

Die Fragepartikel der Entscheidungsfrage („*ob*“) verweist nicht auf die syntaktische Kategorie einer Unbekannten, weil die Entscheidungsfrage syntaktisch nicht 'unvollständig' ist. Vielmehr zeigt sie den — semantischen — modalen Wert an (Wahrheit, Irrtum, d. h. Unwahrheit, Möglichkeit usw.), der in der Antwort auszudrücken ist. Hierbei bleibt es nebensächlich, ob wir die Frage in der Antwort explizite wiederholen oder nicht, der Nachdruck liegt auf der modalen Qualifizierung des Inhalts der Frage: „*War hier jemand?*“ — „*Ja / nein / es ist möglich (, daß jemand hier war).*“

Die ausführlichere Klassifizierung der Fragen kann nach dem Grundsatz erfolgen, daß jedem Urteils- bzw. Urteilsfunktionstypus jeweils eine Frage entspricht. Gehen wir also von den kategorischen (prädikativen) Urteilen aus, können wir von einer Frage nach dem Subjekt („*Wer ermordete Franz Ferdinand?*“), einer Frage nach dem Prädikat („*Was macht Dein Sohn?*“) und einer Frage nach der Kopula („*Hat die Uhr [die Stunde] geschlagen?*“) sprechen.⁴² Im Falle von konditionalen Urteilen können wir von der Frage nach der Bedingung („*Unter welchen Bedingungen dehnen sich die Körper aus?*“) und von der Frage nach der Folge („*Was geschieht mit einem Körper, wenn er erhitzt wird?*“) sprechen usw. D. h., wir können davon ausgehend, daß jeder mögliche Urteilstypus die Antwort auf einen entsprechenden Fragentypus darstellt, das interrogative Spiegelbild der Klassifizierung der Urteile zusammenstellen. Weil sich das jedoch mit den Prämissen der herkömmlichen Logik nur unzulänglich ausführen ließe (ist es doch z. B. völlig relativ, welchen

⁴¹ Carnap, R.: *The Logical Syntax of Language*. London 1954⁴, S. 296.

⁴² Krug: a. a. O. — Filippov, A.: Über die Beschaffenheit der Urteile; angeführt von Tavanec, a. a. O.

Terminus wir als Subjekt, welchen als Prädikat betrachten, wogegen die Einführung der Urteilsfunktionen dieses Dilemma eliminiert), können wir bei der klaren und modernen Klassifizierung Reichenbachs bleiben. Wir können uns also mit dem Gemeinplatz begnügen, daß jedem möglichen Urteilstypus mögliche Fragentypen entsprechen. Das hat übrigens schon der junge Aristoteles klar erkannt: „Problem und Urteil sind bloß ihrer Form nach verschieden. Wenn wir sagen: 'Ist zweibeiniges Lebewesen die Definition des Menschen?' und 'Ist Lebewesen die Gattung des Menschen?', so handelt es sich um Urteile. Heißt es dagegen: 'Obwohl zweibeiniges Lebewesen die Definition des Menschen sein könnte, ja oder nein?', so ist das ein Problem. Und so verhält es sich auch des weiteren. Daher ist es verständlich, daß der Probleme und Urteile gleich viel sind. Mit Abänderung der Form kann jedes Urteil zu einem Problem gewandelt werden".⁴³ Später faßte Aristoteles diesen Zusammenhang noch deutlicher: „Man kann ebenso vieles fragen, als man zu wissen vermag".⁴⁴

Hier ließe sich fragen, ob die von Aristoteles präzipierte Beziehung zwischen Urteil und Frage reziprok sei. D. h., wenn jeder Urteilsform eine Frageform entspricht, hat dann auch jede Frageform eine entsprechende Urteilsform. Diesen Zusammenhang verstehen wir selbstverständlich formal-syntaktisch, nicht aber semantisch, denn in diesem Falle wäre eine solche Korrelativität von vornherein unvorstellbar. Wir müssen die Frage mit 'ja' beantworten, obschon die Begründung dieser Antwort nicht als völlig zureichend und endgültig gelten kann.

Vor allem können wir unsere neuen Fragen nur in alten syntaktischen Formen fassen. Die Erkenntnis ist revolutionär, die Sprache konservativ. Die Zahl der ungelösten und künftig noch auftauchenden Probleme mag noch so unendlich sein, das hier ist eine semantische Frage, die die Syntax nicht belangt. Andererseits könnten wir von den über das Urteil hinausgehenden syntaktischen Möglichkeiten der Frage nicht die blasseste Ahnung haben. Aber abgesehen davon ist es fraglich, ob ursprüngliche Fassungen von Problemen zur Schaffung von neuen Urteilstypen führen können. Dies scheint selbst im Falle der vollständigeren Ausarbeitung einer interrogativen Logik fraglich zu sein, d. h. auch dann, da unsere alte, vom Urteil her bestimmte Auffassung bereits entsprechend zurückgedrängt sein und über die übrigen Denkformen nicht mehr dominieren wird.

Das erste syntaktische Erfordernis, das man der Antwort gegenüber stellen kann, ist, daß sie der Frage syntaktisch entspreche. Ist die Frage sinnvoll (vernünftig), so fallen hierbei Antworten, die keine Urteile sind, schon von vornherein weg; auf Fragen wird nicht nur mit Aussagen geantwortet, sondern auch mit Rückfragen, Wunschäußerungen, usw. Das Erfordernis der syntaktischen Entsprechung auf eine Frage besagt, daß dadurch jener

⁴³ Aristoteles: Top. A 4, 28—36.

⁴⁴ Aristoteles: Anal. Post. B 1, 89b 23.

syntaktischen (im Falle der Entscheidungsfragen: semantischen) Kategorie des Unbekannten entsprochen wird, das in der Frage eben nicht bekannt ist. Es ist somit syntaktisch zureichend, wenn wir auf die Frage, wer die „Henriade“ geschrieben habe, antworten: Rousseau. Syntaktisch nämlich haben wir das fragliche Argument beantwortet. Etwas anderes ist es freilich, daß die Antwort semantisch falsch ist, weil Voltaire die „Henriade“ verfaßt hat. Bolzano sagt: „In einer weiteren Bedeutung nennen wir jeden Satz, den jemand nun für die in einer vorliegenden Frage verlangte Wahrheit ausgibt, d. h. jeden Satz der in einem Urteile von der Form: 'Die in der Frage A verlangte Wahrheit ist der Satz B', an der Stelle von B erscheint, die auf die Frage A gegebene Antwort; und unterscheiden sonach die Antwort, die auf eine Frage gegeben wird, von der Antwort, die auf sie wirklich gehöret. Eine Antwort, die auf eine Frage nicht bloß gegeben wurde, sondern auch auf sie gehöret, wird eine richtige; im widrigen Falle eine unrichtige Antwort genannt. Die richtige Antwort muß also immer ein wahrer Satz sein; und ist überhaupt ein und dasselbe mit der gehörigen Antwort; die unrichtige aber kann bald ein wahrer (aber nicht eben hierher gehöriger), bald auch ein falscher Satz sein. Die richtigen Antworten gibt es auf eine Frage, die bestimmt ist, nur eine einzige oder höchstens mehrere, die einander gleichgelten; der unrichtigen Antworten aber kann es auf eine jede, selbst eine ungereimte Frage, der gar keine richtige Antwort entspricht, unzählig viele geben.“⁴⁵

Bolzano unterscheidet hier deutlich zwischen bloß gegebener Antwort und der einer Frage adäquaten Antwort. Wir müssen jedoch seinen Wahrheitsbegriff noch weiter zergliedern, nämlich in die Momente der syntaktischen Wahrheit und der semantischen Wahrheit. Es kann sich nämlich — wie wir am Beispiel der „Henriade“ gesehen haben — nicht nur der Fall ergeben, daß eine syntaktisch richtige Antwort semantisch falsch ist, sondern es ist durchaus möglich, daß eine semantisch wahre Antwort syntaktisch unrichtig ist, z. B. wenn sie mehr, oder aber weniger beantwortet, als es die Frage erfordert. Auf die Frage „*Sind alle Menschen sterblich?*“ wäre die Antwort „*Alle Lebewesen sind sterblich*“ zu weit (allerdings in syntaktischem Sinne zu weit!), die Antwort „*Alle kränklichen Menschen sind sterblich*“ jedoch zu eng begrenzt. Schon in den oben angeführten Darlegungen Bolzanos fanden wir den Begriff der bestimmten Frage. Anderenorts sagt Bolzano darüber Folgendes: „Ich will den Fragen, welche so eingerichtet sind, daß ihnen nur eine einzige, oder nur mehrere einander gleichgeltende Wahrheiten entsprechen, bestimmt; solche dagegen, die sich auf mehrere nicht gleichgeltende Wahrheiten beziehen, unbestimmt nennen“.⁴⁶ D. h., es gibt eine Klasse der Fragen, in der die Syntax der Antwort syntaktisch eindeutig bestimmt ist. Und eine andere Klasse, in der diese Eindeutigkeit nicht gewährleistet wird.

⁴⁵ Bolzano, B.: Wissenschaftslehre. Bd. II, § 163.

⁴⁶ Bolzano, a. a. O., § 145.

Eine Frage kann nicht beantwortet werden, wenn (1) die Frage falsch und (2) möglichenfalls, wenn die Frage unbestimmt ist. Falsche Fragen wären z. B.: „*Wer ermordete Napoleon?*“, „*Was für Bücher las Karl der Große?*“, denn Napoleon starb nicht als Opfer eines Mordanschlags und Karl der Große war ein Analphabet. Diese Fragen haben den Fehler, daß die Klassen „*der Mörder Napoleons*“ und „*die von Karl dem Großen gelesenen Bücher*“ leer sind, folglich auch kein Individuum namhaft zu machen wäre, das diesen Klassen entsprechen könnte. In die Syntax dieser Fragen ist also auch ein falsches semantisches Moment hineingeraten: was nicht ist, kann nicht unbekannt sein. Trotzdem kann man diese Fragen beantworten, weil ihre Syntax nicht regelwidrig ist: „*Niemand*“, „*Keine*“, jedoch erfordert die volle Antwort auch die Kritik der Fragen: „*Niemand, denn er wurde nicht ermordet*“ — „*Keine, denn er konnte nicht lesen*“. Bei den Entscheidungsfragen erweist sich der von Aristoteles erschlossene „Fehler mehrerer Fragen“⁴⁷ als solcher Fehler, denn in diesen Fällen werden mehrere Fragen zu einer einzigen Frage vereint und dadurch eine einzige Antwort gefordert, obschon mehrere Antworten zu erwarten wären; z. B. wird an einen, der niemals Raucher war, die Frage gestellt: „*Hast du dir das Rauchen schon abgewöhnt?*“ Hier kann als Antwort weder ein bloßes Ja noch ein bloßes Nein entsprechen, denn die verborgene andere Frage „*Warst du überhaupt ein Raucher?*“ bliebe unbeantwortet. Nun ist aber die Antwort auf diese Frage die Voraussetzung dafür, daß die zweite, explizite Frage überhaupt gestellt werden kann. Einigermaßen ähnlich verhält es sich mit der Frageform des berühmten „Lügen“-Paradoxons: „*Si te mentiri dicis itque verum dicis, mentiris (an) verum dicis?*“⁴⁸ Vom Standpunkt der interrogativen Logik haftet dem „Lügen“-Paradoxon der — semantische — Fehler der Entscheidungsfrage an, oder,

⁴⁷ Aristoteles: Soph. el. c. 5.

⁴⁸ Cicero: Acad. pr. II 95. Vgl. Gellius: Nocte. Att. XVIII 2, 10: „Cum mentior et me mentiri dico, mentior an verum dico?“ Zweifellos war die Urform des „Lügen“-Paradoxons ein *Rätsel*. Der Gefragte wurde damit in Verlegenheit gebracht, so daß er weder mit Ja noch mit Nein antworten konnte. Cicero und Gellius haben die ursprüngliche Rätselform bewahrt, im Unterschied zu Aristoteles, der die Frage offensichtlich als allgemein bekannt voraussetzte und sich nur mit ihrer Lösung befaßte (Soph. el. c. 25). Kurz vorher jedoch (ebd., c. 25.) erwähnt Aristoteles ähnliche megarische Paradoxa: „Wie kann ein und derselbe Mensch zugleich wahr und falsch schwören?“ „Kann ein und derselbe Mensch einem anderen zur gleichen Zeit glauben und nicht glauben?“

Die „dialektischen“ Fragen der Sophisten von Megara setzten teils die uralten Überlieferungen des Rätselfragens fort, teils waren sie prägnante Varianten der dialektischen philosophischen Diskussion und ihrer dialogischen Form. Laut Diogenes Laertios (IX 51 = 74 A 1, Diels) war es Protagoras, der auf Grund der Erkenntnis, daß man von allem zwei entgegengesetzte Ansichten haben könne, die Methode der Fragestellung in die Philosophie eingeführt habe (*συνηγόρευτα*). Platon (Euthyd. 286 c) sagt, Protagoras habe die „dialogische“ Form des Gesprächs eingeführt. Anderenorts berichtet Diogenes Laertios über „die Entdeckung“ von megarischen Fragen und über „dialektische Aufgaben“, und zwar im Zusammenhang mit Diodoros Kronos und Stilpon (II. 111). Bei Stilpon ist die auf die Beantwortung mit Ja oder Nein gerichtete Struktur der Fragen besonders offensichtlich (II 116).

Aus all dem geht klar hervor, daß ein sokratisch-megarisches *λόγος* dialogisch, nämlich als Rätsel und die darauf fällige Antwort gefaßt war.

um in der Reichenbachschen Terminologie zu sprechen: die Frage nach dem Terminus hat den Fehler, daß man sie weder mit 'ja' noch mit 'nein' beantworten kann.⁴⁹

Sehen wir nun nach den falschen die unbestimmten Fragen. Das alltöglichste Beispiel für diese Art der Fragen ist das nichts oder wenig sagende, aber viel heischende „*Was gibt es Neues?*“, „*Was gibt's?*“ Man könnte sagen, daß es sich hier um den Fall der eigentlichen Frage handelt, der im wesentlichen eine Aufforderung darstellt: „*Sag' etwas, irgendetwas, wovon du meinst, daß es mich interessiert!*“ Trotzdem wollen wir diese Form als Frage syntaktisch analysieren.⁵⁰

Die Frage „*Was gibt es Neues?*“ stellt nicht unbedingt — ja gewöhnlich überhaupt nicht — eine Frage nach dem Argument dar. Man kann ihr also nicht eindeutig die Urteilsfunktion „x Neues“ gegenüberstellen. Die allgemeine Form dieser Antwort-Urteilsfunktion wäre eher: „p Neues“, oder einfach: „p“. Wie wir sehen, ist eine solche Frage nicht konkret, sie läßt sich nicht eindeutig beantworten, die Frage bestimmt im Hinblick auf die Syntax der Antwort syntaktisch nichts. Das ist der eine Grund, daß sich solche Fragen mitunter schwer beantworten lassen. Daß man auf diese Frage irgendeine Antwort „p“ geben kann, stellt keine syntaktische Bestimmung dar, denn „p“ ist die abstrakteste Form eines jeden Urteils, einer jeden Antwort.

Des weiteren haben wir hier in Erwägung zu ziehen, daß solche unbestimmte Fragen ihren eigentlichen Fragencharakter in dem Maße verlieren, d. h. zu auffordernden, ja geradezu aussagenden Gemeinplätzen werden, wie sie zu konventionalen Formeln werden. Heute fällt es keinem mehr auf, daß die englische Begrüßungsformel „*how do you do*“ ursprünglich eine Frage war. Ebenso wenig fällt es auf, daß auf die Frage „*Wie geht's?*“ einfach mit „*Danke*“ geantwortet wird, ohne daß dies eine meritorische Antwort wäre. Oder man versuche nur auf die Frage „*Was gibt es Neues?*“ mit „*Danke, gut*“

⁴⁹ Diese Beziehung des „Lügen“-Paradoxons hat Hegel erkannt: „Es wird eine einfache Antwort gefordert; denn das Einfache, wodurch das Andere ausgeschlossen wird, gilt als das Wahre. Wird gesagt, er sage die Wahrheit, so widerspricht dies dem Inhalt seiner Rede; denn er gesteht ja, daß er lüge. Behauptet man, er lüge: so ist dem entgegenzustellen, daß sein Geständnis vielmehr die Wahrheit ist. Er lügt also, und er lügt auch nicht; eine einfache Antwort aber läßt sich auf die aufgeworfene Frage durchaus nicht geben.“ (Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Werke Bd. XIII, S. 117, 1840²).

⁵⁰ Dagegen kann man Fragen wie „*Was ist die Erklärung für dies oder jenes (was ist der Schlüssel zu diesem oder jenem)?*“ nicht als unbestimmte Fragen betrachten. Dieser Typus der Fragen setzt nämlich als Antwort ganze Urteilsreihen voraus, d. h. es handelt sich in solchen Fällen gewöhnlich um *komplexe* Fragen. Diese Fragen werden aber trotz ihrer komplexen Beschaffenheit oft in einem einzigen Fragesatz gefaßt. Hier aber untersuchen wir nur die einfachen Fragen. Antworten auf einfache Fragen schließen selbstverständlich nicht aus, das Unbekannte durch — konjunktive oder disjunktive — Aufzählung eines ganzen Wertbereichs zu bestimmen; z. B. „*Wo kann man einen Kühlschrank kaufen?*“ — „*Kühlschränke bekommt man in den Warenhäusern a, b, c usw. (= im Warenhaus a oder im Warenhaus b oder im Warenhaus c oder . . . usw.)*“.

zu antworten; es ist so gut wie gewiß, daß die meisten Fragenden die Ironie in dieser „Fehl“-Antwort gar nicht bemerken würden. Der Tonfall läßt auch hier erkennen, mit welcher Intention die Frage gestellt wird: ob sie mit Nachdruck betont, oder aber als Gemeinplatz verstanden sein will.

Die unbestimmten Fragen enthalten zwei problematische Elemente: die Unbestimmtheit und das Unbekannte. Unbestimmt aber bezeichnen wir Gedanken, die Leerstellen, d. h. freie Variable enthalten. Die unbestimmten Fragen zeichnen sich also dadurch aus, daß in ihnen nicht nur ein Unbekanntes, sondern auch eine Variable vorkommt. Darum führen wir auf diese Fragen die Bezeichnung Fragefunktion ein. Die Umformung der Fragefunktionen zu Fragen ist durch pragmatische und semantische Komponenten bedingt. Ahnt oder weiß der Gefragte, worauf sich die Frage des näheren richtet, womit ihre Variablen zu substituieren sind, so kann er im Besitz dieses Mehrwissens die unbestimmte Frage beantworten. Wird ihm die unbestimmte Frage als Fragefunktion gestellt, kann er sie nicht beantworten und ist zur Rückfrage genötigt. Damit aber bestimmt die Fragefunktion nur indirekt die Syntax der Antwort, nämlich mittels der Lösung der Hilfsfragen (durch Substituierung der Variablen der Fragefunktion).

4. Die Möglichkeiten einer Heuristik

Wie die Logik den Anspruch erhebt, zur Methodik der Schluß- und Beweisfolgerung zu werden, so kam auch — fast gleichzeitig mit der Entstehung der Logik und mit ihr im engsten Zusammenhang — auch das Bedürfnis nach einer Methodik des Antwortfindens auf. Da die abgehandelte erste Fragengruppe (ciceronische, liturgische u. a. Fragen) keine echten Fragen enthält, bedarf es zu ihrer Beantwortung keiner besonderen Verstandesbemühungen. Methodologisch fallen hier auch die eigentlichen Fragen weg, weil bei diesen der Gefragte im Besitz der Antwort ist. Es bleiben also die Aufgabestellungen und die Probleme. Damit aber fällt die Methodik des Antwortfindens zusammen mit der Methodik der Lösung von Aufgaben und Problemen.

Was nun die Lösung der Aufgaben anbelangt, so wird die Möglichkeit, die Heuristik in dieser Hinsicht erforderlich auszuarbeiten, weitgehend dadurch begünstigt, daß die Aufgaben didaktisch vorbereitet sind: dem Gefragten sind die entsprechenden Daten (Unterlagen) und — direkt oder indirekt — die zur Lösung notwendigen Methoden verfügbar. Der Prozeß der Entwicklung, der Ausarbeitung einer „*ars inveniendi*“ fällt von Pappus bis Leibniz und von Bolzano bis Pólya im wesentlichen mit der Erarbeitung der Methodik der Lösung von Aufgaben, besonders von mathematischen — oder sehr ähnlichen — Aufgaben zusammen.

Schwieriger verhält es sich mit dem Problem. Obschon sich die Probleme organisch aus dem früheren Wissensstoff bzw. aus dem Vergleich des früheren Wissensstoffes und der neuen Erfahrungen ergeben, ist es prinzipiell sehr wohl möglich, daß es zu ihrer Lösung einer Hebung des methodologischen Niveaus bedarf. Invention, Zufall, Sprung spielen hier eine gesteigerte Rolle. Die Geschichte der Wissenschaft kennt bei der Lösung von Problemen mehrere berühmte Beispiele für den Sprung: die rätselhafte große Mutmaßung von Fermat, die $\zeta(s)$ -Funktion Riemanns, das Periodentheorem von Galois.⁵¹ Darum dürfte die Entwicklung einer Methodik der Problemlösung nur insofern möglich sein, als sie — infolge der gemeinsamen Eigenschaften von Problemen und Aufgaben — mit der Methodik der Aufgabenlösung zusammenfällt. Die Heuristik erarbeitet kein Rezept, sie kann nur das Rezept zur Verschreibung von Rezepten darbieten. Unsere Kenntnisse wandeln sich inhaltlich, unsere Denkmethoden sind dagegen relativ invariant. Insofern diese von entscheidender Bedeutung sind, wachsen auch die günstigen Möglichkeiten zu einer Heuristik. Wie groß aber auch immer dieses Wachstum sein möge, werden die Möglichkeiten einer interrogativen formalen Logik im ganzen immer beschränkt bleiben, weil die inhaltlichen Belange primär sind.

II. ЛАДАНЫИ: К ВОПРОСАМ ЛОГИЧЕСКОГО АНАЛИЗА ВОПРОСИТЕЛЬНЫХ ПРЕДЛОЖЕНИЙ. (ОЧЕРК ИНТЕРРОГАТИВНОЙ ЛОГИКИ)

(Р е з ю м е)

В начале своего анализа автор устанавливает, что «логика старого типа была логикой высказываний... и, поскольку центральным вопросом этой логики являлась проблема истины, известное безразличие побуждения, вопроса и т. п. по отношению к истине обосновывается то обстоятельство, что эти же категории оказались вытесненными из сферы логики или совсем, или же частично. Они — по Аристотелю — относятся скорее к риторике или поэтике, чем к логике». В дальнейшем автор показывает такого же рода противоречивость при анализе вопросительных предложений в философии последних столетий, например, у Лотце, который радикально устранил все возможные признаки вопроса в отличие от суждения, затем у Б. Эрдманна, называвшего вопрос недействительным суждением, а также у других представителей литературы по логике, считавших вопрос проблематическим суждением. Обзор этого противоречивого положения приводит автора к выводу, что «проблема вопроса была перенесена из сферы логики в область лингвистики и психологии». Как бы плодотворно не повлияло это обстоятельство на лингвистику и психологию, все же логика не может проходить мимо исследования типично логических отношений вопроса. Принципиальные основы для такого исследования дает современная логика, а именно металогика, изучающая знаки в трех измерениях: их соотношение в логическом синтаксисе, их отношение к вещам в семантике, их отношение к употреблению знаков в прагматике. Так как синтаксическая структура вопроса — по мнению автора — была в основном разработана уже Рейхенбахом, логический синтаксис вопроса можно уточнить применением логического понятия функции к вопросу. Сюда же примыкает введение прагматической точки зрения, создающей те общие ситуации, в которых вопросы могут возникать.

⁵¹ Besonders das letzte läßt — da es bewiesen ist — die logische Rolle des Gedankensprunges deutlich erkennen, während der Sprung psychologisch heute noch nicht geklärt ist. Vgl. Hadamard, J.: *The Psychology of Invention in the Mathematical Field*. Dover Publications 1954, S. 116—22.

Переходя к прагматической классификации интеррогативных форм, автор, прежде всего указывает на то, что вопрос является первичным прагматическим актом и возникает в определенной прагматической ситуации между употребляющими знак, т. е. между спрашивающими и отвечающими. За сопоставлением проблемы и проблематического суждения с семантической и формально-синтаксической точек зрения он выдвигает существенные различия прагматической ситуации в отношении проблемы и проблематического суждения. На этой основе он разрабатывает следующий прагматический «матрикс»:

	<i>спрашивающий</i>	<i>спрошенный</i>
1	знает решение	знает решение
2	знает решение	не знает решения
3	не знает решения	знает решение
4	не знает решения	не знает решения

На основе интерпретации этого матрикса автор доказывает, что в ситуации № 1 с точки зрения логики можно говорить лишь о ложном вопросе, но с точки зрения прагматики речь идет и здесь о вопросе, так как прагматическая ситуация задавания вопроса состоит не исключительно из когнитивных элементов, а содержит также элементы коммуникативные, суггестивные и промотивные. К этой группе относятся так называемые цинцероновские вопросы, предупреждающие вопросы, вопросительно-побудительные предложения — автор ссылается на Г. Пауля — и также литургические вопросы, например такие, которые задаются накануне еврейской Пасхи. Суммируя вышесказанное, автор приходит к выводу, что такая форма вопроса предполагает наличие собеседника, в противоположность важнейшей форме вопроса, т. е. проблеме.

Прагматическая ситуация № 2 дает педагогический вопрос, задание, одним из специфических видов которого является загадка (ребус), а также вопрос для испытания.

При ситуации задавания вопроса № 3 возникает вопрос в прямом его смысле, т. е. основная форма простого приобретения опыта.

При ситуации № 4, когда ни спрашивающий ни спрошенный не знают решения, возникает проблема. Это и является самой характерной, продуктивной формой вопроса, которую можно именно по ее характеру как способу приобретения знаний, отличать от предыдущих, в сущности интеррогативных форм, повторяющих лишь знания. Суммируя эволюцию постановки и решения проблемы, автор подчеркивает, что вопросы такого рода для неоднородных по количеству коллективов могут означать проблему, в то время как в других коллективах они уже решены. Но кроме этих внешних факторов решающей является зрелость внутреннего развития: если проблема в данной прагматической сфере (в данном коллективе) как результат внутреннего развития еще не созрела, напрасно предлагается решение, оно ни к чему не приводит. . . Проблема является проблемой, если в замкнутой прагматической сфере спрашивающего и спрошенного для нее нет решения. . . Посредством задавания и решения проблем человечество приобретает новые знания. По сути дела, проблема задается не человеком человеку, хотя и это иногда внешне выглядит именно так. . . проблемами мы допрашиваем природу.

За прагматическими ситуациями вопроса, в которых, согласно теории Э. Германна, существенную роль играет критерий интонации, автор рассматривает семантические различия интеррогативных форм (решаемые и дополняемые вопросы, и, следовательно, определяющие задачи или проблемы и доказывающие задачи или теоремы). В дальнейшем он рассматривает синтаксические анализы, точнее, исследование простых и сложных вопросов. При этом он сопоставляет три больших класса Рейхенбаха (т. е. вопросы аргумента, функции и логического термина) предыдущим дефинициям вопроса в логике, и, на основе «ясной и современной» классификации Рейхенбаха, он устанавливает: «в конце концов, нас должно устраивать то общее место, что каждому возможному типу суждения соответствуют возможные типы вопроса.» В связи с тем, что здесь становится ясным то, что и наши новые вопросы мы способны оформить только в старых синтаксических формах, ав-

тор — следуя за Больцано — исследует проблематику правильного и неправильного, определенного и неопределенного вопроса. При этом он принимает во внимание и моменты синтаксической правильности и семантической истины. Поскольку в неопределенном вопросе выступает не только неизвестное, но также переменное, автор вводит новый термин «вопросительная функция», превращение которой в вопрос зависит от прагматических и семантических точек зрения. Введением понятия вопросительной функции автор стремится способствовать разработке методологии ответа, так как она совпадает с методологией решения задавания и решения проблемы. Возможности эвристики являются реальными, если мы не забываем о том, что «эвристика дает не рецепта, а только рецепт выписывания рецепта. Содержания наших знаний являются переменными, но методы нашего мышления относительно инвариантны. Поскольку эти последние преобладают, постольку же возрастают благоприятные возможности эвристики. Но как не велико это возрастание, возможности интеррогативной формальной логики в целом все же останутся ограниченными вследствие первичности содержания.

ÜBER DIE VARIANTEN DER UNTERSUCHUNG DES „ZEICHENTRÄGER“-VERHÄLTNISSES

(Auf Grund des Materials der ungarischen historischen Mundartforschung)

Von

V. FARKAS

1. In den Forschungen zur Geschichte der Mundarten (und der Mundarttypen) ist es etwas Alltägliches, ja Natürliches, daß sich eine phonetische Erscheinung in den heterogenen, auch dem Umfang nach unterschiedlichen Quellen in Zeichen (Morphemen) und Belegfällen von verschiedener Zahl, ja in abweichendem Lautzustand manifestiert.

Für den Vergleich und die Lösung der erwähnten Abweichungen bedeutete die Arbeit L. Papps: *Nyelvjárástörténet és nyelvi statisztika* [= Mundartgeschichte und Sprachstatistik]. Akadémiai Kiadó, Budapest 1963¹ einen beachtlichen Schritt vorwärts. Über die Feststellung der absoluten und der relativen Anzahl der Beispiele und Gegenbeispiele für die von ihm untersuchte Erscheinung (*i*-Lautung, d. h. relativ größere Belastung der Variante *i*) hinausgehend, war nämlich L. Papp auch darauf bedacht, zu untersuchen, wieviel verschiedene Zeichen (Morpheme) die absolute Anzahl der Belegfälle ergeben und wie sich die Zeichen (Morpheme) auf die Beispiele und Gegenbeispiele absolut und prozentmäßig verteilen.

Die von Papp auf relativ kurze — im allgemeinen eine halbe Seite lange — Texte (Untersuchungseinheiten) angewandte Methode läßt sich bei ihrer Anwendung auf umfangreichere Texte an bestimmten Punkten weiterentwickeln (die Untersuchung von Kodextexten oder aber von solchen der heutigen Mundarten usw. miteinbegriffen). Mit der Verfeinerung der Methode wird auch der Vergleich der Texte unabhängiger. Ein weiterer Schritt vorwärts dürfte augenblicklich in zwei Belangen möglich sein: teils durch die Weiterentwicklung der statistischen Ausdrucksform, teils aber durch die Berechnungsmethode zur Auswertung der Belege.

2. Das Gesamtergebnis der auf den Zustand der untersuchten phonetischen Erscheinung bezüglichen Zählung wird fixiert durch die sog. Lautzustands-Statistik als statistische Ausdrucksform. Sie kann sich teils unmittelbar auf die die Erscheinung (möglichenfalls) tragenden Morpheme, teils aber auf die einzelnen Untersuchungseinheiten (Texte) beziehen. Der Sprachforscher

¹ Meine Besprechung dieser hervorragenden Abhandlung s. in ALH. XIII (1963), S. 404.

interessiert sich vor allem für diese, denn das sog. „Zeichenträger“-Verhältnis wird nur in einer Untersuchungseinheit greifbar. (Über die Vorgeschichte dieses Problems im Ungarischen vgl. L. Papp in: ALH. XII [1963], 70.)

3. In einer Lautzustands-Statistik, bezogen auf einen beliebigen Text (eine beliebige Untersuchungseinheit) ergibt sich als Grundlage der Gruppierung jede Opposition, gegebenenfalls Oppositionskombination, die in den die Erscheinung (möglichenfalls) tragenden Morphemen, bzw. in den diese enthaltenden Silben von gleicher Stellung im Gegensatz zum Lautbestand der heutigen Umgangssprache des Ungarischen auftritt.

Bei einer einzigen Opposition ist es einsichtig, ob der Lautzustand mit dem der heutigen Umgangssprache völlig übereinstimmt, oder, ob er von diesem völlig abweicht. Zum Beispiel: Vom heutigen Lautzustand weicht jener der II. „Hand“ (d. h. des zweiten Abschreibers) des Wiener Kodex (um 1450) völlig ab, insofern hier an Stelle des gedehnten (*ű*) der heutigen Umgangssprache in der unbetonten Silbe der Stamm-Morpheme das Zeichen für gedehntes (*ő*) steht:

<i>ő</i> : <i>betű</i> -(Buchstabe): φ 6 ²	<i>gyűrű</i> -(Ring): φ 4
<i>hegedű</i> -(Geige): φ 4	<i>keselyű</i> -(Geier): φ 5
<i>keserű</i> -(bitter): φ 7	<i>kösönttyű</i> -(Geschmeide): φ 1
<i>söprű</i> -(Besen): φ 1	<i>sűrű</i> -(dicht, dick): φ 2
<i>szérű</i> -(Tenne): φ 7	<i>szörnyű</i> -(grauslich): φ 5.

(42 *ő*-Belege von 10 Morphemen.)

Im Falle von mehreren Oppositionen:

1. Die Schwankung ist nur global gültig: in den einzelnen Morphemen zeigt sich jeweils nur eine von den Oppositionen, z. B.: Beim I. Schreiber/Kopisten des Wespriemi-Kódex (um 1512) finden wir an Stelle des im heutigen Umgangsungarisch geläufigen *ű* in betonter Stellung drei Oppositionen (des weiteren verwende ich nurmehr die heutigen Zeichen):

a) *ű*: in 11 Morphemen 64 Belegfälle:

<i>fül</i> -(Ohr): 3 <i>ű</i>	<i>gyümölcs</i> -(Obst, Frucht): 3 <i>ű</i>
<i>-nélkül</i> -(ohne): 9 <i>ű</i>	<i>küld</i> -(senden): 6 <i>ű</i>
<i>külön</i> -(sonder): 2 <i>ű</i>	<i>kürtöl</i> -(trompeten): 1 <i>ű</i>
<i>süt</i> -(backen, scheinen): 1 <i>ű</i>	<i>szül</i> -(gebären): 16 <i>ű</i>
<i>ül</i> -(sitzen): 9 <i>ű</i>	<i>üt</i> -(schlagen): 13 <i>ű</i>
<i>üvöltés</i> -(Schrei, Brüllen): 1 <i>ű</i> .	

² Das Wort *betű* ist sechsmal belegt, in diesen Fällen ist immer das Zeichen für *ő*, usw. — Die Beispiele entnehme ich übrigens meiner umfangreicheren Abhandlung, die auf Grund der Kodexe zusammengestellt wurde. Im Zusammenhang mit den Kodexen läßt sich kaum von Mundartgeschichte, sondern höchstens von Mundarttypologie bzw. von der Geschichte der Mundarttypen sprechen.

b) **i:** 7 Morpheme 35mal belegt:

<i>füge</i> -(Feige): 2 <i>i</i>	<i>függ</i> -(hängen): 1 <i>i</i>
<i>hüvely</i> -(Hülse): 1 <i>i</i>	<i>püspök</i> -(Bischof): 10 <i>i</i>
<i>süket</i> -(taub): 2 <i>i</i>	<i>üdvöz</i> -(Heil, segnen): 14 <i>i</i>
<i>ünnep</i> -(Fest, Feier): 5 <i>i</i> .	

c) **ö:** in einem Morphem 4mal belegt:

csütörtök-(Donnerstag): 4 *ö*.

2. Die Oppositionen sind nicht nur in Form globaler Schwankungen, sondern in einem Morphem oder in mehreren als Variation gegeben, z. B.: Beim I. Schreiber-Kopisten des Debreziner Kodex (um 1519) lassen sich an Stelle des *ü* im heutigen Umgangsungarisch in betonter Stellung viererlei Oppositionen feststellen:

a) **i:** in 12 Morphemen 272mal belegt:

<i>füge</i> -(Feige): 1 <i>i</i>	<i>függ</i> -(hängen): 3 <i>i</i>
<i>Fülöp</i> -(Philipp): 4 <i>i</i>	<i>hüvely</i> -(Hülse): 1 <i>i</i>
<i>pünkös</i> d-(Pfingsten): 2 <i>i</i>	<i>püspök</i> -(Bischof): 99 <i>i</i>
<i>süket</i> -(taub): 1 <i>i</i>	<i>süllyed</i> -(sinken): 1 <i>i</i>
<i>üdvöz</i> -(Heil, segnen): 124 <i>i</i>	<i>üll</i> -(feiern): 7 <i>i</i>
<i>ünnep</i> -(Fest, Feier): 27 <i>i</i>	<i>ünő</i> -(Hindin): 2 <i>i</i> .

b) **ü:** in 11 Morphemen 112mal belegt:

<i>düh</i> -(Zorn): 1 <i>ü</i>	<i>fül</i> -(Ohr): 4 <i>ü</i>
<i>gyümölcs</i> -(Obst, Frucht): 8 <i>ü</i>	-nél <i>kül</i> (ohne): 44 <i>ü</i>
<i>küld</i> -(senden): 42 <i>ü</i>	<i>külső</i> (außen): 1 <i>ü</i>
<i>küszöb</i> -(Schwelle): 1 <i>ü</i>	<i>szür</i> (ke) (grau): 1 <i>ü</i>
<i>együgyü</i> (einfältig): 1 <i>ü</i>	<i>üszög</i> -(Brand): 1 <i>ü</i>
<i>üt</i> -(schlagen): 8 <i>ü</i> .	

c) **i ~ ü:** 6 Morpheme in 133 *i*-Belegfällen in 70 *ü*-Belegfällen:

<i>különb</i> -(besser, anders): 11 <i>ü</i> ~ 5 <i>i</i>
<i>szül</i> -(gebären): 123 <i>i</i> ~ 29 <i>ü</i>
<i>ül</i> -(sitzen): 25 <i>ü</i> ~ 2 <i>i</i>
<i>üres</i> -(leer): 2 <i>ü</i> ~ 1 <i>i</i>
<i>üst</i> -(Kessel): 2 <i>ü</i> ~ 1 <i>i</i>
<i>üstök</i> -(Schopf, Kometenschweif): 1 <i>ü</i> ~ 1 <i>i</i> .

d) **ö:** 1 Morphem 10mal belegt:

für(ö)d-(baden): 10 *ö*.

$i + \ddot{u} + i \sim \ddot{u} + \ddot{o}$ insgesamt: 30 Morpheme in 597 Belegfällen.

Es ist ein wichtiges Merkmal der Lautzustands-Statistik, daß in ihr dasselbe Morphem (mit seinen Ereignisbelegen) nur einmal (in einer Opposition) figurieren kann. Im zuvor angeführten Beispiel beträgt die Zahl der effektiv belegten Morpheme 30 (*düh, füge, függ, fül, Fülöp, für(ö)d-, gyümölcs, hüvely, (nél)kül, küld, különb, külső, küszöb, pünkösdt, püspök, süket, süllyed, szül, szür(ke), üdvöz-, (egy)ügyü, ül, üll, ünnep, ünő, üres, üst, üstök, üszög, üt*); desgleichen ergibt auch die Anzahl der in den viererlei Oppositionen ($i; \ddot{u}; i \sim \ddot{u}; \ddot{o}$) gegebenen Morpheme 30 ($12 + 11 + 6 + 1$).

4. Neben der Charakterisierung der einzelnen Mitteilungen (Texte, Kodexe: Untersuchungseinheiten), vor allem aber außer der Lautzustandsstatistik hauptsächlich zwecks strukturbezogener Vergleiche kann auch eine besondere Statistik der sog. Phonemenbelastung notwendig sein. Die Charakterisierung bzw. der Vergleich von Mundarten der einzelnen Texte ist nämlich nur an Hand der Phonemenbelastung möglich, die in den hinsichtlich der Erscheinung einschlägigen Morphemen (in den Silben von gleicher Stellung) auftritt. — Die Belastungsstatistik bedeutet eine in selbständige Phoneme gegliederte Statistik des Lautzustands. Zeigt dieser schon von vornherein eine „Gliederung“, d. h. gibt es in keinem einzigen einschlägigen Morphem eine Lautvariation, so fallen die zwei statistischen Formen, bzw. die in ihnen gegebenen Faktoren, die Anzahl der Morpheme (= Zeichen; *type*) und die Anzahl der Belegfälle des Morphems (= der Träger; *token*) zusammen (vgl. oben im Falle der II. Hand des Wiener Kodex und der I. des Weszprémi-Kodex).

Ein Unterschied zwischen den beiden Formen stellt sich ein, sobald in einem Morphem, möglichenfalls in mehreren eine Lautvariation auftritt; diese muß nämlich als einzige für den Lautzustand charakteristische Opposition in die einzelnen Phoneme (d. h. die Opposition in ihre Elemente) gegliedert und damit vereinfacht werden. So kann man, bzw. muß man z. B. die viererlei Oppositionen ($i; \ddot{u}; i \sim \ddot{u}; \ddot{o}$), die an Stelle des kurzen \ddot{u} in betonten Silben der heutigen Umgangssprache in Abschrift I. des Debreziner-Kodex (s. o.) auftreten, in drei selbständige Phoneme (i, \ddot{u}, \ddot{o}) zerlegen:

a) i : 18 Morpheme 405mal belegt:

<i>füge</i> : 1 Beleg	<i>függ</i> : 3	<i>Fülöp</i> : 4
<i>hüvely</i> : 1	<i>különb</i> : 5	<i>pünkösdt</i> : 2
<i>püspök</i> : 99	<i>süket</i> : 1	<i>süllyed</i> : 1
<i>szül</i> : 123	<i>üdvöz-</i> : 124	<i>ül</i> : 2
<i>üll</i> : 7	<i>ünnep</i> : 27	<i>ünő</i> : 2
<i>üres</i> : 1	<i>üst</i> : 1	<i>üstök</i> : 1

b) *ü*: in 17 Morphemen 182mal belegt:

<i>düh</i> : 1 Beleg	<i>fül</i> : 4	<i>gyümölcs</i> : 8
(<i>nél</i>) <i>kül</i> : 44	<i>küld</i> : 42	<i>különb</i> : 11
<i>külső</i> : 1	<i>küszöb</i> : 1	<i>szül</i> : 29
<i>szür</i> (ke): 1	(<i>egy</i>) <i>ügyü</i> : 1	<i>ül</i> : 25
<i>üres</i> : 2	<i>üst</i> : 2	<i>üstök</i> : 1
<i>üszög</i> : 1	<i>üt</i> : 8.	

c) *ö*: 1 Morphem 10mal belegt:

für(*ö*)*d*-.: 10 Belege.

Da die 6 Morpheme mit der Variation $i \sim ü$ (*különb*, *szül*, *ül*, *üres*, *üst*, *üstök*) in der Belastungsstatistik unter *i* und *ü* gleicherweise (mit der entsprechenden Beleganzahl) in Betracht gezogen wurden, ist die Morphemenanzahl im Verhältnis zu der in der Lautzustandsstatistik ausgewiesenen effektiven Morphemenanzahl (30) um 6 angewachsen, d. h. auf 36 gestiegen; die Anzahl der Belegfälle ist aber unverändert geblieben (597), nur daß sie sich anders verteilt. Der Unterschied zwischen den zwei statistischen Formen resultiert also aus der verschiedenen Morphemenanzahl. Daraus aber folgt, daß von den beiden Faktoren die Anzahl der Morpheme instabil ist, was auch dann zutrifft, wenn die beiden statistischen Formen und damit die Morphemenanzahl übereinstimmen.

5. Im Verhältnis zur effektiven Morphemenanzahl, bzw. zur relativen 0-Stufe der Umgangssprache stellen Morphemenanzahl und Beleganzahl der Morpheme positiv oder negativ abweichende Absolutwerte dar. Die Absolutwerte sind auch in Prozenten präzisierbar. Die Prozentwerte lassen sich je nach Phonem gemäß der Faktorenanzahl in zwei Prozentindexen ausweisen.

Z. B.: im Guary-Kodex (vor 1495) zeigen sich an Stelle des *ü* des heutigen Umgangsungarisch in tontragender Stellung drei Phoneme mit folgenden Faktoren und prozentmäßig ausgewiesenen Werten (Vorzeichen + verweist auf das Belastungsverhältnis des mit dem heutigen umgangssprachlichen *ü* übereinstimmenden *ü*, Vorzeichen — auf das der statt des heutigen umgangssprachlichen *ü* stehenden Phoneme *i*, *ö*):

Phonem <i>i</i> : in 16 Morphemen 108mal belegt	= — 69 % und — 66 %
Phonem <i>ü</i> : in 5 Morphemen 55mal belegt	= + 22 % und + 33 %
Phonem <i>ö</i> : in 2 Morphemen 2mal belegt	= — 9 % und — 1 %

in 23 Morphemen 165mal belegt: ± 100 % und ± 100 %

Die 16 *i* tragenden Morpheme sind —69% aller Morpheme ($23 = 16 + 5 + 2$); das 108mal belegte *i* ergibt —66% aller Belegfälle ($165 = 108 + 55 + 2$) usw.³

Im Zusammenhang mit der hier angewandten herkömmlichen Berechnungsmethode und mit den Absolutwerten im allgemeinen haben wir folgendes zu beachten:

a) Die Ausweisung von Absolutwerten der Phonemenbelastung in zwei Prozentindexen ist weniger anschaulich und auch weniger zweckmäßig, insofern sie dem Wesen der Sache nicht gerecht wird. Die Faktoren, die die (absolute) Belastung der einzelnen Phoneme anzeigen, die absolute Morphemenzahl und die Anzahl von Belegfällen der Morpheme sind nämlich zwei Seiten ein und derselben Sache. Es ist naheliegend, ja schon wegen der Anschaulichkeit angebracht, einen Index anzustreben, deshalb die beiden Seiten zuerst zu verbinden und erst dann die ermittelten einzigen Werte nach Prozenten auszuweisen.

Die Verbindungsweise (je Phonem): Quadratwurzel des Produkts von absoluter Morphemenzahl mal Anzahl der Belegfälle des Morphems (als Faktoren).⁴ In eine Formel gefaßt: die absolute Morphemenzahl bezeichnen wir mit $aM(aM_1, aM_2 \dots)$, die Zahl der Belegfälle mit $B(B_1, B_2 \dots)$, d. h.: $\sqrt{aM \cdot B}$. An dem durch diese Verbindung der Faktoren ermittelten einzigen Wert kann dann die Prozentrechnung wie üblich ausgeführt werden. Auf Grund der Faktoren jener Phoneme, die im Guary-Kodex an Stelle des heutigen umgangssprachlichen *ü* in betonter Stellung belegt sind (s. o.), ergibt sich hier folgende Belastung des Phonems *i*:

$$\frac{\sqrt{(aM_1 \cdot B_1) \cdot 100}}{(\sqrt{aM_1 \cdot B_1}) + (\sqrt{aM_2 \cdot B_2}) + (\sqrt{aM_3 \cdot B_3})}$$

Nach der Substitution:

$$\frac{\sqrt{(16 \cdot 108) \cdot 100}}{(\sqrt{16 \cdot 108}) + (\sqrt{5 \cdot 55}) + \sqrt{2 \cdot 2}}$$

reduziert und die Operationen auf Grund des Logarithmus durchgeführt = —69% usw. Vergleichen wir nun den doppelten und den auf Grund der Verbindung gewonnenen einzigen Prozentindex über die Belastung der ein-

³ Beide Prozentindexe einer einzigen Opposition bzw. der Belastung eines einzigen Phonems betragen unabhängig von der Morphemanzahl und von der Anzahl der Morphembelege ± 100 , denn die absolute Morphemanzahl ist identisch mit der effektiven, und die Anzahl von Belegfällen der Morpheme entspricht der relativen 0-Stufe der Umgangssprache.

⁴ Diese Ermittlung von Durchschnittswerten hat mir mein Kollege Gy. Szépe empfohlen. Für seinen Rat und Beistand auf dem Gebiet der linguistischen Statistik sei ihm auch hier gedankt.

zeln Phoneme der an Hand des Guary-Kodex ermittelten Morphemgruppe, so erhalten wir folgendes Bild:

Phonem <i>i</i>	statt	—69 und —66%:	—69%
Phonem <i>ü</i>	statt	+22 und +33%:	+28%
Phonem <i>ö</i>	statt	— 9 und — 1%:	— 3%

Insgesamt		± 100 und $\pm 100\%$	$\pm 100\%$
-----------	--	---------------------------	-------------

(Die Verbindung dieser Faktoren und die Prozentrechnung auf Grund des so gewonnenen einzigen Wertes erfordert ebenso viel Zeitaufwand, oder noch weniger, als wenn die Prozentrechnung nach den einzelnen Faktoren gesondert ausgeführt wird.)

b) Der Absolutwert der Phonembelastung ist übrigens akzidentell und vor allem für den betreffenden Text (für die untersuchte Einheit), nicht aber für ihre Mundart charakteristisch; er ist also auch zum Vergleich nur dann geeignet, wenn er mit dem Relativwert der Belastung übereinstimmt.

6. Haben wir den Absolutwert auf Grund der absoluten Morphemanzahl und der Anzahl der Belegfälle ermittelt, so werden wir den Relativwert mit der bereits angewandten Methode an Hand der relativen Morphemanzahl und Beleganzahl erhalten. Die relative Morphemanzahl ist ermittelbar aus der effektiven Morphemanzahl. Erscheint in den Morphemen immer dasselbe Phonem bezüglich der untersuchten Erscheinung, so ist nicht nur die absolute, sondern auch die relative Morphemanzahl identisch mit der effektiven. (Also werden auch die Werte der absoluten und relativen Belastung identisch sein.) — Zeigt sich aber in einem Morphem eine Lautvariation, so steigt die absolute Morphemanzahl, die relative aber verringert sich im Verhältnis zur effektiven, z. B.: wie wir schon oben gesehen haben, zeigen sich in der Morphemengruppe mit *ü* (in betonter Stellung) im Guary-Kodex folgende Belastungsfaktoren:

Phonem *i*: in 16 Morphemen 108mal belegt.
 Phonem *ü*: in 5 Morphemen 55mal belegt.
 Phonem *ö*: in 2 Morphemen 2mal belegt.

An den Morphemfaktoren lassen sich hier nur die mögliche untere und obere Grenze der effektiven Morphemanzahl ablesen. Erschiene nämlich jedes unter *ü* und *ö* auftretende Morphem ($5 + 2$) auch in der Reihe jener unter *i*, so hätten wir als effektive Anzahl der Morpheme 16 (untere Grenze); wenn von den 5 Morphemen mit *ü* und von den 2 Morphemen mit *ö* keines unter denen mit *i* figurierte bzw. keines von den Morphemen mit *ö* unter denen mit *ü* vorkäme, dann wäre die effektive Morphemanzahl 23 ($= 16 + 5 + 2$)

(obere Grenze). In unserem Beispiel kommen 4 von den 5 Morphemen mit \ddot{u} wegen der Variation $i \sim \ddot{u}$ auch unter denen mit i vor (*függ, fül, szül, ül*), so daß die absolute Morphemenzahl 23, d. h. um 4 mehr beträgt, als die effektive Anzahl, nämlich 19. Die relative Morphemenzahl wird offenbar um 4 weniger als die effektive (19) betragen, d. h. 15 ($= 12 + 1 + 2$), denn die effektiv gegebenen, jedoch variierenden 4 Morpheme können ohne Korrektur weder zu denen mit reinem i noch zu denen mit reinem \ddot{u} gezählt werden (wobei die entsprechende Belegzahl selbstverständlich sowohl unter i wie unter \ddot{u} ausgewiesen ist). — In die relative Morphemenzahl können also praktisch nur Morpheme einbezogen werden, die in den Belegfällen bezüglich der Erscheinung immer nur ein homogenes Phonem aufweisen. (Die Ermittlung der relativen Morphemenzahl bedeutet in der Praxis keine Schwierigkeit; sie ist nach ausgeführter Zählung sogleich offenkundig.) Wenn wir nun im Falle des Guary-Kodex die relative Morphemenzahl mit rM ($rM_1, rM_2 \dots$) bezeichnen, so erhalten wir nach Verbindung der Faktoren auf Grund der bekannten Formel: $\sqrt{rM \cdot B}$. An den verbundenen Werten wird die Prozentrechnung wie üblich vorgenommen. In der abgehandelten Morphemengruppe dieses Kodex gestaltet sich der Relativwert der Phonemenbelastung wie folgt:

1. Phonem i : in 12 Morphemen 108mal belegt $= - 80\%$
2. Phonem \ddot{u} : in 1 Morphem 55mal belegt $= + 16\%$
3. Phonem \ddot{o} : in 2 Morphemen 2mal belegt $= - 4\%$

3 Phoneme: in 16 Morphemen 165mal belegt $= \pm 100\%$

Die Relativwerte beziehen sich auf die Mundart des Textes (der Untersuchungseinheit). Eigentlich sind es Wahrscheinlichkeitswerte: in ihnen drückt sich eine auf Grund effektiver (ermittelbarer) Faktoren vorgenommene relative „Vergrößerung“ aus. Sie lassen auf die Phonemenbelastung schließen, die in der betreffenden Mundart auftreten würde, falls alle bezüglich der untersuchten Erscheinung einschlägigen Morpheme vorkämen (dies wäre der „ideale Relativwert“ der Belastung). — Wir kommen nun zurück auf das vorige Beispiel im Guary-Kodex und fassen die Faktoren, die Werte der Belastung in einer einzigen Tabelle zusammen:

Stellung	Phonem	absolute Morphemenzahl	relative Morphemenzahl	Beleganzahl	absoluter Wert in %	relativer Wert in %
b e f o n t	i	16	12	108	-69%	-80%
	\ddot{u}	5	1	55	+28%	+16%
	\ddot{o}	2	2	2	-3%	-4%

Der Vergleich der absoluten und relativen Werte zeigt, daß die untersuchte Erscheinung in der Mundart des Kodexes reichlich illabialer (—80%) gewesen sein dürfte, als es sich aus dem Kodex absolut ermitteln läßt (—69%). Da sich der Relativwert auf die Mundart (die Gesamtheit der Erscheinung) eines Textes bezieht, kann man ihn mit ähnlich ermittelten Werten anderer Texte gut vergleichen.) Stimmt die effektive Morphemenanzahl mit der absoluten überein, so ist auch die relative identisch mit der effektiven bzw. absoluten Morphemenanzahl und auch die absoluten und relativen Werte der Phonemenbelastung sind übereinstimmend; beim Vergleich darf jedoch dieser gemeinsame Wert nur als Relativwert in Betracht gezogen werden.

7. Da die Häufigkeit der einzelnen Morpheme ziemlich verschieden ist, ergibt sich die Notwendigkeit, zu ihrer Wertung bestimmte Durchschnittszahlen zu ermitteln; die eingehendere Untersuchung kann nämlich nur jene in Betracht ziehen, die öfter als der Durchschnitt belegt sind. Dieser Durchschnittswert besteht in zwei Quotienten; ihre Ermittlungsweise: die Summe der die Belege enthaltenden Texte (Mitteilungen) bzw. die Summe der Anzahl der Belegfälle wird geteilt durch die Anzahl der zu den einzelnen Kategorien der untersuchten Erscheinung gehörenden Morpheme (eine solche Kategorie ist z. B. die tontragende Silbe des Stamm-Morphems; vgl. Papp a. a. O., 34). — In diesem Zusammenhang ist es nicht belanglos zu beachten, inwiefern die dem Erfordernis des Durchschnittswertes entsprechenden Morpheme in Prozents der untersuchten Texte bzw. ihrer eigenen Belegfälle mit dem Lautzustand der Umgangssprache übereinstimmend, oder aber nach Oppositionen (und nach Phonemen) von diesem abweichen.

Die Faktoren der in den einzelnen Morphemen gegebenen Phonemenbelastung sind also die Zahl der das betreffende Morphem enthaltenden Texte bzw. die Beleganzahl des Morphems. Hier aber ist die Anzahl der Texte instabil: die absolute und die relative Textanzahl (Anzahl der Mitteilungen) kann mit der effektiven identisch sein, die absolute aber kann größer, die relative aber geringer als die effektive sein (wenn in ein und demselben Text in einer stellungsgleichen Silbe desselben Morphems jeweils andere Phoneme auftreten, d. h. im Falle einer Variation). Bei der Ermittlung der Belastung sind die Faktoren auch hier vorerst zu verbinden und erst danach werden die Prozente errechnet. Die Methode der Verbindung ist: Quadratwurzel des Produkts von Textanzahl mal Beleganzahl, z. B.: in 10 Kodexen (bei 10 Kodexschreibern) mit beträchtlicher *ö*-Belastung als höhere Untersuchungseinheit ist das Verb *ül* (sitzen) 101mal belegt; Oppositionen gibt es drei: *i*, *ü* und *i ~ ü* (Lautzustandsstatistik):

i: Czech-Kodex (1513): 2 *i* |
 Sándor-Kodex (um 1518): 3 *i* |

Tihanyer-Kodex (1532): 13 *i* |
 Kazinczy-Kodex (1541) I.: 7 *i*.

i ~ ü: Guary-Kodex: 6 *ü* ~ 1 *i* |
 Nádor-Kodex (1508): 20 *ü* ~ 5 *i* |
 Tyrnauer Kodex (1513): 3 *ü* ~ 1 *i* |
 Debresiner Kodex I.: 25 *ü* ~ 2 *i* |
 Debresiner Kodex V.: 3 *ü* ~ 1 *i*.

ü: Weszprémi-Kodex: 9 *ü*.

Bei weiterer Gliederung reduzieren sich die drei Oppositionen auf zwei Phoneme (Belastungsstatistik):

i: in 9 Texten 35 Belege:

Guary-Kodex: 1 Beleg | Nádor-Kodex: 5 Belege | Tyrnauer-Kodex: 1 Beleg |
 Czech-Kodex: 2 Belege | Sándor-Kodex: 3 Belege | Debresiner Kodex I.:
 2 Belege | Debresiner Kodex V.: 1 Beleg | Tihanyer Kodex: 12 Belege |
 Kazinczy-Kodex I.: 7 Belege.

ü: in 6 Texten 66 Belege:

Guary-Kodex: 6 Belege | Nádor-Kodex: 20 Belege | Weszprémi-Kodex: 9
 Belege | Tyrnauer Kodex: 3 Belege | Debresiner Kodex I.: 25 Belege | De-
 bresiner Kodex V.: 3 Belege.

Wir fassen nun Faktoren und Werte der Phonemenbelastung im Morphem *ül* zusammen. (Die Ermittlung der relativen Textanzahl und die Errechnung wird ausgeführt wie unter 5. a) und 6. angegeben!):

Phonem	absolute Textanzahl	relative	Beleganzahl	absoluter Wert in %	relativer Wert in %
<i>i</i>	9	4	35	—47%	—59%
<i>ü</i>	6	1	66	+53%	+41%

Der Vergleich der absoluten und relativen Werte läßt erkennen, daß der Vokal des Morphems *ül* im untersuchten Mundarttyp mit starker ö-Belastung (Rundung) mutmaßlich illabialer gelautet wurde (—59%), als es sich aus den einzelnen einschlägigen Kodexen absolut feststellen läßt (—47%).

Der relative Wert der in den einzelnen Morphemen gegebenen Phonemenbelastung ermöglicht auch weitere eingehendere Vergleiche von Morphemen der gleichen Kategorie. So zeigen sich z. B. bezüglich des Aufkommens der neutralen (indifferenten) *ü*-Belastung (in den betonten Silben der Stamm-

Morpheme) weitere Abweichungen, je nachdem, ob das Morphem selbst ein- oder mehrgliedrig ist, ob das Phonem bzw. seine Silbe in bedingter oder unbedingter Stellung ist, usw.

8. Zusammenfassend: die Untersuchung des „Zeichenträger“-Verhältnisses, bzw. ihre Varianten bieten bei der Ermittlung der als Vergleichsvoraussetzung dienenden Phonembelastung ein bedeutendes Hilfsmittel zur annähernden Erschließung eines früheren Sprachzustandes. Wir haben demnach in Betracht zu ziehen, daß die Lautzustandsstatistik einer sprachlichen Erscheinung nicht immer identisch ist mit der Statistik der Phonembelastung. Die Abweichungen können zurückgehen auf die Instabilität der Morphemenanzahl. Bei der Ermittlung der relativen Belastungswerte sind zwei Faktoren, die Morphemenanzahl und die Anzahl von Belegfällen der Morpheme, zu verbinden. Als Vergleichsgrundlage eignen sich nur Relativwerte.

Die Statistik des Lautzustands und der Phonembelastung einer sprachlichen Erscheinung kann nicht nur auf Texte (Mitteilungen), sondern auch auf einzelne Morpheme bezogen werden. Als Belastungsfaktoren figurieren die Anzahl der das betreffende Morphem enthaltenden Texte und die Anzahl der Belegfälle des Morphems. Der Relativwert der Phonembelastung, der den Vergleich von Morphemen ermöglicht, kann ähnlich ermittelt werden wie die Berechnung der auf die Texte (Mitteilungen) bezogenen Phonembelastung. Die Ermittlung der Phonembelastung einzelner Morpheme kann als die auf ein besonderes Gebiet angewandte Variante der Untersuchung des „Zeichenträger“-Verhältnisses betrachtet werden.

В. ФАРКАШ: ОБ ОДНОМ ПРИМЕНЕНИИ ИССЛЕДОВАНИЯ *TYPE-TOKEN* В ИСТОРИЧЕСКОЙ ДИАЛЕКТОЛОГИИ

(Р е з ю м е)

При изучении некоторого фонетического явления в плане исторической диалектологии (или, также — в плане истории типов диалектов) факторами исчисления нагрузки фонем являются количество различных морфем, представляющих в своем составе данную фонему (количество «типов» — *types*) и количество морфем, встречающихся в тексте (количество «представлений», «эталонов» — *tokens*). Из этих факторов можно определить прежде всего абсолютное значение нагрузки, исходя из нулевого значения относительной нагрузки в литературном языке. Абсолютные величины могут быть выражены и в процентах. Величины в процентах указываются при каждой фонеме, в соответствии с двумя факторами, двумя показателями (показатели типов и представлений). Однако запись с двумя показателями не слишком наглядна, да она и не соответствует существующему положению дел. Факторы нагрузки являются *двумя сторонами одной и той же вещи* — нагрузки, а эти две стороны должны быть объединены, если стремиться к одному показателю. Способ объединения в случае каждой фонемы заключается в вычислении квадратного корня произведения (абсолютного) количества морфем и количества представлений морфем.

Впрочем, абсолютное значение нагрузки фонемы является случайной величиной; это значение пригодно в целях сопоставлений в плане исторической диалектологии только если оно совпадает с *относительной* величиной нагрузки. Разница между абсолютной и относительной величинами при тождественном количестве данных объясняется непостоянным характером количества морфем как фактора нагрузки. В случае чередований абсолютное количество морфем возрастает, а относительное — убывает по сравнению с действительным количеством морфем. А в относительное количество морфем может входить практически только морфема, представленная всегда фонемой одного качества с рассматриваемой точки зрения по ходу исследования. Подсчет относительной величины производится так же, как и подсчет абсолютной величины.

Относительные величины являются величинами вероятности: в них выражается относительное увеличение; из них мы можем делать выводы относительно той нагрузки фонемы, которая наблюдалась бы в диалекте соответствующего сообщения (текста) в случае обнаружения всех возможных морфем, принимаемых во внимание с рассматриваемой точки зрения.

EINE BENENNUNG FÜR SCHECKIGE TIERE BEI TÜRKEN UND UNGARN

Von
J. NÉMETH

Ung. *tar-ka* 'bunt'.

In der altungarischen Sprache gab es ein Wort *tar* 'varius, varii coloris; bunt'. Wir haben dafür nicht viele Belege, aber diese Belege machen sein Vorhandensein über allen Zweifel erhaben. Zuerst kommt es in unseren beiden Wörterlisten aus der Zeit um 1400 vor. Unter den Farbenbezeichnungen steht in der Wörterliste von Bistritz (Beszterce) (ed. Finály): „virgulatus *tar pozthow*” (*posztó* 'Tuch'), in der von Schlägl (ed. Szamota): „virgultus [virgulatus, virgatus] *tarpozto*”. (Das nachfolgende Wort ist „colorius — idem”). Hier handelt es sich um gestreiftes Tuch. — Unser Urkundenwörterbuch bringt aus dem Jahre 1432 den Beleg: *Duos equos nostros Taar coloris*, und aus dem Jahre 1557 den folgenden: *Vnum equum tarfako* (*fakó* 'falb'). — Die Wörterliste von Blasius Szikszai Fabricius (1590) bietet die Angabe: *fekete tar variu* 'cornix nigricans' (*fekete* 'schwarz', *varjú* 'Krähe').

In der Volkssprache finden wir den eben erwähnten *tar-varjú* 'Krähe größerer Art' MTsz. [Ung. Dialektwb.] und aus dem Roman „Etelka” von Andreas Dugonics (1805) zitiert das Wörterbuch von Szegedin (Szeged) das Wort *tar-szürke*, als Bezeichnung einer Haarfarbe. Diese zwei Belege weisen störende Momente auf — die ich, nebenbei, für belanglos halte —, wir haben aber eine Angabe aus der Volkssprache, die ganz klar ist: *tar-gyík* 'Salamander'; in der alten Sprache haben wir auch *mérges tarka gyék* 'salamandra' (*mérges* 'giftig', *tarka* 'bunt', *gyék* = *gyík* 'Eidechse' (Sz[innyei]: NyK [Sprachwiss. Mitteilungen] XXIX, 163).

Ungebräuchlich ist im heutigen Ungarisch auch die Ableitung von *tar* 'bunt': *tarcsa* mit dem Diminutivsuffix *-csa*. Im Altertum war es allgemein bekannt. (S. Oklsz. [Urkundenwb.] und NySz. [Sprachgesch. Wb.], — im letzteren s. v. *tarka*). Der erste Beleg (Oklsz.) stammt aus 1521: „Lego tres v a c c a s [von mir gesperrt] vnam coloris belch [weiß?] aliam coloris varii videlicet *tarcha*”. Es gibt auch andere Belege für das Wort, immer in Farbbezeichnungen der Rinder (s. u.).

Das Wort *tar* 'bunt' ist im Ungarischen nach und nach in Vergessenheit geraten, seine Stelle hat die Form *tarka*, dasselbe Wort mit dem Diminutivsuffix *-ka*, (ein Suffix, das auch in den Farbbezeichnungen *szürke* aus *szűr* 'grau', *szőke* 'blond' aus *sző* vorhanden ist) eingenommen. Es erübrigt sich

Belege anzuführen, — in der heutigen Sprache wird die Bedeutung 'bunt' gewöhnlich durch das Wort *tarka* ausgedrückt. Ich will nur hervorheben, daß es oft vor Tiernamen steht. Calepinus (1585): *merges tarka menet auag gyek* 'giftiges buntes Wiesel oder Eidechse'; *tarka kigyó* (*kígyó* 'Schlange'). Bei Szikszai Fabricius: *tarka galamb* (*galamb* 'Taube'), *tarka pok* 'stellio araneus'. Der Name des scheckigen Pferdes ist im Ungarischen *tarka ló* (*ló* 'Pferd'). — In der Sprache der Moldauer Tschangos (Wichmann): „*tarka* 'bunt, gesprenkelt' (bes. weißgesprenkelt, mit weißen Flecken gesprenkelt)". Ich führe noch die folgenden Ausdrücke an: *tarka-disznó* (Schwein), *tarka-marha* ('Schweizer Rind'), *tarka süllő* (ein Fisch), *tarka-szárnnyú* (*galamb*) '(Taube) mit bunten Flügeln', *tarka-paszuly* (Bohne).

Scheckige Tiere gibt es in verschiedenen Farben und die Farben werden durch Konstruktionen wie folgt bezeichnet: *pirostarka* '(ein Rind) mit roten Flecken', *fehértarka* '(ein Rind) mit weißen Flecken', *feketetarka* '(ein Rind) mit dunklen Flecken'. Diese Beispiele sind dem Wörterbuch von Szegedin entnommen. Im Urkundenwörterbuch steht: *fekete tarcsa*, *kék* ['blau'] *tarcsa*, *barna* ['braun'] *tarcsa*, *vörös* ['rot'] *tarcsa*. — Mit umgekehrter Wortfolge: *tarka-pej* [*pej* 'braun'] 'ein braunes Pferd mit [wohl dunkel-]braunen Flecken' (CzF. [1862—; Ung. Wb.]).

Türk. *taz* ~ *tar* 'bunt'.

Das Wort *tar* 'bunt' ist türkischer Herkunft, wir können es mit den folgenden türkischen Wörtern zusammenstellen.

1. Maḥmūd Kāšġarī: *taz* 'Schecke' Brock.; *taz at* 'alacalı at [geschecktes Pferd]' (Besim Atalay); *taz at tavarci bolmas* 'alaca at yük taşımaz', çünkü onun tırnağı kötüdür [das gescheckte Pferd wird kein Lastträger, weil seine Hufe schwach sind]' (Besim Atalay III, 148—149).

Die Interpretation von Brockelmann ist nicht wörtlich, bei Kāšġarī (ed. Ist. III, 110) steht das, was ich aus dem Werke von Besim Atalay (III, 148—49) angeführt habe. Es ist auch zu bemerken, daß der Satz *taz at tavarci bolmas* bei Kāšġarī — mit der Begründung — nicht unter *taz at* steht; nach *taz at* kommt *taz goy* 'Schaf ohne Hörner', dann *taz yer* 'unfruchtbares Land' und bei diesem Ausdruck steht der (nichthierhergehörige) Satz über die Schwäche der Hufe der scheckigen Pferde (diese Schwäche der Schecken ist — nebenbei — eine allbekannte Tatsache). All das ist unwesentlich.

Wichtiger ist, daß im arabischen Texte nicht *abraš* 'bunt' steht, sondern irrtümlicherweise *abras* (es fehlen die drei Punkte über dem *sin*: س = *s*, ش = *š* und zwar beide Male, vgl. das Faksimile, 509). Die Herausgeber des Kāšġarī und die Turkologen, die sich mit der Stelle beschäftigten, haben *abras* ohne weiteres in *abraš* verbessert.

Nun hat der sowjetische Turkologe, I. G. Dobrodomov in den Izv. AN SSSR, Serija Lit. i Jaz. 1964, tom XXIII, vĭp. 3, S. 256—258) eine Abhandlung veröffentlicht, in der er den Namen des kumanischen Fürsten Таз Боняк (um 1100) analysiert. Er kommt zum Ergebnis, daß das Wort *Taz* in dem Namen mit dem russischen Spitznamen des Fürsten, *Шелудивый* 'gründig' zusammenhängt, was m.E. richtig ist.

Im Laufe seiner Ausführungen kommt er auch auf die eben zitierte Angabe von Kāšgarī zu sprechen und gelangt zum Ergebnis, daß *abras* die richtige Form ist, die mit einem bisher unbelegten arabischen **abras* zusammenhängt, von der Wurzel *barisa* 'être dur envers son débiteur', II 'amollir, adoucir, rendre plus tendre' (A. de Biberstein Kazimirski). Diese Meinung kann ich mir nicht eigen machen. Kāšgarī's *taz* 'scheckig' kann von den übrigen türkischen Belegen für das Wort nicht getrennt werden.

2. Wörterbuch von Kalkutta (Lugāt-i Türkī von Faḍlullāh Chān, Ende des 17. Jahrhunderts): *ṣ taz* 'scheckiges Pferd' (*asp-i abraš*). Von Zenker und Radloff irrtümlich *tez* gelesen, bei Radloff: *tez ṣ* 'ein weißes Pferd mit roten Flecken', bei Ilse Laude-Cirtautas (Der Gebrauch der Farbbezeichnungen in den Türkdialekten. Wiesbaden 1961, S. 107) unter den „Vereinzelt belegten Bezeichnungen für Pferdefarben“ nach Radloff angeführt.

Dobrodomov hebt (a.a. O. 258) die Lesung *tez* hervor, die bei Budagov (1868) und Radloff zu finden ist. Dieser Lesung ist keine Bedeutung beizumessen. Sie steht zuerst bei Zenker (1866) und es ist allgemein bekannt, daß der sonst hochverdiente Zenker die osttürkischen Formen oft ganz willkürlich gelesen hat.

3. Das Manuskript des Werkes Kitāb al İdrāk li-lisān al-Atrāk (ed. Caferoğlu, Ist. 1931) enthält Glossen, die von Velet İzbudak' herausgegeben worden sind (Ist. 1936). In diesen Glossen aus den Jahren nach 1334/35 werden die türkischen Wörter in arabischer Sprache erklärt, aber der Herausgeber gibt die Erklärungen nur in seiner eigenen neuosmanischen Übersetzung. Hier lesen wir: *tazı at* 'arap atı' = *tazı at* 'arabisches Pferd'. Dazu bemerkt aber der Herausgeber in eckigen Klammern, daß im Original — in arabischer Sprache — nicht diese Übersetzung steht, sondern die Übersetzung 'Pferd mit weißen und schwarzen Haaren' („burada aklı karalı tüylü at demektir"). In *tazı* steckt also das türkische Wort *taz* 'scheckig', und nicht das „n. تازی 'араб; арабская, быстрая лошадь . . .' " (Budagov).²

4. Dobrodomovs Abhandlung hat meine Aufmerksamkeit auf eine Angabe in den russischen Jahrbüchern gelenkt, die gleichfalls das türkische *taz* 'Schecke' aufbewahrt hat.

¹ Unter dem Titel „El-İdrāk Haşiyesi“.

² Redhouse; Samoilovič: Roczn. Or. IV, Sonderabdruck, S. 43; Schaefer: Festschr. Friedrich Giese (Die Welt des Islams, Sonderband, 1941), S. 17; Bailey: JRAS, Jan. 1939, p. 89; Kljaštornij, Drevnetjurkskie run. pamj. 74, 144.

Es handelt sich um die schon von Melioranskij (Izv. ORJaL, tom X, 1905, kn. 4, S. 112—13) behandelte Stelle der Ipatius-Chronik für das Jahr 1225, die besagt, daß Mistislav sein Pferd *Aktaz* dem König von Halič, Daniel geschenkt hat (и да емоу конь свои борзын Актазь, акого же в та лѣта не бы; A. Hodinka, Az orosz évkönyvek magyar vonatkozásai [Die ung. Beziehungen der russ. Jahrbücher], Budapest 1916, S. 279).

Melioranskij und Dobrodomov erklären den Namen als *aq* + *tazī* 'weißes arabisches [Roß]', — eine Erklärung, die der überlieferten Form keine Rechnung trägt. Der Name lautet *aqtaz* und bedeutet 'weißer Sehecke', entspricht genau dem ungarischen Ausdruck *fehér-tarka* 'weiß gescheckt = (ein Rind) mit weißen Flecken', den ich oben ausführlich behandelt habe.

Es wirft sich auch die Frage auf, ob die ungarischen Ausdrücke nach Art des *fehér-tarka*, die im Ungarischen — wie gesehen — in großer Anzahl vorkommen, nicht Übersetzungen alttürkischer Bezeichnungen sind.

5. M. Kāšǵ. *tarǵıl* 'mit weißen und schwarzen Streifen auf dem Rücken (von allen Tieren, außer dem Pferde)' (Brock.), vgl. Besim Atalay I, 15, 482 | kasak. *tarǵıl* 'eine Farbe der Kühe (rot, mit schwarzen Flecken)' (Katar., Radl.) | kir. *tarǵıl* 'красный с черными полосами (цвет коровы, быка)' (Jud.) | karatsch. *ṭalyır* 'bunt, buntscheckig' Pröhle | osm. *dirǵıl* 'verschiedenfarbig' (*dirǵıl taruk* 'buntes Huhn') SDD. Ein höchst interessanter Beleg. Das ursprüngliche *z* in *taz* ist in ihm durch *r* vertreten, wie in zahlreichen anderen Fällen in den ogusisch-kiptschakischen Mundarten. Das Suffix *-ǵıl* sehen wir in osm. *qırǵıl* 'ergrauend' (Radl.) aus *qır* 'grau' und in den aus Körperteilen gebildeten Farbnamen *bašǵıl* 'weißköpfig' (M. Kāšǵ.) — *baš* 'Kopf' und *yalyıl* 'mit Weiß in der Mähne (Pferd)' (M. Kāšǵ.) — *yal* 'Mähne' (s. Brockelmann, Ostt. Gr. S. 106).

6. kasak. *tarman* 'Pferdefarbe (weiß mit gelben Äpfeln)' Radl., mit dem Suffix *-man*, wie *aqman* 'weiß', *qaraman* 'schwarz' (Brockelm., Ostt. Gr. S. 127).

kasak. *tarpan*(η) 'das wilde Pferd (equus Przewalski), ein Pferd, das keinen Reiter auf sich duldet' Radl., kir. *tarpaη* 'лошадь с плохим ходом' | *tarpaηda-* 'тяжело и неуклюже двигаться' Jud. gehören nicht hierher. Vgl. kasak. *tarpi-* 'mit den Vorderfüßen ausschlagen' usw. Radl.

7. kir. *tarlan* oder *boz tarlan* oder *tarlan boz* 'сивый (масть лошади) Jud. | kasak. *tarlan* 'Pferdefarbe: weiß mit roten, gelben oder schwarzen Flecken' Radl., 'цвет лошади, сивый с желтыми яблоками' Katar. | kumük. *tarlan* 'Falke' | tschag. *tarlan* 'büyük bir şikâr kuşu-dur; bir nevi bîdâv [? beydağ] atların rengi ve lâkabı [ein großer Jagdvogel; die Farbe und die Bezeichnung einer Art vortrefflicher Rosse' Scheich Süleyman | sag. *tirlan* 'Rebhuhn' Radl. | mong. *tarilan* 'bigarré, bariolé, tacheté, moucheté', *tarlan* 'bigarré, moucheté', *tarlan üker* 'boeuf qui a les poils de l'épine du dos blancs', *tardatu* = *tarilan* Kow. | kalm. *tarlṇ*, *tarlṇ* 'bunt, dunkler gesprenkelt, kleinfleckig (vom Rindvieh)'.

Hasan Eren: NyK. II, 360. Ilse Laude Cirtautas a. W. S. 106 führt das Wort unter den „Nur auf Pferde anzuwendenden Farbbezeichnungen“ an.

Nach den Gesagten ist es kaum nötig, den Gedanken, nach dem das ung. *tar*, *tar-ka* mit dem ung. Worte *tar* 'kahl' zusammenhängt (SzófSz.; Ramstedt, Korean Etymology, S. 250), zu widerlegen. Das ung. *tar* 'kahl' ist gleichfalls türkischer Herkunft (türk. *taz* 'kahl'), aber die beiden Wörter, d. h. ung. *tar* < türk. **tar* < *taz* 'kahl' und ung. *tar* < türk. **tar* < *taz* 'bunt' haben miteinander weder im Türkischen noch im Ungarischen außer der Homonymie etwas zu schaffen. Und die türkischen Wörter *tar* 'scheckig' und *tazı* 'arabisch' sind voneinander gleichfalls zu trennen.

Vgl. noch Budenz: NyK. VI, 412.

Das scheckige Pferd bei Ungarn und Türken. Die Scheckige Horde.

In den obigen Ausführungen spielt die Benennung des scheckigen Pferdes eine eminente Rolle.

In der Vorstellungswelt des ungarischen Volkes nimmt das scheckige Pferd einen vornehmen Platz ein. In meiner Heimat, in Großkumanien, waren wir als Kinder — und waren auch die Erwachsenen — froh, wenn wir ein scheckiges Pferd sahen und versäumten nicht, den Spruch herzusagen: *tarka lovat láttam — szerencsét tanáltam* [mit *n*] 'ich sah ein scheckiges Pferd — ich habe Glück gefunden'. Erscheinungen dieser Art treffen wir natürlich bei allen Völkern.

Es sei mir noch gestattet, an zwei Gelegenheiten zu erinnern, wo ich mich mit den scheckigen Pferden bei den Türken beschäftigte. Die eine war, als ich gezeigt habe, daß es bei den Petschenegen einen Stamm mit dem Namen *Βουλατζοπόν* d. h. '(der Stamm des Fürsten) Čopan (mit den) scheckigen (Pferden)' gab (KCsA I, 224–225, UngJbb. X, 27 ff.). Hier erwähnte ich auch den ogusischen Stammesnamen *Ala-yontlu* '(der Stamm) mit scheckigen Pferden'. Ein anderes Mal schrieb ich über „Das Volk mit den scheckigen Pferden“ (KCsA Erg.-B. S. 345–352). In dieser Abhandlung habe ich Belege zusammengestellt, die beweisen, daß in der Gegend des Ob, um Narım, in den Gebieten, wo wir die alten Sitze der Kiptschaken zu suchen haben, bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein türkisches Volk gab, eine „Scheckige Horde“ (Перая Орда) die scheckige Pferde hatte.³

Auch diese Beiträge zeigen, daß die scheckigen Pferde bei den alten Türken beliebt waren und daß es wohl verständlich ist, daß die Ungarn das Wort *tar* 'scheckig' von den Türken entlehnt haben.

³ Zur Ergänzung: A. Zeki Velidi Togan: *Moğollar, Çingiz ve Türklük* [so]. Ist. 1941 (Bozkurt Yayını: 4), S. 10.

Ю. НЕМЕТ: К ВОПРОСУ О НАЗВАНИИ ПЕСТРЫХ ЖИВОТНЫХ У ВЕНГРОВ
И ТЮРКОВ

(Р е з ю м е)

В своей статье автор устанавливает, что венгерское слово *tar, tarka* 'пестрый' не имеет никакой связи с венг. *tar* 'лысый', а восходит к тюркскому *taz*, обозначающему 'пестрый'. Пестрые лошади ценились как тюрками, так и венграми очень высоко. Автор упоминает данные, указывающие на этот факт, в частности на существование нарымской «Пестрой Орды» до XVI века.

ETYMOLOGISCHE BEITRÄGE (IV.)

Von

W. STEINITZ

(Berlin)

Tatarische Lehnwörter im Ostjakischen und Wogulischen

In Fortführung der in *Acta Orientalia Hung.* XII 179 f. erschienenen Mitteilung, die 10 neue tatarische Lehnwörter im Ostjakischen nachwies, behandle ich hier 16 ostjakische und 2 wogulische Wörter, die meistens eine ausführlichere Darstellung erfordern. Die meisten dieser neuen Etymologien sind erst möglich geworden, seitdem unsere Kenntnis der sibirisch-tatarischen Mundarten — der Quelle für die tatarischen Lehnwörter der obugrischen Sprachen — sich in den letzten Jahren wesentlich verbessert hat, und zwar insbesondere durch das Erscheinen zweier zusammenfassender Arbeiten: Д. Г. Тумашева: *Көнбатыш Себер татарлары теле* (D. Tumasheva, *The Language of the West Siberian Tatar. Grammar Essay and Glossary*). Казан 1961 [hier zitiert als: Tumaševa] und Г. Х. Ахатов: *Диалект западно-сибирских татар. Уфа 1963* [hier zitiert: Achatov, *Диалект зап.-сиб. татар*, oder nur: Achatov].

Auf die Arbeiten von G. Achatov und von D. Tumaševa über das Sibirisch-Tatarische wies mich A. Ščerbak in Zusammenhang mit Nr. 10 hin. D. Tumaševa sandte mir ihre Arbeit zu, Dž. Kiekbaev die von ihm redigierte Arbeit von G. Achatov. Einige der Etymologien konnte ich mit G. Hazai diskutieren, Nr. 5 mit Annemarie von Gabain, Nr. 7 mit L. Rásonyi. Ihnen allen sage ich meinen herzlichen Dank.

*

Zum besseren Verständnis der folgenden einzelnen Etymologien sind einige allgemeine Bemerkungen erforderlich. Die tatarischen Lehnwörter kommen in beiden obugrischen Sprachen, dem Ostjakischen und dem Wogulischen, vorwiegend in den unmittelbar an das tatarische Sprachgebiet angrenzenden (oder bis vor kurzem angrenzenden) Dialekten vor: im Irtyšdialekt des Ostjakischen mit seinen Lokalmundarten DN DT Bolč. Fil. Kam. KoP (= Konda nach Paasonen) Koš. Kr. Sav. Sog. Ts. Tš., sowie im Tavdadialekt (TJ TČ) und im Kondadialekt (KU KM KO) des Wogulischen. Für das Wogulische liegen die Berechnungen A. Kannistos in FUF 17, 221f. vor, wonach von 508 sicheren tatarischen Lehnwörtern zwei Drittel (329) *nur* in diesen

beiden Dialekten belegt sind. Im Ostjakischen ist ebenfalls weit über die Hälfte aller tatarischen Lehnwörter nur im Irtytschdialekt belegt. Nur im Irtytschdialekt vorkommende ostjakische Wörter sind von vornherein tatarischer Herkunft verdächtig. Alle hier behandelten tat. Lehnwörter kommen im Ostjakischen nur in Irt. vor.

In lautlicher Beziehung ist zu beachten, daß das spirantische ostj. *l* in der zweiten Hälfte des 18. Jh. in ostj. Irt. *t* übergang. Tat. *q* ist > ostj. Irt. *χ* geworden. — Im Vokalismus sind im 17. Jh. die hinteren Vokale urostj. *a*, *o*, *u* um eine Stufe verschoben worden > ostj. Irt. *o*, *u*, *ü*. Ein gutes Beispiel für die genannten Lautvorgänge gibt der russische Flußname Salym (Салым), den die Russen vor 1600 aus ostj. **salām* übernahmen; heute lautet er ostj. Irt. *sotam*.

In den tatarischen Lehnwörtern finden wir in vielen Fällen tat. *a* = ostj. Irt. *o*; bisweilen erscheint aber in einigen Lokalmundarten von Irt. ein *a*, in anderen ein *o*. In diesen Fällen stellt *o* die ältere Vertretung dar, die also die Entwicklung **a* > *o* mitgemacht hat. Die Vertretung mit *a* erklärt sich entweder durch jüngere wiederholte Neuentlehnung oder durch sekundäre Beeinflussung des tatarischen Originalwortes, die den Übergang *a* > *o* verhinderte oder rückgängig machte. Das Vorkommen von Dubletten mit *a* und *o* in ostj. Irt., das bei urostjakischen Wörtern unbekannt ist, weist eindeutig auf den Lehnwortcharakter des betreffenden Wortes hin.

1. ostj. *jem* 'Same'

Castrén führt in seinem *Versuch einer ostjakischen Sprachlehre* folgendes ostj. Wort an: „*jem*, *jemm* 1) gut, schön, friedlich, 2) Same“. Hier sind 2 Wörter vermischt: *jem* 'Same' und *jəm* 'gut' (wobei Castréns Schreibung mit *mm* die Kürze des Vokals bezeichnen soll). Castrén fügt hinzu „vergl. finn. *hyvä* gut, *jyvä* Same“. Diese letztere Gleichung wiederholt Setälä: *Über Art, Umfang und Alter des Stufenwechsels* . . . (FUFA XII, 7): „ostj. O Castr. *jem*, *jemm* 'Same' ~ fi. *jyvä*, wotj. *ju* . . . (< ar. **jeva*-)“. Paasonen hält die Zusammenstellung des ostjakischen Wortes mit fi. *jyvä* usw. für „incertain“, da ein Übergang **v* > *m* im Ostjakischen sonst nicht belegt sei und auch der Vokalismus Zweifel hervorrufe (JSFOu. 34: 3, S. 5). In den neueren etymologischen Handbüchern (Collinder, SKES) wird ostj. *jem* nicht mehr als Entsprechung von fi. *jyvä* usw. angeführt. Und das mit Recht, obgleich die Etymologie von ostj. *jem* ungeklärt blieb.

Wie schon die Verbreitung und Bedeutung von *jem* nahelegen, handelt es sich um ein tatarisches Lehnwort. Ich gebe zuerst ausführlichere Daten für das ostj. Wort, das nur im Gebiet des Irtytschdialekts vorkommt:

DN Fil. KoP. Kr. Tš. *jem*, Cast. *jem* (*jemm*, s. o.) 'Same (von Rüben, Hanf u. a., nicht von Getreide; DN Fil. KoP. Kr. Tš.); Same (Sog. Ts. Cast.):

нажива, Köder (Kr. Ts.)'. DN Kr. *jem kirtä* 'Samen säen'. — Kr. *jem-χut* 'Köderfisch (für den Hecht)'. Ts. *χut-jem* 'Fischköder'; *məy-ter-jem* 'Wurm-köder'. — Kr. *jemtə-*, Ts. *jemät-* 'mit Köder versehen' (KT 166b f.).

jem in der Bedeutung 'Same' kann ich im Turkotatarischen nur bei Achatov: Дialeкт зап.-сиб. татар, S. 99 nachweisen: йем (Тюм. область, Вагайский и Ярковский районы) 'орлык/семена'.¹ Das Wort gehört jedoch zu Radloff III 387 Tar. Alt. Küär. Uig. Osm. Dsch. Kar. *jäm* 'Speise, Nahrung; L o c k s p e i s e, K ö d e r'; Малов: Памятники древнетюрк. письм., 1951, 387: *jäm* 'пища'. Es handelt sich also um ein weitverbreitetes turkotat. Wort, das in das Ostjakische in zwei speziellen Bedeutungen entlehnt worden ist.

2. ostj. *jorəχ*, *jurəχ*, wog. Ahl. *jurx* 'Richtung, Seite; Mittel'

Das ostj. Wort kommt nur im Irtyshdialekt vor, das wog. Wort wohl nur im Kondadialekt.

ostj. DN Koš. Tš. *jorəχ*. Fil. KoP. Kr. Sog. Ts. *jurəχ* 'сторона, Seite, Richtung' (DN Fil. KoP. Kr. Ts. Tš.); 'толк, Verständnis' (DN KoP. Kr. Sog. Ts. Tš.); 'Mittel, Kunstgriff' (KoP.). Cast. *jūrax* 'Rand, Seite'. Patk. (KU, I) *jūraz*, *jūroχ*, (KM Dem.) *jōroχ* 'Seite, Gegend, Rand; Sache, Angelegenheit, Umstand'. — DN *ar jorəχa*, Kr. *ar jurəχa* 'на разные стороны, nach verschiedenen Richtungen (z. B. gehen)'. DN *jorəχ ən woləm* 'толку не знаю, ich verstehe mich nicht darauf'. KoP. Kr. Sog. Ts. *jurəχ (ənt) u-* 'sich auf etwas (nicht) verstehen; — ein Mittel wissen' (Ts.). Koš. *jorəχ əntüm* 'ich weiß nicht'. Ts. *χuj mənəm* [wohl Druckfehler für *mənəm* / *jurəχ*, *neŋ m. j. ənt utəm* 'ich verstehe mich nicht darauf zu freien'. Kr. *nōŋ jurχen ənt utem* 'ich kenne nicht deine Gedanken, deine Gewohnheiten, deine Forderungen'. || wog. Ahl. *jurx* 'Seite, Gegend'. Nach freundlicher Mitteilung von M. Liimola ist das Wort in den Sammlungen von A. Kannisto nur aus den Kondamundarten bekannt, aus denen offenbar auch Ahlquists Angabe stammt.

Auf Grund seiner Verbreitung nur im Irtyshdialekt des Ostjakischen und im Kondadialekt des Wogulischen, der eigentümlichen Vokalverhältnisse (*o* — *u*) sowie der abstrakten Nebenbedeutung möchte man das Wort für ein tatarisches Lehnwort halten. Es bietet sich folgende turkotatarische Wortsippe an — Ableitungen von atürk. (Gabain) *yor-*, *yorī-* 'gehen', uig. (Radl.) *jory-* usw. mit dem Suffix *-q/-k* (Räsänen 132):²

(Radl.) Tel. Alt. Uig. *joryq* 'ход, хождение, der Gang, [das Geben]; образ жизни, Lebenswandel'. || Bar. Kkir. Krm. *jorūq* 'Reise, Fahrt, Ritt, Weg; -- Sitte (Krm.)'. || atürk. (Gabain 356) *yorīγ* 'Lebenslauf'; *yorīt-* 'zur Anwendung bringen'. || westsibir.-tat. (Tumaševa: M. Убат, Kŷkp.) *juryq*

¹ Bei Tumaševa fehlt das Wort!

² Räsänen = M. Räsänen; Materialien zur Morphologie der türk. Sprachen. Helsinki 1957.

'лад, удобство, способ'; *juryqlanu* 'налаживаться'. || Vgl. auch Radl. III 598 ff. *jür-* 'in Bewegung sein, gehen'; Uig. Dsch. *jürük* 'der Gang' (Dsch.); 'das Leben' (Uig.).

Die Bedeutungen des ostj.-wog. Wortes lassen sich gut aus denen des turkotat. ableiten: 'Weg' > 'Richtung, Seite', vgl. 'auf den *Weg*, die *Fahrt*, *Reise* gehen' > 'nach einer *Richtung*, *Seite* gehen'. Die Bedeutungsentwicklung 'Weg' > 'Mittel' begegnet in vielen Sprachen; vgl. deut. 'Mittel und Wege kennen, um etwas zu tun'; ru. путь 'средство, способ достижения чего-н.' (Ушаков). Die Bedeutung 'Mittel' begegnet gerade im Westsibir.-Tatarischen und im Ostjakischen; von daher entwickelte sich in der für das Ostjakische typischen Verbindung *jurax u-* 'ein Mittel wissen, sich auf etwas verstehen' die Bedeutung 'Verständnis'.

Was den ostjakischen Vokalismus betrifft, so läßt sich das Schwanken zwischen *o* und *u* auf zweierlei Weise erklären. Angesichts des Überganges ostj. **o* > Irt. *u*, der etwa im 17. Jh. erfolgte, könnte man *jurax* für eine ältere, *jorax* für eine spätere Entlehnung aus tat. **joryq* halten. Angesichts der Doppelheit *joryq* und *juryq* (vgl. auch *jürük*) im Turkotatarischen können die verschiedenen ostj. Formen aber auch auf verschiedene tat. Originale zurückgehen.³

Für das wog. Wort kann man direkte Entlehnung aus dem Tatarischen wie auch indirekte über das Ostjakische an der Konda (*jurax*) annehmen. Karjalainens Vermutung (OL 108), es könne sich bei ostj. Kr. *jurax* um eine Entlehnung aus dem Wogulischen handeln, ist angesichts der Tatsache, daß ostj. Formen mit *u* nicht nur an der Konda, sondern auch am Irtysch (Fil. Sog. Ts.) vorkommen, nicht möglich.

Magdolna Sz.-Kispál hat NyK. 54, 240 ff. das wog.-ostj. Wort behandelt und gemeint, das ostj. Wort gehöre zum ursprünglichen ostj. Wortschatz; wenn überhaupt Entlehnung zwischen Ostjakisch und Wogulisch vorliege, so sei die Richtung ostj. > wog. gewesen. Ihr Versuch, *jurax* usw. als interne Ableitung mit dem Suffix -*x* von Wörtern wie wog. LM *jar* usw. 'Ort, Stelle', ostj. Vj. VK *jür* usw. 'Kante' zu erklären, ist durch den Nachweis der tatari-schen Quelle überholt, ebenso die Bemerkungen von P. Hajdú in JSFOu 54, 1 : 27.

3. ostj. Kr. *jättərxa*, DN *jättərma* 'blinkende Schleppangel'

ostj. Kam. Kr. Ts. *jättərxa* 'дорожка, fi. uistin, Schleppangel'.⁴ Kr. *j.-čunčə* 'Leine der Schleppangel' (KT 198b). Ko. *jättərxa*, Bolč. *jättərmä*

³ Zu turkotat. *o* ~ *u* siehe Hasan Eren: NyK. 51, 369 sowie Philologiae Turcicae Fundamenta, 1959, I S. 411.

⁴ Karjalainen und Paasonen haben das Gerät mit finn. uistin bezeichnet, das am besten mit dem Terminus 'Schleppangel' zu übersetzen ist; siehe U. T. Sirelius, Jagd und Fischerei in Finnland (1934), S. 100 und Abb. 188.

'glänzender Angelhaken, mit dem man fischt wie mit dem uistin (Schleppangel)' (P. 286); DN DT *jättërma* 'Schleppangel'.

Der Sache nach handelt es sich um einen metallenen Angelhaken ohne Köder und mit einem breiten Blatt, das durch sein Glänzen, Blinken die Fische anlockt. Dieses Fischfanggerät war bei den заболотные татары, die südlich der Konda wohnend an die Konda-Wogulen und südlichen Ostjaken angrenzten, beliebt: „С лодки ловили на блесну, 'дорожку'” (Народы Сибири, Moskau 1956, S. 477).

Die beiden ostj. Wörter sind sibir.-tat. Lehnwörter, die von dem Stamm **jyltyr* 'glänzen, blinken' (s. u.) mit zwei verschiedenen Suffixen abgeleitet sind; vergleiche:

sibir.-tat. (Тюм., Лайт.) *jyltyraq* 1. 'дорожка (рыболовная снасть в виде длинного шнура с крюком на конце)'. 2. 'блестящий' (Tumaševa 129), mit dem *q*-Suffix (s. hier Nr. 2).

Westsibir.-tat. **jyltyrma* ist bisher nicht in dieser Bedeutung⁵ belegt, aber auf Grund der ostj. Wörter als eine übliche Ableitung auf *-ma* (s. Nr. 5) mit Sicherheit anzunehmen.

Zu dem Stamm **jyltyr-*, **jyltr-*, **jyldyr-* 'glänzen' vgl. (Radl. III 488f.) Bar. Kom. *jyltra* 'блестеть, glänzen'. || Krm. Alt. Tel. Leb. *jyldyra* 'glänzen, blinken'. || Bar. *jyltraq* 'glänzend'. || Osm. *jyldyraq* 'glänzend, blinkend'. || Alt. Tel. *jyldyrqai* id. || Uig. *jyldyryq* id. || Uig. *jyldyryq* id. || Tob. Osm. *jyldyrym* 'Blitz'. || Kom. *jyltryn* 'Glas' u. a., wo Ableitungen mit *-q* (*-aq*, *-yq*, *-qai*) und *-m*, *-n* erscheinen.

Das blinkende Fischfanggerät wurde also als 'blinkend, Blinker' bezeichnet.

4. ostj. KoP. *tir*, wog. T *tšūr* usw. 'Spule', ostj. DN *türik* 'Haspel'

Paasonen hat FUF II ostj. Ko. *tir*, wog. Ahl. *sierä* 'Spule' mit Kasan-tat. *šürä* 'Spule; Rohrpfeife' verglichen („vgl.") und hinzugefügt, ostj. *t* „weist auf ein *č* oder *š* in der Originalsprache hin". Offenbar wegen der Unregelmäßigkeit der konsonantischen sowie der vokalischen Entsprechungen — tat. *ü* sonst > ostj. Irt. *ü* — hat Karjalainen diese Zusammenstellung mit einem „?“ versehen (Ostj. Lautgeschichte 210). Das gleiche „?“ setzt Kannisto (Tat. Lehnwörter im Wog., FUF 17, 188), der noch folgende wog. Daten anführt: TJ TČ *tšūr*, KU P VN VS *šēr*, LU *šērä* 'Spule, Weberspule' und hinzufügt: „Die Verbindung ist ziemlich unsicher, da . . . [vgl. o.] Es dürfte aber nicht unmöglich sein, daß wir es hier im Wog.-Ostj. mit einem syrj. Lehnwort zu tun haben, vgl. syrj. . . V *šuri* . . . 'Weberspule'." Das syrj. Wort kommt aber schon wegen seines Vokals als Quelle nicht in Frage.

⁵ Tumaševa *jyltyrma* 'задвижка, выюшка [Riegel, Ofenklappe]' ist ebenso wie (Radl.) Alt. *jyldyrma*, Leb. *jyldyrba* u. a. 'затвор, Riegel' eine Ableitung von einem anderen Stamm: (Radl.) Leb. ua. *jyldyr* 'hingeleiten lassen, fortschieben', von *jyl* 'gleiten'.

Die bisher fehlende, lautlich passende westsibir.-tatarische Form ist jetzt aber bei Tumaševa zu finden: „*cür* (Kükr.) — *šüre*; 'шпилька' ". Wie schon Paasonen, FUF II 95, nach Radloff, Phonetik 286f., hervorgehoben hat, entspricht ostj. Irt. mouilliertes *ʃ* oft einem nichtmouillierten *c* der benachbarten sibir.-tat. Mundarten, in denen altes mouilliertes *č* entpalatalisiert wurde. In diesen Fällen vertritt ostj. Irt. (und ebenso wog. T K W) den älteren sibir.-tat. Zustand. So ist also Tumaševa *cür* < **čür*. Dieses *čür* ist die klare Quelle für wog. T *ʃšür* (= *čšür*).

Auch der Anlaut der anderen wog. Wörter (*š-*) und von ostj. *ʃir* ist die völlig regelmäßige Entsprechung von sibir.-tat. **č*. Das ostj. Wort ist von Karjalainen nicht aufgezeichnet worden, findet sich aber auch bei Sirelius (Die Handarbeiten der Ostjaken und Wogulen, JSFOu. 22: 1, S. 66 f.): ostj. Salym *žir* 'Spule' (wog. K *žēr* id.)⁶

Wie erklärt sich aber der abweichende Vokal? Im Wogulischen entspricht einem tat. *ū* in KU W (P VN VS LU) *ū*, KM KO *ō*, vgl. z. B. tat.-Tob. *kūn-* > wog. KU *kūn-*, KM KO *kōn-* 'einwilligen'; tat.-Tob. *ūgəs* > wog. KU *ūks* 'Ochse' (s. Steinitz: Geschichte des wog. Vok., S. 289). Diese Vertretung *ū* — *ō* erscheint in der jüngeren Schicht der tat. Lehnwörter und ist eben dem tat. Einfluß zuzuschreiben. In der älteren Schicht wurde tat. *ū* > wog. **i* delabialisiert; wog. **i* wurde vor *r* > K W (P VN VS LU) *ē* (s. Steinitz 218). So erklärt sich wog. *ē* in den oben angeführten Wörtern. Das *ūʔ* in wog. T ist entweder erhaltendem oder sekundärem Einfluß der tatarischen Umgebung auf diese kleine Sprachinsel zuzuschreiben.

Ebenso kann das *i* in ostj. KoP. *ʃir* erklärt werden. Urostj. **ū* ist > ostj. Irt. *i* geworden. Das heutige ostj. Irt. *ū* ist etwa im 17. Jh. entstanden, als im Zusammenhang mit der „Vokalverschiebung“ (urostj. **a* > *o*; **o* > *u*) **u* > *ū* wurde, s. o. In den späteren sibir.-tat. Lehnwörtern ist *ū* stets = ostj. Irt. *ū*, siehe z. B. hier unten sowie Nr. 5, 6. Ostj. KoP. *ʃir*, Sirelius-Salym *žir* gehören also zu der älteren tat. Lehnwortschicht, mit tat. *ū* > ostj. Irt. *i*.

Daß wir verschiedene Altersschichten bei den tat. Lehnwörtern des Ostjakischen und Wogulischen annehmen müssen, ist bei der langen Dauer der obugrisch-tatarischen intensiven Beziehungen (wenigstens 15. Jh. bis Anfang des 20. Jh.) und der Tatsache, daß im 17.—18. Jahrhundert sehr starke lautliche Veränderungen im Irtyschostjakischen und im Wogulischen vor sich gegangen sind, sicher.

⁶ Die Transkription des Ethnographen Sirelius ist die eines Laien; sein wog. K *ž-* ist natürlich = (*š-*) (s. o. *šēr*). Sir. ostj. Salym *ž-* könnte = (*š-*), aber auch (*ʃ-*) sein. Sirelius' Angabe ist deshalb von Bedeutung, weil sie zeigt, daß das ostj. Wort nicht nur an der Konda vorkommt — in diesem Fall könnte man es nämlich auch als Lehnwort < wog. KU *šēr* < **šūr* auffassen.

⁷ Entgegen Steinitz: Geschichte des wog. Vok., S. 50, halte ich es jetzt für wahrscheinlich, daß in T in Lehnwörtern und auch sonst langes *ū* als Phonem existiert. Eine endgültige Entscheidung wird man nur nach Publikation des reichen lexikalischen Materials von Kunnisto treffen können.

Zu der jüngeren Lehnwortschicht mit erhaltenem *ü* gehört ostj. DN DT *türik*, Kr. *türek* 'große, an der Wand zu befestigende Garnhaspel, auf die das Garn vor dem Anzetteln des Gewebes gewunden wird' (KT 917); KoP. *türik* 'скальница, Gerät zur Herstellung von Spulen'; Sirelius (wie oben, S. 66) Ts. *tufek* 'Haspel'. Die Quelle ist eine denominale Ableitung mit dem Suffix *-yq/-ik* (s. Räsänen 100) zu westsibir.-tat. **čür*: **čürik*, eine Form, die bisher noch nicht belegt ist.⁸

5. ostj. *ürma* 'gestrickter Handschuh'

Das ostj. Wort kommt nur im Irtyschdialekt vor: DN KoP Koš. Kr. Sog. *ürmä*, Ts. *urma* [Kopierfehler? !] 'Fausthandschuh (DN—Ts.; KoP: aus Wolle)'. Kr. *wet-jänkap ürmä, əj-j. ü.* 'mit 5 bzw. 1 Stricknadel (aus Knochen oder Eisen) gestrickter Fausthandschuh' (KT 81). Es handelt sich bei *ürmä* nicht um die bei den Ostjaken allgemein verbreiteten Fell-Fausthandschuhe, sondern um gestrickte Fausthandschuhe.

Ein tatarisches Original *ürmä* mit der Bedeutung 'gestrickter Fausthandschuh' ist mir nicht bekannt, ist aber mit Sicherheit anzunehmen. Es ist eine Ableitung von Kas. Tob. *ür* 'плести, flechten', Alt. Tel. Leb. Schor. Sag. Koib. Ktsch. Tar. Kir. Kkir. Krm. Dsch. Osm. *ör* id. (Radl. I 1825, 1217) mit dem Suffix *-ma/-mä* (s. Räsänen 133). Radloff bringt die Ableitungen Dsch. Osm. *örmä* 'Flechtwerk, кружево, Spitzen, geflochtene Matte; geflochten; — dicker Strick (Dsch.)'. || Tel. Alt. *örmö* 'geflochtenes Gefäß, Korb'. || Bar. *örmö* 'geflochten; geflochtener Zaun'. Neuere Wörterbücher enthalten genauere Bedeutungsangaben für diese Wortfamilie: osm. *örmek* 'flechten, knüpfen, stricken, häkeln, stopfen, aushessern', *örme* 'die geflochtene, geknüpft, gestrickte, gehäkelte Sache; geflochten, gestrickt, geknüpft, gehäkelt'. *örme çorap* 'der gestrickte Strumpf' (Heuser-Şevket : Türkisch—Deutsches Wörterbuch. 1953). || turkm. *örmek* 'вязать, плести...'. *örme* 'вязанье, плетенье; вязаный, плетеный, заплетеный' (X. Байлиев—Б. Карыев: Туркмено-русский словарь. 1940). Tumaševa bringt aus dem Westsibir.-Tatarischen *ürmä* 'плетеный короб; кружево; плетень'. Dieses sib.-tat. *ürmä* ist das Original des ostj. Wortes, wobei die Bedeutung 'gestrickte Sache' zufällig nicht belegt ist.

6. ostj. *ütmä*

ostj. DN Kr. Ts. *ütmä* 'проворный, бойкий, gewandt, rasch, flink (DN Kr.); удалый, кühn (DN Ts.)' (KT 106).

⁸ G. Hazai macht mich auf osm. *çörek* 'ein süßes Gebäck, rund und spiralförmig', *çöreklenmek* 'sich kringeln; sich spiralförmig aufrollen' (vgl. Heuser-Şevket) aufmerksam.

Ein unmittelbares Original **ütmä* kann ich aus dem Tatarischen nicht nachweisen. Es gibt jedoch die Adjektiva (Radl. I 1866 f.) Kas. *ütķin*, Tar. *ütķir* 'scharf (Messer); scharfsinnig, schlau', die Ableitungen von dem Verb *üt* 'durchkommen, durchgehen; scharf sein' mit den deverbale Suffixen *-ķin* (Radl. *üt* + *ķin*) bzw. *-ķir* (Radl. *üt* + *ķär*) sind.⁹ Man kann also von demselben Stamm eine Ableitung mit dem in Nr. 5 behandelten Suffix *-mä* voraussetzen, die das Original des ostj. Wortes ist. Was die Bedeutung betrifft, so ist der Übergang von 'scharfsinnig, schlau' > 'gewandt, geschickt' sehr natürlich. Achatov 121 übersetzt die Adjektivgruppe tat. (Kas.) булган, урган, житез, ўткен, эшлекле durch 'способный, дельный, деятельный, проворный'.

7. ostj. Kr. *ašma* 'sehr'

ostj. Kam. KoP Kr. *ašmä*, Kr. auch *ašma*, Ts. *ošma*, Cast. *ašma* 'весьма, sehr'. — KoP *a. jam* 'sehr gut'; Kr. *ašma äwəŋ* 'sehr reißend (Fluß)' (KT 100; P. 37).

Paasonen gibt in seinem Wörterbuch die etymologische Bemerkung „Russ.“, wobei er offenbar an ru. *весьма* gedacht hat (so schon Castrén). Bei dieser Herleitung bleiben jedoch drei Lautentsprechungen völlig unverstänlich: 1. ru. *w* (*ú*) > ostj. *ø*; 2. ru. (unbetontes) *e* > ostj. *a*; 3. ru. *ś* > ostj. *s*. Diese Erklärung ist also unmöglich.

Es handelt sich um ein tat. Lehnwort. Ein genau entsprechendes Quellwort ist bisher im Turkotatarischen nicht belegt. Es gibt jedoch zahlreiche turkotat. Wörter auf *aš-* mit der Bedeutung 'sehr', 'viel', 'mehr' u. ä., die Ableitungen von einem Verb (Radl. I 586 ff.) Tel. Alt. Leb. Schor. Küär. Bar. Tar. Tob. Kas. Kom. Osm. Krm. Uig. *aš* 1. (östl. Dial.) 'переходить чрез что, über etwas hinübersteigen'; . . . 3. 'выдаваться, превосходить, über etwas hervorragen, etwas übertreffen' darstellen. Vgl. (Radl.):

Tur. Kūr. *ašqan* 'очень, sehr'. || Tüm. Baš. *aša* 'более, слишком много. mehr, zu viel'. || OT. *ašuq* 'много, viel'. || Uig. *ašqaq* 'болше всего, vor allem'. || Osm. *ašqyn* 'ganz voll, überreichlich'. || Uig. Kom. *ašru* 'sehr'. || Uig. *ašry* 'mehr'. || Tar. *ašaraq* 'sehr viel, viel mehr'. || Dsch. *ašari* id. — Diese Reihe könnte aus den modernen turkotatarischen Wörterbüchern noch sehr vermehrt werden; hier sei nur noch Tumaševa für das dem Ostjakischen benachbarte Westsibirisch-Tatarische angeführt: *ašu* (Sib.) 'больше, более, свыше'.

Die angeführten Wörter sind alle durchsichtige Ableitungen von *aš-*. Wenn wir das in Nr. 6 dargestellte Verhältnis von *ütķin* zu **ütmä* berücksichtigen, können wir neben dem hier zuerst angeführten *ašqan* ein westsibir.-

⁹ Vgl. auch Räsänen 126 *-kan/-kän* (das zu partizipartigen und Adjektivbildungen dient); A. von Gabain: Osttürk. Grammatik, S. 113.

tat. **ašma* annehmen, das die Quelle für das ostj. Wort war. Die Entlehnung erfolgte wohl etwa in der Mitte des 17. Jh., als die Entwicklung ostj. **a > o* gerade vor sich ging, da ostj. Ts. *ošma* *o < *a* zeigt,¹⁰ die anderen Dialekte aber *a* unverändert beibehalten haben.

8. ostj. Kr. *šättərman* 'Brandung'

Bei KT 964 wird unter DN Kr. *šätər*, DT *šötər* 'Falte, Runzel (auf der Stirn)'; DN Kr. *šätərät-* 'runzeln (die Stirn)' auch angeführt: Kr. *šättərman* 'Brandung, die immer bei Wind zwischen Strömung und Rückströmung entsteht'. Das letztere Wort unterscheidet sich aber sowohl durch sein langes *t*, durch seine unostjakische Bildung (*-man*) und durch seine Bedeutung so stark von *šätər*, daß es davon zu trennen ist. Alle Wörter in ostj. Irt. mit anlautenden *š-* sind Lehnwörter oder Affektiva-Deskriptiva. Das auslautende *-man* weist auf ein tatarisches Lehnwort hin, vgl. das deverbale turkotat. Suffix *-man/-män* bei Räsänen 135 (z. B. *ört* 'zudecken', *örtmän* 'Decke'). Ostj. Irt. *-tt-* ist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, beim Übergang des spirantischen **t*, **a > Irt. t*, aus **-lt-* (oder **-tl-*) entstanden; ostj. Irt. *ä* ist die regelmäßige Entsprechung von tat. *y*.

Bei Radl. IV 1057 ist Kir. *šyldyra* 'klingen, klappern' belegt. Es handelt sich offenbar um ein onomatopoetisches deskriptives Wort, vgl. noch Kir. *syldyra* 'звучать, klingen' (ebda IV 655); Kkir. *čyldyrat* 'шуметь, Geräusch machen' (III 2088); Tel. *šylyra* 'булькать, bullern, blubbern (vom Wasser)' (IV 1055); u. a.

Kasan-tat. *šytyrda* 'трещать, krachen, knirschen' (IV 1058) geht offenbar auf einen Stamm **šylytr-* zurück; vgl.

westsibir.-tat.	<i>ulyru,</i>	<i>killerü,</i>	<i>ülterü</i>
kasan-tat.	<i>utyru,</i>	<i>kiterü,</i>	<i>üterü</i>
	'садиться', 'приносить', 'убить'		

(s. hierzu Achatov: Дialect зап.-сиб. татар, S. 76). Neben **šylytr-*, *šyldyr-*, *syldyr-*, *čyldyr-*, *šylyr-* gibt es aber auch einen Stamm *šytyr-*, *šydyr-*, vgl. Leb. *šydraq* 'das Gekrach' sowie Kir. *šytyrma*, *šytyrman* 'dichter Wald, niedriges dichtes Gestrüpp' [d. h. Stelle, wo die Zweige krachen, wenn man hindurchgeht]; Schor. *šydyrban* 'Dickicht, dunkles Gestrüpp' (Radl. IV 1058 f.).

Auf der Grundlage dieser, aus der Literatur und den Dialekten sicher noch wesentlich zu vermehrenden Angaben glaube ich, ein westsibir.-tat. **šylyrman* 'Stelle, wo ein Geräusch vor sich geht (z. B. wo das Wasser bullert)' als Original des ostj. Wortes annehmen zu können.

¹⁰ Da Tsingaly (Ts.) am Irtysch liegt und die dortigen Ostjaken seit langem in engem Kontakt mit der russischen Bevölkerung standen, könnte man bei Ts. *ošma* auch an Kontamination mit russ. *очень* denken.

9. ostj. KoP *cicaχ*, *cāw-cicaχ* 'Hautkrankheit'

Paasonen bringt als Nr. 2714: *cicaχ* s. *cāw-c.*, und als Nr. 2709: *cāw-cicaχ* '? syöpä, „насыпь” / ? Krebs'. Es handelt sich bei *cicaχ* um ein tat. Lehnwort, das auch ins Wogulische entlehnt worden ist: wog. TJ *čšūtšāχ*, TČ *čšūtšāχ* 'Pocken, Blattern' (Kannisto, Tat. Lehnw. 192). Für das Ostjakische ist nach „насыпь” ebenfalls die Bedeutung 'eine auf der Haut erscheinende Krankheit' anzunehmen.

Das tat. Original ist (Radl.) Tob. *cicäk* 'Pocken, Geschwür', Bar. *cižäk*, Osm. *čičäk*, Kas. *čäčäk* usw., s. Kannisto. Hier vertritt ostj. *c* < tat.-Tob. *c* die jüngere Lehnwortschicht, während wog. T *čš* (= *č*) < tat.-Tob. **č* die ältere Schicht repräsentiert. Wog. T *ü* beruht auf affektiver Labialisierung; affektiv ist auch das hintere *-aχ* in dem vordervokalischen Wort, ebenso ostj. (hinteres!) *χ*.

Was ist aber ostj. *cāw-*? Offenbar ist es eine nähere Bestimmung zu *cicaχ*, eine spezielle Art der *c*-Krankheit. In einem ostj. Krankheitsnamen erscheint das Bestimmungswort *sāw-*: DN KoP Kr. *sāw-kəčə*, J *sew-kijñ*, Trj. *sek_o-kijñ* 'лихорадка, Fieber, Schüttelfrost', eig. 'Elsterkrankheit' („eine Elster soll sich dem Menschen auf den Rücken setzen und ihn schütteln"); vgl. Kr. KoP *sāw*, J *sew*, Trj. *sey_o*, usw. 'Elster' sowie DN KoP Kr. *kəčə* und J Trj. *kijñ* 'Krankheit'. In *cāw-cicaχ* hat sich *s-* an die zwei folgenden *c* assimiliert.

10. ostj. Kr. *χärtāw* 'Heuschwaden'

Die Quelle ist westsibir.-tat. *qyrtau* 'маленькая копна, копенка'; vgl. auch *qyrta* 'ряды скошенного сена' (Tumaševa 160).

11. ostj. DT *māl'a* 'свояк, Mann der Schwester der Frau'

Das ostj. Wort (KT 547a) ist nur aus dieser einen südlichen Lokalmundart von Irt. bekannt. In der Bedeutung ist es identisch mit ostj. Kr. Ts. *pačā*, KoP *pāčā*, Koš. *pāčā* 'свояк, Mann der Schwester der Frau; älterer Bruder der Frau'. || wog. TJ *pačša*, KM KO P VN VS *poš* 'Mann der Schwester der Frau', das schon von Karjalainen (OL 42), Paasonen (FUF 2, 128) und Kannisto (FUF 17, 162) als Lehnwort < tat.-Tob. (Paas.) *pačā*, (Radl.) *bara* 'Bruder der Frau', kasan-tat. *baža* id. usw. erklärt worden ist.

Obgleich eine westsibir.-tat. Form auf *m-* bisher nicht nachzuweisen ist, gehört ostj. DT *māl'a* zweifellos hierher. In dem Aufsatz Некоторые фонетические особенности тюменского диалекта татарского языка (1955, S. 165) sagt D. Tumaševa ausdrücklich, daß in diesem Dialekt oft *m* statt kas.-tat. *b* erscheint. Nach Achatov: Диалект зап.-сиб. татар, S. 81, kommt westsib.-tat. *m* statt literatursprachlichem *b* hauptsächlich im Wortanlaut vor, was für unseren Fall zutrifft.

12. ostj. Ni. *ōra-χu* 'Zeuge'

Das ostj. Wort ist nur in KT 77a bezeugt: Ni. *ōraχu* (= *ōra-χu*) 'todis-taja/Zeuge' (*χu* 'Mann'). Schon der Bedeutung nach wird ein Lehnwort vorliegen. Da in Ni. *ō* urostj. **ā* und **ō* zusammengefallen sind (s. Steinitz; Geschichte d. ostj. Vok., S. 81) und da dieser Prozeß erst etwa im 17. Jh. stattfand, paßt als Original das in den turkotatarischen Sprachen allgemein verbreitete (Radl. 1, 245f.: „alle Dialecte, Kom., Osm., Uig. . .“) *ara* 1. 'Zwischenraum, Mitte zwischen zwei Gegenständen'; 2. (Osm. Dsch. Ad.) 'посредник, Mittelsperson'. Die Bedeutungsentwicklung von 'Mittelsperson' > 'der im Streit zweier Personen Unparteiische, Unbeteiligte' > 'Zeuge' ist naheliegend. Da Karjalainen keinen Beispielsatz anführt, ist seine Bedeutungsangabe möglicherweise auch zu eng.

13. ostj. Kr. *šəpərə-* 'zusammenraffen'

Ostjakisch Irt. (DN DT Fil. KoP Kr. Sog. Ts.) *šəpərkə* 'Besen, blätterloser Besen' ist von Paasonen und Karjalainen, das entsprechende wog. KU *šəpərk* usw. 'Besen, Egge' von Kannisto als Lehnwort aus tob.-tät. (Paas.) *šəbərəkə* usw. 'Besen, Egge' nachgewiesen worden. Im Wogulischen ist auch ein entsprechendes Verbum KU *šəpərt-* usw. 'eggen' belegt, für das Kannisto (FUF 17, 173) als turkotat. Entsprechungen (Radl.) Kas. *sibīr*, Tel. *sibīr*, Krm. *sipir*, Kir. Kas. *sypyr*, Sag. Koib. Ktsch. *sybyr*, Osm. Dsch. Tar. *süpür*, Sart. *šüpür* u. a., Tob. (Gig.) *sibirämen* 'fegen' anführt. Neben vorderem begegnet auch hinterer Vokal (*i* — *y*), neben gewöhnlichem anlautendem *s-* auch *š-*, wobei es sich offenbar um deskriptive Variationen handelt. Bei Tumaševa 228 begegnet hintervokalisches westsibir.-tät. *šybyru* 'мести, срѣбать'.

KT 957 steht ostj. Kr. *šəpərə-* 'zusammenlegen, in einen Haufen legen, mit den Händen, mit der Harke zusammenraffen'; *šəpərmə-* mom. '(die Beine) übereinanderschlagen (beim Sitzen)'; Patk. *šəpermem* 'umarmen (viele zugleich)'. Wie in Nr. 8 gesagt, sind in ostj. Irt. Wörter mit anlautendem *š-* Lehnwörter oder Affektiva-Deskriptiva. Als Original für ostj. Kr. *šəpərə-* würde man etwa westsibir.-tät. **šəbərə-* (**šibiri-*) erwarten, das man neben dem semantisch genau entsprechenden, aber hintervokalischen Tumaševa *šybyru* und dem vordervokalischen tob. Gig. *sibirämen* wohl als Variation annehmen kann.

Ostj. Kr. *šəpət-* (KT 957a) 'sammeln, zusammenraffen' ist wohl durch „falsche Dekomposition“ zu erklären, wobei *-r-* (*-ərə-*) als ostjakisches affektives Frequentativsuffix zu einem Stamm **šəp-* aufgefaßt wurde; vgl. KoP *ʔenχəm* 'knarren, knirschen', *ʔenχrəm* id.; Kaz. *ńıŋχər-* 'winseln', *ńıŋχəs-* id.; u. a.¹¹

*

¹¹ Vergleiche G. Ganschow: Affektiv-deskriptive Wortbildungssuffixe im Ostjakischen. Congressus Internat. Fenno-Ugristarum . . . 1960, Budapest 1963, S. 191.

In diesem Beitrag habe ich mehrere, bisher aus den turkotatarischen Sprachen nicht belegte Originale von ostjakischen Lehnwörtern konstruiert: **jyltyrma* (3.), **čürik* (4.), **ütmä* (6.), **ašma* (7.), **šyltyrman* (8.), **šəbərə-* (13.). Ich bin dazu durch den Umstand ermutigt worden, daß sich mein erster derartiger Versuch als erfolgreich erwiesen hat: tat. **čapqyč*, das ich in „Ety-mologische Beiträge III“ (ALH XIII [1963], S. 223) als Original für ostj. Irt. *čapxəš* konstruiert habe, wird nunmehr durch Tumaševa чапқыч 'тозак; западня, силок' bestätigt. Interessant ist, daß das Suffix *-ma/-mä*, wie aus den Lehnwörtern hervorgeht, im Westsibir.-Tatarischen offenbar eine stärker Verbreitung besitzt, als aus den bisherigen Wörterbüchern hervorgeht.

В. ШТЕЙНИЦ: ТАТАРСКИЕ ЗАИМСТВОВАНИЯ В ХАНТЫЙСКОМ И МАНСИЙСКОМ ЯЗЫКАХ

(Резюме)

Наши знания о западно-сибирских татарских диалектах в последнее время значительно обогатились (ср. работы Д. Тумашевой, 1961, и Г. Х. Ахатова, 1963). Это помогает объяснить немало до сих пор этимологически загадочных хантыйских (и, отчасти, мансийских) слов. Для объяснения других приходится пока довольствоваться реконструкцией татарских слов-источников.

1. хант. Ирт. *jəm* 'семя (репы); нажива' < тат. (зап.-сиб., Ахатов) *йем* 'семена'; ср. (Радл.) тар., алт., уйг. итд. *jīm* 'пища; приманка'.

2. хант. Ирт. (ДН) *jurəx*, (Ко., Кр.) *jurəx* 'сторона; толк; способ', манс. Алкв. (Ко.) *jurx* 'сторона' < тат. (зап.-сиб., Тумашева) *йурық* 'лад, удобство, способ'; ср. (Радл.) тел. алт. уйг. *жорық* 'ход, хождение; образ жизни', бар. *жорық* 'хождение, дорога' итд.

3. хант. Ирт. (Кр.) *jättərxa* 'дорожка, блесна (рыболовная снасть)' < тат. (зап.-сиб., Тум.) *йылтырак* 'блестящий; дорожка'; хант. Ирт. (ДН) *jättərma* 'дорожка' < тат. **jyltyrma*, ср. *jyltyr-* 'блестеть' + *-ma*.

4. хант. Ко. *tir*, манс. Тавд. *čür*, Ко. Пел. *šēr* 'шпилька' < тат. **čür*, ср. зап.-сиб. (Тум.) цүр. хант. Ирт. (ДН, Ко.) *türük* 'скальница' < тат. **čürük*.

5. хант. Ирт. *ürmä* 'вязанная рукавица' < тат. (зап.-сиб., Тум.) *үрмә* 'плетеный короб; кружево; плетень', ср. тат. үр 'плести, вязать'.

6. хант. Ирт. *ütmä* 'проворный, бойкий, удалый' < тат. **ütmä*, **üt* + *-mä*, ср. (Радл.) тат. үт 'проходить, пройти; быть острым', үткін 'острый; остроумный'.

7. хант. Ирт. (Кр.) *ašma* 'весьма': не < ру. *весьма* (как считали Кастрен и Паасонен), а < тат.-диал. **ašma*, **aš* + *-ma*, ср. (Радл.) тат. и др. *аш* 'переходить чрез что; превосходить'; тур. *ашқан* 'весьма'; баш. *аша* 'более'; уйг. *ашру* 'очень' итд.

8. хант. Кр. *šättərman* 'прибой волн' < тат.-диал. **šyltyrman*, ср. (Радл.) тат. шытырда 'трещать', **šyltyr-*, казах. *шылдыра* 'звучать, бряцать' итд.

9. хант. Ко. *cāw-cicaḥ* 'насыпь': *cicaḥ* < тат.-тоб. (Радл.) *цицәк* 'оспа, чирей'; *cāw-* < хант. Ко. *sāw* 'сорока' (*sāw* 'сорока' встречается и в других названиях болезней; *s* > *c*:: ассимиляция).

10. хант. Кр. *χärtāw* 'укос сена' < тат. (зап.-сиб., Тум.) *қыртау* 'маленькая копна'.

11. хант. ДТ *mälə* 'свояк' < тат.-диал. **mača*, ср. зап.-сиб. *пача* 'свояк' (зап.-сиб. *m-* вместо *n-*: Ахатов 81, 60).

12. хант. Низ. *ōra-χu* 'свидетель' (*χu* 'мужчина') < тат., ср. (Радл.) ара 'посредник' ('поср.' > 'не участвующий в споре' > 'свидетель').

13. хант. Кр. *šəpərə-* 'сгребать, сложить' < тат.-диал. **sibiri-*, **šəbərə-*, ср. зап.-сиб. (Тум.) шыбыру 'сгребать'.

ZUR ETYMOLOGIE VON UNG. NYÁR 'AESTAS : SOMMER'

Von
A. NYÍRI

Géza Bárczi zu seinem 70. Geburtstag,
wenn auch verspätet, doch von ganzem
Herzen gewidmet.

1. Die vorlandnahmzeitlichen türkischen Lehnwörter des Ungarischen, die zur Zeit der Entlehnung und auch danach etwa mit *dž*, später mit *gy* anlauteten und heute noch diesen Anlaut haben, stammen bekanntlich aus einer Türksprache tschuwaschischen Charakters und lauteten im Alttschuwaschischen mit **j* an. Solche Wörter sind im Ungarischen z. B. *gyalom* 'verriculum: Zuggarn', *gyékény* 'Typha palustris: Binse', *gyertya* 'candela: Kerze', *gyümölcs* 'fructus: Baumfrucht' usw. Dieses alttschuw. anlautende **j* geht auf das anlautende **j* des Urtürkischen zurück. Desgleichen ist es eine allgemein anerkannte Feststellung, daß sich aus urtürk. *j* im Anlaut auch tschuw. *š* entwickelte, und zwar — nach der Meinung der Turkologen aus einer anderen tschuw. Mundart, laut Kniezsa jedoch in derselben tschuw. Mundart, jedoch später, denn seiner Ansicht nach entwickelte sich urtürk. **j* im Tschuwaschischen wie folgt: urtürk. **j* > tschuw. **j* > **dž* > **č* > *š* > *s* (NyK. LX, S. 480).¹ Tschuw. Wörter mit diesem *š*- im Anlaut wurden dann ins Urungarische entlehnt, wie *szél* 'ventus: Wind', *szőlő* < *szöllő* 'uva: Weintraube' und *szűcs*, *szőcs* 'pellifex: Kürschner'. D. h., in den türk. Lehnwörtern von tschuw. Herkunft hat das urtürk. **j*- des Anlauts im Ungarischen zweierlei Entsprechungen, und zwar anlautendes *gy*- und *sz*- (*ír* 'schreiben' und *író* 'mulsum: Buttermilch' gehören nicht hierher, vgl. Gombocz, BTLw, S. 180, 207—208; ders., Honfoglalás előtti bolgár-török jövevény-szavaink [= Unsere vorlandnahmzeitlichen bulgarisch-türkischen Lehnwörter], Nyelvtud. Ért. Nr. 24, S. 17—18; Ligeti, MNy. LVI, S. 296—98). Zur Entlehnung dieser alttschuw. Wörter ins Urungarische kam es im 5.—9. Jahrhundert (Ligeti, MNy. LVI, S. 294).

2. Laut M. Räsänen gebe es aber im Ungarischen auch bulg.-türk. (= alttschuw.) Lehnwörter, in denen dem anlautenden *j*- des Türkischen ein ung. *ny*- entspricht. Diese seien folgende: *nyár* 'aestas: Sommer', *nyak* 'Hals, Nacken', *nyáj* 'Herde', tschango. *nyám* 'Verwandter', *nyál* 'Speichel', *nyalka*

¹ Auf diese Meinung hat mich T. Mikola aufmerksam gemacht, wofür ihm hier gedankt sei.

'fesch, zierlich, elegant', *nyargal* 'galoppieren'. Auf Grund dieser Lehnwörter findet Räsänen mit dem Hinweis auf Ramstedts Feststellung, urtürk. *j*- im Anlaut gehe auf vier Vorformen im Mongolischen, und zwar auf *j*-, *d*-, *ǰ*- und *n*- zurück, die mit *ny*- anlautenden obigen ung. Wörter seien reichlich früher als im 5. Jahrhundert aus einer bulg.-türk. Sprache entlehnt worden (UngJb. XIX, 1939, S. 99—100).

3. Bárczi hat im Szófsz. (Etym.Wb. des Ung.) (1941) keine einzige angeführte Etymologie Räsänens angenommen (tschango. *nām* 'Verwandter' ist im Szófsz. als Mundartwort, das übrigens rum. Herkunft ist, nicht angeführt). Dagegen hat sich Ligeti 1943 für die türk. Herkunft von *nyak* und *nyár* ausgesprochen und das anlautende *ny*- im Unterschied zu den mit *gy*- und *sz*- anlautenden alttschuw. Lehnwörtern des Ungarischen damit erklärt, *nyak* und *nyár* seien schon in der uralischen Urheimat aus dem Tschuwaschischen in die bereits selbständige ung. Sprache entlehnt worden, d. h. noch reichlich vor dem 5.—9. Jahrhundert, als dann unter den vorlandnahmezeitlichen türk. Lehnwörtern auch die mit *gy*- und *sz*- anlautenden tschuw. Wörter ins Urungarische übernommen wurden (A magyarország őstörténete [= Die Urgeschichte des Ungarntums], S. 43—44).

Auf Grund dieser Bemerkungen Ligetis qualifizierte Bárczi mit einigen anderen auch ung. *nyak* und *nyár* als die in der uralischen Urheimat übernommenen ältesten türk. Lehnwörter (OK. II, 350) und erklärte im Falle von *nyak* den Schwund des auslautenden *-a* des angenommenen türk. **ñaqa* damit, daß dieses Wort vom Stufenwechsel und später vom Schwund des auslautenden *-a* erfaßt wurde (OK, II, 350; MHangt.², S. 18, A magyar szókincs eredete [= Herkunft des ungarischen Wortschatzes]², S. 68).

4. Neuerdings hat sich Ligeti wiederholt ausführlich mit den grundlegenden Fragen der türk. Lehnwörter des Ungarischen befaßt (Néhány megjegyzés úgynevezett altaji jövevényszavainkról [= Einige Bemerkungen über unsere sog. altaischen Lehnwörter]. MNy. LVI, S. 191—303; Á propos des éléments altaïques de la langue hongroise, ALH. XI, S. 15—42; Uráli török jövevényszavaink kérdéséhez [= Zur Frage unserer uralischen türk. Lehnwörter]. MNy. LIX, S. 381—83) und die zuletzt genannte Abhandlung den phonetischen und semantischen Problemen von *nyár* und *nyak* gewidmet. Er erörtert die Möglichkeit, daß das anlautende *ny*- dieser Wörter auf angenommenes urtürk. *n*- zurückgehe, auf Grund der vergleichenden altaischen Sprachwissenschaft. Ligetis Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: 1. sei ung. *nyár* 'Sommer' türk. Herkunft, könne es aus chronologischen Gründen nur aus dem Urtürkischen, nicht aber auf Grund des prätürk. *nār* entlehnt sein; 2. anlautendes *n*- könne aber aus den Türksprachen nicht belegt werden; 3. da anlautendes *n*- aus den Türksprachen weder für das Ur- noch

für das Vortürkische belegbar sei — das anlautende *ń-* in den türk. Lehnwörtern der obugr. Sprachen sei weder ur- noch vortürk., sondern eine Sekundärform aus *j-* —, lasse sich das Vorhandensein von anlautendem *ń-* im Urtürkischen nur mit Hilfe der vergleichenden altaischen Sprachwissenschaft beurteilen, wie Ligeti ausführte: „Um dem Problem nahezukommen, haben wir zur Zeit ein einziges Mittel zur Hand, die Zeugnisse der vergleichenden altaischen Sprachwissenschaft“ (MNY. LIX, S. 389); 4. „auf Grund der vergleichenden altaischen Lautlehre ist auch für das Türkische anlautendes *ń-* anzunehmen; diese Annahme gilt selbstverständlich eher nur für die vortürk. Zeit, bezüglich des Urtürkischen sind wir mangels entsprechender Anhaltspunkte nur auf ungewisse Vermutungen angewiesen“. Ferner: „Das altaische und prä-türk. *ń-* des Anlauts zeigt sich im Alt-türkischen schon zweifellos in der Form von *j-*.“ (MNY. LIX, S. 390); 5. dementsprechend und auf Grund der mutmaßten altaischen Entsprechungen der vorausgesetzten türk. Form von *nyár* kommt Ligeti zu dem Schluß, die türk. Etymologie von *nyár* füge sich in altaischer Hinsicht — mit den notwendigen Vorbehalten — ziemlich gut unter die übrigen“ (MNY. LIX, S. 391). Das Ergebnis seiner Untersuchungen über ung. *nyak* faßt er wie folgt zusammen: „In Anbetracht der großen Schwierigkeiten im Zusammenhang mit diesem Wort (phonetische und semantische Probleme, des weiteren fehlt das entsprechende Wort im mandschurischen Zweig) halte ich die bislang vorgeschlagene türk. Etymologie von *nyak* nicht für möglich und meine, wir müssen es aus der Reihe unserer uralischen türk. Etymologien streichen“ (a. a. O.). — Übrigens hielt Ligeti die türk. Etymologie des Lehnwortes *nyak* in seiner vorhergehenden Abhandlung wenn auch nicht entschieden, so doch für möglich, (MNY. LVI, S. 302, Anm.). I. Papp erklärte dies für die Beibehaltung der türk. Etymologie von *nyak*; er führte dieses Lehnwort des Ungarischen — „wenn es überhaupt eine Entlehnung aus dem Türkischen ist“ — auf türk. **daqa* zurück, lehnte zugleich Bárczis Ausführungen über den Schwund des auslautenden *-a* im mutmaßlich aus dem Türkischen abgeleiteten ung. **nyáká* ab und sprach sich für die Ableitung E. Moórs aus (NyK. LXI, S. 286—87, Anm.; MNY. LIX, S. 401—04).

5. Somit bleibt „mit dem notwendigen Vorbehalt“ ein einziges mit *ny-* anlautendes türk. Lehnwort aus der Zeit der uralischen Urheimat der Ungarn, nämlich *nyár*. Wenn aber selbst der Fachmann der altaischen Sprachwissenschaft dieses einzige mit *ny-* anlautende ung. Wort nur mit dem „notwendigen Vorbehalt“ als von türk. Herkunft beurteilt, so wird an sich schon dadurch die türk. Etymologie dieses Wortes weitgehend in Frage gestellt.

Ligeti äußert sich nicht über die Ursachen seines notwendigen Vorbehalts, doch sind diese gut zu erkennen. Daß er von der angenommenen altaischen Verwandtschaft von *nyár* und dem vorausgesetzten vortürk. (seiner

Meinung nach urtürk.). **n̄ār* keineswegs überzeugt ist, geht auch daraus hervor, wie vorsichtig er seine Erörterungen faßt: das erschlossene türk. **n̄ār* „pflegt man zu folgenden türk. Wörtern in Beziehung zu bringen . . .“; desgleichen heißt es über die vorgebliche mong. Verwandtschaft des angenommenen urtürk. **n̄ār*: „aus dem Mongolischen werden hierhergezählt . . .“ (MNY. LIX, S. 390). -- Die angenommenen türk. Entsprechungen des vorausgesetzten urtürk. **n̄ār* haben wohl die Bedeutung 'Frühling', 'Sommer', doch lauten sie mit *j-*, *ǰ-*, *č-*, *tj-*, *ś-*, *s-* an; des weiteren lauten die mit den angenommenen türk. Entsprechungen des vorausgesetzten urtürk. **n̄ār* in mutmaßlicher Beziehung stehenden mong. Wörter mit *n-*, *nj-*, und *n-* an, doch haben diese die Bedeutung 'Neugeborenes', 'Kind', 'Säugling', 'Frisches (von Fleisch, Fisch)', 'Junges', 'Zartes', des weiteren 'neugeboren', 'frisch', 'jung' (von Pflanzen)' und 'neu', 'frisch', 'grün' (Ligeti, MNY. LIX, S. 390 -91; Poppe, Vergl. Gramm. d. alt. Spr. I, S. 38).

6. Wie verhält es sich nun mit der historischen Beziehung der Bedeutung der angenommenen türk. Entsprechungen (mit der Bedeutung 'Frühling', 'Sommer') von ung. *nyár* 'Sommer' und deren mutmaßlichen mong. und mandsch. Entsprechungen?

Die Bedeutung der mutmaßlichen türk. Entsprechungen (nämlich 'Frühling', 'Sommer') zu ung. *nyár* 'Sommer' wäre hinsichtlich der türk. Etymologie von *nyár* in Ordnung, nur daß die türk. Wörter auf den Anlaut *j-* im Urtürkischen verweisen. Die Bedeutungsnuancen und -varianten des von Ligeti selbst hierher einbezogenen mong. *nirai* 'nouveau-né, enfant, frais, fraîche (viande fraîche, poisson nouvellement pris)' (MNY. LIX, S. 390) lassen erkennen, daß dieses Wort ursprünglich 'neugeboren' bedeutete, aus dem sich dann die Bedeutung 'frisch (von Fleisch, Fisch)' entwickelte; kalm. *nirā*, *nirā* 'zartes Kind; jung, zart, frisch' (ebd.) läßt ebenfalls als ursprüngliche Bedeutung dieser Wörter 'zartes Kind', d. h. 'Neugeborenes' erkennen. Die semantischen Belange des obigen mong. und des zuletzt angeführten kalm. Wortes unterstützen sich gegenseitig, so daß man als gewiß bezeichnen kann, daß sich aus der Bedeutung 'neugeboren' des zuletzt angeführten kalm. Wortes des weiteren die Bedeutungen 'jung, zart, frisch' ergaben. Ebenso ord. (ost-mong.) *nirā* in der Wendung *nilya nirā* 'enfant dans les langes', d. h. 'Neugeborenes, Säugling'; kalkamong. *naraj* 'neugeboren'; burj. *naraj* und bur. Al. *nārā* gewiß dasselbe, sonst hätte Ligeti die abweichenden Bedeutungen angegeben (MNY. LIX, S. 390-91). Desgleichen führt Poppe als erste Bedeutung von mong. *nirai* < **n̄arai* 'neugeboren' an, sodann 'frisch'; ebenso das von ihm zitierte burj. *n̄arai* 'neugeboren, frisch, jung' (Pflanzen) (vgl. Gramm. d. alt. Spr. I, S. 38). Die auf Pflanzen bezogene Bedeutung 'jung' des zuletzt angeführten burj. Wortes muß — verglichen mit den Bedeutungsbelangen der damit etymologisch zusammenhängenden übrigen mong. Wörter — völ-

lig neu sein. Das gleiche gilt wohl auch von der Bedeutung 'neu, frisch, grün' des mandsch. *nārḡun* (Poppe, a. a. O.) und des von Ligeti angeführten ma. *niyarḡōn*: *nār-ḡun* 'frisch (von Speisen)' < **nara-ḡun*, das laut Ligeti 'wohl als Lehnwort' zum mong. Wort gehört (MNY. LIX, S. 391).

Aus der Bedeutung 'neugeboren' hätte sich jedoch keineswegs die Bedeutung 'Frühling' oder 'Sommer' entwickeln können, denn für das Neugeborene ist seine Hilflosigkeit und seine Sprechunfähigkeit kennzeichnend. Darum sagt auch B. Lépes (1717): *Szűnnyűnk megh a csöcsemő gyermeksegtől emberkedgyűnk föl* 'entwachsen wir des kindischen Säuglingsalters, werden wir erwachsen' (PTük III, 274. NySz.), darum lesen wir auch bei Thaly: *Magyar nemzetség csecsemő gyermekhez vagy bizony hasonló* 'ungarisches Volk, du bist doch einem Säugling gleich' (Adal. I, 28. NySz.). Ebenso bedeutet auch lat. *infans* '1. stumm; 2. stammelnd, lallend; 3. sehr jung, klein, zart (vgl. hierzu kalm. *nirā*, *nirā* 'zartes Kind' sowie 'jung, zart'), kindlich, 4. unberedt' (Finaly bzw. Stowasser). Dagegen vergleichen Schriftsteller und Dichter die Jugend mit dem Frühling. So sagt Cicero: *Ver enim tanquam adolescentiam significat, ostenditque fructus futuros* (Cato maior de senectute 19, Forcellini, Totius Latinitatis Lexicon IV, S. 416).²

Solche Belege kann man auch von den römischen Dichtern anführen (Catull, Ovid, a. a. O.) doch sind auch in der ungarischen Literatur solche Metaphern häufig, wie dies auch in anderen Sprachen der Fall ist. Z. B.: **Kikelet a lány, virág a szerelem** 'Frühling ist das Mädchen, Blume die Liebe' (Petőfi, vgl. Fábíán—Szathmári Terestyéni, *A magyar stilisztika vázlata* [= Abriß der ung. Stilistik], S. 94); *Itthágy szép tavaszom . . .* 'mein schöner Lenz verläßt mich . . .' sagt Berzsenyi und meint unter *tavas* 'Lenz, Frühling' die Jugend (ebd.).

Die weiter oben angeführten mong. Wörter haben jedoch nicht die Bedeutung 'jung', 'Jugend', abgesehen davon, daß in der Sprache eines Viehhaltervolkes, wie es die Mongolen sind, kein Wort von dieser Bedeutung jene von 'Sommer' annehmen würde.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß weder die mong. Wörter mit der Bedeutung 'neugeboren', 'Neugeborenes, Säugling' aus semantischen Gründen zu den türk. Wörtern mit der Bedeutung 'Frühling', 'Sommer', noch die oben angeführten altaischen Wörter aus lautgeschichtlichen und semantischen Gründen zu ung. *nyár* 'Sommer' in Beziehung stehen können.

7. Die türk. Etymologie von ung. *nyár* 'Sommer' wäre möglich, wenn die mit *j*- usw. anlautenden türk. Wörter mit der Bedeutung 'Frühling' und 'Sommer' mong. und mandsch. Entsprechungen mit dem Anlaut *n*- und mit derselben Bedeutung hätten, oder wenn diese Entsprechungen Erscheinun-

² Ich möchte hier S. Szádeczky-Kardoss danken, der mich auf meine Anfrage hin auf dieses Wörterbuch hingewiesen hat.

gen und Dinge bezeichneten, die in der angehenden warmen Jahreszeit in Erscheinung treten und mit Hinsicht auf die Umgebung des betreffenden Volkes wesentlich sind, d. h. wenn deren Begriff sich mit dem Begriff des Anfangs der warmen Jahreszeit assoziieren könnte. Die oben angeführten mong. und mandsch. Wörter aber haben — wie wir gesehen haben — weder heute diese Bedeutung, noch können sie diese in der angenommenen Zeit der Entlehnung gehabt haben.

Das die türk. Etymologie von ung. *nyár* weder durch semantische noch durch phonetische Untersuchungen erhärtet wurde, haben wir diese letzte mit *ny-* anlautende türk. Etymologie aus der Reihe der vorlandnahmezeitlichen türk. Lehnwörter zu streichen und müssen eine neue Erschließung versuchen.

8. Voran ist darauf hinzuweisen, daß in der Frühzeit die Menschen die Jahreszeiten nicht mit den Augen des heutigen Menschen sahen und sie auch nicht in dem heutigen Sinne kannten. Darum konnten die Jahreszeiten auch nicht nach den Begriffen und Assoziationen des Menschen von heute benannt werden. Die aus der Frühzeit stammenden Namen der Jahreszeiten konnten sich also ursprünglich gar nicht auf die uns geläufigen abstrakten Begriffe der einzelnen Jahreszeiten beziehen, sondern nur auf konkrete Erscheinungen oder Dinge, die eben in den einzelnen Jahreszeiten gegeben waren.

9. Diese Entstehung der Namen der Jahreszeiten läßt sich im Bedeutungswandel dieser Namen in mehreren Sprachen verfolgen.

Im Deutschen hat das Wort *Lenz* Beziehung zu den sich verlängernden Tagen: *Lenz* < germ. **langat-tin* (germ. *līna* 'Tag', Kluge¹⁸, 435); dt. *Herbst* hat im Hochdeutschen heute noch als eigentliche Bedeutung 'Obsternte, Weinlese', und nicht die Bedeutung von Jahreszeit (ebd.). Auf Grund der Entsprechungen des dt. Wortes *Herbst* in den verschiedenen germanischen Sprachen wurden alle diese Formen auf germ. **harbista* zurückgeführt, das die Bedeutung 'Zeit der Früchte (der Ernte)', 'was mit Pflücken verbunden ist', 'Zeit des Pflückens' hatte. Das Suffix *-st* hat nämlich die Bedeutung 'zugehörig zu'. Germ. **harb-* hat u. a. folgende idg. Entsprechungen: lit. *kerpù* 'schere', lat. *carpō* 'pflücke', gr. *karpós* 'Frucht' (ursprünglich 'Abgeschnittenes') usw. (Kluge¹⁸, 304). Diese Etymologie von *Herbst* findet sich auch bei Walde—Pokorny (II, 581—82).

Av. *zyā* bedeutet 'Winter'; auf denselben idg. Stamm geht arm. *jīun* (< **ghiiom*) 'Schnee' zurück sowie gr. *χίον* (< **χίωμ*) 'Schnee' und dessen lat. Entsprechung *hiems* 'Winter' (Pokorny, Idg. Et. Wb. 1951, 425).

Es ist schwerlich zu bestreiten, daß die Entsprechung dieser Wörter in der idg. Grundsprache die Bedeutung 'Schnee' hatte, aus der sich später der Name der Jahreszeit 'Winter' entwickelte. Der Träger der idg. Grundsprache

nahm nämlich die kälteste Jahreszeit nicht nach unserer heutigen Anschauungsweise wahr, vielmehr sah er Schnee, spürte zugleich selbstverständlich Kälte, ohne jedoch von den einschlägigen astronomischen Zusammenhängen auch nur das Geringste zu ahnen. Da er aber die Materie Schnee mit Frost und Kälte wahrnahm, liegt es auf der Hand, daß er mit dem Stoffnamen 'Schnee' zugleich auch die kälteste Jahreszeit bezeichnete, jedoch — und dies sei nachdrücklich hervorgehoben — keineswegs der Anschauungsweise des heutigen Menschen entsprechend. Arm. *jiun* 'Schnee' und gr. *χλὼν* 'dass.' haben die ursprüngliche Bedeutung des Wortes bewahrt, indessen lat. *hiems* nurmehr in der sekundären Bedeutung 'Winter' überliefert ist.

Wir wissen, daß ung. *kikelet* ursprünglich nicht 'Frühling' im heutigen Sinne des Wortes bedeutete, sondern 'nach dem Ende der kalten Jahreszeit den Auszug der Urmadjaren von den Winterquartieren, und zwar mit dem Vieh auf die Weidegründe, die Besetzung der Weidestriche', vgl. ung. *kikelés* 'Auszug', vgl. oberdeutsch *Auswärts* 'Frühling' (Mészöly, OMSzöv., S. 193; Nyíri, Népr. Nyelvtud. III–IV, S. 183–84).

Finn *suvi* bedeutet: 1. (gehoben) 'Sommer', 2. (mundartl.) 'lindes Wetter, Tauwetter, Schmelze', 3. (mundartl.) 'Süden' — (vgl. Papp, Finn–magyar Szótár (Finn.–Ung. Wb.). — Finn. *suvi* hat folgende Etymologie: „finn. *suvi* 'summer, mild weather, thaw; south, southwind'; lapp. *ságnâ* ~ *sânâ* 'be thawed, get rid of adhering ice or snow, become icefree (subj.: utensils, implements, window-panes, clothes, shore of river or lake)'; *sânâs* 'attributive sag a thawed, free from ice or snow (of utensils etc.)'; free from frost (of ground)'; wog. *tuu*, *tuv*, *tuj* 'summer'; ostj. *jõn*, *lõn*, S. *tõn*; yr. *tu* 'id.'; *tanj* 'relative to summer'; *tawuko* 'summer'; tv. *taŋa* | yn. *too*; sk. *taŋ*, *tag*; km. *taŋa* 'id.'; *taŋar-* 'spend the summer (in a place)' (Coll., FUV., S. 59).

Finn. *suvi* 'Sommer, lindes Wetter, Schmelze, Süden, Südwind' hat als ostj. Entsprechung *jõn*, *lõn*, S. *tõn* mit der Bedeutung *kesä* 'Sommer', das daraus gebildete *lõŋi'm* usw. dagegen 'schneefrei', Kas. *äŋgml'o't pälvi* 'schneefreie Stelle' (Karj.—Toiv., OstjWb., 1062b); ostj. Kr. *tõŋattâ*: 'sulaa, schmelzen, tauen'; Trj. *äŋŋä'fäŋz* 'kesäytyä, tulla kesä; pass. *sulaa* (lumi auringossa, padassa ei), Sommer werden; pass. schmelzen, tauen (der Schnee in der Sonne, nicht im Kochtopf)' (Karj.—Toiv. OstjWb. 1063a).

Vergleichen wir nun die hier angeführten finn. und ostj. Wörter von gemeinsamer Herkunft ihrer Bedeutung nach, zeigt es sich, daß finn. *suvi* und ostj. *lõn* usw. ursprünglich die Bedeutung 'Schmelze, Tauwetter' bzw. 'schmelzen, tauen' gehabt haben mochten. Dies wird zweifellos auch dadurch erhärtet, daß ostj. *tõŋattâ* (eine Weiterbildung aus lo, S. to) die Bedeutung 'schmelzen' hat, desgleichen das oben bereits angeführte Trj. *äŋŋä'fäŋz* 'Sommer werden, pass. schmelzen, tauen (der Schnee in der Sonne)'. Aus dem angeführten Werk Collinders geht auch hervor, daß finn. *suvi* seine entsprechenden sam. Formen hat, d. h. dieses Wort ist uralischer Herkunft.

Aus den Bedeutungsvarianten von finn. *suvi* und aus den Bedeutungen der Entsprechungen dieses Wortes in den uralischen Sprachen kann man folgern, daß die Vorform dieser Wortfamilie in uralischer Zeit die Bedeutung 'Schmelze, schmelzen', bzw. '(infolge der Schmelze) (schnee- und eis-) frei' haben mochte; finn. *suvi* hätte also die Bedeutung 'schmelzen', aber auch die daraus entwickelte Bedeutung 'linder Sommer'. Das Eintreten der Schmelze bedeutete den Beginn der warmen Jahreszeit. Darum konnte das Wort mit der ursprünglichen Bedeutung von 'Schmelze (des Schnees und Eises)' auch die Bedeutung 'Sommer' erhalten.

10. Nachdem wir den Bedeutungswandel der oben angeführten idg. Wörter für die Jahreszeiten, die ursprüngliche Bedeutung von ung. *kikelet* 'Auszug, Lenz', (bzw. vgl. dt. *Auswärts*) und die Bedeutungsbelange von finn. *suvi* und der einschlägigen Wortfamilie gesehen haben, können wir fragen, welche Etymologie ung. *nyár* 'Sommer' haben mag.

Zsirai hat nachgewiesen, daß ung. *nyár-fa* 'populus alba' als erstes Glied ein fiu. Wort mit der Bedeutung 'Sumpf, Moor' hat, d. h. *nyár-fa* bedeutet ursprünglich soviel wie 'Sumpf-Baum', denn diese Baumart bevorzugt sumpfige, jedenfalls wasserreiche Striche. Ich denke, daß ung. *nyár* im zusammengesetzten Wort *nyár-fa* mit der ursprünglichen Bedeutung 'Sumpf, Moor' und ung. *nyár* 'Sommer' identisch sind, d. h. daß wir ursprünglich ein ung. *nyár* hatten mit den Bedeutungen: 1. 'Sumpf, Moor', sodann 2. 'Sommer'.

Zsirai bietet folgende Belege: „ung. *nyár-*: *nyárfa* 'populus alba', wog. (Ahlqu.) *ńar*, *ńır* 'Morast', (Munk.) *ńār*, *ńōr* 'Sumpf', (Kann.: Suomi, V₂, S. 464) T., P. *ńer*, KK. *ńēr*, Ak. *ńār*, FL. *ńār*_K, So. *ńār* 'suo' | syrj. (Castr.) *ńjur* 'palus', (Wied.) *ńur* 'Sumpf, Morast' | wotj. (Munk.) *ńur*, *ńūr* 'Sumpf, Morast' | tscher. *ńur* 'ager' | md. *nor*: *normal* 'Gartenerdbeere' " (MNY. XXIII, S. 315; Irene N. Sebestyén: Fák és fás helyek [= Bäume und baumbestandene Stellen], S. 59). — Sam. Entsprechungen: Jur. sam. (Cast.) *ńūr-ká* 'Espe', Reg. *ńur-ká* 'осина' Toivonen, FUF. XV, S. 68. Zsirai, MNY. XXIII, S. 315; Irene N. Sebestyén, a. a. O., S. 60), des weiteren: samO. (Castr.) N., Jel. B., Taz., Kar. *ńar* 'Moor, Tundra', NP. *ńarre* id. (Irene N. Sebestyén, ebd.). Zsirai beweist auch, daß diese Wortfamilie im Ostjakischen, Wogulischen, Finnischen, Estnischen, Karelischen, Wepsischen und Lappischen Ableitungen mit dem Suffix *-m* habe (MNY. XXIII, S. 315).

Im Hinblick auf ung. *nyár* 'Sommer' ist es wichtig hervorzuheben, daß die mit *-m* suffigierten Ableitungen der fiu. Entsprechungen zum ersten Glied der ung. Zusammensetzung *nyár-fa*, eigentlich 'Sumpf-Baum' nicht nur die Bedeutung 'Sumpf, Moor' haben, sondern auch 'spärlich mit Wald bewachsener Sumpf', 'aus verschiedenen Baumarten bestehendes Gehölz inmitten eines Sumpfes' (im Ostjakischen), 'Wiese' (im Wogulischen), 'campus graminosus, pratum aridum, solum elevatum' (im Finnischen), 'Feld, Acker' (im Kareli-

schen, Wepsischen und Estnischen), 'heinikko, luhta (vedessä)' (im Lap-pischen) bedeuten (Zsirai, a. a. O.).

Auf Grund des Gesagten versuche ich die fin. Wortgruppe mit der Bedeutung 'Sumpf, Moor' zu ergänzen. Ich meine, daß auch *ñar-kër* 'Roheisen' (VNGy. II, S. 331; Szilasi, Szój.) hierher gehört. Meiner Ansicht nach bedeutet diese wog. attributive Fügung eigentlich 'Sumpf-Eisen', d. h. 'aus dem Sumpf, Moor gewonnenes Raseneisenerz'. Auch 'grün' kann - wie in *ñar-jiv* 'grüner Baum' (VNGy. III, 87; Szilasi, Szój.), *ñar-pom* 'grünes Gras' (Szilasi, a. a. O.) - die Bedeutungsvariante zu diesem wog. Wort mit der Bedeutung 'Sumpf, Moor' sein, denn in Sumpfgebieten gibt es auch grüne Wiesen; vgl. noch wog. *ńurum* 'Wiese', *ńürem* 'Wiese', *ńurm* 'Wiese' (vgl. MŇy. XXIII, S. 315), lapp. *ńõrm* 'heinikko, luhta, vedessä', d. h. 'mit Gras bewachsene Stelle, Rasen, Wiese', 'Sumpfwiese'. Hierher gehört auch *ńogr ruj* 'heuriges Füllen' (Szilasi, a. a. O.).

II. Gewässer und ihre Umgebung spielten aber im Leben der Vorfahren der Ungarn, die Fischer, Jäger und Sammler, später auch Viehzüchter waren, eine außerordentlich große Rolle. Die Gewässer und ihre sumpfige Umgebung waren aber nur in der warmen Jahreszeit zu sehen, denn im Winter waren sie schnee- und eisbedeckt. Als aber mit Beginn der warmen Jahreszeit die Schnee- und Eisdecke der Erde schmolz, wurde die von Schnee und Eis frei gewordene Landschaft wieder sichtbar. Das wichtigste Merkmal dieser Landschaft aber waren die Sumpfstriche. Darum konnte der Mensch der uralischen Urheimat zu dieser Jahreszeit sehr wohl sagen: *ime, nyár* 'da ist Sumpf', denn er verstand unter *nyár* die Sumpfstriche, das Sumpfland, das er vor sich hatte. Weil aber das Sichtbarwerden der sumpfigen Erdoberfläche einherging mit dem Beginn der warmen Jahreszeit, konnten die Vorfahren der Ungarn mit der einstigen Vorform zu ung. *nyár* 'Sumpf, Moor' auch die warme Jahreszeit bezeichnen. Bei einem Volk von Fischern und Jägern, später auch Viehzüchtern mag diese Anschauung, diese Assoziation und die damit zusammenhängende Bezeichnung der Jahreszeit nur allzu natürlich gewesen sein. Umso mehr, als die Vorfahren der Ungarn lange Zeit in einer Landschaft lebten, wo die warme Jahreszeit auf den langen Winter nach einer sehr kurzen Übergangszeit folgte, so daß sie eigentlich nur zwei Jahreszeiten kannten: den kalten, schneereichen Winter und die mit der Schmelze beginnende warme Jahreszeit. An das Leben in einer solchen Landschaft und an die entsprechende Anschauung erinnern finn. *suvi* 'Sommer, lindes Wetter, Schmelze, Süden, Südwind' und seine uralischen Entsprechungen, des weiteren das ursprünglich uralische ung. *nyár* mit der eigentlichen Bedeutung 'Sumpf, Moor, wasserreiches Gebiet'. Dieses aber hat dann im Ungarischen seine eigentliche Bedeutung verloren und diente zur Bezeichnung des Sommers. D. h., es trat eine Bedeutungserweiterung bzw. Namensübertragung infolge einer Begriffsassoziation ein (Gombocz, Jelentéstan

[= Bedeutungslehre], S. 67), denn später schwand die ursprüngliche Bedeutung, weil zur Bezeichnung von 'Moor, Sumpf, Sumpfwiese' auch das Wort *láp* und später das aus dem Slawischen entlehnte *mocsár* vorhanden war, obschon das letztere mit *láp* eigentlich nicht gleichbedeutend ist.

12. Es fragt sich nun, ob diese semantischen Erwägungen durch die Lautgeschichte von *nyár* 'Moor, Sumpf', dem ersten Glied der Zusammensetzung *nyár-fa* und *nyár* 'Sommer' erhärtet werden, d. h., ob sich die gemeinsame Etymologie dieser beiden Wörter nachweisen läßt.

Dem *ny-* im Anlaut von *nyár-fa* 'populus alba' und *nyár* 'Sommer' entspricht regelmäßig das anlautende *n-* und *n-* in den fiu. Entsprechungen mit der Bedeutung 'Moor, Sumpf, sumpfiges, wasserreiches Gebiet'. Ung. *nyár* 'Sommer' weist in der Umgangs- und Hochsprache sowie in einigen Mundarten einen Lautwechsel im Wortstamm auf, und zwar *nyár* 'Sommer' (Nom. Sg.), *nyárban* 'im Sommer', *nyárnak* '(des) Sommers, (dem) Sommer', *nyári* 'sommerlich, Sommer-, sommer-', aber *nyarat* '(den) Sommer', *nyaranta* 'sommers, des Sommers, zur Sommerszeit', *nyarak* 'Sommer (Nom. Pl.)', *nyara* 'sein/ihr Sommer', *nyaral* 'er/sie/es ist in Sommerfrische/im Sommerurlaub'. Aus diesen abwechselnden Stammformen mit langem und kurzem Vokal konnte man folgern, daß zur Zeit, da die Auslautsvokale noch vorhanden waren, dieses Wort die Stammform **nyárs*: *nyárat*, also mit kurzem *-á* als Stammvokal gehabt hätte, woraus dann mit dem Schwund des vokalischen Stammauslauts die Form mit dem abwechselnd kurzen bzw. langen Stammvokal aufgekommen wäre. Nun gibt es aber auch Mundarten, in denen *nyár* 'Sommer' mit dem Akkusativobjektsuffix *nyárt* lautet (Komitat Ödenburg/Sopron: NyR. II, S. 562; VI, S. 158; Someschrückén/Szamoshát: Szhsz.; bei den Szeklern: Kriza, S. 415; bei den Moldauer Tschangos: WbCsángó, S. 104; Konsza, Nagybacon nyelvjárása [= Mundart von Nagybacon], S. 15; vgl. noch: TMNy., S. 297), des weiteren *nyárat* (Cisio F., S. 2; TMNy., a. a. O.); *nyáratszaka* 'per aestatem' neben der bekannteren Form *nyaratszaka* (Kresznerics, Magyar Szótár [= Ung. Wb.] II, S. 81), *nyáratszaka* (KBécs 1652. 46; TMNy., a. a. O.); *nyárok* (Komitat Háromszék in Siebenbürgen). (In: Magyar Nyelvészeti [= Ung. Sprachwissenschaft] VI, S. 238; TMNy. a. a. O.); *nyárom*: *van szeretőm kettő, három, vigan töltöm telem*, **nyárom** 'ich habe Geliebte zweie, dreie; fröhlich verbring' ich meinen Winter, meinen Sommer' (Komitat Csongrád. NépkGy. II, S. 162; TMNy., a. a. O.); *nyára*: *nagy télnek nagy nyára*, *nagy essőnek nagy sárja szokott lőnni* 'großer Winter hat in der Regel großen Sommer. großer Regen hat großen Dreck' (Udvarhelyszék, Nyr. IV, S. 275; TMNy., a. a. O.); *nyáraloc* (MA.³, angeführt bei Bárczi, A szótövek [= Die Wortstämme]. S. 26), *nyáralok* 'aestivo' (PP 1708, PBB, 1767) ~ *nyaralok* (PPI. 1708, PPBI. 1767); *nyáral*: *a'hol nyáral, ott teleljen és ah'hol telet ott nyáraljon* 'wo er des Sommers ist, dort sei er des Winters, und wo er des

Winters ist, dort sei er des Sommers' (aufgezeichnet von Kresznerics am 5. Mai 1823; Magyar Szótár [= Ung. Wb.] II, S. 81); *nyáraló* 'aestivans' | *nyáraló hely* 'aestivarium', *nyárló* 'idem ac *nyáraló* 'aestivans' | *nyárló* F. im Komitat Bihar/Bihar bzw. Doboka. *Nyárlott* 'quod aestivavit'; *nyárlott bor* 'Vappa MA. Vinum nempe calore aestivo fermentatum et destructum' (Kresznerics, a. a. O., S. 81).

Das lange -á- in der ersten Silbe kann bei einigen angeführten Belegen Folge einer analogischen Dehnung sein, im Beispiel aus dem Komitat Csongrád haben wir *nyádom* sicherlich als Reim zu *három*. Aber das lange -á- in *nyárt* und *nyáral* der Belege aus dem Komitat Ödenburg/Sopron ließe sich schwerlich durch Analogie erklären, denn hier steht *nyáral* mit *telel* in einem Satz; diese beiden Wörter stehen übrigens sehr oft gemeinsam in einem Satz. Kurzes *e* in der ersten Silbe von *telel* 'den Winter verbringen, überwintern' ist lautgesetzlich begründet, dementsprechend wäre *nyaral* (also mit kurzem -a- in der ersten Silbe) zu erwarten, statt dessen haben wir im selben Satz *nyáral* und *nyáraljon*. Meines Erachtens ist also die Folgerung begründet, daß in den Belegen *nyárt*, *nyáral*, *nyáraljon* (Komitat Ödenburg/Sopron), *nyáraló*, *nyárló* (Transdanubien), *nyáraloc* (A. Szenczi Molnár), des weiteren *nyárat* (R.), aber vielleicht auch in mehreren Daten aus der Szeklermundart in der ersten Wortsilbe ein ursprünglich langes -á- überliefert ist, wie auch im Falle der Form mit dem Akkusativobjektsuffix *nyárt*, vgl. dazu *sárt* '(den) Kot, Dreck' zu *sár*, wo die Form *sarat* zweifellos eine neuere Bildung darstellt.

Im Gegenwartungarisch hat *sár* einen abwechselnden Wortstamm: *sár* — *sarat*. In der Zeit der Kodexliteratur und in einigen heutigen Mundarten ist jedoch der ursprünglichere, nicht abwechselnde Wortstamm belegt: *sár* : *sárt* (Serm. Dom. I, S. 621; TMNy., S. 297; NySz.; Kresznerics, a. a. O., II, S. 174; Szhsz.; Ormsz.). Selbstverständlich hat der ursprünglichere, nicht abwechselnde Wortstamm *sár* : *sárt* als regelmäßige Pluralform *sárok* (Pázm. Préd., S. 87, NySz.).

Auf Grund der Belege *nyárt* (Komitat Ödenburg/Sopron), *nyárat*, *nyárat-szaka* (R.), *nyáral*, *nyáraló*, *nyárló* (Transdanubien) und *nyáraloc* (R.) ist anzunehmen, daß *nyár* 'Sommer' und seine suffigierten Formen ursprünglich mit langem -á- gelautet wurden wie *sár* : *sárt*, *sárok* usw. Zum Aufkommen des wechselnden Wortstammes *nyárt* : *nyarat* konnte auch die Analogie von *tél* : *telet* beigetragen haben, denn *tél* und *nyár* kommen mit gleichen Suffixen oft in einem Satz vor.

Nunmehr wollen wir den Wortstamm des ersten Gliedes von *nyár-fa* 'populus alba' untersuchen. Dieses Wort, dessen ursprüngliche Bedeutung 'Baum im Sumpf, Sumpfbaum' war, kommt in unseren Urkunden oft auch in lateinischem Kontext vor, so 1237: Magna arbor de populo que uulgo dicitur *Narpha*; 1256: In arbore *Narfa* (Oklsz.). In einem Teil der Urkunden wurde das zweite Glied der Zusammensetzung *nyár-fa* ins Lateinische über-

setzt, so 1242: Sub arboribus *Naar* et Tul; 1324: Ad arbores harazt et *nar*, usw. (OkISz.).

Wir können auch Ungarisch sagen *ott a nyár alatt megebédelünk* 'dort, unter der Pappel essen wir', dieses *nyár* aber ist eine Rückbildung aus der Zusammensetzung *nyár-fa*, ähnlich wie sie auch in Wendungen wie *Lapus Nyar* (= *láros nyár*, 1297) u. ä. belegt haben (OkISz.). Diese Form *nyár* 'arbor, bzw. populus' tritt jedoch im allgemeinen suffigiert nicht in Erscheinung. Seine suffigierten Formen wie *nyáras*, *nyárjas* 'Pappel, Pappelgehölz', *Nyárad*, *Nyárad*, *Nyárasd*, *Nyárágy* sind geographische Namen. Es gibt auch einen Ortsnamen *Nyarád* (Komitat Ung, CzF.) mit der suffigierten Form *Nyarádra*, die aber mutmaßlich auf einer irrtümlichen Niederschrift beruht, denn E. Fényes führt diesen Ortsnamen in der Form *Nyárad* an (Magyarország statisztikája [= Statistik von Ungarn] III, S. 366; Magyarország geográfiai szótára [= Geographisches Wörterbuch von Ungarn]). Die mit -s suffigierte Form des Baumnamens nämlich *nyáras*, des weiteren die Ableitungen *Nyárad*, *Nyárad* weisen darauf hin, daß der Stamm dieses Wortes vor dem Schwund des vokalischen Stammauslauts mit langem -á- gesprochen wurde, also auch in urung. Zeit diese Stammform gegeben war.

Was läßt sich nun zur Geschichte der Quantität des Stammvokals von *nyár* 'populus alba' und *nyár* 'Sommer' feststellen?

Wie aus den verfügbaren Belegen hervorgeht, hatte *nyár* 'populus alba' seit urung. Zeit in allen suffigierten Formen einen langen Stammvokal, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Stammvokal von *nyár* 'Sommer' ebenfalls lang war. Der lange Stammvokal -á- in Formen wie *nyár* : *nyárt*, *nyárat*, *nyárok*, *nyáral*, *nyáraloc*, *nyáraló*, *nyárló* stützt die semasiologische Feststellung, daß ursprünglich uralisches *nyár* mit der Grundbedeutung 'Sumpf, Moor' eine Vorform hatte, die die Bedeutung 'Sommer' annahm; und zwar, weil mit Beginn der warmen Jahreszeit auch die sumpfige Erdoberfläche (*nyár*) sichtbar wurde (— die in der kalten Jahreszeit von Schnee und Eis bedeckt war). So wurde allmählich mit der Lautform des Wortes auch die Bedeutung 'warme Jahreszeit, Sommer' assoziiert. Die ursprüngliche Bedeutung von *nyár* 'Sumpf, Moor, sumpfiges Gebiet' ging verloren; obschon diese Bedeutung in der Zusammensetzung *nyár-fa* eigentlich: 'Sumpf-Baum' bewahrt ist, kam auch *nyár* in dieser Zusammensetzung von der ursprünglichen Bedeutung weit ab. Ebenso ist die Bedeutung von *nyár* 'Sommer' von seiner ursprünglichen Beziehung abgekommen. Darum auch hat sich *nyár* 'populus alba' schon längst von *nyár* 'Sommer' isoliert. Dies ist auch der Grund dafür, daß in der Zusammensetzung *nyár-fa* 'populus alba' das Wort *nyár* mit unverändertem Stamm erhalten blieb, während *nyár* 'Sommer' zu einem Wort mit abwechselndem Stamm (*nyár* : *nyarat*) wurde, wohl auch unter dem Einfluß von *tél* : *telet*, damit es in Formen mit gleichen Suffixen in einem Satz oft vorkam und auch heute vorkommt.

13. Welche Quantität der Vokal im Stamm des ursprünglich uralischen Wortes *nyár* in finnisch-ugrischer Zeit hatte, läßt sich nicht genau sagen; in dieser Hinsicht sind wir auf Mutmaßungen angewiesen. Meiner Ansicht nach dürfte der Stammvokal der Vorform zu *nyár* in ugrischer und finnisch-ugrischer Zeit ursprünglich kurz gewesen sein. Die spätere Dehnung des Stammvokals dürfte das nachfolgende *-r-* bewirkt haben, so wie auch der Stammvokal von *vér* 'Blut' mutmaßlich ebenfalls wegen des nachfolgenden *-r-* gedehnt wurde. Die wog. Entsprechungen mit langem Vokal zu *nyár* 'Stumpf, Moor' widersprechen dieser Feststellung nicht (vgl. Steinitz, Geschichte des wog. Vok., S. 189), wie auch aus den wog. Entsprechungen mit langem Vokal zu ung. *éb* 'Hund' und *lé* 'Saft' nicht folgt, daß die ugrischen Vorformen von *éb* und *lé* bzw. die fiu. und ugr. Formen des letzteren Wortes mit langem Vokal gesprochen wurden. Zur Vokalquantität in den wog. Entsprechungen von *éb* und *lé* vgl. Steinitz, a. a. O., S. 176.

Der mutmaßlich kurze Stammvokal in fiu. **nyars* 'Moor, Sumpf' wurde später wegen des nachfolgenden *-r* gedehnt und im ersten Glied der Zusammensetzung *nyár-fa* 'populus alba' sowie in den Ableitungen *nyáras*, *nyárjas*, *Nyárad*, *Nyárád*, *Nyárágy* blieb dieser gedehnte Stammvokal bis heute erhalten. Als die Vorform zu ung. *nyár* mit der ursprünglichen Bedeutung 'Moor, Sumpf' auch die Bedeutung 'Sommer' erhielt, hatte das Wort nur die eine Stammform mit langem Vokal. Diese ist in mundartlichen und zum Teil älteren sprachgeschichtlichen Belegen wie *nyár* : *nyárt*, *nyárat-szaka*, *nyárok*, *nyáral*, *nyáralok* überliefert. Später aber wandelte sich *nyár* teils infolge der Analogie von *tél* : *telet* zu einem abwechselnden Wortstamm, also *nyár* : *nyarat*, *nyaral*; d. h. es ergab sich hier eine ähnliche Entwicklung wie im Falle von *sár* : *sárt*, *sárok* > *sár* : *sarat*, *sarak* usw., wo aus dem Wort mit einer Stammform ein solches mit abwechselndem Stamm wurde (Stammvokalwechsel).

14. Die hier dargelegten Ergebnisse der semasiologischen und phonetischen Untersuchung über die Etymologie von ung. *nyár* 'Sommer' stützen sich gegenseitig. In meinen Ausführungen konnte ich auch auf das Aufkommen von Jahreszeitennamen in mehreren fiu. und idg. Sprachen verweisen, die die Ansicht erhärten, daß die Etymologie von ung. *nyár* auf eine ursprünglich uralische Vorform dieses Wortes mit der Bedeutung 'Moor, Sumpf' zurückgeht. Ich meine aber, daß eine monographische Arbeit über die Namen der Jahreszeiten in den finnisch-ugrischen Sprachen die hier dargelegte Etymologie von ung. *nyár* 'Sommer' noch mehr bestätigen dürfte.

А. НЫИРИ: О ПРОИСХОЖДЕНИИ ВЕНГЕРСКОГО NYÁR 'AESTAS'

(Резюме)

По мнению автора венгерское слово *nyár* 'aestas' по фонетическим и семантическим причинам нельзя считать тюркским заимствованием времен пребывания венгров на их приуральской прародине, ни последующих эпох, наоборот, данное слово имеет общее происхождение с той группой уральских слов, к числу которых относятся и маньс. *ñar*, *ñar* 'Morast', коми *njur* 'palus', *hur* 'Sumpf, Morast' удм. *hur* 'болото', мар. *hur* 'ager', сам. *nar* 'Moor, Tundra' ит. д. Первый элемент венгерского сложного слова *nyár-fa* 'populus alba' также входит в данную этимологическую группу, как это было доказано уже М. Жиран, и сложное слово первоначально обозначало 'болотное дерево, дерево, растущее в болоте', как и современное маньсийское слово *ñar-kër* 'необработанное железо' на самом деле обозначает 'болотное железо; железо, добытое из болота'.

Финно-угорское слово-источник венгерского *nyár* 'болото, болотистая местность' могло получить впоследствии и значение 'жаркий период, теплое время', потому что так называемое *nyár*, т. е. болотистая местность стала видной впервые с наступлением более теплого времени года, с исчезновением снега и льда. Таким образом стал возможным и переход семантики рассматриваемого слова к обозначению теплого времени года. Такого рода ассоциация и возникающее с ней наименование времени года были совершенно естественными у народа рыболовов, охотников и более поздних — животноводов, проживающих значительную часть года вблизи рек и озер. Тем более, что предки венгров долгое время обитали в районах, в которых не было никакой переходности между долгой зимой и жарким временем года, вследствие чего люди знали только два времени года: суровую зиму и жаркий период за оттепелью. О пребывании в таком же районе свидетельствует и финское слово *suvi* 'оттепель; юг; южный ветер; лето', а также его уральские соответствия, как и венг. *nyár*, имеющее также уральское происхождение, но потерявшее впоследствии свое первоначальное значение и обозначающее просто 'aestas'. Это значит, что происходило изменение значения на основе ассоциации (ср. Gombocz, Z.: Jelentéstan [< Семасиология], стр. 67), затем первоначальное значение постепенно исчезло, поскольку для обозначения понятия 'Moor, Sumpf, Sumpf-wiese' существовало и уральское слово *lap*, а позже и славянское заимствование *mo-sár*, хотя и последнее по значению не совпадает со словом *lap*.

Предлагаемую этимологию автор подтверждает этимологиями названий времен года в венгерском, финно-угорских и индоевропейских языках. В заключении он приходит к выводу, что древнейшие названия разных времен года первоначально обозначали не сами времена года, а предметы или явления, характерные для них.

UN NOM DE NOMBRE MORDVE

par

F. FABRICIUS-KOVÁCS

(E. *komš*, M. *komâš*, *komâš*, *komš* 'vingt')

1. Il y a quelques années, j'ai longuement étudié l'étymologie du nom de nombre hongrois *húsz*.¹ Bien que mon article consacré à cette question n'ait émis qu'une hypothèse, il me semble que je suis néanmoins parvenu à faciliter l'orientation dans les ténèbres entourant le mot *húsz*, et à résoudre quelques problèmes de détail. Par exemple j'ai peine à croire à la conception ancienne selon laquelle *húsz* — avec ses correspondants ougrien de l'Ob, permien [et mordve] — serait originalement un composé renfermant les éléments „két ~ kettő” ['deux'] et „tíz” ['dix'].

Déjà Yrjö Wichmann et Elek Reisman [Alo Raun] ne considéraient pas le mot *húsz* et ses correspondants finno-ougriens comme un nom composé.² Wichmann s'était contenté d'exprimer son scepticisme sans proposer d'étymologie nouvelle. Il n'en fut pas ainsi pour Reisman. C'est lui qui le premier eut l'idée que le sens original de *húsz* était 'homme'. C'est sur cette base qu'il le rapproche du mot hongrois *hím* 'male' et de ses correspondants finno-ougriens.

Encouragé par le doute, bien motivé et bien fondé, de Wichmann, ainsi que par l'idée spirituelle de Reisman, je me suis permis d'émettre à mon tour une hypothèse concernant l'aspect sémantique de la question, hypothèse selon laquelle le sens original de *húsz* pouvait en effet être 'homme', mais pour diverses raisons, à l'inverse de Wichmann et de Reisman, je me suis vu contraint d'éliminer le mot mordve de la série étymologique traditionnelle.

Ainsi je ne me suis servi que de mots ougriens et permien, et je crois avoir retrouvé leurs correspondants phonétiques exacts dans un des mots signifiant

¹ Voir A magyar *húsz* 'vingti' számnév etimológiájának kérdéséhez [= A propos de l'étymologie du nom de nombre hongrois *húsz* 'vingt']. NyK. LXI., pp. 65—78; Ist das ungarische Zahlwort *húsz* 'vingti' eine Zusammensetzung? ALH. VIII., pp. 343—60.

² Yrjö Wichmann: Ung. *húsz* und Verwandtes: MSFOu. LII, pp. 340—348; Elek Reisman [Alo Raun]: A magyar *húsz* szó és rokonai [= Le mot hongrois *húsz* et sa parenté linguistique]. MNy XXX., pp. 93—96.

³ Collinder, FUV. 14. — Voir encore: Fokos, D.: A *komi* népnév etimológiájához [= Contribution à l'étymologie du nom de peuple *komi*]. NyK. LV., pp. 249—251.

⁴ Voir encore: mokša *kaftaš* 'jumeau' ~ *kafta* 'deux'. Juhász, J., Erdélyi, I.: Moksa-mordvin szójegyzék [= Glossaire mokša-mordve]. Budapest 1961.

'homme' des langues samoyèdes. Ici, j'ai franchi la limite qui sépare le monde des faits de celui des hypothèses, et je tiens à le souligner. Mais après tout je sais par expérience que l'on peut difficilement se passer des hypothèses en science, même dans la linguistique finno-ougrienne. Qu'il me soit pardonné d'émettre maintenant une nouvelle hypothèse qui se rapporte surtout cette fois-ci, au mot *mordve* ayant le sens de 'vingt', mais qui aura en même temps, naturellement, quelques répercussions sur les termes hongrois.

Dans mon article traitant des problèmes posés par le mot hongrois *húsz*, j'ai fait allusion aux problèmes spéciaux soulevés par le nom de nombre *mordve* correspondant. Mais comme à cette époque c'était le mot hongrois qui se trouvait au centre de mes préoccupations, je n'avais pas consacré une attention particulière au mot *mordve*. À vrai dire, tout ce qui concernait le mot *mordve* n'était pas encore tout à fait clair, alors, dans mon esprit. D'autre part, plusieurs représentants éminents, tant hongrois qu'autres de la linguistique finno-ougrienne, avaient passé sous silence ma proposition sur la nouvelle étymologie de *húsz*, ou avaient manifesté leurs doutes à son égard par écrit ou verbalement.

Voilà les raisons qui m'ont incité à reprendre cette question.

Cette fois, mes suggestions visent avant tout le mot *mordve*, mais il me faut reconsidérer la question dans sa totalité. Il sera nécessaire que je me répète, et que je risque également quelques considérations méthodologiques. Pour toutes ces raisons je serai peut-être un peu long, mais à ce prix j'espère pouvoir rapprocher la question de sa solution finale.

2. Comme je l'ai signalé, j'ai exclu le mot *mordve* des correspondants finno-ougriens du mot hongrois *húsz*. Pour quelles raisons ai-je agi de la sorte? Avais-je le droit de le faire? En effet, tous ceux qui jusqu'ici s'étaient penchés sur la question avaient admis que le mot *mordve* était en rapport avec les mots ougriens et permiens. Bien plus: le mot *mordve* constituait une position-clé dans l'étymologie pratiquée jusqu'ici, étymologie pour ainsi dire entièrement fondée sur lui.

Voyons d'abord comment le mot *mordve* E. *komś*, M. *komeś*, *koməs*, *komś* peut être suspecté de parenté avec les mots ougriens et permiens de même sens.

Tout d'abord parce qu'il signifie sans aucun doute 'vingt'. Et s'il en est ainsi, il n'y a qu'un pas à faire pour admettre l'hypothèse — un peu absurde il est vrai — que le mot *mordve* puisse être décomposé en éléments *ko-* et *-məs*, *-mś*; *ko-* est une variante très réduite du nom de nombre finno-ougrien qui signifie 'deux'; l'élément *-məs*, *-mś* serait identique à l'élément *-mīs* que l'on trouve dans certains noms de nombre des langues permiennes, dont la signification est vraisemblablement 'dix'.

Ensuite, tout s'enchaînait très simplement. La série étymologique était

complétée: h. *hús* ~ vog. *χuz*, *kus* | ost. *χùs*, *kòs* | zyr. *kíž* | vot. *kíž* | mordv. *koməs* ; *komš* (NyH.⁷ 139).

Il est visible que, dans cet ensemble, c'est le terme mordve qui est le plus long, par conséquent, lui seul peut servir de point de départ et être considéré comme plus proche de l'état primitif.

Cependant, les problèmes ne manquent pas. Par exemple, qu'est devenu l'élément *-m-* du terme mordve dans les mots ougriens et permien? Il faut trouver une explication à ce phénomène. Il est vrai que dans des cas comme par exemple le hongrois *nyúl* 'lapin' ~ mordve *numəl*, *numolo* nous pouvons observer du point de vue hongrois une évolution *-m-* > *-y/-ø-* mais dans le mot correspondant permien (zyriène) on trouve *-m-*: *ńimal* (NyH.⁷ 143). (Cf. encore: hongrois: *név* 'nom' ~ vog.: *nem*, *nam* | ost.: *nèm* | zyr.: *ńim* | vot.: *ńim* (NyH.⁷ 46; Collinder, *CompGr.* 140—2).

Ainsi la disparition de l' *-m-* à l'intérieur du mot ougrien de l'Ob et permien „vingt” (disparition qui n'a pas laissé de traces) n'est pas entièrement évidente.

Autre problème: qu'est devenue dans les langues ougriennes et permien-nes, la voyelle conservée dans la deuxième syllabe du mot mordve (*koməs*, *komš*). On n'en trouve point de trace, ce qui n'est pas non plus tout à fait compréhensible.

Tout ceci nous autorise à nous demander pourquoi et comment la syllabe *-məs*, *-mš* conservée dans les langues permien-nes s'était réduite au seul phonème *-ž*. Nos scrupules sont accrus par le fait que l'élément *-mīs* 'dix' se retrouve justement dans certains noms de nombre des langues permien-nes. Je l'ai déjà mentionné. Et jusqu'à ce jour, ce morphème *-mīs* ne s'est pas réduit à *-ž*. Le fait que *-mīs* ne se termine pas par un *s* palatalisé, alors que -- comme nous l'avons vu — les mots permien-nes signifiant 'vingt' se terminent par *-ž*, constitue en soi un autre problème.

Que de questions posées par le nom de nombre mordve, par rapport à lui-même aussi bien que par rapport aux mots ougriens et permien-nes ! Du point de vue méthodologique, il n'est pas très rassurant d'avoir fondé sur lui toute une série étymologique. Qu'il me soit permis d'ajouter que la structure phonologique ne paraît pas elle-même très archaïque. Sa terminaison nous inciterait à penser que nous avons affaire à une structure spécifiquement mordve et d'origine autochtone.

3. Ainsi, l'exclusion du mot mordve des correspondants étymologiques du mot hongrois *hús* ne constituait pas une démarche sans fondement. Une situation nouvelle a surgi: libéré de la contrainte des procédés traditionnels, je n'étais plus lié par les dogmes „vénérables” de la science. Et comme le problème ne cessait de me préoccuper, je l'ai affronté. D'une part il m'apparaissait clairement que les mots ougriens et permien-nes n'étaient pas des composés

„d'origine”, d'autre part qu'ils ne pouvaient être expliqués — phonologiquement du moins — en se basant sur le mot mordve. Il me fallait donc m'orienter vers de nouveaux rapports étymologiques. Mais je me trouvais arrêté par les limites du monde finno-ougrien. En effet, je n'arrivais pas à établir de rapport entre des noms de nombre ougriens et permien et d'autres mots finno-ougriens signifiant 'homme'. (Mon hypothèse initiale était que le premier sens de ces noms de nombre avait pu être effectivement 'homme'.)

C'est alors que j'ai réalisé qu'après tout les langues finno-ougriennes étaient apparentées aux langues samoyèdes et que c'était peut-être là que je trouverais quelque indice. Bien m'en prit. Entre autres, je trouvai les mots suivants: samJ. *hāsawa* 'Mann, Jurak, Samojede', Jen. *kāsa* 'Mann', Kam. (CASTRÉN) *kuza* 'Mensch', Koib. (KLAPR.) *kaza* 'Mensch', Taigi *chasa*, (PALL.) *χassa* id. (PAASONEN, Beiträge 236).

Il était plus facile de rapprocher phonologiquement ces derniers mots des mots ougriens et permien que des mordves. Mais là encore il y avait des problèmes, notamment sémantiques. Car les mots samoyèdes ne veulent pas dire 'vingt', et les mots ougriens et permien ne signifient pas 'homme'. J'ai tenté d'éliminer cette difficulté, mais je crois que je n'y suis pas parvenu. J'ai dû me contenter d'énumérer certaines possibilités théoriques et je continue à considérer comme une hypothèse cet aspect de mon article consacré au nom de nombre hongrois *húsz*.

Je peux ajouter que cette hypothèse repose sur des bases phonologiques plus solides que l'ancienne basée sur le mot mordve. De plus, on peut trouver des analogies innombrables, tirées de langues diverses, pour illustrer l'identité linguistique existant entre 'homme' et 'vingt'.

4. Considérons de nouveau le nom de nombre mordve. Examinons un peu l'ensemble de noms de nombres correspondants dans lequel il prend place (Paasonen, MordChr.²: Glossar).

- E. *komś*, M. *komâś*, *komâś*, *komś* 'zwanzig';
- E. *kavto*, *kafto*, M. *kaftă*, dem. *kaftăne* 'zwei';
- E. *kavnesk*, *kaftonest*, M. *kafənenəst* 'sie beide, sie zwei, selbander';
- E. *kavkšt*, *kaŭkšt*, M. *kafkšt* 'zweimal';
- E. *kavkso*, M. *kafksă* 'acht';
- E. *kemen*, M. *kemən* 'zehn';
- E. *koloŋgemen*, M. *kolmōgemən* 'dreissig';
- E. *niŋgemen*, M. *niŋgēmən* 'vierzig';
- E. *sižgemen*, M. *šəžgēmən* 'siebzig'.

À la lumière de ces exemples, il apparaît que le nom de nombre signifiant 'vingt' n'a, d'une part, rien de commun avec celui signifiant 'deux', et d'autre

part qu'il ressort de la série des dix, avec laquelle il se trouve en disparité totale. Par ailleurs, on ne peut guère le soupçonner d'avoir le moindre rapport avec le sens de 'dix'.

De plus, il est aussi évident, du moins en ce qui concerne le mordve, qu'on pourrait difficilement décomposer le nom de nombre 'vingt' en morphèmes 'deux' et 'dix'.

Dans ces conditions, où placerons-nous le nom de nombre mordve en question?

4. Reisman restitue la forme **kmasš* comme base commune des mots ougriens, permians et mordve signifiant 'vingt', où **kmas* veut dire 'homme', le *-š* étant „un élément déterminatif quelconque, à fonction pour le moment non déterminée” (Reisman, op. cit.).

Il me semble que Reisman était sur la bonne voie. Mais il se trouvait encore sous l'influence de l'étymologie traditionnelle, ce qui explique qu'il ait rangé le mot mordve à côté des mots ougriens et permians. Mais si nous appliquions l'hypothèse de Reisman au seul mot mordve, nous pourrions peut-être faire encore un pas en avant.

Il existe effectivement un mot finno-ougrien dont le sens est 'homme' et auquel peut être identifié le nom de nombre mordve en question: h. *hím*, vog. *zum.zum-lund* 'jars'; (NyH.⁷, 144): zyr. *kom* : *kom-mu* 'the Permian region, the region around Cherdyn and Solikamsk of the Kama river', *komi* 'Zyriene, person of Zyriene nationality', vot. *kum* : *sarakum* 'Zyriene, person of Zyriene nationality' (cf. encore: Selk *qum* (Castrén) *kum[e]* 'man', human being'.³

Il reste le problème de l'élément *-š*. Or ce problème peut être résolu à l'intérieur du mordve. Nous pouvons penser à deux possibilités: 1. l'élément *-š* du nom de nombre mordve n'est autre que l'article défini *-š* (cf. par exemple E.M. *moda* 'terre', *modas* 'la terre'; Paasonen, Mord. Chr.²) 2. L'élément *-š* serait un suffixe dérivatif quelconque (cf. par exemple M. *kizas* 'ein-jähriges Lämmchen', *kiza* 'Jahr'; E. *kaftas* [-*kel*] 'Zwillinge' ~ *kafto* 'zwei' Lehtisalo, AblSuff. 196).

Dans le premier cas, le sens original du nom de nombre mordve serait 'l'homme', dans le second, quelque chose comme 'humain'. Mais tout ceci n'est qu'une hypothèse.

6. Pour résumer ce qui a été dit:

1° — À partir de considérations de phonologie historique, le nom de nombre mordve 'vingt' doit être isolé des mots ougriens et permians de même sens.

2° — Le nom mordve en question peut être en principe identifié au mot hongrois *hím* avec ses correspondances étymologiques.

3° — L'élément *-s* du mot *mordve* peut être expliqué à la base même du *mordve*.

4° — Si l'hypothèse exposée est juste, le mot *mordve* — tout comme les mots *ougriens* et *permiens* de même sens — conserve la trace de ce que le monde finno-ougrien — ou du moins une partie de ce monde — a connu autrefois un système vicésimal, fondé sur la représentation des vingt doigts humains.

Ф. ФАБРИЦИУС-КОВАЧ: МОРДОВСКОЕ ЧИСЛИТЕЛЬНОЕ КОМС 'ДВАДЦАТЬ'

(Р е з ю м е)

В своем сообщении автор разбирает вопрос о происхождении мордовского числительного, обозначающего '20'. При этом он приходит к заключению, что первоначальное значение данного слова было 'человек'.

CONTRIBUTIONS À L'ÉTUDE DE LA SYNTAXE POÉTIQUE DE MICHEL EMINESCU*

Par
L. GÁLDI

A l'occasion du 75^e anniversaire
de la mort du poète

1. Malgré un certain essor des recherches sur le legs intellectuel et artistique du plus grand poète roumain¹, on est encore loin de connaître tous les secrets du „message”² éminescien. Dans ce qui suit nous allons examiner quelques problèmes jusqu'ici à peine entrevus du style d'Eminescu, à savoir ceux qui contribuent à caractériser la structure, en perpétuelle évolution, de sa phrase poétique.³ Ce dynamisme intérieur semble avoir poussé le poète à travers les courants littéraires les plus divers. Dès son adolescence, il s'efforçait d'amalgamer les motifs et les tonalités d'inspiration romantique, d'une part, avec les meilleures traditions inaugurées par Goethe et Schiller, c'est-à-dire avec celles d'une tendance allant du Sturm und Drang vers un grand classicisme national, d'autre part, avec tout ce qu'il puisait directement, par sa propre expérience, dans la poésie populaire roumaine. Plus tard, une fois arrivé au sommet d'un nouveau classicisme, de son classicisme à lui, il ne s'y contenta point des moyens plus ou moins uniformes de la transmission d'un „message permanent”,⁴ mais il essaya de „capter” comme une antenne très haut placée, comme l'„âme aux mille voix” d'un Victor Hugo, les „nouvelles vagues” que lui révélait son époque en matière de littérature universelle. Grâce à cette sensibilité, son oeuvre qu'on ne saurait plus imaginer sans l'apport incontestable des poèmes posthumes, trahit des affinités avec

* Communication à la Société Hongroise de Linguistique (Section des Etudes Romanes et Germaniques) le 10 mars 1964 sous le titre: Les moyens d'expression d'un Eminescu inconnu.

¹ Comme une des dernières synthèses nous tenons à signaler dès le début l'excellent ouvrage de Rosa del Conte: Mihai Eminescu o dell'Assoluto. Modena, s.d. [1961] et surtout la seconde partie de ce livre qui, sous le titre de „Aspetti dell'arte e del linguaggio emineschiani” (p. 253 sq.) donne la preuve d'une rare finesse d'observation.

² Sur le sens spécial de ce terme dans la théorie de l'information et tout particulièrement dans l'analyse structurale du langage poétique cf. l'étude de I. Fónagy, A stílus hírtéke (La valeur informative du style), dans le recueil Általános nyelvészeti tanulmányok (Études de linguistique générale, réd. par Zs. Telegdi). I. Budapest, 1963. p. 91—123.

³ Sur les tâches de l'étude de la syntaxe poétique v., entre autres, les réflexions de W. Kayser, Das sprachliche Kunstwerk. Bern—München, s.d. 9^e éd. p. 131—149 et surtout l'excellent livre de N. S. Pospelov, Синтаксический строй стихотворных произведений Пушкина. Moscow, 1960.

⁴ Sur ce terme v. dernièrement Fónagy, op. cit. p. 119—120.

le Parnasse, le symbolisme et même l'impressionnisme. Il va de soi que dans toutes les couches du style d'Eminescu, y compris sa syntaxe poétique, on retrouve les reflets de ce vaste tour d'horizon.

2. Ces renaissances successives du style n'auraient pas été possibles sans certains efforts bien connus de la part du poète, efforts que nous n'hésiterons pas à taxer d'héroïques. Lorsqu'on envisage le travail du style chez Eminescu, on pense involontairement à un curieux sonnet, en vers plats, de Baudelaire: Sur «Le Tasse en prison» d'Eugène Delacroix. Dans cette pièce très ancienne (1844)⁵ des *Fleurs du Mal* on lit un vers (12) qu'on peut appliquer sans difficulté à l'auteur des récits *Geniu pustiu* (Un génie abandonné) et *Sărmanul Dionis* (Le pauvre D.): „Ce rude travailleur qui toujours lutte et veille” (texte définitif: „Ce rêveur que l'horreur de son logis réveille”). L'art d'Eminescu est apparenté à celui des parnassiens et des écoles suivantes surtout par un souci extrême de l'expression; malgré „l'horreur de son logis” (dans le sens figuré et, hélas, même concret), le poète reste jusqu'au bout un „rude travailleur” qui, sans se plonger uniquement dans son travail de ciseleur de mots, „lutte et veille”, ne perdant jamais de vue ses profondes aspirations sociales et nationales.⁶

3. *La structure de la phrase dans une traduction de Schiller : Resignation* 1784 — *Resignațiune* 1867. — Pour se faire une idée du jeu de deux constructions syntaxiques ($S[ujet] + P[rédicatif]; P + S$) et de l'expressivité obtenue non seulement au moyen de l'inversion, mais aussi de la construction linéaire (et de ses variantes), il suffit d'analyser les trois premières strophes des textes allemand et roumain:

Schiller

Auch *ich* war in Arkadien geboren,
Auch mir *hat* die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen ;
Auch *ich* war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

⁵ Sur cette date v. l'édition des *Fleurs du Mal* par J. Crépet et G. Blin, Paris, s.d. [1942], p. 577.

⁶ Sur cet aspect de l'oeuvre d'Eminescu v. mon étude *Glasul poetului profet* (Limba română 1960, fasc. 4, p. 43—53) qui est consacré principalement à l'analyse du poème *Junii corupți* (Aux jeunes corrompus), de même que l'ouvrage récent de C. F. Popovici: *Социальные мотивы в поэзии Михаила Эминеску*. Kišinev 1963.

*Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.*

Der stille Gott — o weinet, meine Brüder! —

Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,

Und die Erscheinung flieht.

*Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.*

Empfange meine Vollmachtbrief zum Glücke!

Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,

Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Eminescu

Și eu născui în sinul | Arcadiei [,] și mie
Natura mi-a jurat
La leagănu-mi de aur | să-mi deie bucurie;
Și eu născui în sinul | Arcadiei, dar mie
O scurtă primăvară | dureri numai mi-a dat.

O dată numai Maiul | vieței inflorește —
La mine-a desflorit ;
Și zeul lin al păcei | — o, lume, mă jelește! —
Făclia mi-o apleacă, | lumina-i asfințește
Și iasma-i a fugit.

Acuma stau pe podu-ți, | vecie-nfricoșată —
Pe podul tău pustiu:
Primește-mputerirea-mi | fortunei adresată
Ți-o napoiez neatinsă | și nedisigilată —
De fericire-n lume | nimica eu nu știu.

N'oublions pas que nous avons affaire à la traduction d'un jeune homme de 16 à 17 ans, lié au monde poétique de Schiller aussi bien par des considérations d'ordre esthétique que par un sentiment fort typique des adolescents: le désir du bonheur. Au sujet d'un avenir plus heureux que sa jeunesse tourmentée le jeune Eminescu avait des pressentiments mêlés de cruels doutes; c'est pourquoi il traduisit, dès 1866, l'ode teintée d'une amère ironie de Schiller à l'Espoir (*Die Hoffnung — Speranța*) et exprima ses doutes personnels d'abord dans un „lied” plein d'optatifs expressifs (*De-aș avea . . . „Si j'avais...”*) ensuite dans une méditation qui, par l'intermédiaire d'une des „manières” de I. Heliade-Rădulescu, doit beaucoup aux traditions lamartiniennes (*Din*

străinătate — A l'étranger).⁷ Après ces premiers cris de la nostalgie et du doute le moment où le poète tente de traduire l'élégie *Die Resignation* porte les traces d'une dépression encore plus profonde; on peut dire sans exagérer que les phrases conçues en „andante sostenuto” du texte roumain témoignent de la sublimation d'un état d'âme assez particulier dans la vie intérieure d'un adolescent.

Comme on voit, Eminescu — encore peu versé dans l'art du décasyllabe (ou „endecasillabo” selon la terminologie italienne⁸) — a remplacé par des alexandrins les décasyllabes de Schiller; le schéma *11A — 6b — 11A — 11A — 6b* (ou *10b*)⁹ a donc cédé la place au schéma suivant: *13A — 6b — 13A — 13A — 6b* (ou *12b*). Seuls les vers brevs sont restés intacts quant à leur structure rythmique: „Auch *mir* hat die *Natur*” — *Natura* mi-a jurat” ($\upsilon \neq \upsilon \upsilon \upsilon \neq \wedge$). Même dans les alexandrins qui, d'une manière générale, devraient avoir une césure énergiquement marquée après la 7^e syllabe,¹⁰ Eminescu cherchait à imiter la fluidité du texte allemand; de même que les vers „Auch ich war in Arkadien geboren” et „Ich weiß nichts von Glückseligkeit” ne présentent aucune césure perceptible, il n'y a qu'une coupe très faible au milieu de certaines constructions possessives comme „în sinul Arcadieii” ou „Maiul vieții”. En outre, le vers „O dată numai Maiul vieții înfloreste” ressemble presque aux fameux alexandrins ternaires des romantiques français.

La traduction roumaine de la première strophe nous surprend par une fréquence inattendue des enjambements: alors que dans l'original il n'y en a qu'un seul, en roumain il y en a trois; au moyen du premier les vers 1-3 ont donné naissance à une seule période. Dans toute la première strophe c'est l'ordre direct qui prévaut; l'union très étroite du sujet et du verbe (*eu născui*, etc.) n'est substituée qu'à la fin de la strophe par une variante un peu plus compliquée de l'ordre direct, à savoir de la structure *Dat. + S + Acc. + Adv[erbe] + P.* Ce seul exemple suffit pour prouver — et c'est la notre première

⁷ Les optatifs du second texte ne sont, à vrai dire, qu'autant de soupirs mélancoliques: „*Aș vrea să văd acuma natala mea vîlcioară*” (Je voudrais revoir le vallon de ma naissance); „*Aș vrea să am o casă tăcută, mititică*” (Je voudrais avoir une petite maison silencieuse), etc. Le ton de ces vers serait inimaginable sans l'influence des traductions roumaines antérieures (par Heliade) des méditations lamartiniennes, mais on y découvre déjà un accent très personnel: le poète solitaire, en tant que dépositaire d'indicibles nostalgies, s'oppose franchement — comme jadis Lermontov — aux plaisirs vulgaires de son entourage. Voilà le germe du „complexe d'Hypérion” qui inspirera un jour le poème *Luceafărul*. Sur l'affinité spirituelle de Lermontov et d'Eminescu (descendant d'un révolutionnaire russe émigré en Moldavie) v. l'étude de C.F. Popovici dans le recueil *Страницы дружбы. Кишинев, 1958*, p. 141-176. Au sujet de l'attitude que nous venons de signaler cf. par exemple les derniers vers du poème *К друзьям* (1829). «Но нередко средь веселья / Дух мой страждет и грустит, / В шуме буйного похмелья / Дума на сердце лежит».

⁸ Sur l'„endecasillabo” d'Eminescu: ALH. XII, 137-165.

⁹ Selon l'habitude des métriciens italiens, les majuscules renvoient aux rimes féminines et les minuscules aux rimes masculines.

¹⁰ Sur la généralisation de la césure féminine v. L. Gáldi, *Essai d'une histoire de la versification roumaine*. Budapest, 1964, p. 93-4, 97, 103, 108.

conclusion — que dans une langue comme le roumain l'ordre direct est susceptible de produire, dans un contexte approprié, la même tension affective qu'on croit souvent pouvoir attribuer seulement à l'ordre indirect (cf. „Auch mir *hat die Natur* . . .” etc.). Une fois de plus, il convient de souligner le rôle décisif de l'enjambement qui unit les vers 1 et 2, de même que la fréquence des consonnes nasales et surtout de la consonne *m* qui confèrent à cette strophe une remarquable euphonie. Les réussites de ce genre préludent, dès 1867, à la magnifique „instrumentation verbale” de l'élégie *O, mamă* . . . en 1881.¹¹

D'une manière générale, ce qui surprend dans le cas de cette traduction, c'est la fluidité tout à fait naturelle du texte roumain. De vers en vers cette fluidité implique aussi une certaine simplicité du vocabulaire; même l'antithèse créée en allemand au moyen des mots *blüht* — *abgeblüht* a été rendue tout à fait spontanément, sans aucun effort notable, à l'aide des verbes *în-florește* — *a desflorit* (le second terme est pourtant un néologisme d'occasion). Il est curieux de noter aussi la place des verbes en allemand et en roumain. En allemand c'est surtout l'intonation qui sert à souligner l'opposition de la mélodie ascendante de *blüht einmal* et de la ligne nettement descendante de *abgeblüht*; dans le texte roumain les verbes ayant été placés à la fin des vers, sous le coup de la rime, c'est l'opposition des deux clausules qui frappe notre attention. Quant à la consonnance sourde des rimes *desflorit/fugit*, elle ressemble, dans une certaine mesure, à celle des rimes *abgeblüht/fieht*. Un peu plus bas la répétition anaphorique du syntagme *Der stille Gott* a été sacrifiée; en revanche, la „douceur” de l'adjectif *still* se reflète parfaitement dans l'expression *Și zeul lin al păcei* (cf. *still* ~ *lin*) qui se balance sur une alternance tout à fait régulière des syllabes atones et toniques (*o* — *o* — *o* — *o*). Évidemment, le qualificatif *al păcei* est une addition exigée aussi par le mètre (cf. plus haut: *An meiner Wiege* — *La leagănu-mi de a u r*); néanmoins il serait faux de parler d'une cheville! Pour rendre la valeur sémantique et affective de l'adjectif *still* le traducteur devait nécessairement recourir à une périphrase ou, si l'on veut, à une approximation. Non moins réussie est l'adaptation roumaine de l'exclamation „o weinet, meine Brüder!” Pour éviter la mise de la tournure **jelește-mă* à la fin du vers, Eminescu a recouru à une construction archaïque, gardant le pronom personnel devant l'impératif. Quant au mot *lume* „monde, gens” (< lat. *lumen*, sl. *světŭ*), il ne révèle plus la même solidarité humaine que le terme *Brüder* en allemand; comme si le poète roumain — âgé d'à peine 17 ans — avait eu moins de confiance dans cette solidarité (cf. aussi l'adaptation du vers 15: „De fericire-n lume nimica eu nu știu”). Aux vers 9–10 les trois constructions parallèles bâties selon le principe *Subst[antif] + V* sont peut-être susceptibles d'induire en erreur

¹¹ Sur les effets d'ordre acoustique de ce célèbre texte v. Limba română 1959, fasc. 4, p. 34–47.

le lecteur. En réalité, ce parallélisme se borne aux deux dernières phrases où le substantif est nécessairement un sujet; dans le premier cas *făclia* — selon le témoignage de la reprise pronominale (*mi-o*) — est un complément d'objet direct placé d e v a n t le verbe. Quant à l'expression *lumina-i asfințește*, elle est peut-être une réminiscence suggérée par Alecsandri (cf. DA., s.v. *asfinți*). A propos de la rime *mă jeleşte* / *asfințește* il convient de faire remarquer que la coïncidence des terminaisons n'est qu'apparente; au point de vue fonctionnel, c'est la 2^e personne de l'impératif qui rime avec la 3^e personne du présent de l'indicatif. Soulignons aussi l'expressivité du mot *iasmă* au vers 10; si l'on tient compte de tout ce que ce terme profondément enraciné dans les croyances populaires représentait pour le poète — sans parler des attestations littéraires antérieures (DA.) — on est amené à reconnaître que le texte roumain suggère davantage que l'*Erscheinung* schillérienne.

Comme nous venons de le voir, la répétition de l'expression *der stille Gott* a été éliminée de la 2^e strophe; en revanche, le renvoi à la „finstere Brücke” a reçu en roumain, grâce à une répétition poétique,¹² un accent particulier. Au v. 11 le „pont” mystique est dénommé sans épithète, puisque le traducteur a introduit dans ce vers un syntagme attributif correspondant à la *furchtbare Ewigkeit* du v. 12; d'autre part, cependant, l'expression *vecie-nfricoșată* est suivi d'abord d'une forte césure (marquée par un tiret), ensuite d'une reprise, sous une forme déjà qualifiée, du terme *pod* : „pe podul tău pustiu”. L'allitération est devenue plus énergique que celle qui décore le texte allemand correspondant („auf deiner finstern Brücke”) et même l'épithète *pustiu* „désert, vide, abandonné, désolé” suggère plutôt, mais n'exprime pas directement l'idée d'„obscurité”, contenue dans l'épithète allemande. Il est encore à remarquer que dans cette strophe la position des verbes est des plus curieuses: tandis que dans le texte allemand le verbe, accompagné de son sujet, attire toujours l'attention sur le premier hémistiché, en roumain le verbe, resté — comme en latin — un membre parfaitement autonome de la phrase, est placé dans trois cas au début de vers (*Acuma stau* ...; *Primește* ...; *Ți-o napoiez*) et dans un cas, le dernier, à la fin du vers. Il est presque superflu d'ajouter que la courbe de l'intonation a subi une profonde modification: en allemand nous avons affaire à une ligne culminant dans le mot *nichts*, en roumain à une puissante mise en relief du verbe *nu știu* „je ne sais pas”:¹³

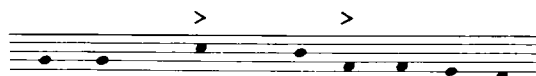


Fig. 1. Schiller: Ich weiß nichts von Glückseligkeit

¹² Sur la répétition éminesquienne v. l'étude de P. Diaconescu, *Repetiția, procedeu artistic în poezia lui Eminescu. Limbă și literatură III* (1957), p. 27—48.

¹³ Les courbes de l'intonation sont dues à l'amabilité de Mlle Klára Magdics, collaboratrice de l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences.



Fig. 2. Eminescu: De fericire-n lume nimica eu nu știu

Compte tenu de l'affinité logique et acoustique des mots formant une paire de rimes, nous avons encore à ajouter que, dans le cas du dernier vers, grâce à l'élan d'une diction plus ou moins pathétique, il s'établit une étroite liaison entre *pustiū*, adjectif par excellence du désespoir, et le syntagme *nu stiū*, conclusion si peu „résignée" des trois premières strophes.

4. *La structure syntaxique de deux poèmes en vers libres.* — Le vers libre, dès qu'il existe, assure à la souplesse de la phrase et à l'autonomie du mot une valeur bien différente des effets réalisés par le vers métrique.¹⁴ Autant que je sache, même les „éminescologues" n'ont point signalé le fait que le grand poète roumain montrait un certain intérêt non seulement pour le vers polymétrique ou hétérométrique (cf. sa belle traduction de la ballade *Der Handschuh* de Schiller¹⁵), mais aussi pour le vers libre proprement dit. Sous ce rapport nous avons à examiner, au point de vue de la syntaxe poétique, d'abord le petit poème *Numai poetul* . . . (écrit autour de 1868), ensuite une chanson manifestement symbolique, intitulée *Intr-o lume de neguri* . . . (1873?).¹⁶ Voici le premier texte où il est facile de distinguer l'introduction conçue en octosyllabes (ou en heptasyllabes, selon la terminologie française) et le noyau même du texte où seul le nombre des temps forts reste plus ou moins stable:

Numai poetul . . .

[illegible]

¹⁴ Sur les problèmes stylistiques du vers libre français v. surtout Z. Czerny, *Le vers libre français et son art structural*. Poetics — Poetyka — Поэтика, Varsovie, 1961, p. 249—279. A consulter aussi le volumineux ouvrage de H. Morier, *Le rythme du vers libre symboliste*, I—III, Genève, 1943—44.

¹⁵ On pourrait y ajouter aussi une traduction (inachevée) en vers libres rimés de l'élegie de Pouchkine К Овидию. Sur ce texte v. dernièrement С. Поповici dans le recueil d'études Страницы дружбы, p. 129—130.

¹⁶ Sur ces textes v. l'édition de Perpessicius, IV, p. 459, 488, V. p. 566, 580.

Numai poetul,	— u u — u ^
Ca pasări ce zboară	u — u u — u
Deasupra valurilor,	u — u — u u u ^
Trece peste	— u — u
nemărginirea timpului: ¹⁷	u u u — u — u u ^
În ramurile gîndului,	u — u u u — u u ^
În sfintele lunci,	u — u u — ^
Unde pasări ca el	u u — u u —
Se-ntrec în cîntări. ¹⁸	u — u u — ^ ^

La structure rythmique de ces vers est d'une clarté cristalline. Dans les 6 premiers vers, selon les lois générales de l'octosyllabe roumain, l'ictus le plus stable marque la 7^e syllabe, c'est-à-dire la clausule du vers. Un ictus un peu moins fréquent frappe la 3^e syllabe; enfin on trouve — quoique assez rarement — des ictus au début des deux ditrochées (ou „dipyrriques”, selon la conception de C. Brăiloiu.¹⁹ Aucun vers n'a 4 temps forts; les vers à 3 ictus sont moins fréquents que ceux à 2 ictus.

Dans la seconde partie, conçue en vers libres, chaque unité rythmique a deux ictus, mais le nombre des syllabes atones qui „flottent” autour de ces deux noyaux, peut varier de 1 à 3. Les pauses sont également d'importants éléments musicaux, autant de parties intégrantes d'un rythme où l'on reconnaît quand même la persistance d'une sorte de „senario” italien: u — u u — u („senario tronco”: u — u u — ^; „senario acefalo”: ^ — u u — u etc.).

Après le „martellato” du 1^{er} vers (— u — u | u u — u) qui énonce une sorte de maxime, mise en relief aussi à l'aide d'une belle allitération et d'une pause significative après la dernière syllabe, les vers 2—6 forment, au moyen de plusieurs enjambements, une seule période. Le vers 2 reste encore sur le plan énonciatif du 1^{er}, mais à partir du 3^e l'apparition d'une comparaison métaphorique (ou symbolique: les gens sont pareils à des ondes traversées incessamment par un Esprit!) exige déjà une rédaction plus nuancée et plus sinueuse; c'est ainsi que naît une sorte d'enchaînement logique des pensées. Dans la seconde partie du texte 8 vers forment une seule période; inutile de dire que, par suite de ce principe de composition, les enjambements y sont particulièrement fréquents. En même temps on constate une séparation voulue

¹⁷ Dans l'original nous avons affaire à un vers „ultra-long” (symbolisant peut-être l'immensité du temps). Notre division résulte d'une sorte de „Systemzwang” d'ordre rythmique.

¹⁸ „Tout passe dans le monde. — Les hommes s'en vont et meurent — Comme des milliers d'ondes — Pénétrés par un seul esprit — Qui erre sans cesse — Sur l'infini des mers. | Seul le poète — Comme les oiseaux au-dessus des flots — S'envole au-delà de l'immensité du temps, — Vers les ramifications de la pensée, — Vers les champs sacrés, — Où d'autres oiseaux comme lui — Rivalisent par leurs chants.”

¹⁹ Le vers roumain chanté. *Revue des Études Roumaines* II (1954), p. 11.

du sujet du prédicat; le vers contenant le sujet („Numai poetul . . .”) est détaché de son prédicat par une comparaison exposée en deux vers („Trece peste nemărginirea timpului”). En outre, du verbe *trece* dépend d'abord un complément de lieu associé au progrès de l'action dans un espace imaginaire, ensuite deux autres compléments de lieu indiquant déjà le but de ce „voyage” transcendantal („În ramurile gîndului, | În sfintele lunci”). C'est au dernier des trois compléments que s'ajoute le motif final: une évocation d'inspiration essentiellement musicale des champs élyséens (nommés ici: *sfintele < dumbrăvi > lunci*). Rappelons encore la symétrie assez singulière de deux cas d'emploi du mot *pasăre* „oiseau” (au figuré: „oiseau chanteur” → „poète, esprit élu”); ce terme est attesté (dans un sens encore assez concret ou, au moins, „ambivalent”) par le v. 2 de la seconde strophe et par l'avant-dernier vers (dans un sens très abstrait). Ce seul mot témoigne de l'essor de l'imagination poétique; la simple impression visuelle cède presque aussitôt la place à un tableau surnaturel.

Après ces vers où il est facile de reconnaître les reflets de certains modèles goethéens,²⁰ voici le second petit poème intitulé, comme nous venons de dire, *Între-o lume de neguri* . . .²¹ Au point de vue de la versification on y observe le procédé contraire: un „prélude” composé d'une dizaine de vers libres est suivi d'une „fugue” conçue en octosyllabes (heptasyllabes); seul le dernier vers se réduit à un „quaternario” (selon la terminologie italienne):

Între-o lume de neguri . . .

Între-o lume de neguri	—	o	—	o o	—	o	
Trăiește luminoasa umbră.	o	—	o o o	—	o	—	o ^ ^
Mai întii scăldată			o o	—	o	—	o
În ceți eterne și sure,	o	—	o	—	o o	—	o ^
Însă, încet-încet,	—		o o	—	o	—	^
Razele mari a gîndirii	—		o o	—	o o	—	o o
Negurile albe pătrund	—	o o o	—	o o	—	—	^
Și formează un arc albastru,	o o	—	o o	—	o	—	o ^
Clar senin în jurul lui,	o o	—	o	—	o	—	^

²⁰ Voici, par exemple, quelques lignes de l'ode *Gesang der Geister über den Wassern*:

Seele der Menschen,	—	o	o	—	o	
Wie gleichst du dem Wasser!	o	—	o	o	—	o ^
Schicksal des Menschen,	—	o	o	—	o	
Wie gleichst du dem Wind!	o	—	o	o	—	^ ^

²¹ Au fond, ce titre — de même que le premier — n'est qu'une simple reprise du vers initial. Le texte figure sans titre dans le ms. n° 2286, p. 21 v. (Bibliothèque de l'Académie de la République Populaire Roumaine. Département des Manuscrits).

Ce-a lui margini își găsește	o o	⊥	o o o	⊥	o	o
Într-a negurilor creți	o o	⊥	o o o	⊥	(^)	
Și nainte, înainte	o o	⊥	o o o	⊥	o	
Zboară geniul de lumină.	⊥	o	⊥	o o o	⊥	o
Îndărătu-i pintre neguri		o o	⊥	o	o	⊥
A rămas un fluviu clar	o o	⊥		o	⊥	o
De albastru senin aer.	o o	⊥	o o	⊥		⊥
În dungi supte, în cordele	o	⊥		⊥	o o o	⊥
De argint, ele suspendă	o o	⊥		⊥	o o	⊥
Fluturări și creți în calea	o o	⊥		o	⊥	o
Riului de-aer albastru,		⊥	o o	⊥	o	⊥
Ce de cale îi servește			o o	⊥	o o	⊥
Mîndrului geni și nalt		⊥	o o	⊥	o o	⊥
Al luminei. ²²					o o	⊥

Ce texte (qui, peut-être, n'est qu'un brouillon resté sans la dernière retouche) se divise en quatre phrases selon la formule suivante: 2+11+3+7 (au total: 23 vers). Pour montrer qu'il existe une profonde corrélation rythmique entre les vers asyllabiques (v. 1—13) et les vers syllabiques (v. 14—23), on pourrait proposer le schéma suivant, valable pour toutes les deux catégories du vers:

Vers à quatre ictus (1)	o	o	⊥	o	⊥	o	⊥	(^)
Vers à trois ictus (16)	(^)	o	o	o	o	o	o	o
Vers à deux ictus (5)	o	o	o	o	o	o	o	o
Vers à un ictus (1)	o	o	⊥	o				

A propos de ce cantique qui semble s'envoler — comme disaient les romantiques allemands — „am Flügel des Gesanges", nous ne voudrions si-

²² «C'est dans un monde de brouillards — Que vit l'ombre lumineuse. — Au début [elle est] baignée — De brunes éternelles et grises. — Mais peu à peu — Les puissants rayons de la pensée — Pénètrent ces nuages blancs — Pour former autour d'elle [littéralement: autour de lui] — Un arc d'un bleu clair et serein — Qui appuie ses bases — Sur la bordure crêpue des nuages — Pendant que le génie de la lumière — S'élance en avant, toujours en avant. — Derrière lui, parmi les brouillards — Il est resté un fleuve splendide — D'air bleu et serein. — Sous forme de bandes minces et de rubans — Argentés, ils [= les rayons de la pensée] suspendent — Des flottements et des ondes moutonnées dans la voie — Du fleuve d'air bleu — Qui sert de parcours — Au génie fier et sublime — De la lumière».

gnaler qu'une seule particularité jusqu'ici inobservée de la syntaxe eminescienne, à savoir l'emploi artistique de l'anacoluthie.²³ La première anacoluthie se rattache aux v. 3 — 4. Ce passage où le prédicat verbal proprement dit est remplacé par le participe *scăldată* se réfère certainement à la *luminoasa umbră*, mentionnée au v. 2. On s'attend à retrouver le même sujet féminin dans la principale suivante, puisque seule une construction de ce genre justifierait l'emploi de la subordonnée comportant un participe passé. En réalité, il n'en est rien. Dans la principale suivante, le sujet est déjà *razele mari a gîndirii* (au pluriel !), et c'est à ce deuxième sujet que s'ajoute d'abord un complément d'objet direct, ensuite un prédicat verbal ne comportant aucune reprise pronominale.²⁴ — La deuxième anacoluthie sert à orner le v. 9. La phrase «*Și formează un arc albastru — Clar senin în jurul lui*» se réfère incontestablement à la *luminoasa umbră* ; on s'attendrait donc à l'expression *în jurul ei* ! Dans ce cas le choix du pronom masculin s'explique par un accord grammatical „ad sensum” : il est vrai que l'expression se rapporte à l'„ombre lumineuse”, mais cette métaphore ne sert-elle pas aussi à désigner, par une habile paraphrase, l'esprit „élu”, nommé plus tard *geniul de lumină* ou *mîndrul geniului și nalt* — *Al luminei* . . . ? Le premier *lui* constitue donc une sorte d'anticipation par rapport au *g é n i e* de la lumière ; quant au second *lui*, il est parfaitement motivé par l'expression *arc albastru* au v. 8. — Signalons enfin aussi le troisième cas d'anacoluthie : au v. 18 il y a un *ele* (pronom féminin de la 3^e personne du pluriel) qui ne peut se référer qu'aux *razele mari a gîndirii*, mentionnées bien auparavant, au v. 6 ! Toutes ces hardiesses syntaxiques semblent aller de pair avec l'idée à exprimer ; comme si une des chorales mystiques de la Tragédie de l'homme d'Imre Madách avait servi de départ au poète qui, depuis son adolescence, croyait si fermement à sa vocation et — ajoutons-le aussitôt — à sa prédestination au malheur.²⁵

Pour convaincre ceux qui seraient enclins à ne voir que les tâtonnements d'un manuscrit inachevé dans les „incohérences” de ce texte éminescien, il convient de signaler encore un cas d'anacoluthie qui, autant que je sache, n'a jamais été relevée et encore moins appréciée à sa juste valeur. Cette fois il n'est plus question d'un poème posthume presque inconnu, mais d'une élégie pathétique du jeune poète : *Amorul unei marmure*.²⁶ Les premières strophes de ce poème pathétique évoquent les souffrances d'un amoureux

²³ Sur l'anacoluthie comme procédé stylistique v. W. Kayser, op. cit. p. 145.

²⁴ Les constructions archaïques de ce genre étaient fréquentes en ancien roumain ; voici une phrase caractéristique du Tetraevanghel de Coresi (1561) : „Sămănătorulub cuvântul sémănă” (éd. Fl. Dimitrescu, p. 81).

²⁵ Voir à ce sujet aussi l'explication, par le poète lui-même, du sens symbolique du poème Luceafărul (cité par G. Călinescu, Opera lui M. Eminescu, I, p. 72—3).

²⁶ La traduction approximative de ce titre serait : Amour pour un „marbre” (c'est-à-dire pour une jeune femme belle, mais froide comme le marbre). Sur ce poème v. mes réflexions exposées dans mon étude consacrée au *Stilul poetic al lui Mihai Eminescu*, Bucarest 1964, p. 48—55.

désespéré qui se compare tour à tour à un roi d'Assyrie, à la tempête mugissante, à un lion en rage, etc. Toutes les créatures ont un moyen d'apaiser leur colère ou de manifester les passions qui les tourmentent; seul le poète se sent entièrement désarmé vis-à-vis de la Fatalité:

Eu singur n-am cui spune cumplita mea durere,
Eu singur n-am cui spune nebunul meu amor,
Căci mie mi-a dat soarta amara mîngiere
O piatră să ador.

Murindului speranța, turbării răz bunarea,
Profetului blestemul, credinței Dumnezeu,
La sinucid o umbră ce-i sperie des perarea,
*Nimic, nimica eu.*²⁷

Les vers en italiques montrent très bien de quoi il est question: après une véritable cascade de syntagmes construits selon le principe *Dat[if] + S[ujet]*²⁸ la pointe de la tirade, à savoir *Nimic, nimica eu* (c'est-à-dire: **Nimic, nimica* [*n-am*] *eu* „moi, je n'ai rien, absolument rien) marque un passage brusque et totalement inattendu à une autre construction: au lieu de *eu*, on s'attendrait à lire dans cette phrase *mie* „à moi”, puisque seul ce datif continuerait le parallélisme des syntagmes précédents. Toutefois, il n'en est pas ainsi. L'«ellipse» — s'il y en a — persiste, mais — conformément au régime normal du verbe *a avea* „avoir” — *eu* est le sujet et *nimic, nimica* constitue, avec une répétition d'insistance, un complément d'objet direct. Il est évident que dans ce cas il ne s'agit pas seulement de la „tyrannie” de la rime et des autres „servitudes” de la versification; la modification des relations syntaxiques semble être le symbole d'une „paroi étanche” entre le poète et le reste des hommes.

5. *Vers la syntaxe poétique de l'impressionnisme et du symbolisme.* — Pour illustrer, de notre point de vue, le style impressionniste d'Eminescu,²⁹

²⁷ „Moi seul je n'ai pas à qui parler de mes cruelles souffrances, — Moi seul je n'ai pas à qui dire mon amour qui va jusqu'à la folie, — Parce que le sort m'a donné l'amère consolation — D'adorer une pierre. | Au mourant l'espoir, à la rage la vengeance, — Au profète la malédiction, à la foi Dieu, — Au suicidé une ombre qui chasse le désespoir, — A moi (littéralement: Moi) rien, rien”.

²⁸ A proprement parler, toutes ces phrases coordonnées sont elliptiques, mais — contrairement à ceux qui défendent les droits de l'ellipse (cf. par exemple l'étude de A. Niculescu: Sur un emploi particulier de l'ellipse du prédicat dans le style narratif. *Poetics*, p. 445—452) nous n'aimons pas opérer avec ce qui, d'une manière plus ou moins hypothétique, pourrait compléter une phrase donnée du texte poétique. Même le langage parlé de tous les jours est plein de propositions qui sont loin d'être construites selon le principe du „dualisme” syntaxique S + P.

²⁹ On ne saurait aborder ici la question, pour le moment fort épineuse, depuis quel moment et dans quelle mesure on peut admettre — en ce qui concerne les littéra-

nous avons choisi un petit lied de trois strophes commençant par le vers „Și dacă ramuri bat în geam . . .” Cette chanson bien connue, parue en 1883 dans la Familia,³⁰ fut pour beaucoup de contemporains une véritable pierre de scandale; même un critique aussi perspicace que N. Iorga attribua ce texte „obscur et apocalyptique” (sic !) à „un mauvais quart d’heure”.³¹ Non moins catégorique fut, en 1887, l’opinion de l’excellent prosateur B. Șt. Delavrancea; dans son article intitulé «O familie de poeți»³² qui, à proprement parler, n’est qu’une diatribe contre la poétesse Veronica Micle, il cite les trois strophes de la chanson bien connue, ensuite il s’écrie: „Minunate strofe ca aparență; minunat tăiate, făcute, lustruite, dar să nu cerci a înțelege ceva. Cu această condiție poți gusta muzica și mișcarea lor stranie . . . Cu aceste jucării perfect de frumoase trebuie să umbli încet, blînd, delicat, altfel să sparg, să risipesc și rimii în mîna decît cu puțin praf strălucitor”.³³ Les déclarations de ce genre montrent nettement non seulement la nouveauté de cette „manière” du poète, mais aussi les affinités profondes de celle-ci avec la musique. Ceci dit — sans nous arrêter à quelques modèles allemands qu’Eminescu devait certainement connaître³⁴ — nous passons à un examen rapide du texte:³⁵

<p> <Cînd ramuri negre> Și dacă ramuri Și se cutremur plopilor, <E, ca tot dragă> E ca în mîntre </p>	<p> } bat în geam } } } să te am </p>
---	--

tures romanes du XIX^e siècle — l’existence de certaines aspirations étroitement liées à l’impressionnisme de l’histoire des arts et, tout particulièrement, de la peinture. L’impressionnisme littéraire semble avoir précédé celui des arts. Dans un proche avenir nous comptons consacrer à ce problème une étude théorique. Une chose est certaine: précisément du point de vue de l’impressionnisme, c’est-à-dire d’une appréciation profondément personnelle des impressions sensorielles il existe une affinité indéniable entre Eminescu et Verlaine, un des plus grands poètes impressionnistes des littératures occidentales. Sur cet aspect de la poésie verlainienne v. O. Nadal, *L’impressionnisme verlainien*, Mercure de France, 1^{er} mai 1952; G. Michaud, *Messsage poétique du symbolisme*, Paris 1961, p. 108.

³⁰ Pour les variantes cf. l’éd. Perpessicius III, p. 79 sq.

³¹ Cité par Perpessicius dans son édition, III, p. 79.

³² Réédité dans le volume: B. Șt. Delavrancea, *Despre literatură și artă* (éd. par Mme E. Savu). Bucarest, 1963 p. 65.

³³ „En apparence, quelles admirables strophes; admirablement ciselées, facettées et polies, mais n’essaie même pas d’y comprendre quoi que ce soit. On peut goûter comme la musique leur mouvement étrange . . . Ces jouets d’une beauté parfaite, il faut les manier lentement, doucement, avec la plus grande précaution, sinon ils se brisent, s’éparpillent et il ne te reste entre les mains qu’un peu de brillante poussière”.

³⁴ D’après R. Manoliu (*Preocupări Literare* I, p. 271) le modèle aurait été une chanson bien connue de Heine: „Und wüsten’s die Blumen, die kleinen . . .” L’hypothèse nous paraît tout à fait improbable; nous penserions plutôt au principe de composition du célèbre lied goethéen *Nahe des Geliebten*: „Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer — Vom Meere strahlt . . .” Aux phénomènes de la nature s’associe, selon les caprices — ou la logique interne — de l’imagination poétique, le souvenir, voire l’image visuelle de la bien-aimée.

³⁵ Dans ce qui suit nous n’avons pris en considération qu’un certain nombre de variantes particulièrement significatives.

<De-acum> }
 <Chiar pîn } în urma gropii>
 Și-ncet să te apropii.

Și dacă stele bat în lac
 Adîncu-i luminîndu-l
 <E, ca în veci să nu mă-> } mpac
 E ca durerea mea s-o- }
 <La tine-avîndu-mi> } gîndul.
 Înseninîndu-mi }

<Cînd { <lacuri> }
 { neguri } palide aduc
 Pe lucii valuri luna>
 Și dacă nouri deși se duc
 De iese-n luciul luna,
 E ca aminte să-mi aduc
 De tine-ntotdeauna.³⁶

La gratuité des associations n'est qu'apparente; qui ne sentirait qu'il existe même dans ce lied une sorte de „logique intérieure” qui, sur le plan de la forme, se traduit par un arrangement impeccable des divers motifs, par un parallélisme d'inspiration musicale? L'ancienne anaphore romantique qui consistait à répéter la conjonction temporelle *cînd* „quand, lorsque”³⁷ (cf. les brouillons des strophes 1 et 3) est vite abandonnée; pour comprendre la genèse de la formule *și dacă* on peut penser aussi bien au *wenn* de Goethe³ qu'à un modèle beaucoup plus moderne, à savoir à une Chanson de Maeterlinck („*Et s'il* revenait un jour . . .”). Évidemment celle-ci, parue en 1897 (Douze chansons), est postérieure au petit poème d'Eminescu, mais il est permis de penser à un modèle commun qui serait encore à établir. A la répétition ternaire de la formule *Și dacă* s'associe une autre construction ternaire, le verbe d'existence *e (ca)* „c'est pour”, suivi d'un subjonctif et faisant

³⁶ „<Lorsque des branches noires> Et si des branches battent la vitre — Et que les peupliers se mettent à trembler, — <C'est, ma chérie> C'est pour t'avoir dans mon esprit — <Dès ce moment> <Jusqu'à la tombe> — Et pour te voir t'approcher. | Et si des étoiles éclairent le lac — Jusque dans ses profondeurs, — <C'est pour ne pas trouver de repos> C'est pour apaiser ma douleur <N'ayant que toi dans mes pensées> — Pendant que mes pensées deviennent plus claires. | <Lorsque des lacs> des brumes pâles invitent — La lune à glisser sur des ondes lumineuses> Et si des nuages épais s'en vont — Laisant paraître la lune dans toute sa clarté — C'est pour garder — Ton souvenir à jamais.”

³⁷ Une répétition ternaire de la conjonction *cînd* se trouve par exemple au début du poème *Din străinătate*; cf. aussi l'épigramme posthume *Cînd . . .* (1869) qui est d'ailleurs une préfiguration lointaine — encore plus goethéenne — du texte que nous examinons.

³⁸ Cf. le poème signalé dans la note 34.

allusion à une „iubită”³⁹ plus ou moins éloignée. A l'origine le „balancement ternaire” entre une image de la nature et l'évocation de la bien-aimée était parfaite; la symétrie n'a été troublée qu'au moment où le vers 8 „La tine-avindu-mi gîndul” a été remplacé par un texte plus beau, mais ayant un sens plus général: „Inseninîndu-mi gîndul”. Même la 3^e strophe porte les traces d'un petit sacrifice; il est indéniable qu'au point de vue de cet impressionnisme naissant les premières variantes — «Cînd <lacuri> neguri palide aduc — Pe lucii valuri luna» — étaient incomparablement plus hardies que la solution définitive qui n'avait qu'un seul but: mettre en relief l'apparition de la lune. Il est notoire qu'Eminescu était un poète essentiellement „sélénair”, obsédé par la lumière de la lune où il voyait tantôt le génie de la mort (cf. sa première Epître), tantôt un symbole de sa bien-aimée, perdue encore à Ipotești, în „zilele albe” (jours brillants d'innocence) de l'adolescence. Grâce à cette mention, entourée d'un halo de mystère, de la lune, notre lied et surtout sa conclusion s'approchent aussi du symbolisme; en tout cas il est significatif que sur la même feuille (ms. 2277, p. 123) où se trouve le premier brouillon de la chanson «Și dacă . . .», on lit aussi le titre d'un recueil de vers projeté par Eminescu: „*Lumină de lună*. <Poezii> Versuri lirice”. Peut-être ne se trompe-t-on pas si l'on suppose que la chanson que nous venons de citer et à laquelle Maiorescu a également réservé une place d'honneur dans son édition, contenait, sous une forme extrêmement succincte, un leitmotiv de toute l'œuvre lyrique éminescienne.⁴⁰

Ajoutons aussitôt que l'élégance de la composition est un trait essentiel non seulement de l'impressionnisme d'Eminescu, mais aussi de son symbolisme.⁴¹ Sous ce rapport nous nous bornerons à renvoyer à un exemple que nous avons déjà signalé dans un article récent sur les problèmes et tâches de la stylistique littéraire.⁴² Il est question de deux petites strophes que les ondes personnifiées (Undele) chantent dans le „tableau dramatique” Mureșanu auquel Eminescu travaillait, avec des interruptions, de 1869 à 1876. Voici donc le Chant des Ondes:

³⁹ Cf. une des variantes du v. 3: „E, ea iubită să te am . . .” qui nous n'avons pas citée plus haut (éd. Perpessicius V, p. 82).

⁴⁰ La chanson „Și dacă . . .” et l'analyse que nous venons de lui consacrer sont à comparer à ce que W. Kayser a dit d'une des plus belles chansons de Verlaine: «La lune blanche . . .», conçue, en dernière analyse, selon les mêmes principes de composition (op. cit. p. 157 sq.).

⁴¹ Nous employons le terme de „symbolisme” dans un sens assez restreint: à notre avis, le symbole proprement dit n'est jamais expliqué par le poète lui-même; dans ce cas nous aurions affaire plutôt à une métaphore ou à une allégorie. A propos du Luceafărul d'Eminescu il est curieux de signaler l'hésitation de C. F. Popovici: «Вся эта сюжетная канва сказочного характера является а л л е г о р и е й. В образах поэмы, в сюжетных ситуациях, да и в самых выводах заключается идея, выраженная с и м в о л а м и» (Страницы дружбы, p. 164).

⁴² Principes de stylistique littéraire romane. Beiträge zur romanischen Philologie, II (1963), fasc. 2, p. 8.

aussi bien des phrases construites selon le principe de l'ordre direct que de celles qui reposent sur le principe de l'inversion. A ce propos nous avons eu l'occasion de relever aussi quelques traits archaïques de la syntaxe d'Eminescu. — L'analyse de deux poèmes écrits en vers libres nous a révélé une syntaxe plus complexe, plus sinueuse où les enjambements jouent un rôle encore plus important que dans les formes traditionnelles. Les mêmes vers libres nous ont obligé de mettre en relief l'importance de l'anacoluthé qu'on retrouve parfois aussi dans les poèmes métriques. — Dans la troisième partie du présent article nous avons ébauché quelques moments du contact du style éminescien avec les tendances de l'impressionnisme et du symbolisme; précisément dans les lieds de ce genre la musicalité augmente et les symétries de la construction des phrases s'ajoutent, elles aussi, à la musicalité des mots comme une seconde voix, comme un élément lucide qui semble flotter au-dessus de la pénombre de certaines suggestions. Grâce à ces réussites jusque-là totalement étrangères à la poésie roumaine l'œuvre d'Eminescu représente non seulement un aboutissement, mais aussi une porte large ouverte sur l'avenir, une porte par où passent les rayons d'un „génie de la lumière”.

Л. ГАЛЬДИ: МАТЕРИАЛЫ К ИЗУЧЕНИЮ ПОЭТИЧЕСКОГО СИНТАКСИСА МИХАИЛА ЭМИНЕСКУ

(Резюме)

О синтаксисе румынского поэтического стиля нет таких основательных трудов как, например, известные исследования Н. С. Поспелова о синтаксисе Пушкина. Еще менее изучено влияние разных литературных течений XIX-ого века (от романтизма до символизма и импрессионизма) на развитие поэтических «слов», т. е. индивидуальных стилей. В настоящей статье показано, что и о великом румынском поэте Эминеску, умершем 75 лет тому назад, можно повторить то, что Бодлер писал о Тассо: «Ce rude travailleur qui toujours lutte et veille.» На деле, в поэзии Эминеску, этого неутомимого мастера слова, находим — кроме влияния романтизма и постромантизма — целую гамму других стилистических попыток. Автор анализирует прежде всего структуру предложения в раннем переводе (1867) элегии *Resignation* Шиллера; в этом случае внимание сосредотачивается на употреблении переноса даже в рамках изложения классического типа поэтических мыслей.

Во втором подразделе речь идет о синтаксическом строе двух ранних, но посмертно опубликованных стихотворений. Эти тексты (*Numai poetul...* [= Только поэт], ок. 1868 и *Intr-o lume de neguri* [= Среди густых туманов], ок. 1873) хорошо показывают, в какой мере Эминеску интересовался очень рано — под влиянием некоторых известных од Гете — экспрессивными возможностями свободных стихов.

В последнем разделе проанализированы две «песни» (*Si dacǎ ramuri* [= И если тополь...]; *Noi, undele crește* [= Мы, кудрявые волны]), которые свидетельствуют о стремлении поэта приблизиться к певучести символистической и импрессионистической лирики. После относительно сложного синтаксиса свободных стихов, в этих «песнях» Эминеску вернулся к тем простейшим типам поэтического синтаксиса, которые ему были известны и посредством глубокого его знакомства с выразительными средствами народной поэзии.

CHRONICA

JOHANN MELICH

(1872—1963)

Von

JOLÁN BERRÁR

1. Am 20. November 1963 starb im Alter von 92 Jahren, nach rund 70 Jahren wissenschaftlicher Wirksamkeit Johann (János) Melich, der auch im Ausland bekannte und anerkannte ungarische Sprachhistoriker. Die Entwicklung der ungarischen Etymologie und Wortforschung zu Disziplinen von europäischem Rang, des näheren aber der Beginn der historischen Namenforschung in Ungarn ist mit Melichs Namen aufs engste verbunden. Er hinterließ nicht nur ein ungemein reichhaltiges wissenschaftliches Erbe, sondern hat vielen Generationen der ungarischen Sprachhistoriker entscheidende Anregungen und Richtlinien geboten.

Johann Melich wurde am 16. September 1872 in Szarvas (Komitat Békés) als Sohn einer slowakischen Familie geboren. Die Universitätsstudien absolvierte er in Klausenburg (rum. Cluj) und studierte dann in Wien weiter. 1896 wurde er Kustos und später Direktor der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums. Seit 1901 wirkte er an der Budapester Universität als Privatdozent für ungarische Sprachwissenschaft auf dem Fachgebiet Etymologie. Zwanzig Jahre später, 1921 wurde er von der Philosophischen Fakultät Budapest zum Ordinarius für slawische Philologie berufen und war eine Zeit lang auch der geschäftsführende Stellvertreter des Vorsitzenden des Universitätsinstituts für Lehrerbildung. In den 30er und 40er Jahren war er Mitglied des Kuratoriums der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und zeitweilig der Klasse für Sprachwissenschaft und Ästhetik. Seit der Gründung der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft im Jahre 1904 gehörte er als aktives Mitglied ihrer Leitung an und wirkte Jahrzehnte lang als Schriftleiter ihrer Zeitschrift *Magyar Nyelv* [= Ungarische Sprache]. Anfang der 40er Jahre, etwa im Alter von 70 Jahren trat er in den Ruhestand, zog sich alsbald auch von seinen sonstigen Verpflichtungen zurück und widmete sein Leben bis zu seinem Tode im Jahre 1963 ausschließlich der wissenschaftlichen Arbeit.



2. Johann Melich bezog 1891 die Universität Klausenburg. Er selbst sagt über die wissenschaftliche Atmosphäre, die er dort vorfand, folgendes: „Die älteren Professoren für Sprachwissenschaft bekannten sich zu den Grund-

sätzen von Benfey, Curtius, Schleicher und ihrer Schule, die jüngeren aber zu jenen, die von den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts an von den immer stärker vordrängenden sog. Junggrammatikern verkündet wurden" (MNY. XXXVIII [1942], S.239). Die Prinzipien und Methoden der Junggrammatiker machte sich Melich mit Vermittlung seines Professors J. Szinnyei, eines der bedeutenden Vertreter der damaligen ungarischen Sprachwissenschaft zu eigen. Zugleich aber studierte er sorgfältig die Werke des anderen großen Junggrammatikers, Zs. Simonys. Ein anderer Professor lenkte Melichs Aufmerksamkeit auf das Schaffen B. Delbrücks und später wurde er mit der „Völkerpsychologie“ W. Wundts bekannt. Zweifellos haben die erwähnten Richtungen und Werke J. Melichs ganze wissenschaftliche Wirksamkeit grundlegend bestimmt. Hinzu kam noch der Einfluß von V. Thomsen, den Melich selbst wiederholt erwähnt. Wohl vermerkte er später auch, daß er das postume Werk Saussures und die Tätigkeit der Prager Schule kennengelernt habe, doch dürften diese neuen Richtungen den bereits 40-jährigen Forscher, der sein Leben lang Sprachhistoriker und Junggrammatiker blieb, kaum tiefer beeindruckt haben.

Dies aber will nicht besagen, daß sich Melich vor den Einsichten der ausländischen Sprachwissenschaft seiner Zeit verschlossen hätte. Seine Studienreisen führten ihn nicht nur nach Österreich, sondern auch nach Rußland und mit einem ständigen und besonderen Interesse verfolgte er die Arbeiten über sein besonderes Forschungsgebiet, hauptsächlich die Etymologie, die Erforschung der geographischen Namen, die Lexikographie und die Slawistik. Zugleich sorgte er dafür, daß seine Forschungsergebnisse auch im Ausland bekannt wurden. So erschienen seine Abhandlungen jahrzehntelang vor allem in den ausländischen Fachzeitschriften zur Slawistik (Arch. f. slav. Phil., Zschr. f. slav. Phil. usw.)

3. Der junge Forscher war von Anfang an von der ungarischen Etymologie und Wortgeschichte angesprochen. Das aber ist keineswegs ein eng begrenztes Fachgebiet. Wer sich damit befaßt, muß eingehend vertraut sein mit der ungarischen Lautgeschichte, gewissermaßen mit der historischen Morphologie und Semantik, ja auch mit der Syntax. Zugleich muß er auch viele Einzelheiten der ungarischen Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte kennen. Und sobald er sich auch mit den fremdsprachlichen Elementen des Wortschatzes befaßt, — und welcher Forscher der Etymologie tut das nicht, besonders in Ungarn, wo dies bei der Untersuchung der ungarischen Sprache geradezu unvermeidlich ist, kamen doch die Ungarn jahrtausendlang mit unzähligen Völkern mit den verschiedensten Sprachen und Sprachtypen in Berührung —, muß er auch in die Sprache und Geschichte der die Wörter übergebenden Völker einen annähernd exakten Einblick gewinnen. Darum läßt sich nicht sagen, daß J. Melich 70 Jahre seines Lebens einem eng begrenzten Forschungsgebiet gewidmet hätte, umso weniger, als er auf diesem weiten Feld seiner Disziplin vielseitig, auf alle Einzelheiten und vielfältigen Beziehungen bedacht, mit der Gründlichkeit eines großen Philologen tätig war.

Wollen wir sein Schaffen richtig einschätzen, müssen wir wissen, wie es zur Zeit der Anfänge Melichs um diese Disziplin der ungarischen Sprachwissenschaft stand, inwiefern er die einschlägigen Forschungen gefördert hat.

Die ungarische Sprachwissenschaft war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiet der Etymologie kaum über die Anfänge hinausgekommen. Wohl hatten J. Sajnovics, S. Gyarmathi u. a. die Verwandtschaftsbeziehungen

des Ungarischen geklärt, doch hielten viele — und nicht gerade unbegabte — Wissenschaftler während des ganzen 19. Jahrhunderts auch weiterhin an der Verwandtschaft des Ungarischen mit dem Türkischen, dem Sanskrit, dem Hebräischen und mit anderen „morgenländischen“ Sprachen fest. So wurden auf Grund zufälliger lautlicher Übereinstimmungen die unmöglichsten „Etymologien“ erschlossen. Gegen diese Wahnlinguisten traten allmählich die fachkundigen, in ihrer wissenschaftlichen Urteilsbildung strengen Finnougriken auf, die die Gesetzmäßigkeiten der finnougriken Lautentsprechungen entwickelten, sich an diese mitunter allzu starr hielten und andere Seiten des pulsierenden Lebens der Sprache außer acht ließen. So folgten auf diesem Gebiet nach P. Hunfalvy und J. Budenz zahlreiche jüngere Sprachwissenschaftler.

Andererseits hatte schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts M. Révai den Weg zur historischen Erschließung der Wörter gewiesen und mit der wissenschaftlich ausgerichteten Bearbeitung der frühen Sprachdenkmäler des Ungarischen begonnen. Trotzdem wurden die wirklichen historischen Tatsachen von einzelnen Grammatikern und Lexikographen der ersten, ja sogar der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mißachtet, indem sie auf Grund der Wurzeltheorie und der Lautsymbolik die Wörter in gar nicht vorhandene, unverständliche Elemente zügellos zerlegten. Manche von ihnen seziierten Fremdwörter, ja sogar fremdsprachige Ortsnamen in ungarische „Wurzeln“. Als Rückwirkung darauf studierten die Forscher, die sich um die Zeitschrift *Magyar Nyelvőr* [=Ungarischer Sprachwart] geschart hatten, sorgfältig die Elemente des Wortschatzes und der Grammatik des Ungarischen, die Ähnlichkeit mit den Sprachen der Nachbarvölker hatten, und erklärten diese ähnlichen Züge mit fremden Einflüssen. Über diese Forschergruppe schreibt Melich: „Damals fanden sich alle unsere namhafteren Linguisten um den 'Sprachwart' zusammen und hier hielten wir damals — als Rückwirkung auf die Vergangenheit — im Wortschatz, in der Satzlehre und oft auch in der Formenlehre der ungarischen Sprache vieles für richtig, was es heute nicht ist. So wurden *Bakony*, 'Bakonyer Wald, Buchenwald', *bojtár* 'Junghirt, Hüterjunge', *csákó* 'Tschako, eine Art Helm' und andere rein ungarische Wörter mit einer fremdsprachigen Etymologie erklärt. Die Deminutivsuffixe der Vornamen (Personennamen) hielt man zumeist für slowakisch; . . . ebenso meinte man, die perfektivierende Bedeutung unserer verbalen Vorsilben sei slawischer Herkunft usw. Selbstverständlich schloß ich mich dieser Gruppe an, nicht, weil ich damals für modern und zeitgemäß gelten wollte, sondern weil es namhafte Forscher so lehrten" (MNy. XXXVIII [1942], 241). Unter diesen namhaften Forschern befanden sich auch G. Szarvas und Zs. Simonyi, die Schriftleiter des *Magyar Nyelvőr*. Kein Wunder also, daß der junge Universitätshörer ihren Methoden nacheiferte. Hier sei bemerkt, daß diese große Generation der 1870er—1890er Jahre — sowohl die Finnougriken wie die Forscher fremdsprachlicher Einflüsse — die Erschließung des ungarischen Wortschatzes trotz ihrer Mängel als erste wissenschaftlich begründeten, so daß viele Etymologien, die sie erschlossen, heute noch zutreffend sind. Angeregt durch ihre reichfaltige Wirksamkeit, sah die Ungarische Akademie der Wissenschaften 1904 die Zeit für gekommen, einen Wettbewerb zur Erstellung eines Entwurfs zu einem etymologischen Wörterbuch der ungarischen Sprache auszuschreiben.

4. Dieses Preisausschreiben wurde von zwei jüngeren Forschern, von Z. Gombocz und J. Melich gewonnen. Zweifellos betrachtete Z. Gombocz,

dieser vielseitige Wissenschaftler von sprühendem Geist und außerordentlicher Gabe für die Systematisierung, die Etymologie nur als eine von seinen vielen Disziplinen. Der Etymologe von echtem Schlag, der sein Leben auf dieses Fachgebiet gesetzt hatte, war Johann Melich. Damals befaßte er sich schon fast seit einem Jahrzehnt eingehend mit der Etymologie. Den Doktorhut hat er mit einer Dissertation über die „Deutschen Lehnwörter“ (*Német vendégszók*) erworben. Er hatte die mit V. Lumtzer gemeinsam verfaßte neuere Arbeit über die aus dem Deutschen entlehnten Gattungs- und Ortsnamen in deutscher Sprache veröffentlicht, und des weiteren ein über 600 Seiten starkes Werk über die slawischen Lehnwörter des Ungarischen verfaßt, das ursprünglich als erster Band seiner einschlägigen Forschungsergebnisse gedacht war, das er aber später nicht fortsetzte. Außerdem hatte er schier unzählige Etymologien erschlossen und verfolgte die etymologische und lexikographische Literatur im In- und Ausland mit regem Interesse.¹

Schon in diesem ersten Jahrzehnt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ließ Melichs etymologische Methode eine bedeutende Entwicklung erkennen. Schon das bearbeitete konkrete Sprachmaterial vermittelte ihm zahlreiche Einsichten und er zögerte nie seine Irrtümer und Fehltritte richtigzustellen. J. Balassa sagt in einer Kritik über Melichs *Deutsche Ortsnamen* (Nyr. XXIX. S. 462), in dem umfangreichen Werk gebe es viel Inkonsequentes, denn Melich habe während der Arbeit seine Meinung über das eine oder andere Wort geändert und die einschlägigen phonetischen u. a. Folgerungen modifiziert. Melich griff auch später wiederholt auf die deutschen Lehnwörter zurück, weil er einzelne Fragen nicht für hinreichend gelöst hielt.

Als erfahrener Philologe erwies er sich einige Jahre später in seinem Werk über die slawischen Lehnwörter des Ungarischen (*Szláv jövevényszavaink*). Darin ging er von dem Grundgedanken aus, daß man die Einflüsse der verschiedenen slawischen Sprachen ebenso auseinanderhalten müsse, wie man nicht von neulateinischen Lehnwörtern im allgemeinen sprechen könne. Bei dieser Arbeit genügten keineswegs nur phonetische Kriterien. Darum erörterte Melich die Unterschiede im Wortschatz der verschiedenen Kulturkreise (Kirchen) angehörenden slawischen Völker sowie die wortgeographisch bedingten Abweichungen sehr ausführlich. Diesen Blickpunkt, den er übrigens von F. Kluge übernahm, hat er als einer der ersten in der Praxis angewandt und war damit ein Vorläufer der Erstellung von Sprachatlanten. Mit seinen slawistischen Forschungen schließt sich Melich als würdiger Mitarbeiter den großen slawischen Vertretern der Slawistik, wie Miklosich, Jagič, Vondrák an, hat er doch mit der Erschließung der slawischen Beziehungen des Ungarischen auch zahlreiche, für die Slawistik sehr wichtige Ergebnisse erarbeitet.

1914 erschien das erste Heft des Ungarischen Etymologischen Wörterbuchs (*Magyar Etymologiai Szótár*), dem 20 Jahre später, 1944 die Veröffentlichung des 17. Heftes folgte. Mit diesem Heft wurde die Arbeit beim Buchstaben G vorerst unterbrochen. Allen ungarischen Sprachwissenschaftlern sind die Werte und Mängel dieser Arbeit bekannt, desgleichen die Ursachen

¹ *Német vendégszók* [= Deutsche Lehnwörter]: Nyr. XXIV (1895) und Sonderabdruck; V. Lumtzer und J. Melich: *Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes*. Innsbruck 1900. — *Szláv jövevényszavaink* [= Slawische Lehnwörter des Ungarischen]. NyK. XXXII–XXXV. und Sonderdruck. I, Teil 1, 1903 und Teil 2, 1905.

dessen, daß sie ein Fragment blieb (vgl. Kniezsa, S.: MNy. XL. [1941], S. 158—68). Hierbei haben auch objektive Gründe mitgespielt: der Tod von Gombocz im Jahre 1935, die vielseitigen, anderweitigen Arbeiten Melichs, die kriegsbedingten Schwierigkeiten bei der Herausgabe solcher wissenschaftlichen Werke. Der Hauptgrund aber lag m. E. darin, daß die etymologische Forschung in Ungarn 1904 noch nicht den Stand erreicht hatte, der ihr erlaubt hätte, die Voraussetzungen für die Erstellung eines vollständigen etymologischen Wörterbuchs zu schaffen. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hatte mit dem Preisausschreiben eigentlich nur bezweckt, die bis dahin erarbeiteten Etymologien auf Grund einer kritischen Sichtung in einem Sammelband als Ausgangspunkt zu weiteren etymologischen Forschungen zu veröffentlichen. Melich aber — der mit den damaligen Ergebnissen mit Recht unzufrieden war — begann mit der systematischen, dem modernen Niveau entsprechenden Bearbeitung des ungarischen Wortschatzes. Dazu brachte er alle Voraussetzungen mit: die gründliche Kenntnis des reichen Materials, seine leistungsstarke Arbeitsfähigkeit, seine sichere kritische Gabe und seine schöpferische Phantasie.

Seine Arbeit war zweifellos erfolgreich. Er sammelte eine große Menge neuer historischer Belege, klärte die unumgänglichen phonetischen und morphologischen Einzelheiten, entwickelte die Grundsätze und die Methoden der etymologischen Praxis. Wir vermögen Melichs einschlägige Arbeiten richtig einzuschätzen, wenn wir sein Werk nicht als ein unvollendetes Wörterbuch betrachten, sondern als eine Reihe von Abhandlungen zur Wortgeschichte, die verlässliche Ergebnisse darbieten und mit ihrer Methode den weiteren einschlägigen Forschungen als Vorbild dienen.

Zur Geschichte des *Etymologiai Szótár* gehört es noch, daß Melich auch nach der Unterbrechung der Veröffentlichung die Erschließung weiterer Etymologien fleißig fortsetzte. Er veröffentlichte jedoch nur einen kleinen Teil seiner Arbeiten in Zeitschriften und in zwei späten Sammelbänden seiner *Abhandlungen* (Dolgozatok I. NytudÉrt. Nr. 11. 1957; Dolgozatok II. NytudÉrt. Nr. 41, 1963), die meisten blieben im Manuskript. (Das Sprachwissenschaftliche Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften wird in einigen Jahren das neue, nunmehr vollständige *Ungarische Etymologische Wörterbuch* = *Magyar Etymologiai Szótár* herausgeben.)

5. Das Material des *Etymologiai Szótár* von Melich und Gombocz wurde beträchtlich überhäuft durch die zahlreichen aufgenommenen Eigennamen. Kniezsa schlug in seiner bereits angeführten Kritik 1941 vor, die Veröffentlichung der Hefte des *Etymologiai Szótár* u. a. durch die völlige Ausklammerung der Eigennamen zu beschleunigen. Wie aber hätte Melich auf diese verzichten können, wo ihm doch gerade ihre Erforschung als sprachwissenschaftliche Aufgabe am meisten ans Herz gewachsen war? „Die Eigennamen waren für den Linguisten früher noch so viele Blümlein Rührmichnichtan . . .“ zitiert Melich einen Hinweis seines Lehrers J. Szinnyei (MNy. XXXVIII [1942], S. 243). Nun bestehen aber die ungarischen Sprachdenkmäler vor dem 15. Jahrhundert — mit Ausnahme einiger kürzerer Texte — aus einer Unmenge von Eigennamen. Konnte man diese zuverlässig in den Dienst der einschlägigen Forschungen stellen, so ließen sich die Probleme der ungarischen Sprache bis ins 10. Jahrhundert zurück entschlüsseln. Melich war der Überzeugung, daß „die Eigennamen denselben Lautwandlungen unterliegen wie die als Gattungs-

namen gebrauchten Wörter der Sprache" (MNY. II, S.106), und er ließ nichts unversucht, um diese „schwer zugänglichen" Elemente zur methodischen linguistischen Forschung heranziehen zu können. Dieses Bemühen ging einher mit der Bestrebung, die in fremdsprachigen Texten gegebenen Streudenkmäler des Ungarischen — zumeist Eigennamen — ihrer Bedeutung entsprechend in die wissenschaftliche Untersuchung einzubeziehen. Dadurch nämlich ließ sich die durch Denkmäler belegbare Geschichte der ungarischen Sprache um 400 bis 500 Jahre rückgehend ausweiten. Melich durfte mit Recht sagen; „Zu dieser rückläufigen Ausweitung der Quellen der ungarischen Sprachgeschichte habe ich mein Teil beigetragen" (MNY. XXXVIII [1942], S.242).

Die Eigennamen lassen sich aber auch anderweitig verwerten. Der fachkundige Forscher vermag ihre Zunge zu lösen, so daß sie unzählige historische Daten verraten, die ohne sie — in Ermangelung schriftlicher Quellen — unbekannt bleiben müßten. Nun, Melich brachte die ältesten ungarischen Ortsnamen „zum Sprechen" und umriß an Hand dieser Quellen das bislang unbekannte Bild der komplizierten Siedlungsgeschichte Ungarns zur Zeit der ungarischen Landnahme.² Auch auf diesem Gebiet mußte er schlechterdings eine neue Bahn brechen, und er machte mit seiner streng wissenschaftlichen Methode Schule. Seine Forschungsergebnisse wurden auch im Ausland bekannt. Melich wurde den Eigennamen Zeit seines Lebens nicht untreu. Seine bereits erwähnten zwei Bände, die im letzten Jahrzehnt seines Lebens erschienen, enthalten zumeist Studien über Ortsnamen. Eine dieser Abhandlungen schließt er mit folgender, im persönlichen Ton gehaltener Bemerkung: „Man möge mir gestatten, am Ende dieser Abhandlung ein Geständnis abzulegen. Ich habe meinen Artikel *Mátra* 'Matragebirge (in Nordostungarn)' in meinem 88. Lebensjahr aufgesetzt. Es ist möglich, daß das dieser Abhandlung anzumerken ist, mir aber gereicht es zum Trost, daß ich die Etymologie von *Tátra* 'Tatra', *Fátra* 'Fatra' und *Mátra* 'Matra' unanfechtbar klären konnte" (Dolgozatok II. NyttudÉrt. Nr. 41, S. 74). — Die onomatologischen Forschungen Melichs wurden — um nur die ältesten Linguisten zu erwähnen — von D. Pais und S. Kniezsa in würdiger Weise fortgesetzt. Und die einschlägigen Arbeiten der Schüler dieser drei Altmeister der ungarischen Namensforschung belaufen sich auf eine ansehnliche Reihe von Bänden.

6. Johann Melich bietet in allen seinen Aufsätzen eine einzigartige Vielfalt von Belegen. Auch bei der Abfassung der Wortartikel des *Magyar Etymologiai Szótár* begnügte er sich nicht mit den bereits veröffentlichten bzw. lexikographisch erfaßten historischen Belegen, sondern verarbeitete eine Unmenge von neuen Quellen. Wie bereits erwähnt, schenkte er als einer der ersten den ungarischen Streudenkmälern in den frühen lateinischen Urkunden ein besonderes Augenmerk. Eine andere Gruppe von Denkmälern, die ihn besonders interessierten, waren die lateinisch- (oder sonstigen anderssprachlich)-ungarischen Nomenklaturen und Wörterbücher. Er selbst veröffentlichte mehrere dieser Quellen und untersuchte auch die früher erschienen einschlägigen Arbeiten.³ Für diese Sprachdenkmäler hatte er nicht nur als für

² *A honfoglaláskori Magyarország* [= Ungarn zur Zeit der Landnahme]. Budapest 1925—29.

³ *A gyöngyösi latin—magyar szótártörődék* [=Das lateinisch—ungarische Wörterbuchfragment von Gyöngyös]. Budapest 1898. — *A brassói latin—magyar szótártörődék*

Fundgruben des ungarischen Wortschatzes, aus denen er weiteres Material schöpfen konnte, Interesse, sondern er betrachtete sie auch als Zeugen einer wichtigen Etappe der ungarischen Kulturgeschichte und als Exemplare einer besonderen, sich entwickelnden Disziplin. So tritt uns Melich in seiner Arbeit über die ungarische Lexikographie (*A magyar szótáriróadalom*) als fachkundiger Lexikograph, Bibliothekar und Kulturhistoriker entgegen. In dieser Arbeit analysiert er die Nomenklaturen und Wörterbücher des 14.—18. Jahrhunderts, deckt ihre Zusammenhänge auf und skizziert den Entwicklungsablauf dieser Disziplin (NyK. XXXV [1905] und NyF. Nr. 46, [1907].

Das Studium der alten Sprachdenkmäler erfordert unumgänglich die Erforschung der Orthographie. Auch in dieser Hinsicht war Melich ein Bahnbrecher. Die gründliche, minuziöse Untersuchung der Lautzeichen erschließt den lebendigen historischen Hintergrund der Entstehung der ungarischen Schriftlichkeit (*Latinbetűs helyesírásunk eredete* [=Herkunft unserer lateinischen Orthographie]. NyK. XLIX [1935] und AkNyÉrt. XXV, Nr. 4, 1935). Auch in dieser Hinsicht setzte S. Kniezsa die Arbeit Melichs fort.

7. J. Melich widmete auch Problemen der Lautgeschichte und der Morphologie mehrere Abhandlungen. Wir wissen, daß er eine Arbeit über die ungarische Lautgeschichte vorbereitete. Es ist jedoch kein Zufall, daß er diesen Plan Zeit seiner 70-jährigen Wirksamkeit nicht verwirklichte. Wir dürften uns mit der Annahme, nicht allzu sehr irren, daß Melich sowohl die Lautgeschichte als auch die Morphologie nur als eine „ancilla lexicologiae“ betrachtete. Sein Ziel war die Etymologie, phonetische und grammatische Forschungen waren nur notwendige Abstecher, Mittel zur Vervollkommenung der etymologischen Methode. Trotzdem, oder vielmehr noch eben darum veröffentlichte Melich vorzügliche Arbeiten zur Lautgeschichte (z. B. NyK. XXXV [1905], XXXIX [1910]; MNy. VI [1910]; NyK. XLIII [1917] usw.). So machte er als erster auf einzelne phonetische Merkmale der altungarischen Dialekte aufmerksam (MNy. XXI [1925]).

Melich hätte auch auf dem Gebiet der historischen Grammatik Hervorragendes leisten können, wie dies die in seiner Tätigkeit einzigartige umfangreiche morphologische Arbeit bezeugt: *A magyar tárgyias igeragozás* [=Die objektive Konjugation des Ungarischen]. MNy. IX [1913] und MNyTK. Nr. 14 [1914]. Vor Melichs Abhandlung war die Theorie von Budenz und seiner Schule verbreitet, die in den Verbalformen der objektiven Konjugation des Ungarischen aufs Objekt besonders hinweisende Elemente voraussetzte, und zwar galt als solches Morphem das in einigen Formen auftretende *j* (z. B. *vár-j-a* 'er/sie/es erwartet ihn/sie/es', *vár-j-uk* 'wie erwarten ihn/sie/es'). Wo dieses *j* fehlte, wurde sein Schwund phonetisch erklärt. Melich führte die neueren Ergebnisse der Junggrammatiker in die Morphologie ein: so konnte er mit Beachtung der Wirkung von Adaptation und Analogie die frühere starre Auffassung lockern. Seine Abhandlung war auf dem einschlägigen Gebiet der ungarischen Morphologie von weittragender Bedeutung, obschon die Ergeb-

[=Das lateinisch—ungarische Wörterbuchfragment von Kronstadt]. Budapest 1905. — Szikszai Fabriczius Balázs *latin—magyar szójegyzéke 1590-ből* [=Das lateinisch—ungarische Wörterverzeichnis des B. Szikszai Fabriczius aus dem Jahre 1590]. Budapest 1906. — Calepinus *latin—magyar szótára 1585-ből* [=Das lateinisch—ungarische Wörterbuch des Calepinus aus dem Jahre 1585]. Budapest 1912. — Des weiteren veröffentlichte er Glossen und sonstige Denkmäler aus dem 16. Jahrhundert.

nisse seiner Forschungen — daß nämlich die objektive Konjugation mit der Flexion mit possessiven Personalsuffixen identisch sei — durch die neueren Untersuchungen, besonders durch jene von G. Mészöly modifiziert wurden. J. Melich hat noch weitere wertbeständige Arbeiten zur Morphologie, hauptsächlich zur Wortbildung veröffentlicht (z. B. MNy. VII [1911], XIII [1917], XIV [1918], XXVIII [1926], XXXIII [1937]; NyK. L [1936] usw.). In einer vorzüglichen semasiologischen Abhandlung befaßte er sich hauptsächlich mit den Lehnübersetzungen bzw. Bedeutungsentlehnungen im Altungarischen (*Jelentéstaní kérdések* [=Fragen der Semasiologie]. MNyTK. Nr. 42 [1938]).

8. Abschließend können wir kein glaubwürdigeres Portrait J. Melichs aufzeigen, als das von D. Pais, dem jüngeren Freund und Mitarbeiter skizzierte Bild: „Ein außerordentlich lebendiger Geist, in dem ununterbrochen Probleme gären, die sich in nie versiegender Fülle zu Lösungen abklären . . . In seinen Zielsetzungen ist er Romantiker. Mit romantischer Begeisterung glaubt er daran, daß wir früher oder später in die Geheimnisse unserer alten Sprachentwicklung eindringen und dadurch auch zahllose Rätsel unserer Vergangenheit entschlüsseln können. Zugleich aber ist er, der Romantiker in den Zielsetzungen, in der Wahl seiner Mittel, in den Methoden der Forschung und Kritik durchaus Realist. In seinem Realismus ist er sich selbst und anderen gegenüber von unerbittlicher Strenge. Seine Methode ist von Leben erfüllt, sie ist lebendig, denn sie richtet sich nicht nach Kanons, die über den Dingen schweben, sondern wählt oder schafft den Disziplinen, ja dem jeweiligen Gegenstand entsprechend ihre bestimmenden Prinzipien. Er verfügt über eine einzigartige Arbeitskraft, über eine Arbeitsfreude, die ihn sich selbst nicht schonen läßt. Dadurch konnte er erreichen, daß er nicht nur die Kenntnisse der ungarischen Sprachwissenschaft beherrscht, sondern sich mit ebensolcher unbedingter Sicherheit auf dem Gebiet der slawischen, romanischen, germanischen oder neuerdings der türkischen Sprachwissenschaft und Philologie zurechtfindet. Aber auch in anderen Disziplinen weiß er mit unfehlbarem Fingerspitzengefühl das Material oder den Blickpunkt zu finden, dessen er zur Lösung seiner Aufgabe bedürfen könnte“ (MNy. LIII [1957], S.13).

Melich war in seinen Zielsetzungen tatsächlich ein „Romantiker“, denn er setzte sich größere Aufgaben, als er während seines langen Lebens verwirklichen konnte. Er hat mehrere Arbeiten, u. a. das *Magyar Etymologiai Szótár* nicht beendet. Trotzdem ist das, was er geschrieben hat, kein Fragment. Es ist vollendet durch die Vielfalt des bearbeiteten Stoffes, durch seine logische Ordnung und die daraus geschlossenen lebendigen historischen Folgerungen. Sein Leben aber ist durch seinen Tod nicht abgeschlossen, denn — wie das Leben von allen hervorragenden Lehrern, von schöpferischen Wissenschaftlern, die Schule machen — findet es immer wieder seine Erfüllung durch die neuen Forschungsergebnisse der näheren und weitläufigeren Schüler.

I. A. KLEMM IN MEMORIAM

(1883—1963)

Von

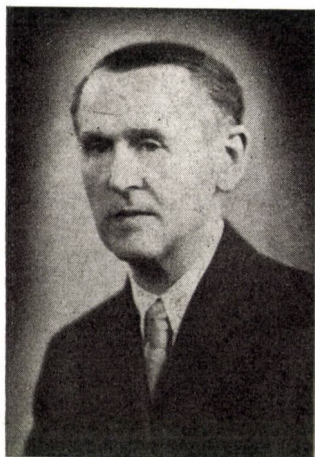
M. TEMESI

Das Ableben I. A. Klemms, des emeritierten Professors der Szegediner Universität, am 23. Dezember 1963 war ein schmerzlicher Verlust für seine Schüler und Verehrer.

I. A. Klemm vereinte in seiner Haltung tiefes menschliches Verständnis mit einer geradezu sprichwörtlichen Bescheidenheit. In seinen Vorlesungen und Abhandlungen offenbarte sich nicht nur sein umfassendes Wissen, sondern auch die Gabe, diese Kenntnisse mit der besonderen Fähigkeit der Systematisierung, der Vereinheitlichung und der Erkenntnis von prinzipiellen Zusammenhängen zu vereinen. Als echter *homo literatus* hatte er sich als Wissenschaftler von europäischer Kultur nicht nur durch seinen Weitblick, sondern sein Leben lang durch den hingebungsvollen Dienst an der Wissenschaft, der Wahrheit und an seinen Gefährten ausgezeichnet.

Jegliche eitle Vielwisserei war ihm fremd, er fühlte sich im Kreise der einfachen Menschen und seiner Schüler wohl, denn ihnen hatte er sein Leben gewidmet, ihnen vermittelte er sein reiches Wissen mit hervorragendem pädagogischem Verständnis.

Klemms sprachwissenschaftliche Wirksamkeit beruhte auf einer überwältigenden Sachkenntnis. Die Sprachdenkmäler alter und neuerer Zeiten, das Material der verwandten Sprachen und der ungarischen Mundarten waren ihm gleicherweise bekannt. In Kenntnis seiner Bildung, seiner großen Arbeitsfreude ist es nicht verwunderlich, daß es kaum ein Gebiet der Sprachwissenschaft gibt, das er durch seine erfolgreichen Forschungen nicht bereichert hätte. In seinen Arbeiten zeigt sich kein Gegensatz, keine Kluft zwischen deskriptiver und historischer Forschung. Niemals gab er sich zufrieden mit der einfachen Aufzählung sprachlicher Tatsachen, sondern er forschte ununterbrochen und leidenschaftlich nach ihrem Ursprung und suchte ihre Erklärung auch im Dunkel der ungarischen und der finnisch-ugrischen Frühgeschichte. Die deskriptive Systematisierung sprachlicher Fakten, die Beachtung der historischen Entwicklung, der historischen Tatsachen und der frühgeschichtlichen Konstruktionen fügten sich in seinem Lebenswerk zu einer umfassenden und harmonischen Synthese des theoretischen und konkretsprachlichen Materials.



I. A. Klemm wurde am 1. September 1883 in Léka (Komitat Eisenburg/Vas) geboren, absolvierte die Mittelschule in Güns/Kőszeg und Ödenburg/Sopron und trat 1902 in den Benediktinerorden ein. An der Hochschule für Lehrerbildung zu Martinsberg/Pannonhalma bereite er sich für seine Lehramtsprüfungen in Ungarisch und Latein vor, fand aber zur selben Zeit auch Anschluß an das Leben der philosophischen Fakultät an der Universität Budapest. Die Budapester Universität fand dazumal den Weg zum wissenschaftlichen Leben Europas, wirkten doch damals an dieser Universität J. Szinnyi und der in seiner Hingabe zur ungarischen Sprachwissenschaft so vielseitige Zs. Simonyi, die beide aus der Budenzschen Schule hervorgegangen waren. Für Klemms weitere Laufbahn sollte teils der „Kružok“, das „Kränzchen“ der ungarischen Sprachwissenschaftler, die hauptsächlich als Mitglieder des Eötvös-Kollegiums ihre Studien absolviert hatten, teils aber die Redaktion der Zeitschrift *Nyelvőr* [=Sprachwart] ausschlaggebend sein, insofern sie ihn maßgeblich anzogen und beeinflussten, seitdem 1908 seine erste selbständige Arbeit erschienen war (*Baróti Szabó Dávid nyelve nyelvjárási szempontból* [=Die Bedeutung der Sprache von D. Baróti Szabó für die Spracherneuerung]. Budapest 1908. NyF., Nr. 50), und er sein Leben der Sprachwissenschaft zu widmen gedachte. 1909 erwarb er an der Universität Budapest den Doktorhut aus der finnisch-ugrischen vergleichenden Sprachwissenschaft und wurde unter den Schülern Zs. Simonyis (Ö. Beke, L. Erdélyi, G. Fehér, D. Fokos-Fuchs, M. Kertész u.a.) einer der Wissenschaftler, die im vielfältigen Material der Sprachtheorie, der ungarischen Sprachgeschichte und der finnisch-ugrischen Sprachen gleicherweise bewandert waren. Nach Abschluß seiner Universitätsstudien widmete er weitere Jahre seiner Fortbildung in Paris und London (1909), in Brüssel, Stockholm, Rom und Laibach/Ljubljana (1910), betrieb dann 1911 und 1913 finnische und russische Studien in Helsinki und St. Petersburg, besuchte aber auch die Universitäten Wien, München, Leipzig und Oxford. Von 1910 bis 1932 war er an der Hochschule für Lehrerbildung zu Martinsberg/Pannonhalma Professor für ungarische und finnisch-ugrische Sprachwissenschaft. 1925 wurde er Mitglied der Finnisch-Ugrischen Gesellschaft, 1927 korrespondierendes Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, 1938 der Estnischen Gelehrtengeellschaft. Am 21. September 1932 wurde er an den Lehrstuhl für ungarische und finnisch-ugrische Sprachwissenschaft der Universität Fünfkirchen/Pécs berufen, wo er bis zur Schließung der Philosophischen Fakultät wirkte. Seit dem Studienjahr 1940–41 wirkte er bis zu seiner Emeritierung am 1. August 1955 als Professor für ungarische Sprachwissenschaft an der Universität Szeged. In den Jahren des Ruhestandes verfaßte er als Doktor der Sprachwissenschaften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften mehrere beachtenswerte Abhandlungen und arbeitete bis zu seinem Tode an der vergleichenden Syntax der finnisch-ugrischen Sprachen.

I. A. Klemms Sprachbetrachtung beruht auf der Theorie der Gegensätzlichkeit von Rede und Sprache, d. h. auf der Gegenüberstellung der Rede, des eigentlichen Sprechens als Tätigkeit und deren Ergebnis. Obschon er die Sprachtheorie F. de Saussures erstmalig 1934 in seiner Vorlesung über die Grundbegriffe der Sprachwissenschaft [*A nyelvtudomány alapfogalmai*] erwähnte und in seinen früheren Arbeiten zur Sprachtheorie von den französischen Sprachwissenschaftlern nur Vendryes, Delacroix, Sechehaye, Bally, Meillet u.a. angeführt sind, betont er doch wiederholt und mehrerenorts in Überein-

stimmung mit Saussure, daß die Sprache ein soziales, kollektiv geprägtes Produkt sei und daß die Gesetze und Regeln dieser sozialen Sprachstruktur den Ablauf der einzelnen Sprechakte der individuellen Rede bestimmen. In seiner Sprachtheorie trennt er immer deutlich die gemeinsamen Probleme der Sprachen von ihren allgemeinen Belangen und das vergleichende sprachwissenschaftliche Material gewährleistet nur die Belegung seiner allgemein sprachwissenschaftlichen, sprachphilosophischen Auffassung, die konkrete sprachliche Veranschaulichung der dargelegten Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten. In seiner Sprachtheorie geht Klemm davon aus, daß „... die Sprache (Rede) vor allem vom inhaltlichen, semantischen Standpunkt, genauer gesagt, von dem der Bedeutungsform zu untersuchen ist“ (*A mondattan elmélete* [=Theorie der Syntax], 13), und die erste sprachliche Einheit, zu der diese Untersuchung führt, sei eben der Satz, selbst wenn diese sprachliche Einheit gelegentlich nur aus einzelnen Wörtern besteht. Klemm betont, jede sprachliche Äußerung (sowohl der Satz als auch das Wort) bestehe in der Verbindung eines Inhalts (Semem, vgl. Noreen) und einer Lautform (Morphem), weshalb man in der sprachwissenschaftlichen Analyse die formalen und bedeutungsbezogenen Erfordernisse voneinander nicht trennen könne. Er hält es für unbegründet, in der Grammatik von Morphologie und Semasiologie gesondert zu sprechen. In seiner Auffassung vereint er die einschlägigen Ansichten von Humboldt, Paul, Wundt, Ries, Cassierer, Saussure, Gombocz u.a., ohne jedoch zum Eklektiker zu werden. Die Achtung vor den Tatsachen, die gründliche Kenntnis von Gesetzmäßigkeiten der Sprachstrukturen führten auch ihn in das Lager jener, die eine neue Synthese anstrebten. Als Vertreter des sprachwissenschaftlichen Positivismus, oder besser noch Realismus wies er die Stellungnahme des mit den Namen von Croce und Voßler verknüpften Idealismus in der Sprachwissenschaft entschieden zurück, indem er feststellte, daß die Linguistik den unmittelbaren Einfluß von Kultur- und Geistesströmungen auf Lautform und Struktur der Sprache keineswegs nachweisen könne (vgl. MNy. XXIV, 257). In Übereinstimmung mit Humboldt hebt Klemm in der Sprache zwei Momente hervor: 1. die innere Sprachform, die bei ihm im wesentlichen gleichbedeutend ist mit dem gesamten Wissensstoff des menschlichen Bewußtseins; 2. die äußere Sprachform, die durch die Sprechwerkzeuge artikulierten konkreten Laute oder Lautreihen. Die innere Sprachform ist als Gesamtheit der die Sprache und den Sprachgebrauch bestimmenden Gesetzmäßigkeiten untrennbar vom Sprachinhalt; die äußere Sprachform aber ist die Materie, die dem Gedanken eine feste Form verleiht, d. i. die Lautform. Die untrennbare Einheit dieser beiden wird in den konkreten Sätzen des Redeablaufs deutlich, und in ihr verkörpert sich die primäre, soziale Funktion der Sprache (vgl. Minerva IV, 105 ff.). Es ist kein Zufall, daß Klemms ganzes Lebenswerk nicht so sehr an die Untersuchung der sozial gültigen, ständigen, statischen sprachlichen Zeichen, an die Wörter, sondern vielmehr an die Analyse der zumeist gelegentlich gefaßten, individuellen, konkreten und dynamischen Sätze enger anschließt (vgl. *A mondattan rendszere és módszere* [=System und Methode der Syntax]. In: A Szent István Akadémia Értesítője VIII, 38–41, ferner *A lélektani magyarázatnak a mondattan való szerepe* [=Die Bedeutung der psychologischen Erklärung in der Syntax]: MNy. XLX, 111–17; *A belső nyelvalak* [=Die innere Sprachform]: Minerva IV, 103–14; *Poszitivizmus és idealizmus a nyelvtudományban* [=Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft]: MNy. XXIII, 10–24; XXIV, 151–60, 247–57;

A nyelvtudomány és a logika viszonya [= Das Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Logik]: Pannonhalmi Szemle III. 16–20; *A mondattan elmélete* [= Theorie der Syntax]. Budapest, 1928. 164. — Dass. in: Akadémiai Értesítő XXXIX. 34–42; *Der Satz und seine Teile*: Ungarische Jahrbücher XV, 472–78; *Nyelvtudomány, logika, lélektan* [= Sprachwissenschaft, Logik, Psychologie]: MNy. XLIV, 118–27; *Bevezetés a nyelvtudományba* [= Einführung in die Sprachwissenschaft]. Az I. éves hallgatók számára [Für Hörer des I. Studienjahres]. Szeged 1953. 56 S., Universitätslehrbuch, usw.).

Seine ersten bedeutenderen Abhandlungen schrieb er über Probleme eines bislang ziemlich vernachlässigten Gebietes der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft, und zwar über die Fragen der Satzlehre. Besonders nennenswert sind unter diesen Arbeiten *A mellérendelő és alárendelő viszony kifejezése az északi osztják és votják nyelvben* [= Die Ausdrucksweise der Nebenordnung und der Unterordnung im Nordostjakischen und im Nordwotjakischen]; Pannonhalmi Évkönyv 1911–12, 219–84) sowie *A vogul alárendelő viszony* [= Die Unterordnung im Wogulischen]. Ebd. 1915–16, 134–92. Während des ersten Weltkrieges ließ er Kriegsgefangene mit finnisch-ugrischer Muttersprache nach Martinsberg/Pannonhalma kommen. Unter den von ihnen gesammelten Materialien sind heute noch anerkennenswert das Bändchen *Mordvin szövegek* [= Mordwinische Texte]. Budapest 1917. 55 S., sowie eine Reihe von mordwinischen Aufnahmen für das Phonogrammarchiv der Universität Wien, die die weiteren Forschungen beträchtlich gefördert haben. Im Zusammenhang mit der Bearbeitung seiner mordwinischen Texte verfaßte er auch mehrere bedeutende Studien zu Fragen der Satzlehre, wie z. B. *A mordvin alárendelő viszony* [= Die Unterordnung im Mordwinischen]. NyK. XLV, 357–400, *A mordvin tárgyas ragozás* [= Die objektive (bestimmte) Konjugation im Mordwinischen]. Ebd. XLVI, 194–204, *A mordvin tagadó és tiltó szerkezetek története* [= Zur Geschichte der negativen und interdikativen Fügungen im Mordwinischen]. Ebd. XLVIII, 382–402. Sein Interesse für die Probleme der finnisch-ugrischen Syntax ist noch durch zahlreiche wertvolle Abhandlungen erwiesen: *A létige szerepe az osztjákban és a vogulban* [= Die Funktion des Seinsverbs im Ostjakischen und Wogulischen]. NyK. XLVI, 386–401, *A vogul és osztják tárgyas igeragozás* [= Die objektive (bestimmte) Konjugation im Wogulischen und im Ostjakischen]. Ebd. XLVII, 95–112, *Zur Geschichte der sog. Tempora in den finnisch-ugrischen Sprachen* (FUF. XVII, 265–79), *A finnugor mondat őstörténete* [= Zur Geschichte des finnisch-ugrischen Satzes]. MNy. XXIII, 328–41, u.a. m. In diesen Arbeiten ist nicht nur das angeführte Belegmaterial, sondern auch die klare Präzision der Gesetzmäßigkeiten und die daran anschließende sprachtheoretische Stellungnahme des Verfassers beachtenswert, die andere Forscher wiederholt und in mehreren Belangen dazu nötigte, ihre einschlägige Meinung darzulegen (vgl. J. Laziczus: *A finnugor idők kialakulásának kérdéséhez* [= Zur Frage der Entstehung der finnisch-ugrischen Tempora]. MNy. XXIX, 18 ff.). Die Beschäftigung mit den syntaktischen Problemen der finnisch-ugrischen Sprachen ließ in Klemm im Laufe der Jahrzehnte die Konzeption einer vergleichenden Syntax der finnisch-ugrischen Sprachen heranreifen, ja, einzelne Abschnitte dieser Arbeit auch veröffentlichen, wie z. B. die Arbeiten *A létige mondatbeli szerepe* [= Das Seinsverbum im Satz]. Pais-Eml., Budapest 1956, 224–30, *A mondat és a mondatrészek eredete* [= Über den Ursprung des Satzes und der Satzteile]. NyK. LXI, 45–52, *Mehrgliedrige Satzteile* (SUS. Toim. 125: 231–32) usw. Diese Studien waren nicht nur anregend,

sondern sie erbrachten in gewissen Belangen des Problems auch den Beweis, daß „das aus Nomen und Verbum zusammengesetzte Prädikat der finnisch-ugrischen Grundsprache nicht eignet, sondern sich im Zuge des Sonderlebens der einzelnen finnisch-ugrischen Sprachen aus dem nominalen Prädikat entwickelt hat“ (Pais-Eml. 224). In seinen Arbeiten zur Urgeschichte des finnisch-ugrischen Satzes ist es aber nicht immer einsichtig, wie sich diese Konstruktionen in ihren Zusammenhängen gestaltet haben. So z. B. im Zusammenhang mit der Untersuchung der einstigen und heutigen Beziehung des nominalen Gliedes im zusammengesetzten Prädikat zu dem Seinsverbum, zur Kopula die Feststellung (ebd., 227–28), daß sich der nominale Teil des zusammengesetzten Prädikats als Attribut auf das prädikative Nomenverbum der Kopula als Beziehungswort dieser attributiven Fügung bezogen habe, was jedoch seiner Feststellung widerspricht, daß die Kopula zu Fügungen mit nominalem Prädikat nachträglich hinzugetreten sei. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, die Kopula (das Seinsverbum) bzw. deren Nomenverbum sei an sich oder mit anderen Nomina zusammen in mehreren (gehäuften) prädikativen Fügungen der finnisch-ugrischen Sprachen gegeben gewesen, und aus der inhaltlichen Beziehung der auf ein und dasselbe Subjekt bezogenen mehreren Prädikate das heute gebräuchliche zusammengesetzte Prädikat entstanden. Der als grammatisches Prädikat fungierende Seinsbegriff ist nämlich die Bedingung dafür, daß etwas (was immer es sei) in der strukturgemäßen Darlegung des grammatischen Prädikats auch weiterhin gesetzt (ausgesagt) werden könne, wodurch sich die Kopula (das Seinsverb) zu einem funktionell herabgesetzten, ergänzenden Prädikatsteil entwickelte, und zwar eben neben dem inhaltlich schwerer wiegenden nominalen Teil des Prädikats. Bezüglich der Übereinstimmung des Numerus des nominalen Gliedes des zusammengesetzten (aus Nomen und Verbum bestehenden) Prädikats genügt es aber als Erklärung, daß in den finnisch-ugrischen Sprachen mitunter auch das nominale Prädikat mit seiner Singularform auf ein Subjekt im Plural bezogen wird, ja, daß heute noch statt suffigierter Formen im Plural solche im Singular möglich sind (vgl. NyK. LXI, 48–49). Hat sich aber das (aus Nomen und Verbum) zusammengesetzte Prädikat aus mehreren (gehäuften) prädikativen Fügungen herausgebildet, so erübrigt es sich in der Frage der numeralen Übereinstimmung, auf die unveränderte Form des Attributs hinzuweisen. Klemm untersuchte im Zusammenhang mit diesen Fragen öfter und mehrerenorts das Aufkommen der Fügungseinheiten und der Wortkategorien in den finnisch-ugrischen Sprachen, seit seiner Abhandlung über *Die innere Sprachform* (Minerva IV, 110 ff.) auch ihre Entwicklung und knüpfte mit seinen Feststellungen immer an die Annahme an, daß die Satzform mit nominalem Prädikat die ursprünglichere sei, obschon seine angeführten Belege nicht in jeder Hinsicht überzeugen können (vgl. D. Pais: MNy. XLVI, 306–307; M. Temeši: I. OK. IX, 330–31, usw.). — Wir hoffen, daß die Manuskripte seines Nachlasses die weiterführend verwertbare Aufhellung nicht nur seiner Konzeption der vergleichenden Syntax der finnisch-ugrischen Sprachen, sondern auch dieses, in vielen Belangen problematischen Materials ermöglichen werden.

Das Hauptwerk Klemms betrifft aber die Geschichte der ungarischen Sprache: *Magyar történeti mondatlan* [= Historische Syntax der ungarischen Sprache]. A Magyar Nyelvtudomány Kézikönyve [= Handbuch der Ungarischen Sprachwissenschaft] Bd. II, Heft 6: Teil 1–3. Budapest 1928–42, 660 S. Nach der großen Monographie Simonyis war es eine Aufgabe von besonderer

Bedeutung, die historische Syntax der ungarischen Sprache zu bearbeiten. In dieser Hinsicht stützt sich auch Z. Gombocz (*Syntaxis*. Budapest 1949) eher auf Klemm als umgekehrt. Die eine oder andere Feststellung Klemms dürfte wohl die Probe der Zeit nicht bestehen, ja dies scheint sogar gewiß zu sein, und es wäre vielleicht auch richtiger gewesen, wenn er sein syntaktisches System in der Gesamtheit nicht nach den formalen Ausdrucksmitteln, sondern eben nach dem inneren Aufbau gegliedert hätte. Trotz dieser Einwände aber ist dieses Werk Klemms heute bereits ein unentbehrliches Handbuch der wissenschaftlichen Forschung und der Lehrerbildung, und es gibt keine Abhandlung zu Fragen der ungarischen Syntax, die nicht von ihm ausginge, oder zu ihm zurückkehrte. Wenn wir in diesen Fragen mit Klemm immer wieder diskutiert haben und diskutieren, so denken wir doch immer mit Hochachtung an ihn, der mit seinen Werken, vor allem aber mit seinem Hauptwerk auch weiterhin unter uns weilt (vgl. D. Pais: MNy. XLVI, 198–201, 306–307; J. Tompa: ebd. XLIX, 139–40; S. Károly: ebd. XLVIII, 103–12; Éva B.-Lőrinczy: ebd. L, 50 ff; P. L. Tóth: ebd. L, 439–40; B. Sulán: Nyelvtani tanulmányok [=Grammatische Studien]. Budapest 1961, 13–14; usw.). Klemm schrieb während seiner 55jährigen Wirkens als Sprachwissenschaftler eine Reihe von überaus bedeutenden Studien: *A van és vannak úgynevezett kihagyása* [= Die sogenannte Ellipse von *ist* und *sind*]. MNy. XIII, 265–70, *A névszó állítmány* [=Das nominale Prädikat]. Ebd. XV, 13–15, *A magyar mondat ősi elemei* [=Urelemente des ungarischen Satzes]. Ebd. XVIII, 10–17, *Van-e állítmányi mellékmondat?* [=Gibt es einen Prädikativsatz?]. Ebd. XIX, 29–32, *A tárgyaz igeragozás mondattandához* [=Zur Syntax der objektiven (bestimmten) Konjugation]. Ebd. XXI, 188, *A magyar igealakok használata...* [=Zum Gebrauch der ungarischen Verbformen]. Ebd. XXVII, 25–31, *A megengedő mondatok* [=Konzessivsätze]. Ebd. XXX, 7–12, *Die indirekte Rede (oratio obliqua) im Ungarischen* (Verhandlung d. Gelehrten Estnischen Gesellschaft. Dorpat 1938. XXX, 254–63); *A magyar szórendi formák eredete*. [=Die Herkunft der Formen der ungarischen Wortfolge]. NyK. LVI, 154–70 usw. In diesem kurzen Nachruf lassen sich aber selbst seine wichtigsten Arbeiten zur Syntax und zu anderen Problemen der Sprachwissenschaft gar nicht aufzählen, geschweige denn besprechen, um die grundlegende Bedeutung seiner Lehren über die Sprache, über die systembedingte, strukturelle Gebundenheit der sprachlichen Erscheinungen und besonders über die Fügungseinheiten der Sprache darzulegen. Trotzdem möchten wir hier einige Bemerkungen über eine beachtenswerte Arbeit der Jahre folgen lassen, die Klemm bereits im Ruhestand verbrachte. Es ist die seine Abhandlung, in der er, ergänzend zu seinen früheren einschlägigen Arbeiten, das Wesen der Syntagmen erfaßt. Klemm erhob nämlich zuletzt Einwände gegen die von Ries dargelegte Auffassung der Syntagmen und zeigte zugleich den grundlegenden Bruch in der Betrachtungsweise auf, der sich auch bei Gombocz — durch Ries angeregt — bei der Behandlung der wesentlichen Merkmale der Syntagmen nachweisen läßt (MNy. LII, 409 vgl. Z. Gombocz: MNy. XXV, 7).

Klemm meint, das Syntagma sei historisch gesehen eine prädikative objektive Fügung, die eine funktionale Beziehung ausdrückt, weshalb man von keiner syntagmatischen Beziehung sprechen könne, wenn man sehe, daß die Wörter bzw. Morpheme nur durch objektive inhaltliche, oder aber nur durch funktionale bzw. nur formale Beziehungen der sprachlichen Struktur gefügt seien. Ein Syntagma bedinge nämlich die grammatisch geformte, einen

objektiven Inhalt sowie eine bestimmte allgemeinere funktionale Beziehung ausdrückende Einheit von zumindest zwei nicht präpositionswertigen Wörtern bzw. mit Wörtern gleichwertigen Morphemen, eine Einheit, die sich ungleich mehr als das Wort (bzw. das mit dem Wort gleichwertige Morphem) als eine fallweise Fügung darstellt. Klemm scheidet den Begriff des Syntagmas vom Begriff der phraseologischen Einheiten der Wortfügung und weist darauf hin, daß man sich mit den Syntagmen, mit den in den Sätzen gebräuchlichen, grammatisch geformten Zeichenkombinationen in der Syntax und zumindest teilweise immer vom Aspekt des Satzes aus befassen müsse. Diese Stellungnahme Klemms ist verständlich, hält er doch den Satz für eine inhaltliche, funktionale und formale Grundeinheit der Rede, die den sprachlichen Gesetzmäßigkeiten entsprechend aus zwei oder mehr Wörtern bzw. Wortteilen (Morphemen) zusammengefügt wird und in der sich die Wechselbeziehungen von Dingen und Erscheinungen der Wirklichkeit erschließen. Klemm nimmt für diese Auffassung des Satzes als der inhaltlichen, funktionalen und formalen Grundeinheit der Rede auch dann Stellung, wenn er seine einschlägige Meinung manchmal in der Fassung von Wundt, Ries, Gombocz und anderen darlegt (vgl. L. Elekfi: MNy. XLIX, 376; K. Mollay: ebd. LIII, 77—80; S. Károly: ebd. LIII, 460; usw.).

Zutreffend ist auch Klemms Hinweis, daß vom Satze unabhängig nur bestimmte, mit dem Wort gleichwertige, allgemein geläufige, ständige Verbindungen von sprachlichen Zeichen auftreten und daß der Satz im wesentlichen eine aus einem Syntagma oder aus mehreren gebildete Grundeinheit unserer Rede sei. Die Syntagmatik sei daher ein Teil der Syntax im weiteren Sinne des Wortes. Indem die Syntagmatik feststellt, welche Wortarten, bzw. welche Wortteile (Morpheme) im allgemeinen mit welchen anderen Wortarten, mit welchen Wortteilen und nach welchen formalen Gesetzmäßigkeiten ein Syntagma bilden, und wie sich der Inhalt dieser Syntagmen in ihrer Gesamtheit zur Bedeutung ihrer Glieder verhält, bedeute sie gewissermaßen auch die Fortsetzung, die Ergänzung der Wortlehre, der Morphologie usw., ja sogar der Semasiologie.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß wir bei der Würdigung von Klemms Lebenswerk und seiner Bedeutung durch die Vielfalt der Beziehungsaspekte in Verlegenheit geraten und daß die eigentliche, vollständigere Sichtung seiner Sprachtheorie und seiner Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Syntax nur durch die an seine Werke anschließenden weiteren Forschungen möglich wird. I. A. Klemm weilt nicht mehr unter den Forschern der Sprachwissenschaft, seine Arbeiten aber sind Gegenstand der linguistischen Untersuchungen, und sie werden mit ihren an vielen neuen Aufschlüssen reichen Feststellungen die Sprachwissenschaft fördern. Darum sind wir ihm dankbar für die lange Reihe seiner Werke, für die tiefe Wahrheit seiner Lehren, die uns getreue Weggenossen und Helfer bleiben auf den oft schwierigen Pfaden der linguistischen Forschung.

THE ENGLISH AND THE HUNGARIAN DIALECT SURVEYS IN PROGRESS

(A Parallel)

By

S. IMRE

The work on a comprehensive survey of English dialects reached an important milestone with the publication in 1962 of two volumes: *Survey of English Dialects* by Harold Orton, Professor of English Language and Medieval Literature, University of Leeds, and Eugen Dieth (1893–1956), sometime Professor of English Language, University of Zürich. — (A) *Introduction* by Harold Orton; — (B) *The Basic Material*. Volume I. The Six Northern Counties and the Isle of Man. Edited by Harold Orton and Wilfrid J. Halliday. Part I. Published for the University of Leeds.

Hungarian dialectologists studied especially the first volume with keen interest since it contains information, if only very laconically over some 20 pages, about the history of English dialect research and about all major questions of method, theoretical and practical. This succinct account has clearly revealed that, although the British and the Hungarian teams had known almost nothing about each other's activities, the English and the Hungarian dialect research has followed very similar paths both in their methods and other matters, and that both approaches differ in more ways than one from the practices common to linguistic atlas projects.¹

Work on the English Atlas was started in 1946 when Eugen Dieth and Harold Orton began preparing a questionnaire which was eventually published January 1952 entitled *A Questionnaire for a Linguistic Atlas of England*. The first trial collections with this questionnaire go back to 1947–48, but the systematic fieldwork was started only in 1950 and was completed in 1961.

The work on the Hungarian Atlas, or the collecting of the materials at any rate, coincided almost to a day with the activities of our English colleagues. The first part of the questionnaire (containing predominantly phonetic,

¹It may be remembered that in 1955 a thick volume of collected essays devoted to aspects of the Hungarian Linguistic Atlas in preparation was published under the title *The Working Methods of the Hungarian Linguistic Atlas*, ed. by Géza Bárczi, Budapest, Academy Publishing House, pp. 322 + 27 Tables (in Hungarian). The work included the following studies: *Preface* by Géza Bárczi; *The History of Linguistic Geography in Hungary* by Géza Bárczi; *The Selection of Items for Checklists* by László Deme; *The Linguistic Atlas Grid and the Choice of Localities* by Miklós Kázmér; *Sound Notation* by Béla Kálmán; *The Methods of Collecting Material for the Hungarian Linguistic Atlas* by Lajos Lőrincze; *The Filling and Mapping of Dialect Records* by Samu Imre; *Report on Collective Listening to Sound Records* by László Deme; *Instrumental Phonetics in the Service of the Linguistic Atlas Work* by Lajos Hegedűs. — Since the collection of essays appeared only in Hungarian, without any summary in a foreign language, and in a rather limited number of copies, specialists abroad with no knowledge of Hungarian could take hardly any notice of it.

morphological questions and to a lesser extent, lexical and a few syntactical ones) was completed in 1949, the second part (comprising vocabulary items exclusively) in 1950. This questionnaire, however, had certain antecedents relying as it did on a 3000 item checklist compiled by Professor Géza Bárczi back in 1942. The fieldwork itself, in Hungary, as in England, was begun in 1950, and the field records inside the country were completed by 1959, but the interviews in areas outside the political frontiers went on till 1962.

The English questionnaire gives not only the key-words but also the questions carefully worded in advance. These are divided into several types:

(a) "Naming type". Here the usual question is, *What do you call this?* Pictures or pointing to the object in question was a frequent auxiliary method to elicit the required responses. This type of question was a favourite one with the English Atlas workers: "we have preferred the 'naming' type . . . It is the simplest and best" (45). —

(b) In some ways similar to the previous one was the "talking type", that is, a kind of question to which the informant has to give a more extended answer, e.g. *What can you make from milk?* —

(c) With the "completing type" the respondent is called upon to fill in the missing part(s) of the sentence, e.g. to elicit the word *married* the sentence used was, *Jack is not single, he must be . . .* —

(d) The „conversion type" was first of all employed to obtain the parts of a verbal paradigm. For instance, the questions to get at the forms "*I am, she is, we are, they are thirsty*" was uniformly framed as . . . *drink water when . . .*, and with varying the personal pronouns, or, in other cases, with the insertion of words like *yesterday, whenever, always*, etc. the solicited forms were obtainable. —

(e) Comparatively rare was the use of "reverse questions". "In such cases we look not for the synonym to one notion, but for a variety of meanings to one word, e.g. *What do you mean by broth?*" (45).

The questionnaire had to be modified several times in the course of the work. "Since it first appeared in print in January 1952, it has been only very slightly modified, and as a rule only in the light of further experience with it in the field" (37). The sixth, finally amended version appears in the Introduction on pp. 39—113. Here we can find the original printed version together with the subsequent modifications with the respective dates. This procedure renders the publication of the questionnaire philologically quite impeccable. The causes and nature of the amendments are not further specified in detail. It can be gathered, however, from the body of the questionnaire that the modifications concerned mainly the response eliciting sentences and they were generally aimed at making them more precise and suitable for the purposes of the collection. Thus, for instance, the question for *cowman* was originally framed, . . . *the man who looks after the cows?* The form *cows* was replaced in April 1953 with the phrase "*animals that give you milk*". The change was presumably necessitated because fieldworkers found that the word *cows* in the question frame might conceivably influence the informant's response.

The Hungarian investigators also went to their field interviews with prescribed questions. The same types occur as in the English list, though questions relating to word meaning were kept down to a minimum, and even these were found unsatisfactory on the whole. With us, too, the majority of

alterations were made in the framing of stimulus utterances. The interview questions frequently had to be modified for reasons similar to the case of the key-word *cowman* mentioned above, but the cause of the change was more often the fact that because of the unsatisfactory phrasing of the question the answer contained the sought word in a grammatically unrequired form. For instance, the original inquiry after the word *kemence* 'oven' ran like this, *What do you bake bread in?* (II. 73). The response could only take the form in Hungarian, *kemencébe(n)* 'in the oven', i.e. in the inessive case. In order to obtain the required nominative form the question had to be reformulated, *What is it that bread is baked in?* At the beginning there was no complete agreement among the Hungarian Atlas workers as to whether it was in all cases necessary to have test questions in a prescribed form to obtain phonetic data. As a consequence, these questions were published only later, in 1954, in a separate booklet.

The final form of the English questionnaire contains 1092 numbered key-words, but the total figure in reality is 1322 with the subsidiary items under many of the main entries. Of them 387 are phonological, 128 morphological, 77 syntactical, 730 are lexical in character. The whole material is distributed over nine books which bear the following titles: I. The Farm; II. Farming; III. Animals; IV. Nature; V. The House and Housekeeping; The Human Body; VII. Numbers, Time and Weather; VIII. Social Activities; IX. States, Actions, Relations. Each book is further subdivided according to conceptual categories into smaller sections numbered continuously which vary from 8 to 14 in the individual books. Within these smaller units are found the keywords themselves with the continuous numbering starting from one in each section.

It appears clearly from the range of topics in the questionnaire that the English dialect survey has set itself the task of investigating the characteristic vocabulary and usage of the peasant population of the English countryside, and an archaic variety of it at that. This aim is stated in straightforward terms: "The kind of dialect chosen for study was that normally spoken by elderly speakers of sixty years of age or over belonging to the same social class in rural communities, and in particular by those who were, or formerly had been, employed in farming, for it is amongst the rural populations that the traditional types of vernacular English are best preserved to-day" (14).

In this respect, too, the English questionnaire is very similar to the Hungarian. The latter contains about 1450 items (the I st part c. 770, the II nd c. 680). No statistics are yet available as to the exact distribution and character of the key-words but, as far as I can judge, the differences in proportion and emphasis will be found chiefly between the sets of morphological and syntactical questions. This is because there are no syntactical questions in the strict sense in our material, whereas those of a morphological nature outnumber by far the corresponding set in the English checklist. This difference is to be ascribed to the structural differences of the two languages.

The lexical part of the questionnaire of the Hungarian Linguistic Atlas likewise seeks to embrace the vocabulary peculiar to peasant communities, and it comprises essentially the same topics. However, the particular subjects are not as clearly separated as in the English counterpart. Our main object has also been the study of the contemporary dialect, not the present-day language, of the rural countryside.

In English dialect research "preference was given to agricultural communities that had had a fairly stable population of about five hundred inhabitants for a century or so" (15). Naturally, care was taken that the localities should be distributed as evenly as possible in the grid; more than that, "Account was taken of natural features and their possible influence on local dialect boundaries" (15). More recent settlements were ruled out from possible research points; no previous investigation of settlement history had, however, been undertaken, neither had the localities been determined in advance. "Indeed, the final individual choice was always left to the fieldworker himself after he had made his personal inquiries in the district" (15). The number of points selected for investigation was 311.

The field interview points are marked in each county. The counties are numbered continuously from one to forty, the numbering of research points are resumed from one with each county, and their distribution is fairly uneven depending on the size of the county (it varies from 2 to 34). A list of localities appears on p. 31 of Vol. (A), a map of grids on p. 30.

The number of localities for the Hungarian Atlas is 327 (exclusive of points in neighbouring countries). As can be seen, the number roughly agrees with that of the English survey. This agreement, however, also means that the density of the Hungarian grid lines is considerably greater because the English survey embraces a territory of 131 730 square kilometres, while the Hungarian one only 93 031 square kilometres. (Let me mention in passing that we have carried out fieldwork outside the country in localities inhabited by native speakers of Hungarian. The number of these points are: 26 in Czechoslovakia, 12 in Yugoslavia, 22 in Rumania, 4 in the Soviet Union. It has not been possible to keep the same proportions as in the home territories.) We numbered the points not according to counties but divided the country into 15 sections on the basis of the lines of latitude and longitude crossing the country. Each quadrangle is denoted by a capital letter, and the localities are numbered separately in each area. The field points are rather disproportionately distributed in Hungary too, they vary from 11 to 38. One reason is that these areas are only roughly identical in size; more important reason is that we have chosen some 10% of the country's settlements as research locations and the density of village communities varies a great deal in different parts of the country.

On the other hand, the two Atlases agree in that they have both — at least in principle, — singled out for research old settlements with a small agricultural population; in other words, neither of them aim at investigating the dialect of larger urban areas, industrial and cultural centres lying at road or railway junctions. The two English volumes under review give no detailed population figures of the localities nor the distribution of the examined communities according to trades and professions known and so one cannot assess how far they have succeeded in translating their principles into practice. We have not been a hundred percent successful in this respect. The figures of the localities listed in Vol. (B) would seem to indicate, however, that research had to be conducted also in larger communities. As the work proceeded we added to our points, for the sake of experiment, two larger towns of mainly peasant population (Debrecen and Cegléd with populations of 120 000 and 39 000 respectively). This experiment, however, yielded rather negative results. The selection of competent informants came up against great difficulties, and the choice was not in every case satisfactory.

Before selecting the localities for the Hungarian Atlas a thorough research had been made into the settlement history of Hungarian villages and towns. This was indispensable for historical reasons. (The ancient population of certain areas of the country perished in the 16th—17th centuries owing to the devastations caused by the Turkish occupation and the resettlement policies in the 18th century brought into their places people from distant territories whose mother tongue in many cases was not Hungarian.) For the same reason it was necessary to decide upon the points in advance. On looking back it might perhaps have been better if our fieldworkers had not stuck rigidly to the previously assigned localities, because it turned out during fieldwork that solutions more conducive to the objectives of the Atlas could have been found in some cases.

Both the English and the Hungarian Atlases belong to those few similar projects for which the collecting of material was done by relatively many fieldworkers. Their number is nine for the English and eight for the Hungarian Atlas. Both groups are composed of linguistically trained experts well versed in dialect research. Neither project has relied upon the services of non-specialist fieldworkers.

Beside the noted similarity of the two undertakings there is one considerable difference in this particular respect. Seven of the eight co-workers of the Hungarian Linguistic Atlas took part in the fieldwork from 1951, the beginning of the more intensive work, till the collections were completed. Especially in the first years it was common for two workers to go together to one point and, in addition, we held almost regular weekly sessions of collective listening to the tape-recordings from various dialect regions to practise phonetic transcription. These sessions greatly contributed to the refining of our fieldworkers' auditory discriminating faculty and also helped standardizing the techniques of sound notation. What still remained in spite of the corrective measures just mentioned in the way of unevenness and minor inadequacies, inevitable concomitants of the method of employing several fieldworkers, were made good and corrected during subsequent tours to check on the records returned.

Eight out of the nine collaborators of the English Atlas after doing three or four years of fieldwork were given a different job. More than three or four of them never worked together in one period, and so a real collective spirit could hardly have evolved between them. It is not clear to me, because the account is silent on this point, how they have tackled the apparent drawbacks, or have succeeded in overcoming the problems, inherent in the multiple fieldworker method.

The phonetic notation system used in the English survey is essentially identical with that of the International Phonetic Alphabet. "The sole deviation permitted was the representation of *r*-colouring" (18). (A Table of IPhA symbols is printed on p. 34 of the Introduction.) — The phonetic transcription in the Hungarian Atlas is based on the national spelling system supplemented with a few basic symbols and a small number of needful diacritic signs chiefly for vowels. Great care has been taken by our English colleagues to choose the best informants available and for this purpose they called in the aid of local people with a thorough acquaintance of the place and its community. The informants are for the most part men over sixty. It would seem from the report that people who had spent longer periods outside their native

village were not considered eligible for the task, but the relevant passage is rather vague and diplomatic in its phrasing: "dialect-speakers whose residence in the locality had been interrupted by significant absences were constantly regarded with suspicion" (15–16). "Bi-lingual" interviewees could not, it seems, be always excluded but defective speakers were consistently avoided. The informants received no payment.

We, too, selected the informants with the help of local inhabitants (village teachers, leading officials, intelligent peasants). We asked only those persons to help who had lived all their lives in the locality, apart of course from the men's military service or war years. People with speech defect were rejected. We, too, were faced with the problem of bi-lingualism. And their words, "the inhabitants of the English country-side can readily adjust their natural speech to the social situation in which they may find themselves" (15) — apply perfectly well to the Hungarian conditions. It is no longer possible to find informants in Hungarian villages who would not know or speak the standard language, or, at least, a local variety of it. We have avoided, however, those persons who wanted to communicate with us in this local Modified Standard. If they persisted in doing so after having made their acquaintance we abandoned interviewing them after a few questions. The same procedure was presumably followed by the English fieldworkers.

At one time we tried to offer financial compensation to the informants for their services. It soon turned out, however, that this would not have the desired effect of stopping or even lessen the shortage of informants in certain periods of the year, on the other hand, most of our informants took it as a personal affront when approached with such an offer, so we had to give up trying.

Besides the similarities there was one essential difference of principle in the selection of interview subjects between the English and the Hungarian approach. We made deliberate efforts to make the language of the younger generation represented in our materials. We went even further and asked some of our material from school children of the age of 12–15. Our experience in this respect is very positive. We have to say, however, that for practical reasons we have not been able to achieve this objective consistently. Especially during the busy months of spring and autumn agricultural work the majority of our informants were still recruited from the older generation.

Very interesting and, I think, rather isolated in international dialectology is the experience reported by our English colleagues concerning the differences between the sexes: "in this country men speak vernacular more frequently, more consistently, and more genuinely than women" (15). If we can all make any statement of this nature, it would be just the other way round.

An important feature of the English Atlas is that the material was collected from many informants in one place: "In the initial stages of their task, the fieldworkers tended to use many informants, sometimes even as many as five. But with experience, they usually found that they needed no more than two or three. Rarely, and chiefly owing to the informants' lack of the requisite time, could they restrict themselves to only one" (16). The material of the Hungarian Atlas has likewise been gathered from several informants at the same place. Their number was always more than one, it was rarely under four or five but if children are included it often reached, or in some cases surpassed, ten.

What appears to be a similarity of method is far from identity, in fact, it conceals a considerable deviation. Although the English questionnaire has been asked in its entirety from several informants at a time, yet each question has only one answer recorded in the published material. We have asked our questions from at least two informants but frequently from as many as four or five or even more. It follows from this that the English Atlas generally records one response only from each locality; in ours, on the other hand, the registering of variants is a very frequent feature. It is true, these are often nothing just nuances of pronunciation divergencies. Still, I believe that owing to the great amount of variants recorded and to be published by us, our Atlas will more faithfully represent the instability and trends of the living language. Moreover, I think, we are in a better position to point out the social value or status of individual forms and to indicate whether they are rare or common, on the way in or on the way out.

Both Atlas works endeavoured to utilize illustrative materials. The English scholars adopted here a rather free-and-easy attitude; this is what they say about their demonstrative pictures: "...but none of them were »standard«. Indeed, it was not necessary to the questions that a particular specimen should be employed except in the case of plants and flowers, where precise identification was essential. For the rest, only typical pictures with quite general significance were required, and these were provided by the fieldworker himself; and if, in the course of his fieldwork, he happened to come across a more useful example, he would readily discard the one that he had been using hitherto" (17). The Hungarian fieldworkers were all provided with ready-made standard illustrations appropriately coloured. In my opinion, if the collection is done by many workers, it is an advantage to have at hand ready-made standard pictures just like formulated questions. We have found on many occasions that implements, or their parts, serving roughly the same purpose and function, differed so widely in their construction or shape from one region to another that serious doubts might be raised as to their identity as objects and so it may become arguable whether their respective names can or cannot be regarded as one another's synonyms. When standardized demonstrations are used this danger is considerably lessened.

The method of asking information is consistently indirect in the English Atlas: "Never is the informant asked to translate any word, phrase, or sentence into his vernacular" (14); — and it is impressionistic: "Our fieldworkers, all of whom were trained to the same pattern, tried hard to write down as accurately as possible what they heard. They were briefed to regard each response as an individual phonetic problem and not to attempt to normalise" (18). The same can be said of the Hungarian method of registering responses but it might be added that our impressionistically recorded materials, coming as they did from several informants at one place, provide a better approximation to the average picture of the dialect of the village in concerned, and more adequately indicate the trends and fluctuations in the speech of the community.

The English fieldworkers paid great attention to the "incidental material" that is, the amount of dialect vocabulary that has cropped up incidentally in the course of trying to get at the selected key-words. They attach great importance to this material, and rightly so: „this incidental material is particularly valuable for confirming, supplementing, amplifying and even contradicting of the responses themselves" (18). They intend to publish a selected part of this

material in "Companion Volumes" to the basic series, and it is hoped that it will provide wealth of information for Middle English phonological, morphological and syntactical studies.

The gathering of similar material has also been a prime concern of the Hungarian research workers who likewise set great store by this kind of linguistic evidence. Its publication, however, is envisaged not in companion volumes to the Atlas but in the "New Dialect Dictionary" which is being edited at present.

In most localities of the English survey tape-recordings were made and of these the more successful ones have been dubbed onto discs. We have made similar recordings during our checking trips, and in addition to the spontaneous speech of our informants we have also recorded responses which would have been difficult to jot down from hearing to some forty questions of a phonetic kind. The editing of these tapes is in progress and no definite experience of the experiment is available as yet.

The technical standard of our tape-recordings have generally been found to be blemished by our inability to completely keep out outside background noises. Although they are satisfactory for aural playback, they are not always suitable to electro-acoustic evaluation.

The fieldworkers of both surveys did the bulk of the work at their own temporary places of residence. To obtain the full materials from one locality took four days for the English survey, three days for each of the two parts of the Hungarian questionnaire. (The two parts were done by different workers which raises the time of the interviews to virtually six days.) No information is furnished by the English editors as to the seasons in which the fieldwork was habitually carried out; we practically had to stop the work between the mid-May and the mid-September. Each of the English fieldworkers, with few exceptions, did his investigation in one particular part of the country. The Hungarian investigators did not divide up the country among themselves and this had the beneficial result that each of them had a fair chance of making a working acquaintance of all the major dialect regions, an arrangement which we believe to have proved an extremely fruitful one in our work.

The English dialect speakers' responses were taken down in quarto-size 'recording books' specially designed for the purpose. The pages were divided in the middle and the left-hand side was reserved for the responses as they actually came to the questions in order, the right-hand side for explanatory notes about them and the relevant incidental material. The 'recording-books' were made in duplicate, one first, one carbon copy. We have made only one copy but the fieldworker put the material on 'Work Maps' after his return home from the locality. Separate cartographic sheets were prepared for each of the questionnaire items.

After this phase the methods employed for the two surveys are sharply divergent. Once the English material was gathered, corrections were made or suggested only at the headquarters: "On completion, the field-recordings were sent to me for scrutiny and then returned as soon as possible to the fieldworker, who at his discretion, made additions and corrections, always in red ink, in the light of my comments and queries" — writes H. Orton (18). No guidance is offered, however, concerning the type and extent of these corrections and additions. It is not at all clear whether they were effected at the investigator's desk or made on the spot with the assistance of the original informants. After

this the preparation of the material for publication was begun. Some of the questions of the editorial process are discussed in the section "Publication" of the Introduction (21-8).

The corrections to the material of the Hungarian Atlas were carried out in the following way: two members of the working team, László Deme and Samu Imre, went over the maps carefully, proceeding from one locality to another and made notes of the data that appeared to them for some reason suspect or downright at fault. These data fall into one of the following types: (a) lack of data, not sufficiently accounted for; (b) the wrong grammatical form is recorded (e.g. acc. instead of the nom; pl. for sing.; past tense for present, etc.); (c) the absence of a lexical, morphological or phonemic variant the existence of which is strongly argued by evidence from contiguous areas (we did not check the data if one or other of the possible or anticipated variants of the realizations of a phoneme in the locality was missing); (d) the presence of a lexical, or morphological or phonemic variant that is made improbable by the testimony of the neighbouring areas — except, of course, if the locality in question is a dialect "pocket"; (e) especially in the early stages of the work some of the fieldworkers did not apply the impressionistic method of notation consistently and tended to normalise certain phonemes and contiguous sounds; all these phonemes and sound combinations were marked for checking. The questions thus marked out were checked in interviews with several informants by László Deme and Samu Imre between 1960-64, generally in the first or last quarter of the year when it was relatively easy to find suitable speakers. We can say quite confidently that these checking trips have proved extremely useful. Generally we could fill the gaps in our materials or account for the missing facts. Several of the suspect data were found to be correct after all but some of them really proved to be erroneous beyond any doubt. Besides we received a number of hitherto unrecorded variants. All this made our Atlas richer, more diversified and more reliable. The number of responses checked upon varies a great deal from one locality to another; my estimate is that the average figure is somewhere between 10 % and 30 %.

The *Survey of English Dialects* is planned to comprise five large units: A. Introduction (pub. 1962); — B. Four regional volumes of the Basic Material, each to be issued in three parts: 1. The Six Northern Counties and the Isle of Man; 2. The West Midland Counties; 3. The East Midland Counties; 4. The Southern Counties; — C. Four "Companion Volumes" of the selected incidental material, arranged in the order of the B. series; — D. The Linguistic Atlas of England; — E. "Phonetic transcriptions, in both broad and narrow systems, of the tape recordings of the speech of selected informants" (22).

Part I of Volume I of the B. series opens with a brief introduction followed by a map of the investigated region, lists of localities and the most important abbreviations, then, proceeding by localities, figures are given of the areas and populations of the communities and the name of the responsible fieldworker as well as the dates of the field interviews are disclosed. Detailed information is also supplied on the age, trade or profession of the informants, the causes of possible absences from their native domicile and other relevant data to qualify the informants. Their names are not disclosed, however, "for discretionary reasons" (27); they are identified only by their initials. It is furthermore exactly stated which part of the questionnaire was answered by which speaker, and thus each response can be linked to one person. For some of the localities

short notes are given on a few more problematic phonemes, and, rarely, other observations as well.

The arrangement of the material follows a uniform pattern. The responses are given in the order of the questionnaire. The number of the key-word and the key-word itself are followed by the question and then by an alphabetic list of the variant types of the dialect to be treated. Next notes are added, if any. The dialect material proper is then printed continuously by localities with new paragraphs to each county.

Our publishing plans are on a much smaller scale. We intend to publish 1161 maps in six volumes. The philologically exact transcription of our collected material will appear written in the maps without the isoglosses drawn. We do not contemplate giving illustrative material. The maps will be arranged according to topics without, however, adhering necessarily to the order of the key-words. The editing of Volume I has practically reached completion.

The Hungarian Atlas is being prepared under the auspices of the Linguistic Institute of the Hungarian Academy of Sciences; the funds are also to be forthcoming from the Academy. Some of the practical details of this side of the questions are still to be settled when this article goes to print.

The series of Atlas Volumes will be preceded by an introductory volume. In it we intend to describe the history of the whole enterprise and to discuss the problems of principle and the actual fieldwork as well as our methodological experiences. All relevant information on the localities and the informants will be relegated to this Introduction.

The publication of the English Survey is, or at any rate, was at the time of the appearance of the Introduction, uncertain to materialize according to the plan outlined above. At that time, in 1962, they were working on the four volumes of the Basic Material trying to bring them out one after the other as quickly as practicable. As for the rest of the plan they write, "Progress with the other parts is simply delayed by lack of the vitally necessary editorial and financial assistance" (22). That is: our English colleagues are in the same shoe as we are — and the shoe pinches at the same place.

Ш. ИМРЕ: СРАВНИТЕЛЬНЫЙ ОБЗОР ЛИНГВИСТИЧЕСКИХ АТЛАСОВ АНГЛИИ И ВЕНГРИИ

(Резюме)

Данная статья сравнивает метод работы над английским и венгерским атласами. Хотя ни одной из исследовательских групп ничего не было известно о другой, с точки зрения метода работы есть много общего, и в некотором отношении, обе группы в собирании материала отходят от принятой до сих пор международной практики.

С точки зрения известных внешних критериев атласы эти похожи: в основном собирание материала проходило в одно и то же время; количество заглавных слов и пунктов обследования по сути дела одно и то же. Пропорция заглавных слов лексического, грамматического и фонологического характера в вопроснике одинакова. Одинакова и цель обоих атласов.

Оба атласа стараются исследовать язык крестьян, а именно по возможности самые архаические варианты языка, т. е. не нынешний язык, а нынешний *диалект* деревни. Соответственно этому, на основании одних и тех же точек зрения произошло составление заглавных слов анкет, выбор пунктов и объектов обследования.

В области метода составления атласа можно заметить также много общих черт. Оба атласа пользуются последовательным непосредственным-активным методом. Вопросы к некоторым заглавным словам заранее были оформлены, но наряду с этим были использованы и наглядные средства. Типы вопросительных предложений в основном похожи. Материал для обоих атласов собран исключительно специалистами. Очень интересно, что в работе над обоими атласами совершенно случайно принимало участие одинаковое число специалистов. Материал атласа собран от многих объектов обследования. Оба атласа сходятся и в том, что при сборе материала было сделано много магнитофонных записей и основное внимание было обращено на запись случайно попадавшего, не предусмотренного диалектного материала.

Автор данной статьи наряду со сходствами указывает и некоторые методологические отклонения. При этом он дает критическую оценку рассматриваемым отклонениям.

SOME 18th CENTURY ANTECEDENTS OF THE 19th CENTURY LINGUISTICS

By

J. GULYA

The peculiar linguistic trend of the 18th was word-collecting and comparison of languages employed as means of historical research. On the basis of the history of Finno-Ugrian linguistics I am going to attempt to give the main lines of this trend in the following.

Leibniz

The trend was inspired by the view of G. W. Leibniz, the eminent German philosopher of these times, on the investigation of the origin of peoples according to which "nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebeat, quam collatio linguarum..." (Leibnitii Opera omnia... 1768. vol. 6, part 2, p. 228).

Leibniz in order to obtain material for his researches in this field issued an appeal insisting on the collecting of glossaries and translations of prayers etc. for the purpose of comparison. At the same time the Appeal that has become famous gives a detailed programme, too. In point 5 of the Appeal he asks for translations of the Lord's Prayer and "nonnulla vocabula rerum vulgarium..." In point 15 he also enumerates the words the collecting of which, for the purpose of comparison, he considers most important. These are: "Nomina numeralia, unum, duo, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 20, 30, 40, 50, 100, 1000; Propinquitates, aetates: Pater, mater, avus, filius, filia, frater, soror, ... Partes corporis: Corpus, caro, cutis, sanguis, ossa, caput ... Necessitates: Cibus, potus, panis, aqua ... Naturalia: Deus, homo, coelum, sol, luna, stella, aer, pluvia, tonitrus, fulgur, nubes, gelu, grando, nix, glacies, ignis ... lapis, arena ... canis, lupus, cervus, ursus, vulpes, avis, serpens, mus. Actiones: Edere, bibere, loqui, videre, esse, stare, ire, occidere, ridere, dormire, scire, velle c."

The researchers of the 18th century — and Leibniz among them — were especially attracted by the multinational and multilingual Russia, still having in store a great many unknown mysteries (see Richter, *passim*). So it is not due to mere chance that the word-collecting trend attained its height just in Russia and just among the foreign scholars who made visits there. This was due, besides the influence and hints of Leibniz (see e. g. Fischer OrUng's Preface where Schlözer says about Fischer: "viam ... quam *Leibnitius* olim magno animo cepit, tu primus patefecisti ...") Cp.: Zsirai 489; Setälä: NyK. 23, 103 etc.) to the political and economic development of Russia in the

17th—18th centuries. Owing to this development, at the beginning of the 18th century, it became more and more necessary to create a national independent economic life meeting the requirements of the time and those of the State growing ever stronger. The preliminary condition of the accomplishment of this task was the sizing up of the natural resources of the country, her geography and population, industrial possibilities etc. Among other things it was this fact by which Peter I. was urged to organize the Russian Academy of Sciences (1724–25) and to send out expeditions of research, frequently lasting for several years to Siberia etc. (cp. БСЭ.² vol. 32, 583, vol 1, 572; IstAk. 20, 30; Vdovin 17, 18, 13 etc.). It was practically in the course of this “sizing up” initiated by Peter I. that, besides geographical, geological, astronomical, zoological, botanical etc. records, the handwritten glossaries of Russia in the 18th century were collected. (On the word-collecting activity of Leibniz cp. Setälä, Lisiä passim; Pápay 8; Bulič 190–1; Zsirai 481–2; Štehr 27–9; Richter passim; etc.).

★

Word-collecting in the 18th century has two welldefinable periods. The first period comprises the first half of the century, having in its centre the activity of V. N. Tatiščev, G. F. Müller and J. E. Fischer. The second period begins in the 1770s and its last phase extends into the 19th century, too. In the centre of this period stands the best-known work of the word-collecting trend, the Comparative Dictionary of Pallas.

Word-collecting in the First Half of the Century

The first man, to engage, in the first half of the century, in language-comparison, is *Ph. G. Strahlenberg* (his family name was Tabbert), a Swedish prisoner of war taken to Siberia. During his stay there he took part, as an assistant, in Messerschmidt's expedition in 1721–2. He is likely to have been moved by this expedition to undertake linguistic research.

It is only regarding its time that Strahlenberg's activity belongs to the word-collecting trend of the 18th century. Actually it is the first stage of Finno-Ugrian comparative linguistics, the period of chance discoveries and the tracing of the relationship of single languages and of connecting them in a network of affinity (cp. Zsirai 488).

D. G. Messerschmidt, the first scientific explorer of Siberia in the 18th century was also engaged in word-collecting. It was on behalf of Peter I. that Messerschmidt stayed in Siberia in 1720–27. During this time, among other things, it was his contractual obligation “to describe the peoples of Siberia and to study their languages philologically” (Д. М. Лебедев, География в России Петровского времени. Moscow—Leningrad, 1950. pp.75–7).

Messerschmidt's collection, both in extent and in reliability, surpasses Strahlenberg's activity of similar character. It is to be regretted that his valuable vocabulary acquired at the price of great efforts (cp. Hunfalvy 8 sqq.) was published only with a century's delay and has been so little appreciated even after its publication.

V. N. Tatiščev

The word-collecting proper, meeting the requirements of the times began with the activities of the famous Second Expedition to Kamchatka (1733—43) and those of Tatiščev, one of the most eminent Russian scholars of the 18th century.

V. N. Tatiščev (1686—1750) was first of all a historian and as historian he studied ethnography, archeology and late in life “he engaged in the study of the languages of the peoples inhabiting Russia”, collecting their words (Averjanova 45—6). During his stay in the Ural in 1720—22 and in 1734—37 as manager of the mines of the Treasury Tatiščev got acquainted with the multinational population of the Ural district. The impressions he got there turned his attention to the study of the history and languages of these peoples. In his letter to Tredyakovsky from Jekaterinburg (to-day Sverdlovsk) on February 18, 1736 he writes: “I am busy here collecting the words of other (i.e. non-Russian) languages and what I have collected I shall send to the Academy without delay . . .” (Obn.-Bar.² part 2, p. 91).

He set about collecting with remarkable methodical circumspection, resolution, bringing a keen ethnographic and linguistic sense to bear on his work. Among other things he elaborated a questionnaire of 92 items and sent copies to every part of Siberia; one was received by the members of the Second Kamchatka expedition, too (cf. Н. Попов, В. Н. Татищев и его время. Moscow 1861, p. 665).

He even obtained approval of his plans by the Czarist Court (cf. Bulič 422). This is shown by the preface of a Vogul glossary dating back from 1736 in which, along with the name of Tatiščev, reference is also made to a Czarist ukase (cf. Gulya: NyK. 60, 43).

This eminent organizer also saw to it that the fieldworker should record their materials accurately. The 198th point of his questionnaire mentioned above also contains some hints for the “collectors”.

He informs them in a little more detailed way in the Preface to the project of his dictionary entitled “Lexicon” (published by Obn.-Bar.² 95). He considers it important that “we should not write for one letter another one as it often happens with us that one mistakes *a* for *o*, *б* for *п*, *e* for *э* . . .” Among other things he calls his collectors attention to the importance of indicating length(!) and stress accurately, he warns them against using persons of defective speech as informants, he notices that in other languages sounds not existing in Russian are also used and vice versa, he calls his collectors’ attention to the semantic range of some words, differing from Russian and suggests that more than one informant should be questioned and several times etc. (op. cit. 95—6).

In a later work of his, Tatiščev informs us about the results of his collecting activity. Here he relates that he is in possession of several Finnish, Esthonian, Votyak, Chuwash, Cheremiss, Mordvinian, Vogul, Permian (Zyrian), Ostyak, Tatar etc. glossaries (ср. В. Н. Татищев, Избранные труды по географии России. Moscow 1950, p. 71).

Up to the recent years Tatiščev’s linguistic (word-collecting) activity has been neglected or underestimated (e. g. by Bulič). A truer picture has been drawn of him by the more recent researchers who are perhaps sometimes exaggerating his achievement (among others by Averjanova, Vdovin etc.).

Apart from this, his linguistic activity has the incontestable merit that he was not only one of the most active propagators of word-collecting in the first half of the 18th century, but he also drew attention to the importance of the accuracy of linguistic recordings.

G. F. Müller

The other famous investigator of the first half of the 18th century was G. F. Müller (1705—1783). (See his autobiography in Müller, *IstSib.* 145—55.) As member of the Second Kamchatka expedition, in charge of the historical and linguistic researches, during his stay in Siberia from Aug. 8, 1733 to Febr. 14, 1743 (Müller, *IstSib.* 149), Müller collected an exceedingly rich Russian historical source material in the archives of Siberia (Putev. 152).

From various sources we know something about the way this material including the word-collections serving historiographic purposes came into being. It is known that the Second Kamchatka expedition worked under central instructions the 5th to 7th points of which gave detailed particulars concerning the collecting of linguistic data. Besides Müller's legacy (preserved in the Moscow Central Archives) includes a questionnaire containing the list of the words to be collected. To give some idea of it I quote here the first twenty words of the questionnaire: God, devil, idol, sky, hell, air, earth, water, fire, cloud, wind, storm, rain, snow, hail, ice, dew, hoar, frost, fog, thunder etc.

All this shows well that the Second Kamchatka expedition had been carefully planned prepared for collecting language material even before it set out on its mission.

Apart from his published works (SRG. vol. 3, part. 4, pp. 382—410; etc.) Müller wrote several works of a linguistic character preserved in manuscript in his legacy in the Moscow Central Archives. Thus for instance, a glossary containing Hungarian words and what is more important, a hitherto unknown MS study in Hungarian — Vogul-Ostyak-Permian (Zyrian)-Mordvinian-Tartar-Samoyedic is also preserved here. The equations of words enumerated in this study can still pass muster in the light of our present-day knowledge. The author points out that the Hungarian words indicate the closest affinity with the words belonging to the Chusovaya (properly speaking: Southern) Vogul dialect. The author of this study was, in all probability Müller. At about that time, as far as I know, only Fischer made such comparative studies of words. These, however, contained another stock of words. (E. g. Müller: Hungarian *mely* (*mell*) ~ Vogul *magl*, *mögil*, *mel*; Fischer Vogul *magla* etc.).

The manuscript works in Müller's legacy bear testimony to a greater linguistic interest and significance of his than it has been hitherto known (cf. Stehr 52).

J. E. Fischer

The third and perhaps the most significant historic-linguistic researcher was Fischer (1697—1771). As far as we know, it was by means of the reports of the Second Kamchatka expedition sent to the Academy that Fischer got to know about the word-collecting work of the 18th century (cf. Stehr 53).

Not much later, in 1740, when Müller became ill, Fischer himself joined the expedition and from this time till 1748 he took part in its linguistic researches. Fischer's results relating to Finno-Ugrian linguistics were made public in "De origine Ugrorum", finished as early as in 1756, but published only in Schlözer's edition and in his own work (finished in 1752) entitled "Sibirische Geschichte" respectively.

In both his works just quoted Fischer made use of the material of his Siberian Dictionary.

The Siberian Dictionary ("Vocabularium Sibiricum") is at present in Göttingen (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Handschrift Philol. 261).

The glossary got to Göttingen in 1761, at Schlözer's request, as Fischer's gift (cp. Buliř 219).

As to its character, Fischer's Siberian Dictionary is an *E t y m o l o g i c a l D i c t i o n a r y*, and in addition, the first *F i n n o - U g r i a n E t y m o l o g i c a l D i c t i o n a r y* of a scientific standard. With regard both to the number and to the correctness of its etymologies it surpass all the dictionaries of the same kind, which had been compiled up to that time (cf. Farkas: *UAJb.* 24 sqq; etc.).

Fischer's Siberian Dictionary is the greatest achievement of the word-collecting trend of the 18th century which — in Finno-Ugrian linguistics — is surpassed only by the activity of Sajnovics and Gyarmathi; the latter of whom used Fischer's Dictionary as one of his most important sources.

*

With the death of Tatiřev (1750) and with the belated publication of Fischer's works the period most significant from the point of view of the history of philology came to an end. Then came a silence for a quarter of a century, to be followed by the second period of this trend, richer in external events, but much poorer regarding its scientific value, closing with the publication of the Comparative Dictionary of Pallas.

Word-Collecting in the Second Half of the Century

In the second half of the century in the "Demonstratio" of Sajnovics not only the correspondence of words, but those of grammar are also investigated, a fresh chapter begins in the history of the investigation of the related languages. In this period in Russia Lomonosov, too, calls the attention to the importance of the study of grammar.

In the second half of the century this new methodological demand is not met by the scholars continuing the word-collecting traditions of the first half of the century.

The second period of word-collecting falls short of the scientific requirements not only as regards the application of the new method, but in itself, too, it indicates a decline when compared with the achievements of Strahlenberg, Tatiřev, Müller and Fischer (cp. Zsirai 489).

For instance the famous Comparative Dictionary of Pallas, produced in the second half of the century by the dilettantism of a monarch not only

gives a wrong picture of the relationship between the individual Finno-Ugrian languages, but also affords numerous regrettable examples of linguistic incompetence. (For instance, the dictionary gives in the same category the material of several, often very remote dialects. The editors of the Dictionary did not know the languages on which the Dictionary was based for instance, they did not know the Vogul language. This is proved by the fact that owing to a slip in the Russian entrywords wrong meanings appear against the words. Similar mistakes are to be found in I. Chr. Adelung's work entitled *Mithridates* (cf. Zsirai 489).

In spite of all this, the second half of the century has the great merit, that it continued the material-collecting activity of the preceding century. This activity received a new impetus from the progress of the contemporary natural sciences, especially from the systematizing endeavours of C. Linné (1707—1778). In the course of their activity the researchers of these times compiled numerous glossaries regarded to-day as literary monuments. Several of them are the only records of some dialect or language that has become extinct since e.g. a Vogul glossary from the district of the Kungur).

*

The second period of word-collecting began in 1773.

After some attempts of lesser significance in 1773 H. L. Ch. Bacmeister, on the initiative of the Czarina of Russia, Catherine II, appealed to the scholars of the world for help in collecting language material. The Appeal ("Idea et desideria de colligendis linguarum speciminibus") contained a list of entrywords and 22 illustrative sentences and some hints for the collecting of language material.

The Appeal was also sent to the expedition led by Pallas who had been engaged in researches for some years. Pallas and the members of the expedition complied with the appeal supported by the Czarina's request and accordingly, with the co-operation of interpreters and officials of the chancellery, they compiled several glossaries. Then they sent these glossaries (and the collected illustrative sentences) to the Academy, to G. L. C. Bacmeister. At the same time Bacmeister received word-material from other parts of Russia, from Europe and Asia as well. Later on, this material became the main source of the Comparative Dictionary of Pallas (cp. Bulič 224).

In 1784 Bacmeister renewed his appeal and asked for additional language material. In 1784 Catherine II herself takes part in the work of the Dictionary. She made up a list of entry-words containing 286 words which she intended to have translated into 200 languages. In the course of this work she copied with her own hand and collected in a group the equivalents of each entry-word in various languages. In nine months she grew weary of the work and in 1785 she handed over the whole material collected till that time, together with the collection of a Berlin scholar, P. Nikolai, to Pallas and commissioned him to complete the Dictionary (cp. Bulič 225). Out of these materials Pallas published his well-known *Vocabularia Comparativa*, the first edition of which came out in two versions a) Сравнительные словари всѣхъ языков и нарѣчій . . . 1—2 volumes, СПб., 1787—1789; b) *Linguarum totius orbis Vocabularia Comparativa* 1—2 volumes, Petropoli, 1787—1789.

Similarly, at the request of Catharine II, in 1790—91 the second edition of the Dictionary was published under the editorship of F. Jankovics de Mirijevo who was born in Hungary (Сравнительный Словарь всѣхъ языковъ и нарѣчій по азбучному порядку расположенный. Въ Санктпетербургѣ 1790—1791. 1—4 volumes).

Already in the course of the 18th century both editions of the Comparative Dictionary gave rise to criticism. Nevertheless, the Dictionary is significant in that by it contributed to the development of comparative linguistics. (As to the literature of the Dictionary see Buliĉ 219 sqq., 228 etc.).

It is interesting to note that Pallas did not make use of all the manuscripts that were presumably at his disposal. A few of these glossaries (eg. a Vogul glossary coming from the Southern Sosva) were not yet compiled according to the instructions issued by Bacmeister. Their material was collected on the basis of the list of entry-words used by the Second Kamchatka expedition. From this the conclusion may be drawn that the expedition led by Pallas had done some collecting prior to Bacmeister's Appeal; in the course of this activity the collectors may have used the questionnaire belonging to the period of Tatiščev, Müller and Fischer. Nor is it out of the question that these glossaries had been made at various Siberian chancelleries and for some reason, it was only later that they came into the possession of Pallas or the Saint Petersburg Academy of Sciences.

*

In the second half of the century besides the "official" (Academic) efforts some glossaries were compiled by some private persons. Of this category is the glossary compiled in 1785 by S. Čerkalov, high priest (protoyerey) of Solikamsk.

*

With the publication of the Comparative Dictionary of Pallas, the word-collecting trend of the 18th century came practically to an end.

The activity of the century forms a period of the Finno-Ugrian comparative linguistic researches beginning with Strahlenberg and lasting till the appearance of Sajnovics and Gyarmathi and of A. M. Castrén and A. Reguly respectively. Its significance is threefold: 1. it bequeathed to posterity a rich, systematically collected, up-to-date scientific material; 2. on the basis of considerable material it attempted for the first time to reveal the affinity among the Finno-Ugrian (and other) languages; 3. it aimed at achieving its end by applying a scientific method in the course of which a number of valuable methodological procedures were worked out for both linguistic collecting and language comparison.

It was the trend of the 18th century, hardly known to-day, that raised, the problems which the great historical and comparative trend of the 19th century (and in our days glottochronology, language geography etc.) was to solve and, at the same time, it collected the language material needed for this purpose, laid a methodological basis for the solution and, last but not least, it created a scientific public opinion.

The Lesson of Principle to Be Drawn from the History of Linguistic Science in the 18th century

When we survey at the linguistic activity of the 18th century — an activity very rich, but little known until now we can see that a) it could raise questions in a scientific way (see Leibniz); b) it could work methodically (see especially Fischer), c) and had an enormous language material at its disposal. Nevertheless, a revolution in this branch of learning was not effected. In our opinion, the reason for this is that a scientific revolution can only take place, when methodical and concrete results in details have accumulated. Accordingly, the process of accumulation constitutes the so-called continuous period of science. After some time this is followed by a revolutionary upswing when, by the “explosion” of accumulated knowledge, the ground is broken for a fresh continuity, perhaps of a higher level than the previous one.

Thus we can say with good reason that the great linguistic revolution taking place at the beginning of the 19th century was prepared by the linguistic activity of the 18th century.

References

- Averjanova = A. И. Аверьянова: В. Н. Татищев как филолог. Вестник Ленинградского Университета № 7 (Leningrad 1950).
 Bulić = С. К. Буличъ: Очеркъ исторіи языкознания въ Россіи. SPB 1904. Vol. 1.
 Fischer, OrUng. = J. E. Fischer: De origine Ungrorum (Quaestiones Petropolitanae I.). Göttingae 1770.
 Hunfalvy = Hunfalvy, P.; A vogul föld és nép. Pest 1864.
 IstAk. = История Академии Наук СССР. (К. В. Островитянов). Moscow 1958. Vol. 1.
 Müller, IstSib. = Г. Ф. Миллер [Müller]: История Сибири. vol. I. Moscow—Leningrad 1937.
 Müller, SRG. = G. F. Müller: Sammlung russischer Geschichte. Vol. 1—9. St.-Petersburg 1732—1764.
 Putev. = Центральный Государственный архив дворных актов. Путеводитель 1—2. Moscow, 1946. (Mscr.).
 Pápay = Pápay, J.: A magyar nyelvhasználat története. Budapest 1922.
 Setälä, Lisiä = E. N. Setälä: Lisiä suomalais—ugrilaisen kielentutkimuksen historiaan. Suomi: 1892.
 Richter = L. Richter: Leibniz und sein Rußlandbild. Berlin 1946.
 Stehr = A. Stehr: Die Anfänge der finnisch—ugrischen Sprachvergleichung. Göttingen (Georg August Universität) 1957. (Mscr.).
 Vdovin = И. С. Вдовин: История изучения палеоазиатских языков. Moscow—Leningrad 1954.
 Zsirai = Zsirai, M.; Finnugor rokonságunk. Budapest 1937.

Я. ГУЯ: ПРЕДШЕСТВЕННИКИ СРАВНИТЕЛЬНО-ИСТОРИЧЕСКОГО ЯЗЫКОЗНАНИЯ В XVIII-ом ВЕКЕ

(Р е з ю м е)

В предлагаемой статье автор рассматривает некоторые основные проблемы развития языкознания в XVIII-ом и в начале XIX-ого века.

János Melich: Dolgozatok I. [= Études I.]. Budapest 1957, 73 p. = Nyelvtudományi Értekezések [= Dissertations linguistiques] No. 11. — **Dolgozatok II.** Budapest 1963, 148 p. = Nyelvtudományi Értekezések, No. 41.

I. La première étude scientifique de János Melich, le doyen des linguistes hongrois, né en 1872, parut en 1893, lorsqu'il était encore étudiant. A partir de cette date János Melich publie à un rythme incroyable des études plus ou moins importantes, dont le nombre total est supérieur à 1.100. L'oeuvre de Melich est par ailleurs tout aussi imposante si, en partant du principe „non numerantur, sed ponderantur”, nous l'examinons non du point de vue de la quantité, mais de celui de la qualité. Au début de sa carrière scientifique, Melich était surtout attiré par la recherche des mots d'emprunt, en particulier par celle des éléments germaniques et slaves du lexique hongrois. Le produit de caractère synthétique de cette période est l'étude „Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes” (1900) écrite avec la collaboration de Viktor Lumtzer, et le travail intitulé „Szláv jövevényszavaink I” („Nos mots d'emprunt slaves” I. 1903—1905). C'est l'étude des mots d'emprunt allemands et slaves qui incita János Melich à écrire avec Zoltán Gombocz l'ouvrage intitulé „Magyar Etymologiai Szótár” („Dictionnaire Etymologique Hongrois” I—II. 1914—1944) qui englobe tout le lexique hongrois. Il est regrettable que ce dictionnaire soit une oeuvre monumentale mais inachevée, dont le tiers seulement a été mis sous presse. Tout en rédigeant le

Dictionnaire Etymologique Hongrois, et auparavant déjà, Melich recherchait inlassablement les matériaux relatifs aux nomsgéographiques de la Hongrie. Il écrivit, en s'appuyant sur ces matériaux, la monographie intitulée „A honfoglaláskori Magyarország” („La Hongrie de l'époque de la conquête du pays”. 1925—1929), qui exerça un effet stimulant sur les travaux de toponomastique historique, même au-delà des frontières du pays. A côté de son activité de caractère essentiellement étymologique, Melich n'a pas négligé non plus les autres domaines de la linguistique, c'est ainsi que son activité d'éditeur de sources et de critique est extrêmement importante. Il a une étude fondamentale sur les anciens dictionnaires hongrois („A magyar szótáriródalom” = „La littérature lexicographique hongroise”. 1907).

Les travaux publiés dans les volumes intitulés Études I et Études II sont nés vers la fin d'une vie exceptionnellement longue, consacrée au travail créateur. Ce sont des épis glanés pendant sa vieillesse, qui attestent que l'inquiétude faustienne de l'âme de Melich se maintient en éveil même quand son corps faiblit. Ses principales vertus ne le trahissent d'ailleurs pas: l'exploitation la plus minutieuse des sources de la linguistique, la critique consciencieuse de la littérature antérieure, une ingéniosité brillante et une imagination fertile en hypothèses. Néanmoins la lutte intérieure perpétuelle avec les problèmes se présente dans les ouvrages de Melich sous forme de corollaires extérieurs, comme par exemple le sens erroné des proportions ou le manque de conséquence dans le soin accordé à la composition. Et il en est ainsi dans les travaux en question, Études I et II.

Examinons à tour de rôle chacune des études.

2. Études I comprend trois mémoires. Dans celui qui s'intitule „Kálmán Mikszáth et les rapports de la famille Mikszáth avec les Hongrois” et qui a été écrit en 1947, l'auteur essaye de rendre „nos connaissances plus vraies, plus conformes à la réalité” au sujet de Kálmán Mikszáth (1847—1910) le célèbre romancier hongrois, en révélant certains chapitres inconnus jusqu'à alors de l'histoire de la famille Mikszáth. Comme le constate Melich, les ancêtres de confession luthérienne de Mikszáth étaient à l'origine de langue slovaque, mais avec le temps ils devinrent Hongrois, de langue comme de sentiment. La langue maternelle de Kálmán Mikszáth était déjà le hongrois. Le nom de famille *Mikszáth* est très probablement dérivé du prénom slovaque *Mik(uláš)* 'Nicolas' avec l'adjonction du suffixe *-sa*. L'élément *-t* qui forme la finale du nom Mikszáth est identique, selon Melich, à l'élément *-at* des adjectifs slovaques *hlavatý* 'à grosse tête; tête, entêté', *zubatý* 'à grandes dents', etc.; cependant cette explication n'est pas convaincante. — La deuxième étude du volume intitulée „Usque ad rivulum *Turmas*» d'Anonymus” fut écrite par l'auteur en 1953. Les résultats de ce travail ne sont pas bien remarquables, eux non plus. L'auteur prouve que le „rivulus *Turmas*” dont il est question dans la „*Gesta Hungarorum*” écrite par le notaire anonyme du roi (Anonymus), l'une des oeuvres les plus importantes de l'histoire hongroise du moyen âge, n'est autre que la rivière *Tormás* existant encore de nos jours, qui se détache du Zsitva à Óhaj et se jette dans le Nyitra. L'importance de ce mémoire réside plutôt dans le fait qu'il transmet pour ainsi dire au lecteur cette passion ardente de la recherche de la vérité scientifique qui a hanté János Melich pendant toute sa carrière, et qui ne l'a toujours pas abandonné. On ne saurait penser sans émotion à cet auteur plus qu'octogénaire qui accepte de sacrifier le confort

de son foyer pour visiter des bibliothèques et des archives, pour traiter avec des spécialistes, faire faire des photocopies de cartes géographiques etc. Et tout cela pourquoi? Parce qu'un détail scientifique, la question du „rivulus *Turmas*” d'Anonymus, le préoccupait. Lui-même en dit ceci: „Ce fait me passionnait très fort et je ne retrouvai le calme qu'après avoir examiné la question sous toutes les faces, après l'avoir mise en lumière de façon à me satisfaire. De fut un travail long et pénible; je crois cependant que j'ai réussi à éclaircir le problème du „rivulus *Turmas*» d'Anonymus”. — Le troisième mémoire d'Études I, intitulé „De quelques noms de lieu balkaniques et bulgares” fut écrit par l'auteur en 1943. Il y explique les noms de lieu de phonétisme hongrois qui figurent dans deux rapports de langue hongroise du voïvode de Valachie, Mihály (qui régna de 1593 à 1601). Les noms géographiques en question sont: *Nándorfejérvár* 'Belgrade', *Bodon* 'Vidin', *Plüil* 'Pleven', *Dresztor* 'Silistrie', *Datko* 'Dactu', *Oroszcsik* 'Roussé'. Du point de vue de l'histoire de la langue hongroise ces noms de phonétisme hongrois, désignant des lieux situés en dehors du territoire de la Hongrie historique, sont de grande valeur.

3. Les mémoires publiés dans Études II se répartissent selon les groupes de sujets suivants: a) De la Geste d'Anonymus; b) Études d'onomastique; c) Études étymologiques et lexicologiques; contribution à l'histoire de la réforme de la langue.

L'étude intitulée „De la Geste d'Anonymus” fut écrite par János Melich en 1960, alors qu'il allait entrer dans sa quatre-vingt-huitième année. Les idées qu'il y développe ne sont cependant pas d'origine récente, Melich y a réfléchi pendant des dizaines d'années. L'auteur anonyme de la „*Gesta Hungarorum*” narrant la conquête du pays par les Hongrois, le personnage les plus discuté de la littérature historique hongroise, préoccupe toute une série d'historiens et de linguistes. Dernière-

ment — presque en même temps que János Melich — c'est l'historien J. Lajos Csóka qui a examiné la question Anonymus dans son travail „Qui était Anonymus?” (Magyar Nyelv [Revue: Langue Hongroise] LVIII [1962] 153—159, 336—346.) Il est intéressant que, en ce qui concerne la personne d'Anonymus et la date de la „Gesta Hungarorum”, Melich et Csóka en soient arrivés à un résultat à peu près identique. Tous deux considèrent Anonymus comme le notaire du roi Béla II (1131—1141), qui écrivit son oeuvre, la „Gesta Hungarorum”, autour des années 1150, selon Melich vers 1150—1152. La copie qui nous en est restée provient, de l'avis de Melich, de la fin du XIII^e siècle, début du XIV^e. Cependant, l'étude de Melich sur Anonymus est loin de se borner aux recherches d'ordre chronologique. L'auteur examine encore minutieusement la question des sources, des données généalogiques, des souvenirs sporadiques du hongrois dans Anonymus, et fait connaître son opinion sur la valeur de la „Gesta Hungarorum” comme source historique. János Melich estime aussi beaucoup l'oeuvre d'Anonymus du point de vue historique. Il introduit l'„Epilogue” de l'étude qu'il lui a consacrée par la phrase suivante: „Ce travail est un adieu à mon cher Anonymus”. Ces paroles soulignent mieux que tout autre témoignage le caractère pour ainsi dire intime des liens qui rattachent János Melich à cette figure mystérieuse et intéressante du moyen âge hongrois.

Le chapitre intitulé „Études d'onomastique” d'Études II est consacré à l'analyse de six noms de lieu et d'un nom de personne. La plus importante est celle que l'auteur voue à l'origine du nom de montagne *Fátra*, en donnant aussi l'explication de nombreux autres noms de lieu, qui ne sont pas d'origine hongroise, mais ont un phonétisme hongrois: *Zólyom*, *Trencsén*, *Breznobánya*, *Zsolna*, *Árva*, *Módor*, etc. De l'avis de l'auteur, le hongrois *Fátra* vient du nom slovaque *Fatra* qui s'est formé vers le milieu du XII^e siècle de l'allemand *Vater* ~ *Vatter*. A l'origine,

c'était le nom d'une montagne à la frontière des comitats de Turóc et de Liptó, en face du confluent de l'Árva et du Vág. Au cours de ses explications, Melich souligne avec insistance que, dans la Hongrie médiévale, la langue hongroise était utilisée comme langue commune, comme instrument de la conversation courante, même dans les régions où la langue maternelle de la majorité de la population n'était pas le hongrois. Ceci s'explique entre autres par le fait que les propriétaires et les fonctionnaires étaient le plus souvent hongrois même dans les régions qui n'étaient pas habitées par les hongrois. — Melich considère le nom de montagne *Mátra* comme un emprunt du vieux slovaque **Matra*, **Matera* qui est lui-même un dérivé de *mat* ~ *mat'er* 'mère'. — La Hongrie historique compte un grand nombre de localités du nom de *Szeben*. Ce nom de lieu provient, selon Melich, de l'ancien hongrois *Szibin*. Le nom de personne *Sibin* est également attesté par l'ancien serbe et l'ancien roumain. Il se peut que ce nom de personne provienne en dernière analyse du nom commun serbe *siba* 'sanguinelle, Cornus sanguinea'. — L'„Aqua Turna” de la charte de 1113 de Zobor désigne la rivière *Turná*, affluent de la rive gauche du Vág, et qui s'y jette à Trencsén. Selon Melich ce nom de rivière peut être ramené à l'ancien slovaque *Trnava*. Le nom du ruisseau Trnava qui traverse Nagyszombat et a donné à la ville son nom slovaque, est de même origine. Le hongrois *Nagyszombat* est un terme dénommatif, dont l'origine s'explique par les marchés du samedi. — Les noms de montagne *Somló*, *Somlyó*, fréquents en Hongrie sont, de l'avis de Melich, des dérivés du verbe *somlik*, *somlyik* 'glisse, s'éboule', et signifient à peu près „mont qui s'éboule peu à peu”. — Pour ce qui est du nom de lieu et de cours d'eau *Kalocsa*, János Melich lui donne pour origine un nom de personne hongrois. — L'historien hongrois György Pray (1723—1801) appartient à une famille de militaires originaire du Tyrol. En ce qui concerne l'origine

de son nom de famille, János Melich formule deux hypothèses: il l'identifie au nom commun allemand *Brei* 'bouillie, purée' ou au nom de famille bavaro-autrichien *Prey*, qui signifie 'brasseur'.

Les six gloses réunies sous le titre d'„Études étymologiques et lexicologiques” (*szoba, pitvar, pisztráng, lazac, semling*) étaient primitivement destinées par l'auteur à figurer dans le Dictionnaire Étymologique Hongrois. Cet important et excellent dictionnaire avait eu pour auteurs de 1914 à 1935, Zoltán Gombocz et János Melich, puis Melich le continua seul. Au grand préjudice de la linguistique hongroise, la publication qui se faisait par cahiers fut interrompue en 1944, au mot-souche *geburnus*. De la partie manquante du dictionnaire seuls quelques articles ont été faits. Les gloses publiées dans Études II ont été puisées dans ces derniers. Chacune est une petite étude contenant une documentation lexicologique extrêmement riche, et qui prend aussi en considération l'usage des mots traités comme noms propres. L'examen des éléments de thématologie y figure également, tout comme la critique détaillée des explications étymologiques précédentes.

Tout ceci assure aux gloses de Melich une valeur durable, même si les opinions émises au cours des quinze dernières années, en premier lieu celles qui représentent István Kniezsa dans le travail intitulé „A magyar nyelv szláv jövevényszavai I” („Les mots d'emprunt slaves de la langue hongroise I” Budapest 1955) ne coïncident pas en tous points avec les vues étymologiques de Melich. Selon Melich le hongrois *szoba* 'Badestube; Ofen; Zimmer' est probablement un emprunt du haut-allemand ancien tardif *stube* 'heizbares Gemach, Badestube'; le hongrois *pitvar* 'Vorhalle, Vorsaal' est un emprunt du slave ecclésiastique *pritvorъ* 'Halle, Säulenhalle'; le hongrois *pisztráng* 'Forelle' est un emprunt du slave *pbstrǫgъ* ou *pbstroga* 'Forelle'; le hongrois *lazac* 'Salm, Lachs' est un emprunt du tchèque et du slovaque *losos*; le hongrois *semling* 'Salm, Lachs; After-

barbe' est un emprunt de l'allemand *Sälmling* 'Salm. Lachs'.

Dans le chapitre intitulé „Contribution à l'histoire de la réforme de la langue”, on trouve une étude sur le suffixe *-al* de la terminologie médico-pharmaceutique hongroise. Au cours du XIX^e siècle, les spécialistes essayèrent d'introduire ce suffixe *-al* pour former des noms hongrois correspondant aux termes techniques latins à terminaison *-inum*, *-ina*, désignant des composés alcaloïdes. Ces néologismes ne survécurent d'ailleurs pas au XIX^e siècle.

4. Les études présentées sont en liaison étroite avec les oeuvres précédentes de János Melich, tant du point de vue thématique que méthodologique. Elles n'enrichissent pas de tons nouveaux l'oeuvre variée de ce grand et fécond linguiste hongrois, mais elles mettent en relief tout ce qui en est le plus caractéristique. La jeune génération de linguistes pourra en tout cas beaucoup profiter de ces ouvrages tardifs de Melich, tant sur le plan technique que sur le plan éthique.

Dezső Pais et László Papp méritent eux aussi de sincères remerciements pour leur travail dévoué de rédacteurs d'Études I et II.

L. Kiss

Tanulmányok a magyar nyelv életrajza köréből. [= Untersuchungen zum Stand und zur Geschichte der ungarischen Sprache]. Unter Mitarbeit von L. Ligeti und D. Pais redigiert von L. Benkő. Akadémiai Kiadó, Budapest 1963, 384 S. = Nyelvtudományi Értekezések Nr. 40

Schon der Titel des 40. Heftes der Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen (Nyelvtudományi Értekezések) deutet an, daß die Verfasser der Studien zur „Biographie der ungarischen Sprache” — unter ihnen die Vertreter der verschiedenen Dis-

ziplinen der ungarischen Sprachwissenschaft — mit diesem Bande einen der hervorragendsten ungarischen Sprachwissenschaftler, G. Bárczi, den Verfasser der *Biographie der ungarischen Sprache* [A magyar nyelv életrajza. Gondolat Kiadó, Budapest 1963] aus Anlaß seines 70. Geburtstags als Verehrer, Freunde und Schüler begrüßen.

Die Studien sind selbstverständlich schon nach der untersuchten Frage und nach der Persönlichkeit des Verfassers ziemlich verschieden. Gemeinsam ist ihnen aber das Bestreben, das abgehandelte Material wissenschaftlich anspruchsvoll und komplex zu erörtern. Man kann nur bedauern, daß dem Bande kein Wort- und Sachweiser beigegeben ist, denn dies wäre ein Spiegel, der erkennen ließe, wieviel und wie weitverzweigte Fragen in diesem Bande erörtert werden.

Die wissenschaftliche Wirksamkeit G. Bárczis wurde anläßlich seines 70. Geburtstags auch von unserer Zeitschrift gewürdigt (ALH. XIV, S. 111 ff.). Im hier besprochenen Bande bietet L. Benkő als Einleitung einen Überblick über die Laufbahn Prof. Bárczis. Seine herzliche Würdigung wird am Ende des Bandes datmäßig ergänzt durch das Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten G. Bárczis, dessen Zusammenstellung *Erzsébet E. Abaffy* besorgte. Die Liste der Arbeiten erfaßt die Tätigkeit von vier Jahrzehnten und vielleicht darf man es als symbolisch bezeichnen, daß G. Bárczi 1923 mit seinem ersten Aufsatz — über die Etymologie des ungarischen Wortes *kilincs* 'Klinke' gleichsam „die Tür zur ungarischen Sprachwissenschaft öffnete“. Von da an schuf er von Jahr zu Jahr eine Vielzahl von anspruchsvoll, auf hohem wissenschaftlichen Niveau verfaßten Werken. Vergleichen wir die Themen des vorliegenden Studienbandes mit denen des Gefeierten, können wir feststellen, daß die Skala der Aufsätze und Abhandlungen des siebzigjährigen Wissenschaftlers nicht minder reich und vielfältig ist als die des ihm gewidmeten Gedenkbandes.

Die Abfolge der einzelnen Beiträge ist — wie üblich — durch das überaus mechanische Anordnungsprinzip, durch die abecellische Reihenfolge der Verfassernamen bestimmt. Man kann sich aber des Eindrucks nicht erwehren, daß die Gliederung der Abhandlungen nach Themenkreisen dem Leser den Überblick unbedingt erleichtert hätte. Wir wollen daher das Material dieses Bandes dementsprechend, nämlich nach Themenkreisen sichten. Selbstverständlich hat auch diese Gliederung ihre Schwierigkeiten. So ließe sich dagegen einwenden, daß eine solche zwangsläufige Gruppierung — gegebenenfalls auf Grund allzu willkürlicher Gesichtspunkte — die Abhandlungen der relativ wenigen Verfasser (61) sehr zerstreuen könnte, denn ein Aufsatz kann mitunter auch unter mehreren Themen einbezogen werden. (Auf ähnliche Schwierigkeiten wurde auch von den Redaktoren des Pais-Gedenkbandes in ihrem Nachwort (a. a. O., 687) hingewiesen.)

Wie dem auch sei, sprechen bestimmte inhaltliche Belange für die Gliederung nach Themenkreisen. So z. B. werden die Sippen der Obugrier von K. Rédei (a. a. O., 312—13) und Irene N.-Sebestyén (a. a. O., 324) gleicherweise erwähnt, bei Rédei in der Form des Namens *mšš*, (*mšnš*), bei Irene N.-Sebestyén in der Form *moš*. Ein anderes Beispiel: P. Hajdú und Irene N.-Sebestyén berühren im Zusammenhang mit der uralischen Urheimat der Finnougrier dasselbe Problem, nämlich die Bedeutung der Pollenanalysen. Sie kommen aber nicht in jeder Hinsicht zu demselben Ergebnis. Diese Affinität in der Problematik der Abhandlungen läßt als begründet erscheinen, daß man sie besser nacheinander folgend hätte veröffentlichen sollen. (Immerhin können in solchen Fällen auch zusätzliche Hinweise im Inhaltsverzeichnis sehr nützlich sein.)

Wie gesagt, läßt auch die Abzirkelung der sog. „Themenkreise“ so manche Frage offen. Unter den finnougriatischen Studien werden z. B. außer der bereits erwähnten Frage der Urheimat auch phonetische,

morphologische, etymologische und andere Probleme aufgeworfen.

P. Hajdú wirft die Frage auf, wo die uralische Urheimat gelegen haben mochte (*Hol volt az uráli őshaza?*). Er versucht sie auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse der Pollenanalyse zu beantworten. Demnach dürfte sich die uralische Urheimat im mittleren Holozän nördlich des Mittleren Urals, zwischen dem Unterlauf des Ob und dem Quellgebiet der Petschora, größtenteils aber in Westsibirien erstreckt haben. P. Hajdú meint, daß sich auch die Ereignisse der Periode des finnisch-ugrischen Zusammenlebens größtenteils in diesem Gebiet abgespielt hätten. Die Finnougrier, die sich aus einem Zweig der Uralier herausbildeten, seien dann an den Westhängen des Urals weitergezogen (vgl. 129—30, ferner ALH. XIV [1964], 41 ff.).

Irene N.-Sebestyén bringt ung. *tolvaj* 'Dieb' in Beziehung zu sam. **tulewuj*, > **tulwuj* oder **tulewoj* > **tulwoj* 'stehend' und wirft in diesem Zusammenhang die Möglichkeit der samojedisch-vorungarischen Beziehungen auf (320—326).

D. Pais sichtet und erörtert in seiner Abhandlung über die Seelenvorstellungen der Finnougrier und ihre einschlägigen Benennungen (*A finnugorság lélekképzetei és rájuk vonatkozó kifejezései*, 282—87) die finnisch-ugrischen Bezeichnungen für die Begriffe 'Körperseele' bzw. 'Organseele' sowie die des Glanbens an die 'Schattenseele'.

In der Reihe der Wortetymologien im engeren Sinne bringt Gy. Lakó ung. *harag* 'Zorn' in Beziehung zu O-ostj. *χūrma·m*, *χūrâmtâ·m* usw. 'widersetzlich werden'; ung. *marok* '(eine) Handvoll, Hand' zu SO-ostj. *mūrâs* 'Abstand zwischen dem unteren Rand der flachen Hand und der Spitze des erhobenen Daumens'.

Unter den Arbeiten zur ungarischen Sprachgeschichte erörtert L. Papp im Zusammenhang mit dem Studium des Ungarischen im 11—12. Jahrhundert (*A XI—XII. századi magyar nyelv tanulmányozása*, 296—301) Probleme der Forschungsmethode. Diese Periode unserer Sprachent-

wicklung eignet sich zur Anwendung moderner Untersuchungsmethoden, wobei man zugleich die Ergebnisse der früheren, mit traditionellen Methoden betriebenen Forschungen in Betracht ziehen kann.

I. Papp befaßt sich aufs neue mit der Frage, ob es im Ungarischen Reduktionsvokale gegeben habe (*Voltak-e sorradó magánhangzók nyelvünkben?*, 288—295). Die Reduktionsvokale wurden gerade von G. Bárcei am gründlichsten untersucht (*A tihanyi apátság Alapítólevele mint nyelvi emléke* = Der Stiftungsbrief der Abtei Tihany als Sprachdenkmal, S. 69—80; *Magyar hangtörténet* = Ungarische Lautgeschichte, S. 17—24). I. Papp ist der Ansicht, daß sich Reduktionsvokale als organische Bestandteile der Lautstruktur weder in die lebendige Umgangssprache noch in die Mundarten einfügen lassen. Obschon der Schwund des Auslautsvokals phonetisch möglich sei und in den verschiedensten Sprachen und Mundarten auch tatsächlich gegeben ist bzw. eine Rolle spielte, sei der Vokalschwund mit dem grundlegenden Gesetz der ungarischen Lautstruktur — allem Anschein nach — nicht in Einklang zu bringen. Wir hätten auch keinerlei Beweise dafür, daß es sich damit in der Vergangenheit anders verhalten hätte. Die bislang als Belege herangezogenen, nach französischer Orthographie geschriebenen Streudenkmäler könne man viel natürlicher und annehmbarer erklären (293). I. Papp ist der Ansicht, daß alle in den mit griechischen Buchstaben geschriebenen Streudenkmälern bezeichneten Auslautsvokale durchwegs vollwertige Selbstlaute gewesen seien (295).

D. Szabó unterzog die 42 Blatt starken Fragmente des Apor-Kodexes einer sorgfältigen Analyse und verglich deren Text mit den entsprechenden Abschnitten des Döbrentei- und des Keszthelyer Kodexes sowie mit der lateinischen Fassung der Psalter. Er kommt zu der Feststellung, daß die Psalterabschnitte des Apor-Kodexes nach demselben, mit hussitischer Orthographie aufgesetzten Kodex abgeschrieben wurden; nur habe der Schreiber

der überlieferten Fragmente den ihm nicht zusagenden Text orthographisch und phonetisch abgeändert, während der Schreiber des überwiegenden Teils der Psalter zu meist ohne Änderungen arbeitete.

An Hand der Rolle, die Belege und Probleme in der Sprachgeschichte und in der Sprachbeschreibung spielen (*Adat és probléma szerepe a nyelvtörténetben és a nyelvleírásban*, S. 166—73), erörtert S. Károly die Berührungspunkte und die gegenseitige Ergebnisse verwertenden Methoden der sprachgeschichtlichen und der deskriptiven Forschung. Seine Feststellung faßt er u.a. dahingehend zusammen, daß die Beschreibung der Sprache mit ihren Belegen für die Geschichte der sprachlichen Elemente und der sprachlichen Struktur ein unentbehrliches Mittel abgebe und dadurch die Methode der Sprachbeschreibung sich auch auf die Skizzierung der Sprachgeschichte auswirke (172).

In dem hier rezensierten Band ist die deskriptive Phonetik durch J. Molnárs Bemerkungen zum Problem der ungarischen Affrikaten (*Néhány megjegyzés a magyar affrikáták kérdéséhez*, S. 256—59) vertreten. J. Molnár nahm Messungen der Dauer der ungarischen Affrikaten vor und verglich seine Ergebnisse mit denen früherer Messungen. Aus seinen Tabellen geht hervor, daß sich zwischen den neueren Messungen (denen von Hegedűs und denen Molnárs) keine so wesentlichen Abweichungen wie zwischen den früheren (Gombocz—Meyer) und den neueren zeigen. Entweder waren die früheren Geräte nicht empfindlich genug oder aber hat sich das Sprechtempo seither beschleunigt. Die neueren Messungen beweisen, daß die Enge nach der Sprengung des Verschlusses der Konsonanten *ty* und *gy* nur kurz gebildet wird, so daß man diese Laute eher als Explosivlaute bezeichnen kann.

Halten wir uns an den bereits erwähnten, etwas willkürlich anmutenden Gesichtspunkt der Gliederung des im vorliegenden Bande zusammengestellten Materials, so können wir 14 Wortetymologien erwähnen. Diese vielfältigen und abwechs-

lungsreichen Artikel sind würdige Beiträge zum 70. Geburtstag G. Bárczis, des Verfassers des Etymologischen Wörterbuches (*Szófejtő Szótár*).

Für die Etymologie, die Frühgeschichte und die Namenkunde gleicherweise aufschlußreich ist L. Ligetis Untersuchung über die ungarischen Stammesnamen *Gyarmat* und *Jenő*, in der er Unterlagen zu den baschkirisch—ungarischen Beziehungen erschließt. Die auch im Baschkirischen gegebenen ungarischen Stammesnamen *Gyarmat* und *Jenő* sind relativ junger Herkunft. Der Namen *Jenő* scheint auf die aus der *sz*-Mundart stammende jüngste Schicht der tschuwaschischen Lehnwörter des Ungarischen hinzuweisen (vgl. S. 230—39).

K. Mollay liefert mit seiner Untersuchung des ung. Wortes *gesztenye* 'Kastanie' einen auch im Hinblick auf die Forschungsmethodik sehr aufschlußreichen Beitrag zu Fragen der Lehnwortforschung und Sachgeschichte (*Jövevényszó kutatás és tárgytörténet*, S. 249—255). Im Unterschied zu den früheren Forschungen stellt er fest, daß ung. *gesztenye* 'Kastanie' mittelbairischer Herkunft sei und daß dieser Baum in den westlichen Grenzstrichen Ungarns seit jeher gedeiht und, daß die Kastanienhaine in der Steiermark, in Niederösterreich und in Westtransdanubien zusammenhängen. Die Entlehnung dieses Wortes geht sozialgeschichtlich auf die Ansiedlung von Deutschen mit mittelbairischer Mundart (belegt 1217—22) zurück, kann aber schon mit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts angesetzt werden. Als Grundlage der Entlehnung betrachtet er die mittelbairische Form *kestene* (*KESTĀNĀ*).

Die Slawistik in Ungarn ist mit drei interessanten Abhandlungen vertreten: L. Hadrovics teilt Erläuterungen zu einigen bislang unerschlossenen slawischen Wörtern mit (*bedavia* 'arabische Stute'; *berbence* 'Butte'; *szakóca* 'kleine Axt'; *venic-fa* 'Ulmo, Rüster'). L. Kiss schreibt über den Volksnamen *Slawe* und dessen verwandte Formen (*A szláv népnév és rokonsága*). In diesem Zusammenhang erörtert er die verschiedenen Namen der Slawen.

I. Kniezsa untersucht die ung. Wörter *teher* 'Last' und *mázsa* 'Zentner; Waage'. Im Gegensatz zu Hadrovics, der für ung. *teher* eine Entlehnung aus dem Slawischen angenommen hat, veranschaulicht I. Kniezsa an einem reichen Belegmaterial die Entwicklung unserer slawischen Lehnwörter der Typen wie urslaw. *tǫrt* (202—04), und schließt auf Grund phonetischer und semantischer Kriterien, daß ung. *teher* auch weiterhin zu den Wörtern unbekannter Herkunft zu zählen sei. Ung. *mázsa* führt er zurück auf ukr. **mag-ja kola* 'Plachenwagen, Plachenfuhr'. Die Bedeutung 'Zentner' entwickelte sich im Ungarischen und ging von hier aus in die Sprache der benachbarten Slawen über.

E. Moór untersucht im Zusammenhang mit ung. *paložsnak* 'Loeki' kulturhistorische Beziehungen zu den Slawen. — Ö. Beke, der vor kurzem starb, zählt das Vorkommen des Vogelnamens *kakukk* 'Kuk-kuck' in den ungarischen Pflanzennamen auf. Aus der Reihe der etymologischen Untersuchungen sind noch die Beiträge J. Németh (die Herkunft von ung. *tarka* 'bunt') sowie von L. Tamás zur Geschichte der rumänischen Treiberrufe *cea* und *hais* (S. 360—62) hervorzuheben. L. Tamás ist der Ansicht, daß beide Wörter aus dem Ungarischen in die Sprache der Nachbarvölker übernommen wurden.

J. Balázs erörtert auf Grund der Herkunft der ungarischen Inessivsuffixe (*Belviszonyragjaink eredetéhez*, S. 28—33) die etymologischen Belange eines syntaktisch-morphologischen Problems. In diesem Zusammenhang meint er, „als Grundwort unserer Inessivsuffixe ist das ung. Adverb *be* 'hinein' anzusehen. Darauf geht auch ung. *bél* 'Darm, Gedärm; Inneres, Kern, Mark' zurück, davon man unsere Inessivsuffixe bisher ableiten zu können vermeinte, was keineswegs der Fall ist.“

Katalin D. Bartha teilt Beiträge zum Gebrauch des bestimmten Objektes ohne Artikel mit (S. 34—38). I. Fónagy und Klára Magdiés erörtern in ihrem Beitrag über den Tonfall der Fragesätze (*A kérdőmondatok dallamáról*, S. 89—106) an Hand

eines reichen Anschauungsmaterials Probleme der Satzphonetik.

Im vorliegenden Band sind des weiteren die Forschungen zur ungarischen Volkssprache, zur Literatursprache, Semantik, Stilistik, allgemeine Sprachwissenschaft und zur Sprachpflege vertreten. In der Reihe der Studien zu Fragen der Wortbedeutung ist L. Gáldis Abhandlung über die Bedeutungsskala des ung. Adjektivs *bús* 'traurig, wehmütig, betrübt, trübselig' bei Petöfi (*Bús szarunk jelentésköre Petőfinél*, S. 107—14) hervorzuheben.

Hier wollen wir noch den Beitrag L. Antals erwähnen, der auf die Zusammenstellung einer Morphemsammlung drängt, um an Hand dieser den Zeichenbestand des Ungarischen aufzeigen zu können (S. 22—28).

Schließlich seien hier zwei Abhandlungen angeführt, die einen Überblick über anderssprachige Forschungen in Ungarn bieten. C. J. Hutterer untersucht die ungarischen Elemente der Romani-(Zigeuner)-Dialekte. Auf Grund seiner phonetisch-phonologisch, morphologisch und lexikographisch ausgerichteten Untersuchung stellt er zusammenfassend fest, daß sich in der Entwicklung der Romani-Dialekte vorerst das Aufkommen einer partiellen Zweisprachigkeit, in einer späteren Entwicklungsphase deren Entfaltung abzeichnet. Mit bestimmten Übergangsphasen führe diese Entwicklung zur völligen sprachlichen Assimilierung (S. 139—47).

P. Király berichtet über die Arbeiten am Atlas der slowakischen Mundarten in Ungarn. In diesem Zusammenhang verweist er auf die ungarischen Einflüsse in den slowakischen Mundarten in Ungarn, die sich sowohl in der Phonetik als auch in der Morphologie offenbaren (S. 187—92).

In dieser Besprechung konnten die Studien des 40. Heftes der sprachwissenschaftlichen Abhandlungen nicht vollständig aufgezählt werden, dies wäre Aufgabe des Inhaltsverzeichnisses. Mit den angeführten Beiträgen sollten vielmehr die in diesem Bande erfaßten Themenkreise angedeutet werden. Die Gliederung der ein-

zelen Abhandlungen läßt auf eine sorgfältige Redaktion schließen. Der ganze Band bietet einen interessanten, wenn auch nicht vollständigen Querschnitt der ungarischen Sprachwissenschaft der Gegenwart und ist nicht nur seinem Titel nach, sondern auch auf Grund der darin enthaltenen Forschungsergebnisse vorzüglich geeignet, daß die ungarischen Sprachwissenschaftler mit ihm Professor G. Bárczi anläßlich seines 70. Geburtstags ehren.

Maria Horráth

Studia Grammatica I. Akademie-Verlag, Berlin 1962. 114 S. DM 11,20 = Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik der deutschen Gegenwartssprache.

Nach dem zweiten Weltkrieg war die sog. traditionelle grammatische Auffassung in den sozialistischen Ländern Mittel- und Osteuropas vorherrschend. Wohl zeigte sich hier und da der mehr oder minder starke Einfluß des Marrismus, doch konnte er sich nicht hinreichend durchsetzen, um in diesen Ländern die Sprachbetrachtung im wesentlichen zu bestimmen. Es wäre jedoch falsch, die in den 1940–50er Jahren dominierende Konzeption der traditionellen Sprachwissenschaft ohne weiteres mit der Auffassung der Junggrammatiker gleichzusetzen. Mit dem Aufkommen der Phonologie, der Sprachgeographie, der Stilistik als selbständiger Disziplinen, unter dem Einfluß der Werke von F. de Saussure und gewissermaßen der Prager Schule entwickelte sich die traditionelle Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert beträchtlich; sie vervollkommnete ihre Betrachtungsweise und Methoden, was noch keineswegs besagt, daß sie sich der Mängel und Unzulänglichkeiten, die für sie grundlegend charakteristisch sind, entledigt hätte.

Abgesehen von einem gewissen Einfluß der Prager Schule, konnten sich die struk-

turalistischen Richtungen auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft in Mittel- und Osteuropa nur wenig auswirken. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß die traditionelle Sprachwissenschaft beträchtliche Aufgaben auf dem Gebiet der deskriptiven und historischen Grammatik zu lösen, viele Rückstände aufzuholen hatte und, daß die traditionelle Grammatik gewissermaßen im Bewußtsein und im Banne ihrer unanfechtbaren Überlegenheit über den Marrismus die Existenz anderer Richtungen nicht besonders zur Kenntnis nahm. Die Abhandlungen, die sich mit dem Strukturalismus auseinandersetzen, beschuldigten ihn des Idealismus und der Einseitigkeit. Erst mit dem ideologischen Aufschwung um die Mitte der 50er Jahre wurde es möglich, diese Einschätzung des Strukturalismus zu revidieren.

In diese Zeit fielen die ersten Anfangserfolge der maschinellen Übersetzung, die zugleich die Lebensfähigkeit und Eignung der strukturellen Auffassung zur Schau stellten. Dazumal erschienen die Arbeiten von N. Chomsky, vor allem die bekannten *Syntactic Structures*, die in der Geschichte der strukturellen Sprachwissenschaft einen bedeutenden Markstein darstellen. Die Konzeption einer generativen Grammatik fand einen weltweiten und lebhaften Anklang und auch das Interesse der Vertreter der traditionellen Linguistik. Die generative Grammatik vermag nämlich wesentliche Mängel der strukturellen Sprachwissenschaft, die von der traditionellen Linguistik mit Recht kritisiert werden können, zu beheben und zugleich die Vorteile der strukturellen Linguistik beizubehalten.

Im Unterschied zu vielen anderen Sprachtheorien bleibt die generative Konzeption nicht auf der Ebene der Sprachtheorie stecken, sondern erweist sich auch insofern als lebensfähig, daß sie sich an einem ansehnlichen sprachlichen Material demonstrieren läßt. In dieser Hinsicht ist die Arbeit von R. Lees *The Grammar of English Nominalizations* (Bloomington 1960) sowohl in Anbetracht der theoretischen

schen Errungenschaften als auch der Reichhaltigkeit des analysierten Stoffes von hervorragender Bedeutung. In den mittel- und osteuropäischen Ländern wurde auf Grund der generativen Konzeption mit dem Studium der verschiedenen Sprachen (Russisch, Deutsch, Ungarisch, Rumänisch) begonnen. Die Untersuchung dieser genetisch und typologisch unterschiedlichen Sprachen dürfte zur weiteren Bereicherung und Verbreitung der Methoden der generativen Grammatik beitragen.

Die Arbeitsgruppe Strukturelle Grammatik der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin war eine der ersten, die mit planmäßigen Arbeiten zur Erstellung einer generativen Grammatik der deutschen Sprache begann. Band I der *Studia Grammatica* berichtet über einen Teil ihrer Forschungsergebnisse.

Der Band enthält nach einem einleitenden *Vorwort* die prinzipielle richtungsweisende Abhandlung der Gruppe, die *Thesen über die theoretischen Grundlagen einer wissenschaftlichen Grammatik* auf die drei Studien von W. Motsch, M. Bierwisch und W. Hartung folgen.

Ein bedeutendes Verdienst der generativen Konzeption besteht darin, daß sie die Wichtigkeit und Bedeutung der sprachtheoretischen Forschung hervorhebt. Die Thesen, die das Programm der Arbeitsgruppe enthalten, untersuchen vom Blickpunkt dieser Theorie aus die wichtigsten theoretischen Fragen der Grammatik (9–30). Die Thesen, im Aufbau mit einer imponierenden Konsequenz und Präzision gefaßt, untersuchen vorerst die allgemeinen Voraussetzungen der Sprachtheorie, um nach deren Klärung den Gegenstand der Grammatik zu umreißen. Nach der Erörterung des Verhältnisses von Grammatik und Sprachtheorie legen die Verfasser die zur Deskription direkter Beziehungen geeigneten Modelle der Satzstruktur dar, worauf die Analyse der indirekten Belange, d. h. der semantischen Merkmale und Einheiten folgt. Der letzte Abschnitt ist der Darstellung der Transformations-ebene gewidmet.

Die Thesen der Berliner Arbeitsgruppe sind ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte der europäischen Sprachwissenschaft. Nach der kritischen Einschätzung und Aneignung von Errungenschaften der verschiedenen Richtungen der strukturellen Linguistik in Europa erkannte die Arbeitsgruppe, daß die generative Konzeption ein höheres Niveau der Sprachtheorie und der konkreten Sprachforschung zu gewährleisten vermag. Die generative Sprachtheorie hat sich auch seither entwickelt und kann heute bestimmte Probleme bereits besser erhellen, was jedoch dem Wert der Thesen keinen Abbruch tut. Die Thesen spielten eine wichtige Rolle in der Entwicklung der strukturellen Sprachwissenschaft in Osteuropa. So konnten sie im Vorbereitungsstadium der Arbeiten zu einer generativen Grammatik des Ungarischen, d. h. 1962 bei der Ausarbeitung der Prinzipien zur generativen Grammatik der ungarischen Sprache sehr gut verwertet werden.

W. Motsch stellt sich in seiner Abhandlung *Zur Stellung der ‚Wortbildung‘ in einem formalen Sprachmodell* (31–50) die Aufgabe, „einige grundlegende Fragen zum Verhältnis zwischen Syntax und Semantik im Bereich der Wortbildung zu klären“ (34). Der Verfasser beanstandet mit Recht die Vernachlässigung von syntaktischen Belangen der Wortbildung. Wohl sind die Beziehungen von Wortbildung und Wortschatz evident, nicht zu bezweifeln und die semantischen Kategorien spielen in der Wortbildung eine wesentliche Rolle. Wer aber nur diesen Aspekt des Problems in Betracht zieht, verkennet den Charakter der Wortbildung und ihre Stellung in den sprachwissenschaftlichen Disziplinen, denn das richtige Verständnis des Prozesses der Wortbildung wird gerade durch die richtige Beurteilung des Verhältnisses von grammatischen und semantischen Elementen gewährleistet. Wie auf allen Gebieten, wo sich semantische und grammatische Elemente überschneiden, bedarf es auch hier, hinausgehend über die traditionellen linguistischen Un-

tersuchungen, einer konsequenten Analyse der grammatischen Belange und einer Präzision der Untersuchungsmethoden. Das aber versucht W. Motsch am Material der deutschen Wortbildung.

M. Bierwisch schreibt *Über den theoretischen Status des Morphems* (51–89). Er untersucht das Morphem als theoretische Einheit und zieht nur die Auffassungen über das formal definierte Morphem in Betracht. In diesem Zusammenhang sind zweierlei grammatische Modelle, nämlich Modelle der Produktions- und der Identifikationsgrammatik möglich. M. Bierwisch analysiert die Definitionen des Morphems an dem die distributive Analyse verwertenden Modell, in der glossematischen Theorie und am mengentheoretischen Modell von Kulagina. Schließlich analysiert er den Status des Morphems vom Standpunkt der Einfachheit. Die vergleichende Analyse verschiedener struktureller Modelle hat sowohl für die Sprachtheorie als auch für die konkrete Sprachforschung große Bedeutung. Was diese anbelangt, hängt die Verwendbarkeit von Ergebnissen der Untersuchungen über konkrete sprachliche Phänomene davon ab, daß der theoretische Vergleich der Modelle, die der Arbeit zu Grunde liegen, gegeben sei. Das ist ein unabdingbares Moment bei Arbeiten sowohl über einzelne Sprachen als auch über typologische Fragen. Darum ist auch die Untersuchung von M. Bierwisch unseres Erachtens sowohl im Hinblick auf Methode und Zielsetzung als auch in Anbetracht ihrer Ergebnisse von besonderer Bedeutung. Es ist keineswegs ein Mangel seiner Arbeit, jedoch für die Geschichte der Sprachwissenschaft sicherlich interessant, daß die vergleichende Untersuchung der Sprachtheorie der Prager Schule eine höchst interessante Aufgabe sein dürfte.

Die Transformation von Aktiv und Passiv zählt zu den klassischen Transformationsexemplen. Es bedarf aber einer ausführlichen, minuziös durchgeführten und formalisierten Analyse der Transformationen, um die einzelnen sprachlichen

Merkmale der Passivtransformationen feststellen zu können. W. Hartung bietet in seiner Abhandlung *Die Passivtransformation im Deutschen* (90–114) eine präzise Bearbeitung des Themas. Seine Studie dient damit als gediegene Grundlage zu ähnlichen Untersuchungen.

L. Dezső

И. И. Ревзин: Модели языка [= I. I. Revzin: *Language Models*]. Moscow 1962, 191 pp.

Revzin's name had been well known both in the Soviet Union and beyond its borders even before the publication of his book. A Soviet pioneer in the application of structuralist methods, he took an active part in the Seminary for Mathematical linguistics of the Moscow University and was the first to start a course of lectures in the Soviet Union on „Machine translation and mathematical linguistics” at the College of Foreign Languages, Moscow. He is now an active worker at the Structural-Typological Department, headed by Ivanov, of the Slavistic Research Institute, Academy of Sciences of the USSR.

In his first chapter „Types of Language Models” the author advances convincing proof of the growing necessity for the use of deductive methods as well as the inductive ones which have so far prevailed. This, in turn, involves the wide application of models. The author also points out that by modelling many important problems of general linguistics can be solved; what is more, in some cases the practical application of general linguistics is inconceivable without the application of exact models to the language.

Modelling is a central problem not only for the work reviewed but also for the whole of present day mathematical linguistics, so much so that it seems advisable to quote two definitions following and supplementing each other. According

to the author, the essence of modelling is „to build up a certain succession of abstract schemes which then should approximate the features of concrete reality, to a major or minor extent” (p. 8). And „modelling in language . . . is a method by which the linguist proceeds from certain most general properties of individual concrete languages, sets up certain hypotheses concerning the structure of the language as an abstract semiotic system, then ascertains how the inferences drawn from these abstract hypotheses are related to the facts of a real language described by concrete linguistig disciplines” (ibid).

Modelling presupposes the introduction of certain *primary concepts* and the establishment of some relationships between them, to be considered as postulates in the following. All other statements should be reduced to these primary postulates in a strictly deductive manner. If the model reflects linguistic material, the elements of a linguistic level will be found to correspond to the primary concepts during interpretation, and so will the *arrangements* that can be composed of them. These *arrangements* may be marked (grammatically correct) or unmarked. The elements and the lines composed of them constitute certain *sets* which can be divided into subsets corresponding to certain conditions: this procedure is the third important factor in modelling.

Beside clarifying these fundamental concepts in the first chapter, the author makes an attempt to classify the conceivable language models according to various principles and points out the importance of modelling in the typological comparison of languages.

Chapter II is devoted to the question of *phonological models*. Phonology is the most traditional field in „non-traditional” linguistics, especially in Russian linguistics which is known to have paved the way for the creation of this discipline (cf. Baudouin de Courtenay, Bogorodickij, Ščerba, Jakovlev). This is probably why it was easiest for the author to sum up the

results in a strict and formal system, and this is where the considerations and arguments are the most intelligible even for those scarcely initiated into the terminology of mathematical logic. In conformity with his introduction the author explains the concepts he is going to use in the following, such as speech sounds, phonetic features and the „phonetic word”.

Examining the paradigmatic system of the phonemes he adopts Jones's well known definition („If two speech sounds can occur in the same position in relation to the adjacent sounds, then they belong to different phonemes” — cf. *TCLP* 4, 77), then discusses Trubetskoy's view, gives a formal definition of the concept of „archiphoneme”, and in a similar manner deals with the possibility of formalization of the conception of the phonological school. His own definition of the phoneme is this: „. . . the phoneme is such an arbitrary totality of inhomogeneous relevant properties as can be made to correspond to a speech sound” (p. 24). We do not wish to assess this as a new phoneme definition yet the somewhat involved reference to speech sounds is slightly surprising and gives the impression that it had to be included for the sake of inserting the first mentioned primary concept, that of the speech sound, into the definition. The other two words in the definition („inhomogeneous” and „relevant”) have been exacter defined previously one somewhat differing from the usual. Thus „homogeneity” is used here not in the sens Trubetskoy understands it (cf. *Grundzüge* III—2—A) but more simply: this is the relationship between two properties whose substitution for the other yields a speech sound in the language investigated. On the other hand, all properties irrespective of position should be considered as relevant (cf. pp. 23—24). The relationships established by the author between the subclasses of phonemes as subsets of phonemic sets are extremely interesting.

In the second part of this chapter the author examines the models of the syntagmatic arrangement of the phonemes. Since Trubetsky's days this field of phonology has undergone perhaps the greatest changes, owing to the phonologic application of the graph theory. Revzin makes a good selection of works applying graph theory from the very wide phonological literature (we have mainly S. Marcus and Em. Vasiliev in mind who have made several valuable contributions to this branch also since the book under review was published).

The three subsequent chapters (III, IV and V) constituting the bulk of the book, are the most valuable containing the description of the grammatical models. Some basic concepts are defined and explained in Chapter III, the fourth is devoted to the paradigmatic models established in this field and chapter V deals with the corresponding syntagmatic models. Thanks to the set-theoretical model of L'apunov—Kulagina, the Soviet school has achieved considerable results in this very field, including Revzin's earlier publications. The originality of the Soviet school is manifest particularly in the system of paradigmatic models and, bold as it may seem, it is not exaggerated to say that the paradigmatic part of Kulagina's model is not less significant than Chomsky's syntagmatic model. Revzin is the first to develop in greater detail Kulagina's model, including all its consequences and, by using her system of concepts, to fuse it with Chomsky's model. Although the further consequences of this experiment can not yet be assessed in full, the relevant descriptions give ample food for thought and the theory itself is imposingly coherent. The traditional division of grammar, in the strict sense of the word, into morphology and syntax (in the special sense of the word) seems to acquire a new meaning. The analogues of these two parts, according to Revzin, are the system of the paradigmatic models and that of the syntagmatic models, although another division also

suggests itself: paradigmatic and syntagmatic models can be established in both morphology and syntax.¹

On the level of grammar Revzin collates the word (more exactly, the word form) and not the morpheme to the „element” concept of the model, because this is the only phenomenon that be separated from the flow of speech with any certainty of form and without ambiguity. The next important set-theoretical concept, the series of elements corresponds to the „phrase” (фразы) as used by Kartsevsky (of. TCLP 4, 190). Accordingly, a „phrase” can be a single word or several successive words (to which Kartsevsky adds: which are united by intonation in the given situation). In other words: the phrase is a syntagma in the widest sense of the word; including either one or several words. Another important concept is „markedness” according to a wider interpretation, all phrases potentially occurring in a given language should be considered marked, i.e. the set of all grammatical phrases as opposed to unmarked, i. e. ungrammatical ones. What is grammatical and what is ungrammatical is assumed to be known and is not to be defined at this level. Obviously there are many grades between such grammatical phrases as „the centaur drank the round square” and „I drunk lot” leading toward the ungrammatical ones (the latter example should obviously be assigned to the non-marked phrases although it is more „meaningful” than the former). The third factor in modelling, as we have seen, is the division of the given set into subsets. If the set of words is split into subsets, we obtain several interesting concepts. If we examine what words

¹ Papp Ferenc: Nyelvi rendszer, közlési folyamat és ezek matematikai modellje [= Linguistic structure, communication process and some of their mathematical models] — In: Általános nyelvészeti tanulmányok [= Studies in General Linguistics]. Vol. II, pp. 75—88.

(remember that „word” stands for word form, i.e. each member of the succession *стол* — *стола* — *столу* is an individual word) occur in the same environment, the set of words can be divided into the subsets of *families*. A family consists, for instance, of such words as *столу*, *окну*, *человеку*, *клопу*, *дуралею* . . . , because any of them may occur in the same environment such as *даю* (*мешаю*, *иду к* etc.) *столу* (the phrase *мешаю столу* ‘I disturb the table’ is marked just as much as in *иду к столу* ‘I go to the table’).

It should be noted that by applying the concept of *family* some interesting features of the Hungarian language can be revealed. Thus, for instance, the accusative case of a noun and that of a personal pronoun do not belong to the same family; whereas the accusative form of any noun can be put into the environment *a . . . látja* ‘he sees . . .’ and will remain marked thereby, yet the following phrase in unmarked: **az engem látja* ‘he sees me’ (the verb takes one form if it has a definite direct complement, as *látja* ‘[he] sees [definite complement]’ and takes another, if its direct complement is a first-person pronoun or an indefinite direct complement, as *lát* ‘[he] sees [indefinite direct complement or a direct complement expressed by a pronoun in 1st person]’).

Nor should we think that words with identical case endings come into one family in Hungarian. For instance *apát* ‘(the) father [acc. sing.]’, and *apámat* ‘my father [acc. sing.]’ belong to two different families. Cf. *Apát lát* — *Apámat látja* (the capital initial indicates 0 environment from the left) ‘(He) sees (a) father’ — ‘(He) sees my father’ are marked phrases, yet **Apámat lát* is unmarked, i. e. the distribution of the word *apát* and that of *apámat* are not identical, hence cannot stand in the same environment although their case endings are the same.

In other instances we can rely on even less than the personal possessive ending for assigning words into different families. Cf. *Ilyen ház* ‘Such a house’ — *Ez a ház*

‘This house’: bold face indicates the different environment.

It is much easier to interpret another important subset, the *surrounding* (окрестность). The concept of surrounding corresponds to the *word* in its more usual meaning: a surrounding consists of the totality of forms that can be derived paradigmatically from some root (i.e. forms with various case endings): *стол*, *стола*, *столу* etc. While the families have been formed by distribution, i.e. „created by ourselves” during research work, the surroundings are given a priori: „Besides certain initial units and besides their marked sequences, a distribution into subsets not containing common elements will be considered as given, and these subsets will be termed surroundings, i.e. for each *x* element it will be known to which surrounding it belongs” (p. 69). The author deals with the difficulties caused by certain cases, such as the problem of homonymy or the basic problem of what to consider a form derived paradigmatically. A well known example will illustrate the terminology: the surrounding of a certain Hungarian noun consists of 714 words (cf. Antal: *A magyar esetrendszer*, 50).

Chapter IV devoted to paradigmatic grammatical models deals with the modelling of the concept of the part of speech. Accordingly, surroundings containing equivalent families constitute various types: in this sense the type is very close to the traditional concept of the „part of speech”, although they are not quite the same. We have seen above that the *ilyen* and the *ez* belong to different families and can therefore not be assigned to one type. Or the adjective *full* (with its synonyms, few as they are) is a member of a family different from that of the other adjectives because it may govern (i. e. take) a noun belonging to the *of*-family: *pail full of water* (but there is no such a thing as *pail red of water*, *pail high of water*, *pail merry of water* etc.).

While for the modelling of the part of speech the author relied mainly upon the

treatises of Uspensky, the following two concepts of basic importance go back to Kulagina: *simplicity* and formal *homogeneity* (both referred to as *simplicity* by Kulagina). The principle of simplicity requires that two words belonging to the same surrounding should be members of different families, i.e. in a more usual terminology, approximately: they must not contain synonymous case forms. In Hungarian the existence of the parallel *kezem* 'my hand [nom. and. acc.]' — *kezemet* 'my hand [acc.]' excludes the possibility of regarding Hungarian as a simple language (cf. *megfogta a kezem* 'he took my hand' — *megfogta a kezemet* 'he took my hand': these two words belong to the same family). This non-simplicity, however, can be considered eliminatable because the two words belong to the same grammatical category (the concept of „grammatical category” has earlier been mentioned by the author). In the opposite case have to do with uneliminatable non-simplicity, exemplified by the author by the Estonian comitative and abessive (of *Suure rõõmuga tulen sinna* — *Suure rõõmuta tulen sinna* 'I come here with great joy' — 'I come here without great joy').

The principle of homogeneity, on the other hand, requires that any word belonging to two identical families but to different surroundings, should have a corresponding word belonging to the same family from the other surrounding. The Russian language, for instance, does not meet this requirement: although both words *смутья* and *пеку* belong to the same family, in both surroundings such words can be found as are members of a family containing some word that cannot be found in the other surrounding: the word *смья* belongs to a family different from that of *пека*. The French language is not homogeneous either; it contains both pluralia and singularia tantum. Words corresponding to the family of *moeurs* can be found in the surrounding of *vertu* (*vertus*) but not the other way round (there is no such form as **moeur*). Nor can Hungarian be regarded

as a homogeneous language. Many Hungarian nouns have no plural, whence, for instance, the family of the word *asztalok* 'tables' has no corresponding member in the surrounding *légűr* 'air space' (there is no such a word as **légűrök* 'air spaces', although there exists a difference between the grammatical impossibility of *moeur* and the lexical one of **air spaces*). In certain cases even homogeneity can be eliminated. If, for instance, in Hungarian the plural forms are treated as a separate surrounding (i.e. in the usual terminology, as independent words), the lack of homogeneity vanishes. At any rate it may be felt that what is important is not so much the inhomogeneity itself but rather its degree and the possibility or impossibility of eliminating it. On this basis the author makes several interesting typological comments on closely related languages (as are Russian, Polish and Czech).

The last chapter deals with the *syntagmatic models* of grammar. Here Kulagina's configuration concept acquires particular importance. According to the author, in descriptive linguistics a construction „is usually understood as a word group whose distribution is the same as that of a word, or as an arbitrary utterance” (высказывание; p. 123). The concept of configuration renders the concepts of construction and of its constituents more precise especially by permitting the „range” of the construction to be ascertained. This should be understood as follows. A configuration is of range 1 if it can be replaced by one single word of the construction in any marked environment which then remains marked. If, for instance, in the environment *few men understand this well*, the configuration *few men* can be replaced by the word *men*, the sequence remains marked (*men understand this well*). Hence it seems that the range of *few men* is 1. Nevertheless, in an environment like *very few men understand this well* the same substitution cannot be made because the environment *very men understand this well* is not marked. There-

fore we must go back one step and consider the configuration *very few* as of 1st range. This can be wrapped up into the word *few*. After several trials we shall find that the *very few* can indeed be replaced by *few* in any marked environment without obtaining any unmarked sequences. Hence the rank of *very few* is indeed 1. Yet if this configuration ranges as 1, the word that can replace it should also be of the 1st range. Now the procedure will consist of the following: if a 1st range elements fused with another element, its range should be 2. Accordingly, the range of *few men* (like that of *very few men*) will have to be 2 and so on. The predicative part can be treated in a similar manner and the configuration *understand this* ranging second can be evolved into a 3rd range configuration, to wit into an arbitrary intransitive verb: *men walk*. This gradual evolution will eventually yield a few words which can no longer be evolved. The number of such words gives us the *norm* of the given construction. The sentence is, then (disregarding now certain types of sentences), a construction of norm 2. The author also proves the contrary: if the norm of a marked construction is 2, it is bound to be a sentence.

In the remaining part of this chapter the author proves that the number of marked phrases in a language is necessarily infinite; deals with the possibilities of formalizing the transformational analysis by the use of the concepts introduced by the Soviet school. Let us refer to one single part of these passages rich in ideas. Revzin describes Yngve's hypothesis on the limited depth of the phrases due to the limited character of units in the human span of immediate memory. Revzin considers this hypothesis extremely important also for general linguistics and links it up with to which no construction of over norm 2 occurs in living languages. This important question obviously needs further consideration, those familiar with the Hungarian language can quote almost „off-hand” phrases of a depth of 8 (cf. *a mi*

középső szobánk bal hátsó sarkában álló zöld szék rongyos támlája 'the ragged back of the green chair standing in the left rear corner of our middle room').

The Supplement contains the demonstration of the twenty-four theses of the text, described by means of formal mathematical logic. It also comprises some abstract examples and a very useful, though very short (two pages) subject definitions of the concepts can be found.

*

Revzin's greatest merit seems to be not so much in what he describes but in how he describes it. His work is an elucidating reading for any linguistic mind trained in traditional inductive methods. It enables the reader to break away from the individual concrete forms of the material and to look deeper into the inherent relations that can be described by purely formal expressions.

The author has reasonably restricted the material to be discussed referring, in another passage, to the difficulties compelling him to disregard here the semantic models and to content himself with the discussion of the formal side.² The concluding lines of his work reassure the reader that the author does not wish to disregard statistical models in principle but has deliberately confined himself to the description of logical (set-theoretical) models. If the up-to-date treatment of syntax, as has been mentioned, comes from English-speaking areas, from linguists writing about the English language, it is by no means surprising that, in the field of morphology, for most of the novel

² Cf.: И. И. Ревзин: Некоторые трудности при построении семантических моделей для естественных языков. — Симпозиум по структурному изучению знаковых систем. Тезисы докладов. Москва 1962, pp. 17—24.

ideas we are indebted to linguists working in Russian-speaking areas who, avowedly or implicitly, had in mind their mother tongue so rich in its morphological system.

F. Papp

Psycholinguistics. A Book of Readings. Edited by Sol Jarvis R. Bastian Saporta, prepared with the assistance of Holt, Rinehart and Winston, New York 1961, 551. pp.

The volume under review can be described as being at the intersection of the category of Readings and the new trend of psycholinguistics. *Readings* of this type have amply proved their worth; in one handy volume they gather papers which appeared a long time ago or in periodicals not readily accessible but which are worth being placed on the scholar's shelves. In Europe we have no exact equivalent exists being of the *Readings* which are somewhere halfway between the collection of Spitzer's Meisterwerke and graduate textbooks or chrestomathies. Saporta's gleanings may be said to be the best among linguistic readings published so far; it attains the standard set by *Linsky*, and it surpasses „*Readings in Linguistics*. The development of descriptive linguistics in America since 1925", ed. by Martin Joos (New York, 1957, [1958²], American Council of Learned Societies. In its editorial policies, content and aims it goes beyond „*Readings in applied English linguistics*", ed. by H. B. Allen (New York, 1958, [1963²], Appleton-Century-Crofts). In outward appearance it is perhaps the most beautifully got-up volume among American linguistic publications.

Psycholinguistics as a term is relatively a newcomer, cropping up as it did only a decade ago as the title of a memorable symposium held at Bloomington in 1954

(Psycholinguistics: A survey of theory and research problems. Ed. by C. E. Osgood and T. A. Sebeok. Baltimore, 1954. (Memoir 10 of the International Journal of American Linguistics). The present book under review is thus the second important work to bear this word in its title. — Psycholinguistics belongs to the class of *hyphenated linguistics*, a term gradually losing its jocular tinge in some quarters. Before reading a publication it is not always clear what the central issues of a particular hyphenated-linguistic study are, and, unfortunately, sometimes we are not any wiser for reading it. Bio-linguistics, ethno-linguistics, socio-linguistics; anthropological linguistics, mecano-linguistics, mathematical linguistics, and even applied linguistics may have come about as the result of a multiplicity of motives, such as an interdisciplinary approach to an overlapping border area, or the investigation of one specific subject matter with the methods and techniques of another science, or some other linguistic inquiry not subordinated to the internal objectives. All this is justifiable. Not only because the present century has seen the coming into existence of so many fruitful trends, methods and achievements through some encroachment on the rigidly delimited sovereign territories of classical sciences but also because language may come into contact of some sort with a number of adjacent fields. Constantly keeping the frontiers of linguistics open is just as much needed as demarcating them from time to time by reformulating the central issues of principle.

Only one thing is important: to know what the hyphenated branch in question is about. This may appear explicitly from the introductions or, implicitly, from the material of the articles, monographs or collections. We are allowed a glimpse of Saporta's conception when he writes in his introduction: „The last quarter of a century or so has seen the development of at least two major approaches to the study of language: that represented by structural

linguistics and that represented by behavioral psychology. The two have progressed more or less independently" (p. V). If this is meant to apply collectively to European and American schools that may be called structuralist, then the statement is true, even though it might be added that the par excellence structural linguistics, the Bloomfieldian descriptivism has several points of contact with behaviouristic psychology in some form or another; what is more, the similarities in philosophical foundations are more than accidental. Yet Saporta is right in suggesting that the development of these scientific branches was in a certain phase independent, more precisely, autonomous, and thus they were divergent. And the chief ambition of the new psycholinguistic trend is just to strengthen or develop the lines of convergence.

Saporta briefly points out that the two disciplines raise the basic questions concerning the same language activities from two different aspects. He says, „There is a need for some exploration of the relationship of these two views, the structural, all-or-nothing, deterministic view on the one hand and the behavioral, more-or-less, probabilistic view on the other. It is not clear to what extent they are contradictory or merely complementary" (Ibid.). This opposition is really there but today, thanks to the studies of D. L. Bolinger (Generality, gradience, and the all-or-nothing. *s-Gravhage*, 1961 Mouton) and T. A. Seboek (Coding in the development of signalling behavior: *Behavioral Science* IX, 430–42, [1962], we are perhaps a good deal nearer in some respects to an understating of its nature. In my opinion, however, the central problem of the interdisciplinary approachment hardly lies in the exploration of the relationship of the two views. I think that, for any approach to language, grammar holds central importance. The basic line of „interdisciplinary approach" starts from grammar and proceeds outward, centrifugally. This does not of course mean that the opposite centripetal

direction is impossible in principle. The terms in common have special heuristic values and so have the research programs and suggestions which the two disciplines might draw up in common. But the most important preparatory step is the mutual exploration of the material which linguistics and psychology have as common ground for research.

The selection of the material for the volume says more about its scope. Forty-four texts are arranged in eight chapters. These are as follows (the bracketed figures refer to the number of items contained and the total number of pages) 1. „Nature and function of language" (2;25); Approach to the study of language" (6;71); 3. „Speech perception" (4;75); 4. „The sequential organization of linguistic events" (5;51); „The semantic aspects of linguistic events" (7;100); 6. „Language acquisition, bilingualism, and language change" (8;83); 7. „Pathologies of linguistic behavior" (5;44); 8. „Linguistic relativity and the relation of linguistic processes to perception and cognition" (7;91) — This order of the chapters can be justified; still one feels that the fifth chapter on semantics might have followed the second, and the eighth moved up to third place from the end. Naturally a material like this can be arranged in different ways. Saporta himself is aware of the arbitrariness of his decisions: „the topics chosen as well as their arrangement represent only one arbitrary attempt at shaping a large body of available information about language" (p. VI.). This is as good a justification as any other for the author's inclusions and omissions. Instead of criticizing his decisions (although we should have welcomed a few more representative selections acquainting the reader with the results of mathematical linguistics, automatics and semiotics and also paralinguistics) we shall restrict our remarks to what is offered in the well over 500 pages.

Chapter One consists of two meaty and classic studies by John Lotz and F. W. Householder, Jr.

Chapter Two reflects the broad-minded eclecticism of the volume: by the side of Bloomfield's memorable study (A set of postulates for the science of language) we find two short chapters from Chomsky's Syntactic structures, Hockett's linguistic interpretation of Weaver and Shannon and two further pieces representing two behaviorist psychologists, Skinner and Krasner. As is well-known, Chomsky made significant corrections on the Bloomfieldian conception, gave a scathing critique of Skinner's views (Cf. N. Chomsky's great review article on B. F. Skinner's „Verbal behavior: Language XXXV, 26—58), and showed the applicability of the information theory model to the highly restricted in the sphere of grammar (Chomsky's relevant writing begins the fourth chapter).

Chapter Three is entirely devoted to phonetics. It is perhaps here that one feels most the wide range of possibilities of a different selection.

Chapter Four deals with aspects of the information theoretic and probabilistic models and generally with the problems of serial order. Here Harris' discourse analysis or some similar writing concerned more directly with internal grammar might well have found a place besides Chomsky's criticisms.

Chapter Five is rather varied and uneven, which in the specific position of semantics at that period goes a long way to explain. The order of the authors invites comment: Skinner, Bloomfield, Quine, Chomsky (expressing a rather negative attitude, almost inevitable at the time); Rulon Wells; Osgood, Suci and Tannenbaum with I. Pool's content analysis to bring up the line to date. It is perhaps this chapter that calls for the most extensive revision if a second edition is envisaged.

Chapter Six leaves almost nothing to be desired in 1960: Carrol, Jakobson and Halle, Leopold, Weinreich (twice), Haugen and two authors less known to linguists are the contributors. This chapter could only be improved by the addition of European material (e.g. Piaget).

The authors in the seventh chapter, with the exception of Jakobson are unfamiliar to average students of language and their writings thus offer a refreshing novelty.

Chapter Eight is headed by Whorf, an indispensable name in almost all American anthologies of this kind, followed by Greenberg's point-by-point commentaries. A special asset of the volume are the works of Brown, Lenneberg and Roberts (in three different collaborations). An unexpected surprise is the reappearance of a paper by the eminent Soviet psychologist L. S. Vigotsky who died in the 30s. His paper called here „Thought and speech" had already appeared — in a different translation — with the title „Thought and word" in the compiler's book „Thought and language" (M. I. T. Press, 1962) as the seventh chapter. (This piece is the only translation in the present collection.).

The chapters represent scholarship in the 50s, that is, they give a cross-section of a relatively contemporary knowledge. The earlier authors are represented by Bloomfield, Vigotsky and Whorf. Most of the scholars are American which is in keeping with the aims of the book. Authors from Europe are the Soviet Vigotsky, the British O'Connor and the Danish Eli Fischer-Jørgensen. It might be noted that two of the contributors, Jakobson and Lotz, are also claimed by Europe.

The selections are articles from periodical papers from collections and extracts from books. The fact that the 44 passages have been taken from 31 bibliographical items is something of a proof of the editor's truly wide-ranging command of his subject. Most of his sources provided one extract, and he used only four sources twice each, and one source three times; the *Word* and Chomsky's *Syntactic Structure* figure four times. As a consequence the tone is mildly Chomskian. The America represented in the volume is situated largely somewhere along the New York—Boston axis, which does not mean however that it would

not have been compiled in a different fashion, and possibly quite significantly so, by say, a worker from Cambridge, Mass.

Saporta's *Readings* is a valuable venture from which its slightly eclectic character and avowed Americanism can detract very little. I think it has also contributed to the classification of fundamentals of psycholinguistics. At all events it is more refreshing by a long shot than reading some *Sprachpsychologie*. But perhaps it is not far from the truth to say that combined efforts of the other trends are destined to promote the exploration of this field, claimed by many and cultivated in various ways. It is perhaps too early to say whether a unified psycholinguistic theory will ever emerge.

By the addition of an index the painstaking editorial work would have met one more requirement that can be rightly expected of a reliable reference book.

Gy. Szépe

W. S. Cooper: Set Theory and Syntactic Description. Mouton and Co., London — The Hague — Paris 1964. 52 pp. fl 8, —

As Cooper mentions in his preface, his work is a short summary of the set theoretic notions and theorems employed by algebraic linguistics for describing the structure of natural languages and it is also understandable by linguists without any trainings in mathematics. The author does not attempt to make new contributions, but only to present a more comprehensive survey than other works.

Many basic notions of set theory may have a direct linguistic interpretation for language itself is a set and according to the models known in algebraic linguistics it is a set of generated sentences. The relation between the elements of language may be interpreted as set theoretic relations which makes it possible to define grammar itself by means of set theory. In view of these aspects Cooper summarizes the

notions, relations, „set theoretic“ operations and functions employed in modern linguistic theories. He thus succeeds in giving a general definition of grammar. Then, in terms of set theory, he defines a few special grammars known from modern theories, for example, the IC-grammar (immediate constituents), DC-grammar (discontinuous constituents) and transformational grammar. Moreover, he formulates a definition for those grammars which do not occur as independent models in the theory of grammar, but formalize well-known grammatic properties (optional constituents, repetitive constituents, process grammars).

Grammar does not only adopt the primitive notions, relations and operations of set theory, but also a few methods, particularly the idea of axiomatization. Thus the formulation of a theory begins with the listing of the primitive notions of the theory, i.e., those which are regarded as known and on which the definition of the rest of the concepts of the theory depend. We do not define the primitive notions of the theory. Similarly, the axioms of the theory are not proved through the theory itself; they are only listed and made plausible by references to the general view or by other means, in other words, axioms are theorems which we presume to be known and on which proofs of all the other theorems of the theory depend. The structures defined by algebraic linguistics, the so-called grammatical models, are axiomatic to begin with or can be axiomatized.

Cooper does not treat axiomatic systems in the strict sense of the word; this is a serious shortcoming of his book.

Besides he does not point out that set theoretic methods can rarely be used alone, but generally have to be combined with other mathematicological, algebraic and graph theoretic methods. On the other hand, he does not refer to the results of Soviet researchers in connection with the application of set theoretic methods. This is especially unfortunate since it is much easier to find

examples of the application of purely set theoretic methods in Soviet algebraic linguistics (cf. for example, the pertinent works of Kulagina, Dobrušin, Uspenskij and Revzin) than in English literature. I would suggest that the author consider the Soviet results in a possible second edition of his work. All these critical observations, nevertheless, do not imply that Cooper's book is not a useful reference work for those interested in algebraic linguistics. Moreover it can be a useful reference work for algebraic linguistic scholars. It would be very important to have similar, well-written and easily comprehensible summaries on the methods and theorems of other fields of mathematics employed by the theory of grammar.

F. Kiefer

László Elekfi: *Vizsgálatok a hanglejtés megfigyelésének módjaihoz* [= On the Methods of Observing Intonation]. Akadémiai Kiadó, Budapest 1962. pp. 124. — Nyelv-tudományi Értekezések

The author had nine subjects listen to the one-and-a-half-minute recording (ten sentences) of Moldavian Csángó speech and of a half-minute (chanted) recitation of verse. The subjects were requested to make a graphic illustration of the intonation of each sentence they heard, each drawing the graph in a different way (continuous black line, dots or dashes). Kimograms were made of the major part of the first recording and on the basis of these. The author plotted the frequency curve of the fundamental. A comparison of the frequency curve and of the linear graphs of the perceived intonation patterns permitted certain conclusions as to the pitch-perception.

For the prose text, the subjective intonation graphs tallied in 67 or 78 per cent of the cases with the frequency curve of the phrases. (By *phrase* we mean hear and in the following pages, a rhythmical

unit, a sound sequence governed by a stressed syllable — generally the first syllable of the sequence.) The proportion of „hits” in the case of subjective notations taken without previous agreement was 67 per cent which increased to 78 per cent after a collective discussion of the recording. The intonation perceived by the subjects agreed with the frequency curves of the verse recitation in 84 per cent of the cases (pp. 45—49).

The soundpressure level curves indicate that in assessing the pitch of the syllable the intensity peak of the syllable is decisive (p. 57). The change in frequency in consonants preceding the vowel was usually disregarded by the subjects (p. 61). „The phonetic shape of a word becomes conscious only with the sonorous section of the first syllable, or rather only with its relatively constant part” (p. 62). In stressed syllables the listeners usually notice more details than in unstressed syllables (p. 63). In unstressed syllables the sudden changes in frequency pass unnoticed (p. 64). The rise before the stressed syllable is perceived often not „where it actually is, but where its function would place it: in the vowel of the next stressed syllable”. The author compares this phenomenon to regressive assimilation and to anticipation in music (p. 65). The second (unstressed) syllable overshadowed by the stress often sounds deeper (p. 66). The peak of the phrase has the effect of being higher if the pitch rises within the stressed vowel (p. 68). The end of a phrase seems to be deeper than the end of the preceding phrase when there is a steep fall in the second phrase (p. 71).

The author also reviews the literature on pitch perception, especially the phonometric method (pp. 12—27), the different methods of plotting intonation (pp. 80—91) and the various ways registering the frequency curve of the fundamental (pp. 50—56).

He considers individual variations in pitch perception, the „different types of hearing” (pp. 72—77.)

László Elekfi's research is a useful initiative. It encourages others to control and break down the available results by using a larger number of listeners and more extensive texts. Some of the author's findings are based on a very small number of cases. This holds, for instance, for his statement on the modification of intonation before explosives (p. 58). His evaluation of the effect of the explosives preceding a vowel is based on a larger number of cases. Nevertheless, his conclusion that a preceding explosive causes a drop in frequency is not sufficiently convincing for lack of comparative data. Owing to stress emphasising the first syllable of words and phrases in Hungarian, the syllables have, as a rule, a descending intonation. Therefore, the fact that out of 71 cases of this kind the melody falls after an explosive in 46 cases, does not permit the conclusion that explosives have a tendency to cause a drop in the frequency curve.

What Elekfi writes about melodic anticipation can be regarded only as an interesting suggestion, — as indeed he does, — since it is based on a single definite and three much less characteristic examples (pp. 64 ff.).

Any quantitative evaluation is difficult because the nine subjects used different methods for registering the observed intonation and because the leader of the experiment had not defined the methods to be used for designating a rising, a falling or an even intonation, etc. Thus it is not quite clear which line has to be regarded as straight, rising or falling, nor can it be ascertained for certain in every case to which syllable of the sentence the sections of the curve apply (for some of the subjects drew a continuous line). Under such circumstances all the author can do is to declare the curve „slightly rising”, „slightly falling”, „sharply falling”, or „straight” (p. 34) according to his subjective impression. The use of terms like “relatively slight change in frequency” (p. 41) should also be preferably avoided. Since the subjects did not use distinctly defined

signs, the author's categories used in his evaluation (in terms like „strictly identical” and „relatively light deviation” etc.) do not seem to be reassuring either (cf. pp. 33 ff). We were surprised to read such statement that no kimograms were taken of a few sentences because „their intonation could be so clearly and unambiguously judged by ear” (p. 55).

It does not seem to be justified to speak about the „amplitude maxima” of syllables on the basis of kimograms. The natural vibration of the recording needle falls within the province of the basic vibration of speech sounds and magnifies the amplitude to its multiple whenever the pitch approaches the frequency of the needle's own vibration. Moreover, the needle is completely insensitive to frequencies above 400 cycles and so it fails to register the energy in the medium and upper ranges of the speech spectrum. Thus not even „generally speaking” (p. 60) can the kimogram suggest conclusions on this aspect. The problem posed should have been decided with the help of a pressure level recorder.

Owing to the frequent terminological confusion in the literature on stress and intonation, Elekfi was very wise to define the basic terms he used in his paper (intonation, phrase). He should have given a definition of the term of *double phrase* as well (cf. p. 42)! Any definition is bound to mirror the author's approach. With this approach I find myself sometimes unable to agree. In my opinion, when distinguishing stress and accent, Elekfi fails to grasp the essence of stress. If we know that stress is a peculiar emphasis based on the increased activity of the muscles taking part in expiration — a view which seems to be shared by the author himself (cf. p. 10 and following pages), — there is no reason for distinguishing stress and accent (= stress + higher pitch). This differentiation would suggest that stress is a sum of relatively higher intensity with relatively longer duration, and „accent”, the sum of relatively higher intensity, relatively longer

duration and higher pitch. Stress, however is a greater effort which unvariably modifies the timber, the frequency curve and the distribution of stress (even in the case of relatively monotonous recitation, as against Elekfi's statement on p. 22). Despite its most varied and complex acoustic projection stress is homogeneous both materially and functionally. If we preceede from the acoustic effects of stress, we would have to distinguish not two, but at least ten, different kinds. This, however, is not justified by the linguistic role of stress any more than is the differentiation of three or more kinds of duration.

It would be more justified to distinguish the frequency curve and the speech melody perceived. It is not correct to refer to both of them either by the term *intonation* or by *speech melody* as we have done so far.

Greater caution should be applied to the use of metaphorical terminology. Statements such as „the ear” hears a melody even where the voice is interrupted or that „the ear does not notice” sudden changes in frequency, often recur in the paper. The ear, of course, does not perceive the unexistent fundamental and does perceive sudden changes, only the speech centre selects, sums up and modifies, according to higher linguistic concepts, the reports that come in through the ear and the auditive centre. The use of a figure of speech is impractical here as it dims the differences between the various levels of speech perception.

László Elekfi's valuable results would have been clearer and more striking if he had presented them in a more concise form. Some rather trivial findings could have been omitted. The historical review of the development of his results (cf. the chapter on „Initially Supposed Causes of the Differences” pp. 37–39), was superfluous. The biographies of the subjects should have been given in footnotes (cf. pp. 74–77). Such unimportant details as the cutting of the straw used in the process of kimography (p. 54) could have been omitted. In the description of the methods

of registration by the subjects, attention is focused on the less important details (whether dots or strokes were used) and much less on such significant issues as which subjects regarded the differences in level as pertinent phenomena, and how many levels were distinguished as essential by each subject.

The exhaustive bibliography would have better served its purpose if it had been selected and some of the references of merely historical interest omitted. The „average age” of the publications quoted is much too high. The author has obviously failed to avail himself at the rich and varied American literature on the relationship between fundamental frequency and pitch perception; such names as F. L. Flanagan, K. L. Pike, P. Denes and D. Bolinger are missing from this extensive bibliography, and no mention is made of the experiments abroad on the relationship between melody heard and duration, between the melody perception and tamber. Nor does the author refer to Buning and Schooneveld's Russian study on intonation based on musical notation, when he speaks about taking down the melody of speech. In connection with the methods of recording frequency curves there is again an overemphasis on past achievements and very few is said about the automatic „melody recorder” widely used in the past decade.

Despite these major or minor shortcomings we must welcome László Elekfi's study, which is based on much hard work and which has an English summary that makes its findings accessible for non-Hungarian linguists too.

I. Fónagy

Valdis Lejnieks: Morphosyntax of the Homeric Greek Verb. Mouton & Co., London — The Hague — Paris 1964, 92 pp., 4°. fl 15, — = Janua Linguarum. Series practica IX.

Since the majority of works on structural analysis indulge in the formulation of theoretical generalizations, Lejnieks' study

of a particular material of one particular language deserves special interest. The work is the author's doctoral dissertation presented to Princeton University.

The main points — chiefly external or terminological matters — in which the structural methods employed in the book differ from those of traditional grammar are as follows (in the order of their appearance in the book): a six-figure number is used to indicate the loci in the Iliad and the Odyssey, e. g. 122.223, instead of the usual II. 22,223; the term „string” appears where we should expect „word” (and „syllable”); the author has a preference for setting up categories which overlap or intersect, and he is making much use of diagrams to set forth his categories in a more comprehensible form; discarding the terms form and meaning he uses morpheme and sememe, enclosing the former between ‘...’ and {...} the latter between ... and #...#. Thus, for instance, the first sentence of the Iliad is analysed in the following way (p. 28): *μῆνρ ἀειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος οὐλομένην*, „Sing, goddess, the destructive wrath of Akhilleus Peleides”

[#main# [#object# (#wrath# #S#)]
 1 2 3 3 2
 (#sing# #durative# #volitive# #2nd
 #S# #act#) [#vocative# (#goddess#
 2 3
 #S#] [#object# [#determinative#
 3 2 2 3
 (#Peleides# #S) (#Akhilleus# #S#)] etc.
 4 4 4 3

The same expressed in traditional grammatical terms would be: main clause; „wrath”, object, sing.; the word „sing” is in durative aspect, volitive mood, active voice, 2nd person sing., etc. Traditional parsing would add that the noun „wrath” stands in the accusative or that the verb „sing” is present tense, etc.

The first and greater part of the book (pp. 9—51) is a theoretical introduction to linguistic structure, sememic system, aspect, tense and mood, etc. The statements

are neatly formulated and they are generally in accordance with the rules of traditional Greek grammar, merely the presentation and the terminology deviates from the accustomed. Theoretical generalizations are bound to contain much that is subjective, and it is perhaps here that the reviewer begs to differ in one or two instances. Thus, e. g. on p. 17 I do not see it justified to separate the future and non-future on morphological grounds, especially if semantically (p. 49) the present tense is differentiated from the past; the actual forms in the conjugation of the Greek verb do not warrant either of these logical categorizations. It is not clear (p. 17) why the present and the past (denoted in the book 1° indicative and 2° indicative resp.) are put in the category of mood and not time when semantically (p. 49) the sememes prospective (practically identical with the future in the book), single, repeated, etc. are set up as modal categories.

More explanation would have been needed for the statement in the part about syntax that object clauses, modal clauses, source clauses, etc. never contain a predicate; the mentioned clause types are consequently left to look after themselves without any help from the author.

In the detailed treatment of the material Lejnieks examines (pp. 52—88) all the morphemes serving to signal the particular tense and mood sememes (i. e. *tempora* and *modi*) according to the assumed types of sentence, quoting in each case a sufficient number of examples from both epics to bear out his statements. In establishing the category of tempus the author discriminates the single-repeated contrast among the aspects, while he assumes, as special shades of modal meaning the volitive, the potential and the preactive. He passes over in silence the other semantic nuances discernible in the use of the tenses and moods such as the *casus realis*, *eventualis*, *potentialis*, *irrealis* in the conditional sentences, etc. On the other hand, he makes a distinction between the „same” and „different” attribute

sememes to express the semantic difference between $\delta\varsigma \lambda\acute{\upsilon}\epsilon\iota$ and $\delta\varsigma \kappa\epsilon \lambda\acute{\upsilon}\eta$. Apart from the fact that it is open to question how far the observable linguistic facts justify this system of categories and not some other, equally arbitrary, Lejnieks' book has the great merit of assigning to the assumed categories the Homeric verb forms in accordance with their meaning neatly and clearly and without doing violence to the data. The discussion, apart from the above-mentioned graphical innovations and the use of new terms, relies heavily on the statements found in traditional Greek grammar books. The main methodological departure from the treatments of Kühner and Chantraine, to both of whom the author constantly and scrupulously refers, seems to be that while these last named authors proceed by clause types and (especially Chantraine) review the verb forms governed by the individual conjunctions, Lejnieks starts from the meaning categories ignoring the conjunctions. A specially welcome feature of the book under review is its clarity of exposition even though at the cost of a certain measure of simplification not common in structuralist works.

Finally, a few minor points of criticism. On pp. 53 and p. 57 the same sentence type is included once in the category of present prospective, once in that of past prospective (Il. 1,559 and Od. 13,340); p. 53 Il. 2,488 is with $\acute{\alpha}\nu$; p. 55 the general statement $\omicron\delta\delta\epsilon \acute{\epsilon}\omicron\upsilon\kappa\epsilon$ is hardly to be taken as „single”; p. 56 Il. 4,49 $\lambda\acute{\alpha}\chi\omicron\mu\epsilon\nu$ is past: „received”; pp. 76—78 the „paradigmatic” category cannot be clearly separated from the „present repeated” or the gnomic aorist, as, e. g. Il. 18,309, Od. 20,85 on p. 56, etc.; p. 57, Il. 16,650, p. 62, Il. 5,685 and passim: the full length citing of examples could demonstrate the promiscuous use of the optative and subjunctive, and the subjunctive and imperative respectively; p. 63 the volitive in question is also signalled with the optative, e. g. Il. 1,191—192.

J. Vekerdi

Koltay—Kastner, *Vocabolario ungherese—italiano — Magyar—olasz szótár*. Akadémiai Kiadó, Budapest 1963. XVI. 1512 p. Ft 350,—

La série des „grands” dictionnaires des Éditions Académiques Hongroises¹ vient de s'enrichir d'un ouvrage qui complète avantageusement son pendant, le dictionnaire italien—hongrois de Gy. Herczeg.² J. Koltay-Kastner, le rédacteur en chef du nouveau volume, a su grouper autour de soi non seulement quelques auteurs depuis longtemps connus par leurs dictionnaires italiens—hongrois comme R. Király et B. Csánk, mais aussi des italianisants renommés comme M. Szabó et L. Lontay. Les termes techniques des domaines les plus variés de la vie ont été recueillis et contrôlés par toute une cohorte de collaborateurs; pour ne citer qu'un exemple, les termes de mathématiques ont été soigneusement filtrés par une autorité aussi remarquable que l'académicien B. Szökefalvi-Nagy, professeur à l'université de Szeged.³

Examinons d'abord les sources du nouveau dictionnaire. Quant au lexique et à la phraseologie hongrois, ils reflètent une influence franchement avouée du dictionnaire hongrois—français de A. Eckhardt; „nel lessico ungherese”, lisons-nous dans la „Premessa” (qui, soit dit en

¹ Selon la terminologie hongroise courante un dictionnaire de poche (kisszótár) contient de 20 à 30 mille mots; un dictionnaire de dimensions moyennes (középszótár) de 40 à 50 mille et un „grand” dictionnaire (nagyyszótár) plus de 50 000. Le dictionnaire de Koltay—Kastner contient env. 80 à 90 mille mots-souche.

² V. aussi le supplément rédigé par l'auteur de ces lignes: *Supplemento al Vocabolario italiano—ungherese* di G. Herczeg. Budapest, 1955.

³ Malheureusement on ne sait rien des collaborateurs italiens du dictionnaire.

passant, dit tantôt plus, tantôt moins que la préface hongroise) „ci siamo appoggiati soprattutto al materiale elencato nel grande dizionario ungherese—francese di A. Eckhardt, adottando anche il suo metodo di lavoro ai nostri scopi particolari” (p. VIII). En ce qui concerne les autres sources, la „Premessa” ne mentionne que le dictionnaire hongrois—allemand de E. Halász, le dictionnaire hongrois—anglais de L. Országh et le dictionnaire hongrois—russe de L. Hadrovics et L. Gáldi (l. c.); ajoutons-y, selon les indications de la préface hongroise (p. VI), les sept volumes du récent dictionnaire d’usage de la langue hongroise (*A magyar nyelv értelmező szótára*. Budapest 1959—1962; dans ce qui suit: *ÉrtSz.*) qui, à coup sûr, ne tardera pas à exercer une influence décisive sur tous les travaux lexicographiques de l’avenir aussi bien par le choix des mots que par la „profondeur sémantique” de ses articles. Pour illustrer aussitôt à quoi nous pensons, voici l’article consacré au mot *berukkol*, verbe plus ou moins vieilli du langage familier. Alors que notre *ÉrtSz.*, signalant soigneusement les nuances stylistiques, en énumère trois acceptions, les dictionnaires bilingues, y compris celui que nous sommes en train de présenter, préfèrent se borner à la première signification: *berukkol* „rejoindre qc; ~ *ezredéhez* „rejoindre son régiment” (Eckhardt); „raggiungere qc. unirsi a”; ~ *ezredéhez* „raggiungere il suo reggimento” (Koltay-Kastner). Il n’en reste pas moins que les acceptions 2 et 3, attestées par un auteur aussi connu que Jókai (v. les exemples littéraires de l’*ÉrtSz.*), auraient également mérité d’être admises; selon le témoignage de ce romancier hongrois très lu du XIX^e siècle *berukkol* signifiait aussi „pénétrer sur le territoire de l’ennemi” et, au sens figuré, „pénétrer bruyamment dans la maison de qn.” A propos du choix des mots notre *ÉrtSz.* aurait pu fournir maintes contributions nullement négligeables; même si l’adjectif *ragtalan* („non muni de morphème ou désinence; degré zéro”) manque à plusieurs dictionnaires antérieurs

(Halász, Eckhardt), il aurait pu admis, sous l’influence de l’*ÉrtSz.*, au moins par le nouveau dictionnaire hongrois—italien.

Inutile de dire que la grande facilité de la composition des mots en hongrois impose toujours aux lexicographes un certain renoncement; néanmoins, même si l’on ne trouve pas dans ce nouveau dictionnaire le mot *buddhistaellenes* (v. *Népszabadság* 1 septembre 1963, p. 1), on est heureux d’y avoir, d’une part, *buddhista* (comme substantif; pour l’adjectif homonyme cf. *ÉrtSz.*), d’autre part le morphème *-ellenes*, traduisible tantôt par *anti-* (*munkásellenes: antioperaio*), tantôt par *-fobo* (ex. *angol-ellenes: anglofobo*). En tout cas, celui qui traduit du hongrois par exemple un reportage d’une richesse lexicale moyenne devra, même en ayant sous la main ce dictionnaire, savoir son italien; les difficultés s’accumulent surtout dans les cas où il est question de choses spécifiquement hongroises. Dans un seul reportage de L. Dernői Kocsis (*Magyar Nemzet*, 1 septembre 1963, p. 3) nous avons relevé toute une série de composés jusqu’ici à peine signalés par les lexicographes; en voici quelque spécimens:

bikatenyésztő „éleveur de taureaux” (Ø)
búzaátlag „moyenne de la récolte du blé” (Ø)

háztáj „cour, jardin et communs”
 (*ÉrtSz.*, Eckhardt)

háztáji (substantivement; „a háztájiban hízal bikát” engraisser un taureau auprès de la maison”, v. aussi *ÉrtSz.*)

óriás-szövetkezet „coopérative géante”
parasztmunka „travail des paysans”
 (*ÉrtSz.*)

parasztszorgalom „assiduité zèle des paysans” (Ø)

Somme toute, au point de vue du lexique hongrois, le dictionnaire de Koltay-Kastner ne présente donc que les „lacunes” auxquelles chaque usager objectif pouvait s’attendre le cas de n’importe quel dictionnaire bilingue de la langue hongroise; évidemment, si les Editions Académiques

ou l'Institut de Linguistique de l'Académie Hongroise des Sciences avaient organisé un dépouillement courant de la presse hongroise (au moins depuis 1945), les lacunes seraient intestablement moins nombreux⁴ et les traducteurs s'acquitteraient plus facilement de leur tâche que le progrès effectué au cours du XX^e siècle rend toujours plus complexe.

En ce qui concerne la *phraséologie* hongroise, elle est digne tout éloge; en examinant par exemple l'article *fej* „testa, capo”⁵ on y rencontre une cinquantaine d'unités phraséologiques (cf. *ÉrtSz.* II. p. 573—574).⁶ Une série d'autres articles plus ou moins étendus nous permet de constater encore quelque chose: à l'encontre de quelques dictionnaires antérieurs où le texte hongrois paraissait souvent avoir été rédigé sous l'influence d'une langue étrangère, cette fois les tournures bizarres de ce genre sont presque absentes.

Passons maintenant à l'élément essentiel de la rédaction d'un dictionnaire bilingue, à savoir aux *matériaux linguistiques* représentés par les „*interprétaments*”. Sous ce rap-

port c'est de nouveau la préface italienne qui nous fournit un éclaircissement sommaire: „Nel lessico italiano non abbiamo trascurato l'aiuto dei grandi dizionari italiani—ungheresi già mentovati da Herczeg e Kőrösi e ci siamo valse accanto ai 12 volumi del Dizionario Enciclopedico Italiano... dell'ultima edizione dei più importanti vocabolari della lingua italiana (Palazzi, Cappuccini-Migliorini, Zingarelli), dei Prontuari di pronunzia di Bertoni-Ugolini, Migliorini, A. Gabrielli (Dizionario linguistico moderno), nonché dei dizionari tecnici delle varie scienze ed arti” (p. VIII.). Il est à présumer que, outre les travaux énumérés, les précieux „Saggi sulla lingua del Novecento” de Br. Migliorini (Firenze 1941) et plus d'une étude analogue ont également été mis à contribution, sans parler d'une observatrice aussi perspicace de la vie de la langue contemporaine que la revue florentine *Lingua Nostra*.

Ceci dit, voici quelques modestes contributions puisées dans nos lectures au cours des dernières semaines.⁷

agglegény: + *megrögzött* — scapolo impenitente (RC. 181).

árnyékkormány + „gabinetto ombra” (Av. 13-7-1963, p. 1; *gabinetto fantoccio* serait plutôt l'équivalent de *bábkormány!*).

+ **atomcsend** tregua H (Av. 19—7—1963, p. 2).

+ **bankpolitika** politica bancaria (LRI. fasc. 136/1961, p. 1003).

betegség: + *emely* ~ (*statisztikai*) *gyakorisága* morbidità (DVI. fasc. 51/1956, p. 4023).

bohóc + clown (RC. 183).

+ **bőr- és nemibeteg** gondo^zó intézet +

⁴ A défaut d'un personnel spécialement affecté à ces travaux, les matériaux déjà recueillis par certaines sections de l'Institut de Linguistique ne suffisent point à remplacer un dépouillement systématique et aussi complet que possible.

⁵ Les acceptions principales auraient mérité d'être un peu enrichies; on a beau y chercher une expression aussi courante que *az ágy feje* „le chevet (la tête du lit)” (cf. pourtant: *ágyfej* — mot beaucoup plus rare — „capezzale, capo del letto, capoletto”). Un nouveau dictionnaire italien—russe nous suggère l'idée d'y ajouter aussi l'«interprètement» *testa del letto* (cf. N. Skvorzova — B. Maizel, *Dizionario italiano—russo*. Moscou 1963, au mot *testa*).

⁶ A ajouter (d'après l'*ÉrtSz.*, I. c.); *megeszem a fejem, ha...* „je suis sûr qu'il ne...” (litt. „je me mange la tête, si...”)

⁷ Abréviations: Av. = *Avanti* (journal); DVI. = *Documenti di Vita Italiana* (bulletin mensuel); LRI. = *Libri e Riviste d'Italia* (bulletin mensuel); Migl. = Br. Migliorini, *Saggi sulla lingua del Novecento*. Firenze 1941; RC. = G. Rigutini—G. Cappuccini, *I neologismi buoni o cattivi*. Firenze 1926.

dispensario dermosifilopatico (DVI. fasc. 51/1956, p. 4024).

+ **csatornahajózás** navigazione canalizia (DVI. fasc. 107/1960, p. 8515).

+ **Diesel-mozdony** locomotiva Diesel (elettrica) (DVI. fasc. 107/1960, p. 8514).

+ **diesclesítés** diselizzazione (DVI. fasc. 107/1960, p. 8513).

díszlettervező + scenografo, -a (Av. 13-7-1963, p. 9)

égetően: + ~ *aktuális kérdés* questione palpitante d'attualità (RC. 117)

elkülönítés: + *a faji ~ megszűntetése* desegregazione razziale (Av. 24-7-1963, p. 10).

eszmecsere: + *a Kelet és Nyugat közti ~* il dialogo tra Est e Ovest (L'Espresso, 4-8-1963, p. 3).

felépítmény + soprastruttura (Migl. 88).

fent: ~ *említett/idézett* + surricordato (Migl. 86).

fizetéskiegészítés + soprassoldo (DVI. fasc. 136/1963, p. 10732).

forgalom: -ba hozatal commercializzazione (DVI. fasc. 133/1962, p. 10431).

gépkocsi-vezető + conducente (Av. 13-7-1963, p. 5).

+ **gyermeklány** bambinaia, bonne (Migl. 220).

+ **huligánkodás** delinquenza teppistica (DVI. fasc. 107/1960, 8504).

jó: *minden ~, ha ~ a rége* + tutto è bene quel che finisce bene (LRI. fasc. 137/1961, p. 1174).

késő: + *a ~ ókori művészet* l'arte tardo antica (LRI. fasc. 137/1961, p. 1175).

konjunktúra: + *a ~ szempontjából* dal punto di vista congiunturale (DVI. fasc. 132/1961, p. 254).

kormány: + ministero, cf. „Il secondo Ministero Segni” (DVI. fasc. 136/1963, p. 10649).

+ **kultúrszükséglet** bisogno culturale (RC. 187)

kurva: + orizzontale (cf. *donna orizzontale*, au mot *szejha*).

maffia: + *a ~ résztvevője* maffioso (Av. 19-7-1963, p. 1).

munkabaleset infortunio nel lavoro (LRI. fasc. 128/1960, p. 2163)

öletszerűen: + *témáját ~ tárgyalta* trattò saltuariamente il suo argomento (ou: lo trattò a salti/a sbalzi/a pezzi e bocconi etc. RC. 145).

+ **pénzpolitika** politica monetaria (LRI fasc. 128 1960, p. 2161)

prepuberális: ~ *időszak* preadolescenza (LRI. fasc. 145/1962, p. 415); ~ *időszakban* lerő gyermek preadolescente (l. c).

rendező + (rarement) maestro di scena (Migl. 211).

szennyeződés: + inquinamento, cf. „l'inquinamento delle acque marine da idrocarburi” (DVI. fasc. 136/1963, p. 10746).

+ **sztálinizmus** stalinismo (Av. 19-7-1963, p. 1).

telefonos: ~ *kisasszony* + telefonista, commutatorista (RC. 184, 232).

tetőpont: + *a hatalom ~ján* al vertice della potenza (LRI. fasc. 137/1961, p. 1145).

tóvidék + zona lacuale (DVI. fasc. 107/1960, p. 8515).

villamos: ~ *vezeték* elettrodotto (DVI. fasc. 51/1956, p. 4037).

Il est presque superflu de préciser qu'une „glanure” de ce genre ne diminue nullement les mérites essentiels du professeur Koltay-Kastner et de ses collaborateurs. Nous préférons insister, en guise de conclusion, sur le fait qu'il n'était point facile de repérer des „lacunes” semblables; même des néologismes assez récents comme *autostoppista* (Av. 24-7-1963, p. 10) figurent déjà ce volumineux répertoire de la langue italienne contemporaine que tous les promoteurs de la traditionnelle amitié italo-hongroise sauront apprécier à sa juste valeur.

L. Gáldi

Неизвестный памятник книжного искусства [= Monument inédit de l'art écrit]. Опыт восстановления французского легендария XIII. века. Издательство АН СССР, Москва—Ленинград 1963. 96 pp. 77 коп. = АН СССР Лаборатория консервации и реставрации документов.

Un nouveau monument d'un intérêt certain pour l'histoire de la langue et la littérature françaises vient d'être découvert en Union Soviétique. Nous tenons à signaler ce monument linguistique à l'attention de tous les romanistes. Ce petit livre édité par l'Académie des Sciences de l'URSS donne des informations préliminaires sur un manuscrit français jusqu'ici ignoré. Il contient quatre articles dans lesquels les collaborateurs du Laboratoire de l'Académie des Sciences de l'Union Soviétique pour la conservation et la restauration des documents nous rendent compte des travaux effectués et attirent l'attention des chercheurs sur ce monument en vue d'une analyse plus détaillée. Mme Tamara Soubbotina (chef du groupe de restauration) et M. Erastov nous renseignent sur les travaux de restauration qui ont duré 18 mois. Ce ne fut qu'une reprise des travaux commencés en 1930, continués en 1938, mais qui sont restés en partie infructueux (à la suite de divers accidents les feuillets du manuscrit, collés ensemble, avaient fini par former un bloc, une brique noircie, et le monument semblait irréparable. Au cours des deux premiers essais on réussit à séparer 91 feuillets, mais la suspension des travaux, la guerre puis l'oubli n'ont fait qu'aggraver le problème de restitution. C'est aux méthodes ingénieuses appliquées par des experts russes que nous devons actuellement l'existence d'un manuscrit cité auparavant parmi les parchemins „irréremédiablement abîmés”. Les méthodes spéciales de photoanalyse (l'utilisation de la propre luminescence du parchemin) pour rendre lisibles les lignes en demi-teinte, „éteintes”, peuvent compter également sur l'intérêt des spécialistes.

Les deux autres articles (celui de M.

Lublinsky sur la provenance codicologique et celui de Mme Halina Ščerba sur les caractéristiques linguistiques du manuscrit) rendent compte des résultats d'un premier essai d'analyse.

D'après ces analyses préliminaires (l'ensemble du texte n'est pas encore lu) c'est un manuscrit du format 28,5 sur 20,5 cm., écrit sur vélin, enluminé, qui contient 22 chapitres et présente une originalité remarquable en ce qui concerne son contenu. Il contient entre autres les pièces suivantes: Vie, translation et miracles de saint Jacques le Majeur, Vies de saint Étienne, saint Clément, saint André, saint Thomas, saint Jean l'Évangéliste, saint Sylvestre, sainte Agnès, saint Vincent, sainte Julie, saint Grégoire, saint Georges, saint Marc, saint Philippe, saint Jacques le Mineur, saint Pierre et saint Paul, saint Rémy, sainte Marie-Madeleine, sainte Catherine, saint Julien. A tout cela s'ajoute encore une Passion de Jésus-Christ (une version en prose) et un récit (Comment Salehedin prist Huon de Tabarie) (variante de l'Ordene de Chevalerie). Le manuscrit semble constituer la traduction en prose d'un légendaire latin. Chose intéressante à remarquer: le texte en prose contient des assonances) ce qui fait supposer qu'il pourrait être la traduction d'une variante versifiée ou bien un texte destiné à être lu à haute voix).

Le caractère linguistique du texte (la chute en hiatus de E devant syllabe innaccentuée *pust*, voir, au lieu de *peust*, *veoir*, l'alternance de formes franciennes, picardes et wallonnes p. e. *tere- tierre*, *apres — apries*, *beal — biau*, *appellent*, *apielent*, l'emploi de l'article féminine *le*, *li* parallèlement à „*la*” (le passion, la fiance, li vie-la passion, la vie, de même que les témoignages des enluminures renvoient au Nord-Est (Picardie et Artois).

Sur la base des éléments littéraires on peut supposer que le texte est en rapport avec l'oeuvre de Pierre de Beauvais et la Flandre de la fin du XIII^e et du début du XIV^e siècle.

L'édition complète et une analyse

approfondie pourront seules donner une réponse définitive à ces questions.

T. Oláh

Langenscheidts Enzyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil I. Englisch—Deutsch. Völlige Neubearbeitung, hrg. von Dr. Otto Springer. Langenscheidt KG., Berlin—Schöneberg 1962—1963. In zwei Bänden, pp. XIII + 1844. DM 130.-

In the last seventy years the great Muret-Sanders dictionary of the Langenscheidt publishing house has proved the indispensable companion of all students of the English language in the German-speaking countries. The very name Muret-Sanders has come to denote the comprehensive and reliable bilingual dictionary in Central Europe, just as the names of Larousse, Webster, Oxford or Liddell and Scott were to become household words in other spheres and other languages. However, in consequence of the inevitable changes in both the English and German languages, as well as the advances made in lexicographic technique the Muret-Sanders was beginning to manifest signs of obsolescence. Even before the last war it gradually became evident that the time-honoured work needed to be overhauled and that it should be replaced by a new dictionary that would retain all that was of lasting value in the original work while bringing it up to date in every other respect.

The enormous work of recasting the Muret-Sanders was undertaken in the early fifties. The Langenscheidt publishing house, with the cooperation of eminent lexicographers of the principal English- and German-speaking countries produced an entirely new work that is solidly based on the earlier dictionary. It comprises about 180 000 main entries in the English language that have been selected in a way to satisfy the needs of not only the general readers but also to a certain extent those

whose interest lies in more specialized territories. The changes in some aspects of our civilization are strikingly evident in the greater space allotted to the word-material of various sciences, professions and trades. The earlier edition of the Muret-Sanders was designed for the use mainly of literary scholars. The editors of the present edition had, alas, to leave some of the rarer words of Shakespeare or of Burns unregistered, probably in order to save space. Schröer and Jäger's still unfinished great work seems to cover the field of literary archaisms and dialectal words in a more exhaustive way (Incidentally, neither of these German dictionaries risked the inclusion of the more unseemly words, partly dictionaryized now in Webster's Third New International.)

A welcome innovation of the new edition is the introduction of the phonetic alphabet of the IPhA, to indicate pronunciation. The abandonment of the old Langenscheidt system of notation and the alignment with general European practice was a wise, indeed an inevitable step. We could only wish that the IPhA might become more firmly established in the bilingual and especially the monolingual dictionaries as edited in the English-speaking countries, especially America.

One of the most welcome features of the present edition is the careful indication of the range of semantic applicability of the entries (and their meaning-variants), called "grammatical context" by the editors. The objects governed by English verbs, as well as the subjects of adjectives and verbs is printed (usually after the German equivalent) in a different type so as to make it easy to distinguish clearly between "meaning" proper and range of use. It is to be regretted, however, that the editors found it necessary to dispense with those bracketed English words (most helpful to English users of their dictionary) that could serve as meaning discriminators in the case of polysemous words, a device employed in many bilingual dictionaries.

The German semantic equivalents of the English entries are uniformly excellent, as was to be expected in a so thoroughly time-tested work of reference. Fully aware that "between languages there are no perfect lexical equations" the editors often supplemented the equivalents proper with additional words (in italics and within brackets) that yield further information, distinguishing by the use of different founts between semantic and encyclopedic material.

The phraseological side of the new Muret—Sanders is not as strong as the late J. E. Mansion's great English-French dictionary (published by Harrap's) which is the richest treasury at present of modern English phraseology and which, moreover, made a bold attempt, successful on the whole, to distinguish typographically between merely illustrative example-sentences (made up by the editors) and the standing combinations, the so-called idiomatic locutions.

As regards the compounds, the editors had to face vexed questions of English orthography (when to write a compound solid, when to leave it open and when to hyphenate it) as well as the even more delicate dilemma as to the proper place of registering such a compound. Some of them are boldface entry words (*close quarters*), others are treated as lightface phraseological material (*close reasoning* in the body of an entry article. It is to be regretted that the editors nowhere give a sufficiently detailed and linguistically reasoned explanation or even statement of their principles.

A similar set of problems has arisen with the registering of phrases construed with *of* and having a nominative character. If the editors felt them to be (as they expressly state on page XVIII of the introductory matter) frequent and important, then they were to appear as boldface entries, otherwise they are entered under one of the significant components. Lexicography has not proceeded to the point yet (and one may wonder if it ever will) when objective criteria would be

available to measure "importance". On the other hand, in the matter of the "significant component" it would perhaps not be entirely impossible to establish a formula of mathematical clarity that is still based on linguistic considerations.

The usage labels of the new Muret—Sanders, though their network is not as finely wrought as that of the Schröder—Jäger, is adequate for the purposes of a bilingual dictionary. It is, however, not quite clear whether it was really necessary to indicate the origin of non-assimilated foreign entry-words, as e. g. *bar mitzvah* or *déjeuner*. For such information one looks rather in monolingual dictionaries. Similarly the listing of the synonyms of the English entries after their last German equivalent (following the lead given by one of the Merriam—Webster dictionaries) is not something one would expect of a bilingual dictionary. Especially not when one is not told which of the six registered sense-variants of the verb *to clog* is synonymous with the verb *to hamper*.

It would not do to think that the above strictures are expressive of a dissatisfaction with the new Muret—Sanders. On the contrary. We are happy to register our conviction that this work, with its incredibly varied wealth of information, its utmost precision, many innovations, and its typographical clarity is far and away the best complete and comprehensive English—German dictionary at present available.

L. Országh

Sven Jacobson: Adverbial Positions in English. Dissertation, Uppsala 1964. AB Studentbok, Stockholm. Pp. IX, 385, 40.-Sw. Kr. (sewn)

The Swedish scholar's monograph *Adverbial Positions in English* is to be welcomed as the first major contribution to appear for many years to the discussion of two important and vexed questions of the structure of present-day English. One

cart before the horse to talk about function as something outside or above the linguistic system and not as something inherent in it, i. e. signalled by the very placement of the form concerned.

I believe it is still worth heeding the Bloomfieldian definition: "The positions in which a form occurs are its *functions*". (A Set of Postulates etc., 1926, 159.). Had J. put this scientific view more clearly in his focus, he would have found it easier to achieve a more lucid presentation of the very complex facts without sacrificing any relevant detail.

But the final note must be that of praise, for J. has put deeply in his debt all future investigators as well as teachers and students to whom his work, rich in facts and full of discriminating observations, will be a storehouse of information and also a challenge to follow it up with further studies. Until the planned *Survey of Educated English Usage* conducted by Randolp Quirk and his colleagues is published, Jacobson's monograph will be the most substantial interim report on all matters relating to adverbials in present-day English.

L. T. András

Thomas A. Sebeok—Valdis J. Zeps: Concordance and Thesaurus of Cheremis Poetic Language. Mouton & Co., S'-Gravenhage 1961, pp. 260. = Janua Linguarum. Series maior VIII.

The Research Center in Anthropology, Folklore and Linguistics at Indiana University, Bloomington, has become in the last decade or so an important centre, among others, of Uralic studies thanks mainly to the scholarly and organizational work of Professor T. A. Sebeok. Some four dozens of volumes in the *Uralic and Altaic Series* and nine works in the series *Studies in Cheremis*, of which the work under review is the eighth, bear witness to the research activities being carried on at this centre.

The dictionary of Sebeok and Zeps radically differs both in its scope and in its method of compilation from all Cheremis dictionaries and word-lists published so far, in fact from the traditional types of dictionary in any other language; it has been compiled with the help of an electronic computer and other data processing machines. Its material comprises the word stock of Cheremis popular poetry recorded and arranged from various points of view. It does not cover every available text of Cheremis folk poetry because the corpus to be transferred on to punch cards had to be limited to a maximum of about 1200 texts; these were taken from the collections of Beke, Genetz, Karmazin, Lach, Paasonen, Wichmann. A corpus of this size, representing seven Cheremis dialects, is sufficiently large to furnish a reliable picture of the vocabulary of Cheremis folk poetry inspite of the neglect of some texts which are of lesser value.

Besides the Sernur and Morki dialects underlying Meadow and Eastern literary standard (L), the authors distinguish seven other dialects, namely, those of the Uržum region (U), of Malmyž and Perm region (M), of Staryj Orjebaš (A), of Birk (B), Kozmodemyansk (KK) and the Joškar-Ola dialect (OJ). To establishing the dialect boundaries, differences in phonological features were used. These phonological features are briefly and neatly discussed by the authors in the Introduction (pp. 12–18).

The work is not merely a concordance and word-list arranged according to concepts as indicated in the title. Recourse to mechanic aid has also made it possible to obtain lists of other sorts, such as an inverse (a tergo) dictionary, a list of word classes, a list giving the words in the order of their first vowels, an index of first words and an alphabetical register of the English equivalents.

The largest space is allotted to concordance (pp. 35–135). The items of this dictionary are arranged according to the words of the L dialect yielding the most

of these is the tangled problem of the word class of adverbs, the other is the placement of the various sub-groups classable or to be classed as adverbs.

Quite certainly both these matters are central concerns for the descriptive investigator of English grammar. Admittedly, the task is a formidable one, and it is little wonder, though no consolation, that the problems involved have defied a solution that could stand the test of the rigorous standards of modern linguistic science. More precisely, the result is that no two descriptive grammarians seem currently to agree exactly as to what criteria to use in setting up a class for items to be called adverbs; furthermore, the more general but surely one of the most fundamental of all syntactic questions, that of word order, still awaits a detailed and comprehensive treatment, structural or otherwise.

Again, it is only too well-known that the positioning of adverbs (however blurred the fringes of the category are still left after so many dogged attempts at defining it) has long been a matter about which our analytical knowledge has been far from satisfactory. Both students and teachers of English (and perhaps one might add native practitioners of the language) can testify how much useful information is lacking on this vital aspect of English word order in books dealing with English grammar. Sven Jacobson's attempt to re-explore this field is all the more praiseworthy because he aims at comprehensiveness and thoroughness on an ambitious scale which none of his predecessors even contemplated.

What the specialized studies offer is mostly partial, limited aspects of the question, and what the standard grammars (from Sweet and Jespersen to Zandvoort and Hill, all of whom are cited for support or criticism) have to say on the subject is either a few commonplace remarks on simple matters demonstrated on made-up sentences, or, at the other pole (Poutsma, etc.), they adduce a wealth of genuine

examples with a dearth of penetrating analysis or systematization, or, at still another extreme, we are given exercises in structural gymnastics with the juggling about of adverbs in made-up sentences that often look dubious or unconvincing except as scientific demonstrations of the analyst's ingenuity or of the oddities of lecture hall English. All useful in their special ways, yet all confess, explicitly or implicitly, to a failure of supplying the sorely needed factual, evaluated information to linguists, users and would-be users of the language.

It is just this hiatus in our knowledge that Sven Jacobson of Uppsala University undertook to fill when at the suggestion and under the expert guidance of Professor Erik Tengstrand he embarked upon his project that has absorbed eight years of research work.

Not only in its scope and inclusiveness but equally in its method J.s dissertation marks a new departure in the exploration of the subject. Here at last is a descriptive study along modern lines devoted to a single vital issue of grammar introducing and wielding successfully a statistical apparatus with which mathematics has placed an extremely helpful tool at the disposal of our discipline. The use of statistics of one kind or another is, of course, no new thing in linguistic research, but mathematical statistics of the kind advocated and applied by Herdan and others to language phenomena is only just beginning to assert its validity.

It is no longer simply a matter of computing percentages of the occurrence of certain language data but a much more discriminating use of mathematical formulae with the help of which the investigator is in a better position to control and evaluate his quantitative findings.

The author himself is clearly aware that it is the evaluative interpretation of numerical data that is the hard core of the problem, and so whenever it is possible he brings statistical formulae to bear upon his statements. For instance, in two

categories of the corpus material, those of newspapers and other kinds of prose, the occurrence of the adverbs *to-day* and *yesterday* in mid position is 19% and 3% respectively of all the instances found. Can the difference be attributed to mere chance, or is it significant? By using a mathematical formula this difference can be shown to have statistical significance, that is, if the sample material were increased indefinitely (an impossible task!) the variance of the two percentages would still be significant at the very high level of probability of .003. The author, who is professedly concerned mainly with establishing *normal* usage, has been able to use Herdan's empirical formula with great advantage in many instances.

Just to exemplify another kind of useful statistical information available in the book I would cite the percentages of all the 9,207 occurrences of simple modifying adverbs in the basic material according to the three main positional categories: front, mid and end; the respective figures are as follows: 14%, 35% and 51% (Table 4, p. 80). The same Table also provides the percentage figures for each of the meaning classes (time, place, manner, etc.) in the main as well as subsidiary positions. It is here that it is most instructively revealed, for instance, that manner-adverbs are placed right in front of the predicate nucleus (subdivision 4 of the Mid-position) significantly in excess of other semantic categories, and that these adverbs tend, as a rule, to gravitate towards the end of a predicate group or sentence pattern.

Looked at from the side of the main positions, it can be further read off the Table that the front positions are reserved predominantly for adverbs of aspect (e. g. *aesthetically*), the end positions are mostly filled by adverbs of place and manner, while the mid positions attract mostly adverbs of mood (e. g. *perhaps*, *surely* etc.) and time; conversely, e. g. the front positions are rarely filled by adverbs of manner and degree (e. g. *enough*, *fully*,

etc.), the end position is not a favoured place for modal adverbs, while the mid position is exceptional for adverbs of place. There are many more valuable pieces of quantitative information about all kinds of adverbials contained in the some 40 Tables to which this review cannot do justice, but these sample figures might give a fair idea of the kind and depth of the statistical information given.

The question arises, how far this wealth of statistical data permits universal conclusions concerning the placement of adverbs in the English language? The answer is perhaps best given in the author's own words:

"Anyone who wants to give statistical information about the speech and writing habits of a whole language community, has to work with very large composite samples. But what should be the proportions of the various parts of such a composite material if it is to represent truly the language in all its different aspects? Too little is known as yet about the relative quantity of the various parts of such a language as English. What is, for instance, the proportion of written English in relation to spoken English, or of fictional prose in relation to non-fictional prose?... If we adopt the whole English language as our statistical universe, i. e. if we want to draw conclusions valid for all kinds of English, it must be admitted that the limitation of our present material makes very few such conclusions possible". (p. 8.).

What are then the limitations imposed by the author? They are twofold.

First, the basic material consists of some 18,000 occurrences of adverbs (about half of which were found in imperative sentences, clauses and non-finite constructions, the other half in other sentences with finite verbs); to this are added complementary material for certain adverbs and some 1,900 instances of adverbial phrases and clauses. For the simple adverbs a total of some 3.5 million words or tokens in 66 books and 8 prose plays have been scanned; for phrases and clauses a total

of some 40,000 (for some purposes c. half a million) tokens in some parts of ten of the basic books have been searched for examples. This numerical limitation becomes all the more apparent when one learns that not all the 3,5 million words were searched for all the adverbs but a varying number of books — 10, 14, 29 or 66 — supplied the instances of the individual adverbs; a procedure which is bound to detract much from the reliability of the statistics.

The other limitation concerns the kind of English investigated. The statistical universe chosen represents only modern educated British English in its written medium. The 66 books and the 8 plays were all written by British authors born after 1890 and most of them published since World War Two. (An elaborate scheme of abbreviations facilitates the location and checking of the many thousands of quotations that are given in full or with insignificant material left out.)

Although the sample is small and its coverage one-sided, J. tries to offset this by striking a balance among three stylistic strata within his delimited field, namely among conversational prose from the dialogues of novels, stories and plays, and from letters, narrative prose in fiction and non-fictional discursive prose. The ratio of fiction and non-fiction is one to one. These three stylistic layers are constantly kept in view, and some extremely valuable fresh observations are offered on their divergencies in point of adverbial placement. The advent and growing application of electronic computers will, no doubt, as hinted by the author himself in the *Conclusion*, go a long way not only to alleviate the manual labour of the card-index method of excerpting, but will, chiefly, render possible the almost unlimited enlargement of the corpus and so heighten enormously the reliability and diversity of the statistical information.

Yet, in spite of this twofold limitation, squarely envisaged by the author, the extent and structure of the sample mate-

rial as well as the many-sidedness of the analysis to which it is subjected puts Jacobson's study easily above anything that has been written on the subject so far.

Probably the greatest merit of the whole enterprise lies not so much in the marshalling of the copious documentary material but attaches more to the imposing theoretical groundwork. This part will at the same time provoke the broadest disagreement.

J., convinced that much more is needed than simple counting of examples, has worked out a new and elaborate system of classification both of adverbs and their syntactic positions. Though not claiming to be an all-out structuralist he duly records his heavy debt to the modern descriptivist school the main concepts of which the author briefly explains in the initial sections of *Chapter I*.

Having arrived (by an all too easy way that would not be subscribed to by every structuralist!) at a concept of "adverbials" as one of the "constituent-classes", J. proceeds to his immediate task of classifying adverbials according to 1. form as adverbs (circumspectly defined in sections 12—13.), adverbial phrases and adverbial clauses, 2. meaning, yielding the usual classes though these may appear under new names (e. g. adverbs of aspect or of mood, pp. 23, 24—25, and conjunctive adverbs, p. 25ff.), and according to 3. function. It is in this latter classification that the author's claim to originality is the most patent as it is here that he fully develops the idea of (relatively) pure and mixed function classes.

The functions that can be mixed are those of modification, reference (progressive and regressive) and conjunctiveness. The remaining fourth function class, called complementary, is apparently unmixable and is exemplified by the adverbials in "He got *up*", "The moon is *down*".

It is shown in this scheme that certain adverbs maintain dual membership of

function classes, and so e. g. and adverb like *only* can have reference combined with modification in one occurrence, as in the sentence "I *only* remember the river", where *only* points to *the river*, at the same time as it vaguely modifies *remember the river* as the whole verb phrase. Consequently, Jacobson rightly insists, *only* cannot be said to be "misplaced" or shifted from its "correct" position in front of *the river*.

The very hard question of sentence and word or word-group modification is threshed out at some length, and important criteria are suggested for distinguishing verb-modification from modification of verbal groups (cf. sections 49–54, and *Conclusion*, p. 365.).

Chapter II discusses relative adverbial positions in the framework of 4 normal (Subject before finite verb) and 18 inverted (finite verb form preceding S) word-order patterns.

For adverbs modifying sentences and verbs or verbal word-groups the positions Front, Mid and End are set up with several new sub-divisions; for those modifying other elements Pre-Position ("*thoroughly dry*") and Post-Position ("*earlier today*"), and for those having referential function Adjacent Position, Anticipation and Postponement are distinguished (sections 117–150).

Chapter III, the backbone of the work, explores in great detail the various classes of factors that by their interaction influence or determine the placement of adverbials, such as the type of modification (i. e. whether the adverbial modifies a whole sentence or clause, a verb or a verbal group), the meaning and prominence of the adverbial, and it is shown through a massive array of examples that factors like the form of the predicate, subject and object have a bearing on adverbial position. And as another of the many refreshing novelties the various stylistic strata are shown to play a decisive role.

As a *pièce de résistance* comes next *A Dictionary of Adverb Placement* forming

Part II (pp. 205–363) of the whole work. While theory is the most meritorious albeit most controversial side of the book, this word-order dictionary is undoubtedly its greatest asset, if only because it breaks newground for similar dictionaries to follow.

Including only adverbs and selective in its documentary material, the *Dictionary* shows how adverbs, including some of the commonest ones, are actually placed in all their varied meanings and functions, pure or mixed. It is only in some cases that adverbs are treated as groups under the alphabetically first member (e. g. under ABRUPTLY manner adverbs in *-ly* are given a summary treatment), while in most other cases, the author thought fit to deal with each item of a heterogeneous class (as e. g. that of the adverbs of "indefinite time") at its proper alphabetical place.

A succinct *Conclusion* is followed by lists of books excerpted and grammatical works cited or referred to. A very full general *Index* makes the book complete.

In spite of their indisputable merits, the three theoretical chapters of *Part I* are open to one serious criticism regarding the central issues. J. in his understandable endeavour to keep abreast with formal analysis and yet not to break loose from the traditional outlook comes dangerously near at places to falling between two stools. This is particularly noticeable when after setting out from a basically structuralist viewpoint J. half-apologetically (footnote 33., p. 22) launches into a practically traditional classification of meaning classes.

Then in sections 28. through to 58. he presents a review, which is, I think, more confusing than enlightening, of the opinions of several previous grammarians on the question of how to isolate such a priori functions as sentence and word modification. The obvious snag here is that, firstly, until we know how to define meaning in the same watertight fashion as we define form, we'd better keep it out from the relevant classificatory criteria, and, secondly, it seems to me like putting the

copious material, and the equivalents in the other dialects are recorded under the respective entries. A very helpful system of cross-reference has been devised by the authors; the dialect forms deviating phonetically are also entered at their proper alphabetical place with reference to the main entry. The English equivalents have been kept down to a minimum and serve only to identify the word in question, that is, they are meant to explain or interpret the word. The brief semantic explanation (and the related dialect variants, if any) is followed by an abbreviated reference to the dialect and to the source as well as by a figure showing the frequency of occurrence. The aggregate frequency figure for all the dialect forms quoted in the entry is given at the end of each article.

The concordance part is then followed by a list of form classes arranged according to parts of speech and, with them, according to the dialects. The initial divisions into form classes are these: I. Substantives, including nouns, plural endings, locational nouns (adverbs), personal pronouns, relative (demonstrative, interrogative) pronouns, numerals and other substantivelike elements; II. Verbal classes, comprising verbs, verbal substantives, verbal particles; III. Particles, enclitic elements, expressive and unclassified forms. The list of formal classes contains merely the forms without the meanings and other references. Thus this part must be used in conjunction with the concordance.

The next section of the work, which can more or less stand on its own, is a dictionary in reverse (155–209). Here the words of identical phonetic shape taken from the concordance dictionary are treated as units (without the meanings and indications of dialectal provenance, so that we are again thrown back on the concordance). The words are listed alphabetically from the end of each constituent morphemic segment. Thus, e. g. the word *muralmaš* is found, in addition to its proper place (at *š*) also as *muralm aš*, *mural maš*, *mur*

almaš (scil. at *m*, *l*, *r*). The space left between the segments means that the part on the right is irrelevant to the alphabetic placing. At the appropriate place of *mur* several other derivatives of this base are also recorded (e. g. *mur al*, *mur alal*, *mur alaldəmašən*, *muralam*, *mur alaš*, *mur aldaš* etc.), which are in turn entered at the respective alphabetical places according to their suffixal morphemes. This *a tergo* word-list will, no doubt, be welcomed by all students interested in the structure and composition of Cheremis words.

The next list gives the material of the concordance arranged according to the vowel of the initial syllables (211–223). What the authors had in view with supplying this list was to render some assistance to workers of comparative phonology and dialectology.

The following alphabetical register of first words of the Cheremis folk songs (225–239) also contains the initial words of folk poetry texts not included in the corpus; in addition the list gives references to sources and editions. By compiling this index the authors have put all folklore students into their debt.

The word-list of conceptual categories, the thesaurus, compiled on the basis of the English equivalents, adopts the scheme of C. D. Buck's *Dictionary of Selected Synonyms in the Principal Indo-European Languages* (Chicago 1949), and arranges the material under 23 principal and several subsidiary headings (241–247). This is a type of word-list hardly ever compiled in Uralic studies. An example is supplements to the Lapp dictionaries of Nielsen and Lagercrantz.

The Sebeok–Zeps dictionary uses a uniform phonemic transcription system to fit all the phonological systems of the various dialects. This, of course, has made it necessary to standardize the systems used in the different records by the old and new collectors.

A highly illuminating introduction (9–28) acquaints the reader with the preparatory work of collection and compila-

tion and with the present state of research into the language of Cheremis folk poetry. An account is given here of the dialect characteristics, of the sources used and of the transcription system adopted. Then a brief discussion follows of the various of dictionaries and their distinctive features, and the authors mark out the place of their present undertaking in the history of Cheremis dictionary making.

In the last part of the introduction the authors outline the technical aspects of using mechanical aids. An IBM 650 computer with four magnetic tape units and three index accumulators was employed. The auxiliary machines consisted of a card punch, a verifier, a sorter, a collator, a reproducing punch and a tabulator. A schematic sketch of the various successive operations can be found on pp. 24–28.

With the publication of Sebeok–Zeps's Concordance and thesaurus. Finno–Ugric linguists and investigators of the Cheremis language and folklore have received a new and valuable work of reference. It is also a remarkable proof of how mechanical aids can be put to use in linguistics, and it is certain that beyond the narrower circle of scholars to whom the work primarily appeals, it will offer much to those who are concerned with the problems of the automatic processing of information. This first welcome venture in Uralic studies of working up data by machines provides also the wider incontestable evidence that technical advances can enrich the investigation of language and literature with new practical and methodological results.

P. Hajdú

Péter Hajdú: The Samoyed Peoples and Languages. Indiana University Publications, Bloomington 1963, 114 S. Uralic and Altaic Series. Vol. 14.

Das zu besprechende Buch hilft einem Mangel in der Uralistik ab: wir entbehrten ein zusammenfassendes Werk, das ver-

schiedene Fragen der Samojedologie behandelt. Das einzige, das in dieser Hinsicht uns zur Verfügung stand, stammt auch von P. Hajdú: *A szamojéd népek és nyelvek* [Die samojedischen Völker und Sprachen] (Nyr. LXXIII. 9–13, 64–8, 225–31, 336–40 und als Sonderabdruck MNyTK. N° 76, 1949). Das vorliegende Buch ist eigentlich die Weiterentwicklung dieser ersten knappen Zusammenfassung. Fast zur selben Zeit, als das erste, den Ansprüchen der breiteren Schichten der Öffentlichkeit sowie jenen der Fachkreise entsprechende zusammenfassende Werk in Bloomington erschien, hat der Verfasser in Budapest sein seitdem schon vergriffenes Buch, *Finnugor népek és nyelvek* [Die finnisch–ugrischen Völker und Sprachen], welches ebensogut den Titel „Die Uralier und ihre Sprachen“ haben könnte, publiziert. In diesem Buch kann man auch ein ausführliches Kapitel über die Samojeden (S. 332–85), bzw. über die bezügliche Literatur (S. 421–3) finden, dieses Buch wurde aber in erster Linie für das Publikum und nicht für die Sprachforscher geschrieben.

Hajdú teilt sein Material übersichtlich geordnet in zwölf Kapitel ein; von diesen sind elf für einen jeden interessant, Kapitel 12 hingegen ist ein äußerst großer Gewinn für die Fachkreise. Man bekommt zuerst ein kurzes Kapitel über Teilung und Unterteilung, Wohnort und Zahl der Samojeden zu lesen (S. 1–5). Zur Nordgruppe gehören die Juraken (Wald- und Tundrajuraken), die Jenissei- und die Tawgy-Samojeden, die sich selbst *Nenzen*, bzw. *Enzen* und *Nganasan* nennen; von den Süd-Samojeden sprechen nur die Ostjak-Samojeden (Selkopen) ihre Muttersprache, die Kamas-Samojeden dürften wohl Samojedisch schon verlernt haben, ebenso wie die übrigen, schon im letzten Jahrhundert entsamojedisierten (altaisierten) Sajan-Samojeden (Karagas, Koibal, Motor, Sojot, Taigi). Es hätte der Uralistik einen großen Nutzen gebracht, wenn zur genauen Schilderung der Wohnorte und der Jagdgebiete der Samojeden eine gute Landkarte beigelegt

wäre (dies ist aber der einzige Mangel, den wir diesem Buche vorwerfen können). Aus den Statistiken von 1897—1959 ist ersichtlich, daß die Samojeden, die um die Jahrhundertwende im Aussterben zu sein schienen, sich nun allmählich wieder vermehren, mindestens die Juraken. Die Etymologie der Namen der Samojedenvölker — ihrer Selbstbenennung und ihrer Benennung bei fremden Völkern, ist das Material des folgenden Abschnittes (S. 6—7), dann folgen die anthropologischen Daten der Samojedenstämme (S. 8—9). Die Darstellung der Lebensweise der fünf, im letzten Jahrhundert noch erfaßbaren Samojedenvölker ist sehr lehrreich (S. 10—27). Außer der spannenden Schilderung, wie sie mit zahmen, halbzahmen bzw. wilden Rentieren umgehen, lernt der Leser ihre Jagdbräuche, Fischertraditionen, ihre Zelte, ihre Speisen und Getränke, ihre Kleidung, ihr Sommer- und Winterleben usw. kennen. So wird uns die Lebensweise der Nord- und der Südsamojeden, d. h. der verschiedenen Sprachgruppen sowie auch die völlig abweichende Lebensweise der Wald- und der Tundrajuraken bekannt; die beiden Gruppen leben ja geographisch sehr weit voneinander, unter stark abweichenden Lebensbedingungen, umgeben und beeinflusst von Völkern mit verschiedenen Kulturen (Syrjänen, Obugrier, Tungusen, Tataren). Der Verfasser weist auf die Verschiedenheiten bzw. auf den Einfluß hin (z. B. im Umgehen mit den Rentieren, im Schlittenbau und Schlittenlenken usw.), die mit der Umgebung — Naturverhältnissen und Nachbarvölkern — zu erklären sind. Dieses Kapitel gleicht einer hochinteressanten Reisebeschreibung.

Der patriarchalischen, exogam aufgebauten samojedischen Gesellschaftsstruktur (mit der in der Vergangenheit überhaupt

nicht beneidenswerten Lage der Frauen: S. 28—31), der Religion der Samojeden, ihren Schamanen, nebst Zaubertrommeln und Ausbildung, der Verehrung der Toten usw. (S. 32—6) ebenso wie der Folklore (den Helden-, Klage- und Rauschliedern und ihrer Form, S. 37—41) wurden leider nur allzu kurze Abschnitte gewidmet. Aus der Geschichte der Samojeden (S. 42—52) und aus der Darstellung ihrer Berührungen mit fremden Völkern (S. 53—6) ist es auch dem Laien klar ersichtlich, daß man fast alles, was man hierüber aus uralten und alten Zeiten — vor der Chronik von Nestor und seiner Nachfolger — weiß, der Sprachwissenschaft zu verdanken hat. Aus der Charakterisierung der Samojedensprachen (S. 57—81) erhellt nicht nur, daß man verschiedenen Samojedensprachen und nicht Mundarten Rechnung tragen muß, sondern auch, daß man mit Recht vom Verfasser eine samojedische Chrestomathie erwarten kann; nach dem hier mitgeteilten äußerst interessanten Material wünscht man sich, je früher diese erhalten zu können. Eine kurze Zusammenfassung der Samojedenforschung vom ersten Glossar (1618—20) bis zu unseren Tagen (S. 82—8) schließt jenen Teil des Buches ab, welches von allgemeinem Interesse ist. Der letzte Abschnitt ist die Bibliographie, sie scheint alle zur Samojedologie gehörigen Abhandlungen von 1692 bis zur Beendigung des Manuskriptes, d. h. 1961 bzw. 1962 (S. 89—106) und die bis zu dieser Zeit jurakisch und ostjaksamojedisch erschienenen Publikationen (S. 110—3, 113—4) zu enthalten. Es wäre höchst erwünscht, diese Bibliographie alle zehn Jahre zu ergänzen. Wir hoffen, möglichst bald eine zweite, erweiterte Ausgabe des besprochenen Buches in Deutsch begrüßen zu können.

Edít Vértés

AUCTORES

András, Dr. László T., ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest I., Várfook u. 16; *Berrár*, Dr. Jolán, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest XIII., Visegrádi u. 8; *Dezső*, Dr. László, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest VII., Rózsa Ferenc u. 7; *Fabircius-Kovács*, Dr. Ferenc, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest IX., Csarnok tér 3–4; *Farkas*, Vilmos, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest VI., Népköztársaság útja 72; *Fónagy*, Dr. Iván, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest II., Gábor Áron u. 1/b; *Gáldi*, Dr. László, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest XI., Karinthy Frigyes út 13; *Gulya*, Dr. János, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest IX., Közraktár u. 22/a; *Hajdú*, Prof. Dr. Péter, József Attila Tudományegyetem, Szeged, Tánicsics Mihály u. 2. Domi: Szeged, József Attila sugárút 4; *Horváth*, Dr. Mária, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest I., Attila út 125; *Imre*, Dr. Samu, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest IX., Ráday u. 32; *Kiefer*, Franz, MTA Számítástechnikai Központ, Budapest I., Üri u. 53. Domi: Budapest XIV., Kelevéz u. 12; *Kiss*, Dr. Lajos, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest XI., Ábel Jenő u. 26; *Németh*, Prof. Dr. Julius, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest XI., Karinthy Frigyes út 24; *Nyíri*, Prof. Dr. Antal, József Attila Tudományegyetem, Szeged, Tánicsics Mihály u. 2. Domi: Szeged, Vasasszentpéter u. 2/b; *Oláh*, Tibor, Kossuth Lajos Tudományegyetem, Debrecen 10. *Ország*, Prof. Dr. László, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. *aut* Kossuth Lajos Tudományegyetem, Debrecen 10. Domi: Budapest V., Balaton u. 12; *Papp*, Dr. Ferenc, Kossuth Lajos Tudományegyetem, Debrecen 10. Domi: Debrecen, Benedek tér 4; *Schirmunski*, Prof. Dr. Viktor (Жирмунский, проф. Виктор Максимович), Институт языкознания АН СССР, Ленинград В-164, Университетская наб. 5. Domi: Ленинград, Загородный пр. 10, кв. 10; *Steinitz*, Prof. Dr. Wolfgang, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Institut f. dt. Volkskunde, Berlin W 8, Unter den Linden 8 (DDR). Domi: Berlin, Hessenwinkel, Biberpelz Straße 49 (DDR); *Szépe*, György, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest IX., Üllői út 81; *Temesi*, Dr. Mihály, Tanárképző Főiskola, Pécs, Ifjúság útja 6. Domi: Pécs, Székely Bertalan u. 19/c; *Vekerdí*, Dr. József, Országos Széchényi Könyvtár, Budapest VIII., Múzeum krt. 14–16. Domi: Budapest XIII., Tahi u. 26; *Vértes*, Dr. Edit, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest XII., Margaréta u. 15.

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója.

Műszaki szerkesztő: Farkas Sándor

A kézirat a nyomdába érkezett: 1965. II. 23. — Terjedelem: 18,50 (A/5) ív. 4 ábra

65.60365 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugrian, Slavonic, Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English, German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes. Manuscripts should be addressed to:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 21.

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Linguistica* is 110 forints a volume. Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 21.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро-финской лингвистики, славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общего языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляет один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу.

«ACTA LINGUISTICA», Budapest 502, Postafiók 21.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «Acta Linguistica» — 110 форинтов за том. Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Текущий счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

INDEX

<i>Schirmunski, V.</i> : Über die altgermanischen Stammesdialekte	1
† <i>Ladányi, P.</i> : Zur logischen Analyse der Fragesätze.....	37
<i>Farkas, V.</i> : Über die Varianten der Untersuchung des „Zeichenträger“-Verhältnisses	67
<i>Németh, J.</i> : Eine Benennung für scheckige Tiere bei Türken und Ungarn	79
<i>Steinitz, W.</i> : Etymologische Beiträge (IV.).....	85
<i>Nyíri, A.</i> : Zur Etymologie von ung. <i>nyár</i> 'aestas: Sommer'	97
<i>Fabricius-Kovács, F.</i> : Un nom de nombre mordve.....	111
<i>Gáldi, L.</i> : Contributions à l'étude de syntaxe poétique de Michel Eminescu	117

Chronica

<i>Berrár, Jolán</i> : †Johann Melich	135
<i>Temesi, M.</i> : †I. A. Klemm in memoriam	143
<i>Imre, S.</i> : The English and the Hungarian Dialect Surveys in Progress.....	151
<i>Gulya, J.</i> : Some 18th Century Antecedents of the 19th Century Linguistics ...	163

Critica

Melich, J.: Dolgozatok I—II (<i>L. Kiss</i>)	171
Tanulmányok a magyar nyelv életrajza köréből (<i>Mária Horváth</i>)	174
<i>Studia Grammatica I (L. Dezső)</i>	179
Ревзин, И. И.: Модели языка (<i>F. Papp</i>)	181
Saporta, S.: Psycholinguistics (<i>Gy. Szépe</i>)	187
Cooper, W. S.: Set Theory and Syntactic Description (<i>F. Kiefer</i>)	190
Elekfi, L.: Vizsgálatok a hanglejtés megfigyelésének módjaihoz (<i>I. Fónagy</i>)	191
Lejnieks, V.: Morphosyntax of the Homeric Greek Verb (<i>J. Vekerdí</i>).	193
Koltay—Kastner, J.: Vocabolario ungherese—italiano (<i>L. Gáldi</i>)	195
Неизвестный памятник книжного искусства (<i>T. Oláh</i>)	199
Langenscheidts Enzyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache I (<i>L. Országh</i>)	200
Jacobson, Sven: Adverbial Positions in English (<i>L. T. András</i>)	201
Sebeok, T. A. — Zeps, V. J.: Concordance and Thesaurus of Cheremis Poetic Language (<i>P. Hajdú</i>)	206
Hajdú, P.: The Samoyed Peoples and Languages (<i>Edít Vértés</i>)	208

Auctores

ACTA LINGUISTICA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

C. J. HUTTERER, P. KIRÁLY, GY. LAKÓ,
D. PAIS, L. TAMÁS, ZS. TELEGDI

REDIGIT

J. NÉMETH

TOMUS XV.

FASCICULUS 3-4.



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1965

ACTA LINGUIST. HUNG.

ACTA LINGUISTICA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
NYELVTUDOMÁNYI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V., ALKOTMÁNY U. 21.

Az *Acta Linguistica* német, angol, francia és orosz nyelven közöl értekezéseket a finnugor, szláv, germán, román és keleti nyelvészet, valamint az általános nyelvtudomány köréből.

Az *Acta Linguistica* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg, több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendőek:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Linguistica* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 Ft, külföldre 110 Ft. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-46), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest I., Fő utca 32. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Linguistica* veröffentlichen Abhandlungen über die finnisch-ugrischen, slawischen, germanischen, romanischen und orientalischen Sprachen sowie aus dem Bereiche der allgemeinen Sprachwissenschaft in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache.

Die *Acta Linguistica* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band: 110 Forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Außenhandels-Unternehmen »Kultúra« (Budapest I., Fő utca 32. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei dessen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

SECHZIG JAHRE UNGARISCHE GESELLSCHAFT FÜR SPRACHWISSENSCHAFT

Von

G. BÁRCZI

1. Im Herbst 1964 waren es sechzig Jahre her, daß die Ungarische Gesellschaft für Sprachwissenschaft ihre Tätigkeit aufgenommen hat. Nach Genehmigung ihrer Statuten wählte die Gesellschaft am 22. Oktober 1904 unter Vorsitz ihres Altpräsidenten O. Herman, des namhaften Ethnographen und Naturforschers, ihren ersten Vorstand und ihre ersten Funktionäre, um bald danach unter Leitung ihres ordnungsgemäß gewählten Präsidenten K. Szily, dem als Sekretäre zunächst V. Tolnai und wenig später Gy. Zolnai zur Seite standen, ihre Tätigkeit aufzunehmen. Die Vorbereitung zur Gründung und besonders zum Zusammenschluß der Gesellschaft reichten indes viel weiter zurück. Schon 1901 war der Gedanke der Gründung einer Gesellschaft für Sprachwissenschaft aufgetaucht, wobei sich zwei Auffassungen gegenüberstanden. Der einen zufolge sollte sich die Gesellschaft materiell auf Dotationen von Staat und Akademie stützen, während die andere die Meinung vertrat, die Gesellschaft müsse sich aus eigener Kraft erhalten, weil es eine Schmach wäre, wenn eine Institution von so eminentem allgemeinem Interesse auf Beihilfen angewiesen wäre. Die Gesellschaft wäre auch gar nicht lebensfähig, wenn ihr nicht das große Publikum die materiellen Grundlagen beistellte. Schließlich setzte sich diese zweite Auffassung durch, die im kapitalistischen Wirtschaftssystem auch durchaus richtig war. Als bald konstituierte sich eine Vorbereitungskommission, und als Ergebnis reger Vorbesprechungen über die Organisation wurde im Oktober 1903 ein Aufruf zur Gründung der Gesellschaft für Sprachwissenschaft erlassen, der auch im *Magyar Nyelvőr* [= Ungarischer Sprachwart], der volkstümlichen philologischen Zeitschrift des Landes, erschien. Der Aufruf gipfelte in der Aufforderung an alle Freunde der ungarischen Sprache und der Sprachwissenschaft, durch ihren Beitritt die Gründung der Gesellschaft zu ermöglichen, und deren Ziel, die Pflege der ungarischen Sprache zu unterstützen. Als ihre unmittelbare Arbeitsaufgabe bezeichnete die Gesellschaft die Sammlung sprachgeschichtlicher und volkssprachlicher Unterlagen sowie die Publikation von Abhandlungen und Monographien. Schon nach ganz kurzer Zeit -- am 19. Dezember -- fand auch die konstituierende Generalversammlung der Gesellschaft statt, an der neben zahlreichen Sprachwissen-

schaftlern und Ethnographen auch der hervorragende ungarische Romanschriftsteller Zs. Móricz und andere prominente Persönlichkeiten teilnahmen. K. Szily führte hier aus, die Gesellschaft appelliere nicht an die Opferbereitschaft der Nation, sie wolle vielmehr ihren Mitgliedern für den Mitgliedsbeitrag auch eine Gegenleistung in Gestalt von Lesestoff bieten. Schon bei dieser Gelegenheit zeichneten sich die Konturen eines späteren Planes, der Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, ab. Die Mitgliederwerbung, die ohne Verzug einsetzte, führte der Gesellschaft fünf gründende und 135 ordentliche Mitglieder zu, zur Ausgabe einer Zeitschrift hätte man jedoch 500—600 Mitglieder benötigt. Die Gründer zahlten einen einmaligen Beitrag von 200 Kronen. Diese Beiträge lieferten das Grundkapital der Gesellschaft, welches statutengemäß unberührt bleiben mußte, so daß — von unvorhergesehenen Umständen abgesehen —, nur die Zinsen verwendet werden durften. Der Mitgliedsbeitrag betrug jährlich 10 Kronen. Da die Gesellschaft ihre Tätigkeit erst nach Genehmigung ihrer Statuten durch den Innenminister aufnehmen konnte, fehlte zur Ausgabe der Zeitschrift zunächst sowohl die materielle als auch die rechtliche Grundlage. Um jedoch im Sinne der verkündeten Grundsätze den bereits beigetretenen Mitgliedern eine Gegenleistung bieten zu können, beschloß die konstituierende Versammlung, jedem Mitglied bis zum Erscheinen der eigenen gesellschaftlichen Zeitschrift kostenlos den *Magyar Nyelvőr* zustellen zu lassen. Für diesen hatte die Gesellschaft je Mitglied eine Jahresabonnementgebühr von 5 Kronen zu entrichten, so daß ihr vom Mitgliedsbeitrag in der Höhe von 10 Kronen rein 5 Kronen verblieben. Nachdem sie den Statutenentwurf erörtert hatte, übertrug die Hauptversammlung die Führung der Geschäfte bis zur Genehmigung der Statuten bzw. bis zur Aufnahme der eigentlichen Gesellschaftstätigkeit der Vorbereitungskommission.

Die endgültige Gründung der Gesellschaft und die tatsächliche Aufnahme ihrer Tätigkeit verschob sich damit um ein Jahr bis zur Generalversammlung vom 19. Oktober 1904.

Die Generalversammlung bestätigte die Konstituierung der Gesellschaft und wählte deren Vorstand, worauf die Gesellschaft sofort an die Arbeit ging. A. Semsey, der bekannte freigiebige Mezän und Förderer kultureller Bestrebungen, stellte der Gesellschaft eine Summe von 2000 Kronen zur Verfügung mit der Auflage, daß sie die erste Nummer ihrer Zeitschrift noch im Januar 1905 herausbringen müsse.

Die Generalversammlung nahm diese Schenkung und mit ihr die Verpflichtung an, die Zeitschrift in kürzester Zeit erscheinen zu lassen. Semsey schlossen sich in der Person von K. Szily (200 K) und P. Gyulai, dem hervorragenden Kritiker und Literaturhistoriker (200 K), weitere Spender an, so daß der Vorstand — da die Kosten für ein Jahr gedeckt waren —, schon auf seiner zweiten Sitzung die Herausgabe der Zeitschrift endgültig beschließen konnte. Die Druckerei übernahm nämlich die Herstellung von 700 Heften in

der Stärke von je 3 Druckbogen für 175 K, während für Honorare rund 180 K veranschlagt werden mußten. Die Spende Semseys und die Mitgliedsbeiträge deckten solcherart die Kosten von jährlich 10 Heften. Diese Summen und Kostenansätze vermitteln uns auch einen Begriff vom Wert der damaligen Mitgliedsbeiträge: die Drucklegung eines 3 Druckbogen starken Heftes in der angegebenen Auflagezahl würde heute etwa 14 000 Gulden (Ft) kosten, ein Mitgliedsbeitrag von 10 K repräsentierte also einen recht beachtlichen Wert. Auf der Vorstandssitzung stand auch das Programm der Zeitschrift zur Diskussion, und mit der Redaktion wurde vorübergehend der Präsident betraut. Obwohl die entscheidenden Beschlüsse erst am 15. November gefaßt worden waren, erschien die erste Nummer der neuen Zeitschrift *Magyar Nyelv* [= Ungarische Sprache] zum vorgesehenen Termin im Januar 1905, was offenbar nur deshalb möglich war, weil die Redaktionsarbeiten, wenn auch inoffiziell, zum Zeitpunkt der endgültigen Entscheidung bereits weit fortgeschritten waren. Aber auch so imponiert das Niveau der ersten Nummer und nicht minder die Schnelligkeit, mit der sie herausgebracht worden war.

2. Die Ungarische Gesellschaft für Sprachwissenschaft entfaltete sich in ungewöhnlich kurzer Zeit zu voller Blüte. Teils hatten sie schon an ihrer Wiege gestanden, teils sammelten sich um sie in den folgenden Jahren neben den Vertretern aller Zweige der ungarischen Sprachwissenschaft in voller Zahl auch die Prominenten der verwandten Disziplinen: Volkskundler, Literaturwissenschaftler und Historiker. Ebenso schloß sich vollzählig die kommende Gelehrten generation an, und nicht ohne jede Ergriffenheit lesen wir unter den gleich zu Anfang aufgenommenen Mitgliedern Namen wie etwa die der Lehramtskandidaten B. Csúry oder D. Pais, die sich später als Professoren verdienten Ruf erworben haben. Doch auch das große Publikum zeigte ein über Erwarten großes Interesse besonders in den ersten Jahren. Schon Ende 1906 zählte die Gesellschaft insgesamt 773 Mitglieder und Abonnenten der *Magyar Nyelv*, lag also weit über der anfänglich erhofften Zahl von 500–600 Mitgliedern. Bis etwa 1910 stieg diese Zahl auf über 900 an, begann dann aber langsam zu sinken, um schließlich bis zum Ausbruch des ersten Weltkriegs neuerlich auf unter 900 zurückzugehen. Obgleich die schlechte Gewohnheit des säumigen Zahlens der Mitgliedsbeiträge schon von Anfang an gespensterte und viele Klagen über sie laut wurden, denken wir doch neiderfüllt an jene Zeiten, da die Zahl der mit ihren Mitgliedsbeiträgen rückständigen Mitglieder höchstens 2–3% der Gesamtmitgliederzahl erreichte. Jedenfalls beschwerten die Gesellschaft keinerlei finanzielle Sorgen, ihre Einkünfte boten im Gegenteil nicht nur volle Deckung für die Ausgaben, sie ermöglichten sogar alljährlich eine weit über die Gründungsbeiträge hinausgehende beachtliche Kapitalisierung, so daß das Grundkapital der Gesellschaft bei Ausbruch des Weltkrieges die ansehnliche Summe von 35 200 K erreichte.

So festgefügt das finanzielle Fundament der Gesellschaft auch schien, die Geldentwertung nach dem ersten Weltkrieg fegte ihr gesamtes Kapital hinweg, ließ dagegen die Druckereikosten je Druckbogen von den etwa 60 K im Jahre 1905 bis 1920 auf 4200 K, und bis Dezember 1923 sogar auf 463 200 K ansteigen, ohne daß sich zu diesem Zeitpunkt ein Ende dieses Prozesses hätte erkennen lassen. Die Mitgliedsbeiträge vermochten diesem Tempo natürlich bei weitem nicht zu folgen. Im zähen Kampf um ihr Fortbestehen war die Gesellschaft auf Unterstützungen und Spenden angewiesen, ja von jenen Inflationsjahren an konnte sie die Subventionierung durch Staat und Akademie und — bis 1945 — auch die Spenden größerer Unternehmen nie mehr entbehren. Nach Einführung der Pengő-Währung repräsentierten die Mitgliedsbeiträge (jährlich 8 P) wieder einen realen Wert, und auch die Mitgliederzahl begann von neuem anzusteigen, ohne jedoch jemals wieder die der ersten Jahre zu erreichen. Auch so zählte die Gesellschaft 1927 mehr als 500 Mitglieder, zu denen sich noch 661 Abonnenten ihrer Zeitschrift gesellten. Bei einem erheblichen Teil der Abonnements handelte es sich indes insofern um eine verblühte Subventionierung, als Ministerien und andere Verwaltungsbehörden (z. B. für Schulen) eine größere Zahl von Exemplaren abonnierten, so beispielsweise der Gemeinderat von Budapest allein 120 Exemplare. Obwohl diese Subventionen und Spenden, auf die die Gesellschaft angewiesen war, freiwillig erfolgten, also wann immer ausfallen konnten (wertmäßig lag der Mitgliedsbeitrag von 8 P weit unter den einstigen 10 K), rechnete die Gesellschaft fortan mit Sicherheit auf ihren Eingang (ohne sie freilich — verschämt, wie man in solchen Fällen zu sein pflegt —, in den Voranschlag für den Haushalt aufzunehmen), ja — nicht gewitzigt durch die bitteren Erfahrungen —, ging man wieder daran, Kapital zu sammeln. Die Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre erschütterte die finanzielle Lage der Gesellschaft von neuem; war die Zahl der Mitglieder 1934 auf 370, die der Abonnenten auf 294 gesunken, bewegte sie sich wenig später auf einem noch niedrigeren Stand. Trotz aller finanziellen Schwierigkeiten, mit denen sich die Gesellschaft unter solchen Umständen auseinanderzusetzen hatte, verlor sie ihre Aufgaben, ihre Berufung doch niemals aus den Augen: ihre Zeitschrift erschien in regelmäßiger Folge, ständig bereicherten sich — wenn auch häufig bloß unter Verwendung eigens zu diesem Zweck abgenötigter Unterstützungen und Spenden — die Publikationen, und, was als überaus wichtig bezeichnet werden muß, die Zeitschrift *Magyar Nyelv* wurde an Universitäts- und Hochschulhörer zu einem Viertel ihres Abonnementspreises abgegeben.

Im letzten Jahr des zweiten Weltkriegs befand sich die Gesellschaft wieder in kritischer Lage. In offener Opposition gegen die faschistischen Verordnungen, die ein Versammlungsverbot erlassen und jede Publikation genehmigungspflichtig gemacht, ja eine Vorzensur eingeführt hatten, hielt die Gesellschaft auch weiterhin Vorstandssitzungen ab, auf denen sie erklärte, sie

betrachte ihre jüdischen Mitglieder nach wie vor als Vollmitglieder. Entsprechend beauftragte der Vorstand das Präsidium, im Interesse der Befreiung der jüdischen Mitglieder von jeder Diskrimination zu intervenieren. (Das Präsidium: Präsident M. Zsirai, Redaktor D. Pais und meine Wenigkeit unternahm denn auch sofort die nötigen Schritte, und es gelang uns auch, einen — leider bloß vorübergehenden — Schutz zu erwirken.) Ihre Zeitschrift aber und ihre einzelnen Publikationen ließ die Gesellschaft nach wie vor ohne Genehmigung erscheinen. Wenngleich der Zusammenbruch des Faschismus die Folgen dieses eigenmächtigen Vorgehens abgewendet hatte, war die Existenz der Gesellschaft durch die kriegsbedingten Erschütterungen ernstlich in Frage gestellt. Das Archiv und ein Teil der Publikationssammlung waren einer Feuerbrunst zum Opfer gefallen, die Inflation hatte auch die letzten Reste des Kapitals verzehrt, die Mitglieder waren in alle Winde zerstreut (viele hatten auch ihr Leben eingebüßt), und inmitten der unvorstellbaren Geldentwertung bedeutete selbst der pünktlichste Eingang der Mitgliedsbeiträge keine Hilfe in der Not. Trotz aller Schwierigkeiten setzten die Leitung der Gesellschaft und die Redaktion der Zeitschrift alle Kräfte ein, um die Gesellschaft am Leben zu erhalten, in eine bessere Zukunft hinüberzuretten und ihr Dasein zu demonstrieren. In fremden, in der Regel ungeheizten Sälen und Amtsräumen, die man ihr aus Gefälligkeit überließ und in denen Vortragende und Publikum gleicherweise froren, nahm sie ihre Vorlesungen bald wieder auf, und Redaktor Pais ließ in der völlig ungewissen Hoffnung auf spätere Subventionen unter Einsatz seiner materiellen Verantwortung in allerdings verkleinertem Umfang jedes Jahr auch die Zeitschrift wieder erscheinen.

Die Bereinigung der Stellung der wissenschaftlichen Gesellschaften im Jahre 1949 brachte die Vereinigung unserer Gesellschaft mit der Ethnologischen und der Kőrösi-Csoma-Gesellschaft unter die Oberaufsicht der Akademie. Die Zeitschrift konnte fortan auf Kosten des Nationalunternehmens Wissenschaftlicher Zeitschriftenverlag (Folyóiratkiadó N. V.), und später zu Lasten der Akademie, erscheinen. Auch die anderweitige Publikationstätigkeit der Gesellschaft ging, gestützt auf die Subventionen der Akademie, einem neuen Aufschwung entgegen. Zwar reicht die Zahl der Mitglieder noch bei weitem nicht an die der ersten Jahre heran (die Zahl der Abonnenten unserer Zeitschrift ist uns nicht bekannt), doch liegt sie bereits über der Mitgliederzahl in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Seit der Zusammenlegung entfaltet in der Gesellschaft ein beamteter Administrator, später Organisator eine überaus erfolgreiche Tätigkeit. Der Aufschwung ist überaus erfreulich, wenn auch etwas langsam, was sich nicht zuletzt auch daraus erklärt, daß wir nicht mehr in der Lage sind, als Gegenleistung für den Mitgliedsbeitrag die Zeitschrift *Magyar Nyelv* abzugeben (für 10 Ft wäre dies auch unmöglich, abgesehen davon, daß die Kosten der Ausgabe vom Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften getragen werden, daß also auch die Erlöse aus dem Ver-

trieb der Zeitschrift ihn betreffen). Unter solchen Umständen können wir die Opferbereitschaft unserer Mitglieder nur durch Überlassung unserer Publikationen zum halben Preis erwidern. Seit 1959 verfügt unsere Gesellschaft dank dem verständnisvollen Wohlwollen der philosophischen Fakultät der Loránd-Eötvös-Universität auch über einen eigenen Raum, der zwar nur begrenzte Unterbringungsmöglichkeiten für Archiv, Lager und Administration bietet, gegenüber der früheren „Heimatlosigkeit“ dennoch einen großen Fortschritt bedeutet. Ein eigenes Heim mit Vortragssaal dürfen wir uns allerdings nur von der fernerer Zukunft erhoffen.

3. Unsere Statuten und die Organisation unserer Gesellschaft haben im Laufe ihres Bestehens in Anpassung an die jeweilige Lage und an die jeweiligen Erfordernisse mehrfach Änderungen erfahren. Eine tiefgreifende Wandlung ergab sich aus der Einrichtung von Sektionen im Jahre 1949, die die Tätigkeit der Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade ausweitete und vielschichtiger gestaltete. Zuletzt hat sich im vergangenen Jahr die Sektion für Didaktik konstituiert. Eine noch wichtigere Entwicklungsphase scheint uns indes die Gründung von Ortsgruppen in der Provinz – Szegedin/Szeged, Debrecin/Debrecen und Fünfkirchen/Pécs – eingeleitet zu haben, weil sie den Wirkungskreis der Gesellschaft wesentlich erweitert hat und nebst der Entwicklung der Sprachwissenschaft mit Recht auch deren Popularisierung erhoffen läßt. Sie erschließt uns ausgedehnte Möglichkeiten zur Weckung des Interesses breiterer Publikumskreise und zur Gewinnung neuer Freunde der Sprachwissenschaft.

Unter den Präsidenten, Vizepräsidenten und Sekretären der Gesellschaft finden wir viele Männer mit Namen. Unter den Präsidenten waren K. Szily, J. Szinnyi, M. Zsirai und St. Kniezsa Sprachwissenschaftler von internationalem Rang und Ruf, doch gibt es kaum einen namhaften Vertreter der ungarischen Sprachwissenschaft, der sich nicht in leitender Funktion an der Tätigkeit der Gesellschaft oder an der Redaktion ihrer Zeitschrift beteiligt hätte.

Die Ziele der Gesellschaft umriß deren erster Präsident K. Szily teils auf der Generalversammlung, teils in der ersten Nummer der Zeitschrift *Magyar Nyelv* in einem an erster Stelle unter dem Titel „*Was wollen wir*“ erschienenen programmatischen Aufsatz. Nach diesen Quellen schwebte der Gesellschaft im Grunde genommen ein dreifaches Ziel vor Augen: 1. die zerstreuten Scharen der ungarischen Sprachwissenschaftler zu sammeln; 2. das Interesse des großen Publikums für die Muttersprache und für die Wissenschaft von ihr zu wecken, das Publikum zu erziehen, zu leiten und in die Methoden einzuführen, deren sich die Sprachwissenschaft bedient, und ihm schließlich die wichtigeren Ereignisse der Sprachwissenschaft zu vermitteln; 3. neues wissenschaftliches Material – sowohl sprachgeschichtlicher als auch mundartkundlicher Natur – zu erschließen und – wenn auch nicht so dezi-

diert formuliert —, die Wissenschaft in schöpferischer Weise voranzutragen, unser Wissen mit neuen Erkenntnissen zu bereichern.

Die Verwirklichung des ersten Punktes, die Sammlung der zerstreuten Scharen, war durch die Gründung der Gesellschaft scheinbar vollzogen. Doch nur scheinbar! Schon in der ersten Zeit traten gewisse Gegensätze hervor. A. Kardos, Vorstandsmitglied der Gesellschaft und Mitarbeiter des *Magyar Nyelvőr*, warf schon auf einer der ersten Vorstandssitzungen die Frage auf, ob es neben dem *Magyar Nyelvőr* einer eigenen Zeitschrift bedürfe, und bald darauf sprach P. Gyulai von einer bevorstehenden Einstellung des *Nyelvőr* durch die Akademie. (Sie entzog ihm dann auch in der Tat die Subvention.) Die schwelenden Gegensätze verschärften sich alsbald weiter. Zs. Simonyi, eine hervorragende Gestalt der ungarischen Sprachwissenschaft, zog sich von der Gesellschaft für Sprachwissenschaft zurück, und J. Balassa, ein namhafter Phonetiker und Dialektologe, der in der Gesellschaft zunächst eine sehr bedeutende Rolle gespielt und den Löwenanteil an der Organisation der volkssprachlichen Sammlungsaktion getragen hatte, trat 1913 aus dem Vorstand aus. So richtig vertiefte sich indes die Kluft erst nach 1919 — und hieran trugen nebst der Leitung der Gesellschaft auch einige ihrer Mitglieder die Schuld. Damals spalteten sich die Sprachwissenschaftler in zwei voneinander scharf getrennte Lager, trotzdem die Gruppe, die sich um den *Nyelvőr* geschart und eine eigene Gesellschaft gegründet hatte, zumindest formell ihre Mitgliedschaft auch bei unserer Gesellschaft beibehielt. Die Einheit, das erste Ziel, das sich einst die Gründer gesteckt hatten, wurde erst nach der Befreiung im Jahre 1945 zur Wirklichkeit. Sie schaffte die Möglichkeit dazu, die Tätigkeit der Gesellschaft auf breitere Grundlagen zu stellen und auch inhaltlich zu vervollständigen. Heute gibt es in der Tat keinen professionellen Sprachwissenschaftler mehr, der unserer Gesellschaft nicht als Mitglied angehörte, ja auch jener Teil des großen Publikums, der ein tieferes Interesse für die Sprachwissenschaft zeigt und auch zur Mitarbeit bereit ist, beginnt sich von neuem um unsere Gesellschaft zu gruppieren, trotzdem wir erst am Anfang unserer Bemühungen um die Heranziehung dieser wertvollen Garde stehen. Ein schweres Hemmnis in diesen Bemühungen bildet die Tatsache, daß wir für den übrigen niedrigen Mitgliedsbeitrag keine nennenswerte Gegenleistung zu bieten vermögen.

Auf dem Gebiet der Popularisierung unseres Wissenschaftszweiges können wir uns nur halber Erfolge rühmen. Obwohl unsere Zeitschrift auf ihrem Titelblatt von Anfang an die Bezeichnung „Zeitschrift für die Allgemeinheit“ trug und tatsächlich bemüht war, in jeder Nummer auch volkstümliche Beiträge in stehenden Rubriken zu bringen (*Alles in neuer Fassung*; *Vermischtes*; *Glosse*; *Briefkasten der Redaktion*, u. dgl.), obwohl jede Abhandlung schon in ihrer klaren Vortragsweise das Streben nach Allgemeinverständlichkeit verriet, und trotz verschiedener Versuche, eine Art Dienst am Leser aufzu- ziehen und in die Vorlesungen auch Themen von allgemeinem Interesse auf-

zunehmen, begann in der Tätigkeit der Gesellschaft zweifellos allmählich der wissenschaftliche Charakter Überhand zu nehmen. Hieraus erklärt sich das langsame, aber stetige Abbröckeln der Mitgliederzahl seit 1909. So erklärt Z. Gombocz, der damalige Sekretär der Gesellschaft, schon 1910, die Erfahrungen hätten gezeigt, daß sich das Interesse des großen Publikums mit rein wissenschaftlichen Problemen nicht wecken lasse. Entsprechend erblickte er das Hauptverdienst der eigenen Zeitschrift darin, daß sie die Vertreter der verwandten Disziplinen über die Resultate der Sprachforschung informierte und von der Wichtigkeit und Bedeutung dieser Ergebnisse überzeuete. Vier Jahre später, 1914, bezeichnete er als Verdienst der Gesellschaft und ihrer Zeitschrift die Tatsache, daß sie zahlreiche, wissenschaftlich bedeutsame Probleme gelöst bzw. aufgeworfen hatte. Obzwar auch weiterhin Wert auf die Allgemeinverständlichkeit gelegt wurde, trat in den Vorträgen, in der Zeitschrift selbst und in den Publikationen mehr und mehr das Wissenschaftliche hervor. Höchstens der eine oder andere der Beiträge in der Zeitschrift *Magyar Nyelv* konnte außer in Fachkreisen auch bei Laien des Interesses sicher sein. Die Reorganisation der Gesellschaft brachte eine Neuaufteilung der Arbeitsbereiche, und obgleich sich weder die Gesellschaft selbst noch ihre Zeitschrift vor der Publikation popularisierender Beiträge oder vor der Behandlung von Sprachpflegeproblemen verschließt, sind die Aufgaben der Popularisierung der Wissenschaft auf die Kommission für Sprachpflege, eine Abteilung des Instituts für Sprachwissenschaft, auf die Zeitschrift *Magyar Nyelvőr* sowie auf die Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse (TIT) übergegangen; freilich waren und sind auch im Rahmen dieser Organisationen die Mitglieder unserer Gesellschaft tätig.

Um so erfolgreicher gestaltete sich hingegen die wissenschaftliche Aktivität der Gesellschaft. Seit ihrem Bestehen, das heißt also, während der letzten sechs Jahrzehnte hat es kein einziges bedeutsameres Ereignis in der ungarischen Sprachwissenschaft gegeben — gleichviel, ob es sich um die Ausarbeitung und Lösung wichtigerer wissenschaftlicher Probleme, um die Anregung und Einführung neuer methodologischer Grundsätze oder um die kollektive oder individuelle Schaffung neuer Arbeitsmittel handelte —, kein Ereignis, das nicht in irgendeiner Weise mit der Tätigkeit unserer Gesellschaft verknüpft gewesen wäre, teils als Frucht der Arbeit ihrer Mitglieder, zu einem sehr erheblichen Teil jedoch als Ergebnis jener im engeren Rahmen unserer Gesellschaft entfalteten und organisch in ihren Arbeitsbereich sich einfügenden wissenschaftlichen Tätigkeit, die in den Vorlesungen, in der Zeitschrift und in den Veröffentlichungen ihren Niederschlag findet. Sie hier aufzuzählen, wäre selbst dann unmöglich, wenn wir uns nur auf die bedeutsamsten Themen beschränken würden, müßte doch eine solche Aufzählung all das umfassen, was in den letzten sechzig Jahren in der Hungaristik — ja sogar in der gesamten ungarischen Sprachwissenschaft — sich ereignet hat. Während dieser sechs Jahr-

zehnte war unsere Gesellschaft das wichtigste, ja geraume Zeit sogar das einzige Forum der Sprachwissenschaft in Ungarn, zugleich aber auch Wegweiserin und Leiterin der Gelehrtingarde, ein Kampfplatz aufeinanderprallender Meinungen, Erzieherin der jungen Gelehrtingeneration und Betreuerin ihrer ersten reiferen Versuche.

4. Als Mittel zur Verwirklichung ihrer wissenschaftlichen Zielsetzungen standen der Gesellschaft von Anfang an Vorlesungen, Publikationen sowie ihre Zeitschrift zur Verfügung. Zu diesen gesellten sich nach der Reorganisation und der Verwirklichung der vollen Einheit auch größere — selbständig oder gemeinsam mit anderen Institutionen abgewickelte — Veranstaltungen wie Kongresse, Wandertagungen und Konferenzen.

Vortragssitzungen veranstaltete die Gesellschaft während der ganzen Zeit ihres Bestehens; eine kürzere Pause trat lediglich 1919 und zur Zeit der Pfeilkreuzler — Ende 1944 — wegen des damaligen Versammlungsverbots ein. Anfänglich gab es im Frühjahr und im Herbst monatlich eine Vortragssitzung, jährlich somit deren sechs bis sieben, doch wurden auf jeder dieser Sitzungen zwei-drei Abhandlungen vorgelesen. Diskussionen folgten den Vorträgen nicht. Sehr bald bildete sich für die Generalversammlung auch ein bestimmter Ablauf der Tagesordnung insofern aus, als diese durch einen wissenschaftlichen Vortrag eingeleitet wurde, ein Vorgang, der sich sehr rasch zur edlen Tradition verfestigte. Nach der Befreiung — und nach der Bewältigung der gewaltigen Übergangsschwierigkeiten — besonders aber nach der Konstituierung der verschiedenen Sektionen stieg die Zahl der Vortragssitzungen von Jahr zu Jahr weiter an. Heute finden fast wöchentlich Vorlesungen statt, nicht selten nebeneinander zwei zugleich. Jede dieser Vorlesungen erfreut sich einer zahlreichen Zuhörerschaft, trotzdem wir statt der repräsentativen Räume der Akademie mit einem einfachen, nüchternen Lehrsaal vorliebnehmen müssen, den wir wohlwollender Gefälligkeit verdanken. Seit einiger Zeit beschränkt sich jede Sitzung auf einen einzigen Vortrag, dem jedoch seit 1950 Diskussionen zu folgen pflegen, die die Dauer der Sitzungen bisweilen auf mehrere Stunden verlängern. Häufig dürfen wir bei unseren Vortragspulpen auch ausländische Gelehrte begrüßen. Große Bedeutung messen wir dem Umstand bei, daß seit der Gründung unserer Ortsgruppen in der Provinz auch in Szegedin/Szeged, Fünfkirchen/Pécs und Debrecin/Debrecen gut besuchte Vortragssitzungen stattfinden. In den Vorträgen der Gesellschaft werden der Öffentlichkeit zahlreiche, sehr bedeutsame wissenschaftliche Resultate vorgelegt, und viele theoretische und neue methodologische Gedanken nahmen von hier ihren Ausgang. Unseren jungen Gelehrten bietet sich hier das erste wissenschaftliche Forum, auf dem sie der Öffentlichkeit gegenüberreten. Die Bedeutung dieser Sitzungen für das ungarische wissenschaftliche Leben, aber auch ihr Erfolg stehen außer allem Zweifel.

5. Wohl das wichtigste Organ im Leben der Gesellschaft bildet ihre Zeitschrift *Magyar Nyelv* [= Ungarische Sprache], die mit den Gedanken des Grafen Stefan Széchenyi über die Sprache als Motto („Die Nation lebt in ihrer Sprache“) im Januar 1905 ihre rühmliche Laufbahn angetreten hat. Eine Würdigung dieser Zeitschrift — gleichviel, ob sie dem Zeitgenossen oder der Nachwelt gelten sollte —, erübrigt sich meines Erachtens ganz und gar: die 60 meist dicken Bände mit ihrem reichhaltigen und abwechslungsreichen Inhalt sprechen für sich und jedenfalls eine eindrucksvollere Sprache, als irgendein Kommentar es zu tun vermöchte. Diese 60 Bände sind mit Recht der Stolz der ungarischen Sprachwissenschaft. Schon ganz kurz nach ihrem Erscheinen steht die *Magyar Nyelv* in der Reihe der hervorragendsten ungarischen wissenschaftlichen Zeitschriften, und ihr wissenschaftliches Niveau hatte nicht nur keine Rückschläge zu verzeichnen, es konnte vielmehr ständig gehoben werden. Sie, das führende Organ der ungarischen Sprachwissenschaft, war es vor allem, die der Gesellschaft die Handhabe bot zur Lenkung der Entwicklung in der ungarischen Sprachwissenschaft. Und dies, obwohl die Gesellschaft die Spalten der Zeitschrift nicht nur den namhaftesten, erfahrenen Gelehrten, sondern auch den jungen Anfängern unter den Forschern zur Verfügung stellte, nicht ohne freilich auch von diesen die dem hohen Niveau der Zeitschrift entsprechende Qualität zu fordern. Damit hat sie sich in der Heranziehung des wissenschaftlichen Nachwuchses hohe Verdienste erworben. Nebst hohem inhaltlichem Niveau zeichnete sich die Zeitschrift auch durch ihre redaktionstechnische Aufmachung aus. Zählte sie schon zu Beginn zu den gut redigierten Zeitschriften, so bietet sie heute dank den — von ihren gegenwärtigen Redaktoren ausgearbeiteten — konsequenten Redaktionsgrundsätzen auch für andere Organe ein nachahmenswertes und in der Tat auch mit Erfolg nachgeahmtes Beispiel, dessen erzieherischer, an Ordnung und Exaktheit gewöhnender Einfluß nicht ohne wohltuende Wirkung auf die Gesamtheit unserer Philologen geblieben ist. Ihre Redaktoren waren ausnahmslos hervorragende Vertreter unserer Sprachwissenschaft: zunächst K. Szily, vorübergehend auch zusammen mit Gy. Zolnai und Z. Gombocz, sodann von 1914 an Szily und J. Melich, ab 1922 Melich und Gombocz, ab 1928 Gombocz, Melich und D. Pais — der übrigens an der Redaktionsarbeit schon vom April/Juni-Heft 1924 an teilgenommen hatte —, ab 1935 Melich und Pais, ab 1936 unter Teilnahme Melichs Pais, ab 1948 Pais allein, ab 1953 Pais und L. Benkő. Seit 1953 steht den Redaktoren auch ein Redaktionskollegium zur Seite. — Die Schwankungen im Umfang der Zeitschrift geben ein getreues Bild vom wechselvollen Schicksal der Gesellschaft, von Blüte, Kampf und Rückschlägen. Anfänglich erschien sie alljährlich in einem Umfang von 30 Druckbogen, begann jedoch infolge der weitgehenden Verschlechterung der Verhältnisse nach dem ersten Weltkrieg zu schrumpfen, um 1919 und 1920 auf einen Tiefstand von je 10 Bogen abzusinken. Hierauf folgte eine neuerliche Ausweitung des Umfangs,

der sich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre um 25 Bogen bewog. 1945 und 1946 konnte sie nur unter den größten Schwierigkeiten auf jährlich 6 Bogen erscheinen. 1949 wurde sie vom Wissenschaftlichen Zeitschriftenverlag herausgebracht, während sie seit 1952 in regelmäßiger Folge vom Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ediert wird. Zu Beginn erschien sie bei diesem Verlag auf jährlich 32 - 34 Bogen. Dieser Umfang stieg vorübergehend auf 37,5 Bogen an, um sich schließlich auf 32 Bogen zu stabilisieren. Von 1949 bis 1953 betreute die Gesellschaft auch die Zeitschrift *Nyelvtudományi Közlemények* [= Sprachwissenschaftliche Mitteilungen].

Schon im ersten Jahr ihrer Tätigkeit nahm die Gesellschaft auch die Ausgabe einer Schriftenreihe auf. Anfangs enthielten die einzelnen Hefte dieser Reihe Sonderdrucke der besten und nützlichsten unter den Aufsätzen der Zeitschrift, später setzte sie sich auch zum Ziel, unter ihren Veröffentlichungen auch anderwärts erschienene wichtige Abhandlungen durch Sonderdrucke einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Sobald es die finanzielle Lage der Gesellschaft zuließ, ja häufig, und besonders in der letzten Zeit sogar unter äußerster, schon gewagter Anspannung ihrer materiellen Mittel, nahm sie in ihre Schriftenreihe in zunehmender Zahl auch unveröffentlichte Arbeiten auf. So bereichern die letzten 10 Bände unsere sprachwissenschaftliche, Literatur, von wenigen Ausnahmen abgesehen, fast ausschließlich mit unveröffentlichten Werken. Die Zahl dieser in der Reihe zusammengefaßten Veröffentlichungen, zum überwiegenden Teil sehr wertvoller, stets aber nützlicher und qualitativ hochstehender Arbeiten, liegt heute weit über hundert. Auch außerhalb der Reihe brachte unsere Gesellschaft zahlreiche größere und in der Tat wertvolle Werke heraus, so u. a. den Index der Zeitschrift sowie den Szily- und den Melich-Gedenkband (beide in recht schweren Zeiten), das Wörterbuch der Mundart des Samoschrückens (*Szamosháti Szótár*), um nur einige zu nennen. Dieser Teil der Verlagstätigkeit belastet unsere Gesellschaft heute noch weniger als früher, doch loben auch die anderwärts erscheinenden Publikationen ausnahmslos die Arbeit unserer Mitglieder. Nach wie vor wächst aber auch die wertvolle Schriftenreihe unserer Gesellschaft.

6. Was die wissenschaftliche Tätigkeit der Gesellschaft anbelangt, so stand in deren Mittelpunkt, wie allgemein in der ganzen ungarischen Sprachwissenschaft, die Sprachgeschichte. Im Schoß unserer Gesellschaft hat sich die neugrammatische Richtung zu der sog. Budapester Schule verfeinert, deren besondere Färbung und elastische Methodik sich mit Recht internationalen Ruhmes erfreut, zumal sie durch großartige Erfolge bestätigt wird. Selbstverständlich bedeutet dies nicht, daß die Gesellschaft als solche oder ihre Mitglieder die anderen sprachwissenschaftlichen Disziplinen vernachlässigt hätten, selbst wenn diese vorübergehend in den Hintergrund gedrängt zu sein schienen. Fast jede neue Richtung, jede methodologische Neuerung gelangte vom

Podium unserer Vortragssitzungen oder von den Blättern unserer Zeitschrift aus in das pulsierende Leben der ungarischen Sprachwissenschaft. Hier tauchte erstmalig der Gedanke an die Pflege der ungarischen Dialektgeographie und an die mundartliche Erscheinungsgeschichte sowie der Plan vollständiger ungarischer Dialektwörterbücher auf, hier wurde erstmalig von der funktionellen Sprachwissenschaft und der Phonologie in Ungarn gesprochen, und hier schließlich kommen auch die neuesten Richtungen zu Worte, die heute zum Ausgangspunkt fruchtbarer Diskussionen geworden sind. Aber auch die ganze Entwicklungslinie der ungarischen sprachgeschichtlichen Forschung ist eng mit unserer Gesellschaft verknüpft.

Im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens legte die Gesellschaft großes Gewicht auf die Mundartforschung. Sie betraute damit einen besonderen Ausschuß, veranstaltete Vorträge und Lehrgänge zur Ausbildung von Sammlern, verfaßte Anleitungen für das Sammeln, sie begann die freiwilligen Sammler zu organisieren und bewilligte Belohnungen und Prämien. Bereits im ersten Jahr wurden 156 freiwillige Sammler gezählt, und schon 1906 enthielt der Voranschlag einen Posten von 500 Kroner für Beihilfen an Sammler. Bis 1910 stieg dieser Betrag auf 1200 Kronen, d. h. auf eine damals sehr ansehnliche Summe an. (Er entsprach mehr als der Hälfte der gesamten Honorar- und Herstellungsausgaben für die Zeitschrift *Magyar Nyelv*.) Schon damals arbeiteten die Sammler mit Fragebogen, die das Sammeln nach Begriffskreisen ausrichten sollen, schon damals begannen sich also die Umrisse der heutigen Organisationsform abzuzeichnen. Bewußt wurden die Zusammenhänge mit der Ethnographie gesucht, und auch das Programm der Anlage illustrierter Dialektwörterbücher tauchte auf. Damals erhielt u. a. B. Csúry den Auftrag, das Wörterbuch des Samoschrückens/Szamoshát zusammenzustellen. — Der Weltkrieg setzte diesen vielversprechenden Ansätzen und Initiativen ein jähes Ende. Nach dem Krieg brachte zwar die Zeitschrift auch weiterhin immer gern auch volkssprachliche Sammlungen, ja selbst Bearbeitungen, ihre frühere Vorrangstellung vermochte jedoch die Mundartforschung nicht mehr zu behaupten. Aus dem ständig defizitären Haushaltvoranschlag wurden immer wieder in erster Linie die für volkssprachliche Sammlungen vorgesehenen Beträge gestrichen, mitunter selbst dann, wenn die Gesellschaft über Erwar- ten große Spendeneingänge hatte, die ihr sogar die Anlage kapitalisierter Reserven ermöglichten. In den dreißiger Jahren begann jedoch — vor allem dank den eifrigen Bemühungen B. Csúrys — auch diese Disziplin im Arbeitsprogramm der Gesellschaft wieder den ihr gebührenden Platz einzunehmen; damals wurde auch unter ernsten finanziellen Opfern das Wörterbuch des Samoschrückens/Szamoshát herausgebracht. In dem nach der Befreiung wesentlich veränderten Rahmen waren es die Mitglieder der Gesellschaft, die der Mundartforschung neue, starke Impulse gaben und Versäumtes nachzuholen trachteten, denn die zahlreichen Monographien, der Atlas der ungarischen Mundarten,

das neue ungarische Dialektwörterbuch, deren Herstellung und Ausgabe nun schon weit außerhalb der materiellen Möglichkeiten der Gesellschaft liegt, sind letzten Endes ausnahmslos Werke unserer Mitglieder, in ihnen gelangt der Geist unserer Gesellschaft zur Geltung, in ihnen finden unsere Ziele ihre Verwirklichung.

Lebhaft beschäftigten die Gesellschaft ferner die Probleme der Sprachpflege, wobei sie sich mit weiser Mäßigung gegen die Auswüchse des Purismus und gegen die späten erbitterten Gegner der Spracherneuerung wandte. Innerhalb der durch die damaligen technischen und personellen Gegebenheiten bestimmten Möglichkeiten unternahm sie den Versuch, einen Publikumsdienst einzurichten, der seine Hilfe auch der Presse anbot und Anfragen von privater Seite beantwortete; die Zeitschrift unterzog literarische Werke einer Kritik von der Sprachrichtigkeit her, und ihre ausgezeichneten Arany-Interpretationen lieferten qualitativ hochstehende anregende Beispiele für sprachlich-stilistische Analysen. Dieser Zweig ihrer Tätigkeit erfuhr während der ganzen Zeit keine Unterbrechung, doch verblaßte sie später ein wenig angesichts der finanziellen Schwierigkeiten und der starken Restriktion des Umfangs unserer Zeitschrift.

Geplant war auch die Anlage einer sprachwissenschaftlichen Bibliothek, für die die Gesellschaft schon Bücherspenden entgegennahm, ohne indes selbst systematisch Bücher anzuschaffen. Die schweren Stürme der Zeit haben diesen Plan hinweggefegt, zu dessen Verwirklichung es ohnehin einer festen finanziellen Grundlage und geräumiger Unterbringungsmöglichkeiten bedurft hätte. Diesen ihren weitreichenden Plan vermochte also die Gesellschaft unverschuldeterweise nicht zu verwirklichen.

Im Leben der Gesellschaft gab es auch andere unvollendet gebliebene Initiativen. So versuchte sich die Zeitschrift zu wiederholten Malen mit einer Rubrik für Buchbesprechungen, doch blieb es immer wieder nur beim Versuch. Obwohl die Zeitschrift sowohl früher als auch in neuerer Zeit in ausgezeichneten kritischen Stellungnahmen wiederholt über die wichtigsten in- und ausländischen Ereignisse auf dem Gebiet des Verlags wissenschaftlicher Bücher referierte und neuerdings in gut gelungenen Chroniken über die Ergebnisse der Arbeit in den letzten Jahrzehnten berichtete, bleibt der Ausbau einer regelmäßigen, raschen wissenschaftlichen Kritik noch der Zukunft vorbehalten.

7. Nach diesem ganz skizzenhaften Überblick über Leben und Tätigkeit unserer Gesellschaft, der nichts verschönern oder verschweigen, sich aber auch nicht in falscher Bescheidenheit gefallen wollte, glaube ich mit strenger Objektivität feststellen zu dürfen, daß die Gesellschaft während ihres nunmehr 60jährigen Bestehens die an sie geknüpften Hoffnungen nicht enttäuscht hat. Sie hat glänzende Erfolge und Zeiten anhaltender Blüte, aber auch Krisen erlebt, ohne sich in der Größe ihres eigenen Ruhmes verloren zu haben, ohne

aber auch von den widrigen Umständen überwältigt worden zu sein. Sowohl die Gesellschaft als Institution als auch ihre Mitglieder für ihre Person haben ihre Verpflichtungen der ungarischen Sprache und der Sprachwissenschaft gegenüber, zu deren Pflege sie sich zusammengeschlossen hatten, getreulich erfüllt. Trotz der vielen Wechselfälle ist sie in die Reihe der hervorragendsten ungarischen wissenschaftlichen Gesellschaften emporgestiegen und dort, unter ihnen, zu einem wichtigen Faktor der ungarischen Bildung geworden. Dieser Faktor ist sie auch heute noch.

Es lag uns auch fern zu verheimlichen, daß wir noch nicht alle Ziele erreicht, noch nicht alle Aufgaben gelöst haben; aber auch dort, wo die Gesellschaft der ungarischen Kultur bleibende Werte vermittelt hat, müssen diese weiter vermehrt werden. Die Vergangenheit berechtigt uns zu der Erwartung, daß unsere Nachfolger, gestützt auf die Erfahrungen, die unsere Vorfahren und wir ihnen mit soviel Erfolgen und Fehlgriffen lieferten, die Gesellschaft nicht nur zu neuer Blüte führen, sondern auch deren Arbeit noch vollkommener, noch lebhafter und noch fruchtbarer gestalten werden. So glanzvoll auch die vergangenen 60 Jahre gewesen sein mochten, die nächsten müssen noch glänzender werden. Die gegenwärtige Lage der Gesellschaft, der Eifer und der Beruf ihrer Mitglieder bilden das wertvolle, zu jedem Vertrauen ermutigende Unterpfand der Zukunft der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft.

Г. БАРЦИ: ВЕНГЕРСКОМУ ЛИНГВИСТИЧЕСКОМУ ОБЩЕСТВУ 60 ЛЕТ

(Р е з ю м е)

Венгерское Лингвистическое Общество было создано в начале XIX века, и спустя некоторое время, в 1904 году, начало свою работу. Это Общество объединило всех венгерских лингвистов и самых замечательных представителей смежных наук, хотя такое объединение всех венгерских лингвистов удалось только временно. Вскоре оно стало одной из самых лучших научных организаций; проводились научные заседания, игравшие большую роль в научной жизни. Журнал Общества *Magyar Nyelv* [= Венгерский язык] (1905 г.) начиная с первого номера выходил на высоком уровне и даже стал ведущим органом венгерской лингвистики. Общество начало издавать ценную серию трудов. Все это было создано за счет собственных сил, т. е. членских взносов. Обществу удалось накопить собственный финансовый фонд. За несколько лет число членов Общества достигло 1000. Однако Первая мировая война нанесла ущерб материальному состоянию. Журнал, хотя его высокий уровень не снизился, уменьшился по объему. С середины 20-х годов Общество работало с полным размахом. Но с этого времени Общество вынуждено обратиться к государственным субвенциям, а также к помощи Академии и других учреждений. Несмотря на это, журнал и в эти годы играл ведущую роль в научной жизни Венгрии. Новые направления в лингвистике, важнейшие результаты исследовательской работы стали органической частью научной жизни благодаря докладам, прочитанным на заседаниях Общества, и посредством его журнала. Во время фашистской оккупации жизнь Общества, вследствие его сопротивления режиму, была парализована, тем не менее, несмотря на запретные мероприятия, оно продолжало издавать свой журнал.

В 1945 г., среди развалин, Общество снова открывает свои заседания. Оно обновляет также свой журнал с большим материальным риском и весьма сокращенным объемом.

С момента присоединения к Академии начинается новый подъем Общества. Впервые удастся объединить все слои венгерских лингвистов. В настоящее время Общество имеет разные секции, которые активно действуют и их еженедельные заседания переполнены.

Журнал Общества «Венгерский язык» выходит объемом 32 печатных листа, на очень высоком научном уровне. Следует отметить, что выход журнала за 60 лет существования, даже в самые тяжелые годы кризиса, был непрерывным. Число публикаций Общества превышает 100.

THE FORERUNNERS OF STRUCTURAL PROSODIC ANALYSIS AND PHONEMICS*

By

J. BALÁZS

To Prof. R. Jakobson and Prof. J. Lotz,
pioneers of the structural analysis of poems

1. The origin of the concept. — 2. The most ancient Greek classifications of sounds. — 3. *Acute* and *grave* as counterparts. — 4. The opposition of long and short vowels. — 5. The opposition of aspirate and non aspirate sounds. — 6. The inherent phonematic peculiarities. — 7. The dialectical aspect of oppositions. — 8. The origin of the concept of quotability.

*

1. The foundations of Sanskrit grammar — as is well-known — were laid by metricians analyzing measured verses, dividing the lines into words, syllables and finally into sounds. About the similar activity of Greek *ῥυθμικοί* Platon says that “those studying rhythm determined by analysis first the respective values (*δύναμις*) of the sounds (*στοιχεῖα*), then those of the syllables and by doing so they finally came to the rhythms”.¹ Aristotle mentions a similar activity of the metricians. According to him “the various peculiarities of the *στοιχεῖα* are usually studied in metrical works (*ἐν τοῖς μετρικοῖς*).”² and in another work of his, he remarks, in connection with the classification of sounds, that about the quantitative and qualitative differences of sounds “we have to ask the metricians”.³

The question now arises what the Greek rhythmicians and metricians meant by *στοιχεῖον* and what this term is derived from.

1.1 As long ago as in the days of Plato the word *στοιχεῖον* was current as a synonym of the word *γράμμα* obviously of earlier origin. These two terms

* I have been stimulated to publish this paper of mine by Prof. R. Jakobson's provoking lecture on the pioneers of phonemics held at the Hungarian Academy of Sciences in Budapest, in the autumn of 1963 and followed by me with great interest. The manuscript itself had already been ready for years. In his above mentioned lecture Prof. R. Jakobson warmly remembered Zoltán Gombocz who had competently understood and enthusiastically supported the initiatives of the Prague phonological school. By publishing this paper I also wish to pay tribute to the memory of this great linguist of ours who has been dead for three decades.

¹ Crat. 424 b c. — With reference to this Burkert makes the following comment: “Die Angabe, daß gerade die ‘Rhythmiker’ sich mit der Einteilung der Laute befaßten, ist um so glaubwürdiger und wichtiger, als sie sich keineswegs von selbst versteht. Man würde doch eher an Grammatik im eigentlichen Sinn denken” (Philologus 103, [1959], p. 177.).

² Poet, 1456 b 23.

³ De part. an. 660 a 2.

were often interchanged without any difference in meaning.⁴ Nevertheless, it is sometimes to be observed that a letter and a sound respectively was called *στοιχεῖον*, mainly in the case when it was to be emphasized that this term denoted the smallest element of linguistical communication, not to be divided into smaller elements any further and that there existed comparatively few *στοιχεῖα*. On one occasion Plato, for example, emphasizes that *στοιχεῖα*, wherever they occur, are comparatively few in number.⁵ In linguistic analysis "the proper thing to do is first to select the *στοιχεῖα*".⁶ It was in this way that the Egyptian Theuth, too, proceeded, realizing that, although there was an infinite variety of sounds (*φωνή ἀπειρος*), the number of elements used in linguistic communication was finite and determined; Theuth, according to Plato, exactly determining the number of these elements, called each sound *στοιχεῖον*.⁷ When the letters are being learnt each *στοιχεῖον* must be separated⁸ and put together⁹ thereafter.

In connection with this Burkert aptly remarks: "... wo diese Begriffe auftreten, da tritt an Stelle von *γράμμα στοιχεῖον*. Darum geht es ja Platon überhaupt an all diesen Stellen, wenn er von den 'Buchstaben' spricht, sie sind der Modellfall für das Analysieren, das Zurückführen auf einfache und zahlenmäßig begrenzte Grundbestandteile... Was *στοιχεῖον* von *γράμμα* unterscheidet, ist eben die Beziehung aufs rationale Analysieren, ist eben die Bedeutung 'Element'."¹⁰

1.2. On the origin of the term *στοιχεῖον* a controversy has been carried on among philologists and linguists for over half a century. The problem was first raised by H. Diels¹¹ who collected the material relating to the subject and was followed up by O. Lagercrantz¹² in an investigation of the etymology of the term. Quite recently W. Vollgraff,¹³ H. Koller¹⁴ and W. Burkert¹⁵ inquired into the problem. Summing up and evaluating the results hitherto obtained by other researchers, Burkert is inclined to think that in scientific sense this term was first used by Greek mathematicians both in the meaning

⁴ The data have been collected and analyzed by Burkert, op. cit. 172 seqq.

⁵ Respubl. 402 a.

⁶ Crat. 424 b.

⁷ Phil. 18 b.

⁸ Respubl. 277 e; Theact. 206 a; Phil. 18 b; Crat. 424 b. (The Dialogues of Plato translated into English by B. Jowett, M. A. Oxford, at the Clarendon Press 1892.) — On the whole cf. Burkert op. cit. p. 173.

⁹ Crat. 434 b.

¹⁰ L. cit.

¹¹ H. Diels, *Elementum*. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus, Leipzig 1899.

¹² O. Lagercrantz, *Elementum*. Eine lexikologische Studie. I. Skrifter utg. af Kungl. Hum. Vet Samf. Uppsala XI/1. [1911], 3 seqq., especially 93 seqq. — In addition cf. Fr. Dornseiff, *Das Alphabet in Mystik und Magie*, Leipzig 1925².

¹³ *Mnemosyne* IV/2. [1949], pp. 89—115.

¹⁴ *Glotta* 34 [1955], pp. 161—174.

¹⁵ *Philologus* 103 [1959], pp. 167—197.

'Voraussetzung' and in the meaning '(nicht weiter ableitbare) Grundlage'; the grammarians building on the results of metricians took over this word from them afterwards. Accordingly, *στοιχείον* was not originally a grammatic term.¹⁵

In my opinion, however, it was not from the vocabulary of mathematicians that the term *στοιχείον* came to be included among the terms of grammar, but the other way round: this word was originally current among the Greek rhythmicians and metricians laying the foundations of grammar, and from here is spread over the wide fields of natural sciences as well.

To begin with, we must refer to the fact that, according to a general view, the term *στοιχείον* is a derivative of the verb *σείχω* with the basic meaning 'steigen'.¹⁶ The development of its presumably later transferred meaning, i.e. smallest element not to be split up any further, can best be explained by assuming that this word as technical term was first current in a branch of science dealing with some kind of rhythmic measured movement. With the Greeks this branch of science — owing to the well-known prominent part played by *μουσική* among them — must have been metrics and rhythmicies which attained full development comparatively early. The rhythmically broken up parts of verse were associated already in Sanskrit myth with the gliding steps of some divine being ('pada') and were named accordingly. A similar view must have been current among the Greeks, too, for in metrics and prosody in a verse of two, three or four syllables each metrical unit was known as a foot (*πούς*). The Greeks often danced also to the rhythm of songs set to music. They used to recite singing even the typically "Sprechvers"-like hexametrical poems,¹⁷ and, as early as in the Homeric epics, in the descriptions of the singing scenes (*Gesangszenen*), besides instrumental accompaniment, dance is also mentioned.¹⁸ Dance, according to H. Koller "ist bei den Griechen die alles umfassende Kunstform; sie schließt das Wort, die Bewegung und Haltung und das Melos in sich ein".¹⁹ Now both the beginning and ending of each rhythmical unit was marked by the rhythmical beat of the dancers' feet, "le pied faisait spontanément fonction de régulateur du rythme."²⁰

Πούς as a rhythmical and metrical term associated with dancing already occurred with Aristophanes²¹ and Plato.²² On the other hand, Aristoxenos

¹⁶ É. Boisacq, *Dict. étymol. de la langue grecque*, Heidelberg 1950⁴, s. v. *σείχω*; J. B. Hofman, *Etymologisches Wörterbuch des Griechischen I—II*. München 1949—50, s. v.

¹⁷ On this recently especially Károly Marót, *Acta Antiqua Ac. Scient. Hung.* VI, [1958], p. 55; id. *Die Anfänge der griechischen Literatur*. Bp. 1960, p. 284.

¹⁸ Quotations referring hereto see Thr. Georgiades, *Musik und Rhythmus bei den Griechen*. Hamburg 1958, pp. 73—76.

¹⁹ H. Koller, *Die Mimesis in der Antike*. Bern 1954, p. 25.

²⁰ W. J. W. Koster, *Traité de métrique grecque suivie d'un précis de métrique latine*. Leyden 1953² p. 31.

²¹ *Ranae* 1323.

²² *Respubl.* 400 a.

speaks of *πόδες* used in its rhythmic sense as a word 'usually denoting rhythms'.²³

It is also known that the Greeks indicated the flow of rhythm in turn by raising (*ᾄρσις*) and letting down (*θέσις*) their feet (or fingers).²⁴ Thus, in rendering perceptible the single phases of the regular movement of rhythm, the feet following the rhythm of dance played a prominent part.

1.3. This is indicated by the rhythmical and metrical meaning of the noun *βάσις* deriving from *βαίω*. Even as long ago as in the writings of Aristophanes the collocation *βάσις χορείας* can be found in connection with the rhythmic steps of the choric dance performed to musical accompaniment.²⁵ With Plato *βάσις* means rhythmic movement,²⁶ whereas Aristotle, speaking of the various units of measurement, refers to *βάσις* (and *συλλαβή*) as units of rhythms.²⁷

Now we must not forget that the verb *σείχω* being derived from a root identical with that of the noun *στοιχεῖον* is *synonymous* with the verb from the stem of which the noun *βάσις*, current as a rhythmic-metric term and even as a fundamental concept, is derived: both of them signify stepping, advancing in a certain manner. The verb *σείχω* meant not going in general, but procession in *well-ordered ranks*. In the *Iliad* this verb usually denoted the marching of men to battle, and according to a scholium, too, *σείχω* means *μετὰ τάξεως πορεύομαι*, i.e. 'I march in well-ordered ranks'.²⁸ Thus, we might expect the nouns *στοῖχος* and *σίχος* (both deriving from the word *σείχω*) to signify 'geordnetes Schreiten'; the former, however, was current in the sense 'Reihe', the latter in the sense 'Verszeile' only.²⁹

Should we interpret *στοιχεῖον* as each element of the sequence (*στοῖχος*) of the Greek letters arranged alphabetically, we could then explain the semantic relationship between these two words. We have, however, no data for assuming that the word *στοῖχος* has ever meant the sequence of letters in an arrangement according to the Greek alphabet. Nor can Diels's assumption be proved according to which *στοῖχος* meant the row of engraved letters to be read in an arrangement (*στοιχηδόν*) customary on the Greek inscriptions of the 5th century B. C.³⁰

On the other hand, the grammarians and scholiasts insist on emphasizing that the word *στοιχεῖον* as a grammatical term is somehow connected with

²³ Harm. Fragm. p. 50, 4 Marquard.

²⁴ On the matters at issue connected with these denominations: Koster op. cit. pp. 30—2.

²⁵ Thesmophoriazusae 968.

²⁶ Respubl. 399 e, 400 a; Legg. 670 d.

²⁷ Metaphys. 1087 b 36.

²⁸ Schol. in Dion. Thr. Hilgard p. 35, 23.

²⁹ Burkert, op. cit. p. 180.

³⁰ Diels, op. cit. 60.

the word *στοῖχος* meaning 'row, line'. Thus, even according to Dionysius Thrax the designation *στοιχεῖον* has its origin in the fact that the *στοιχεῖα* ('letters, sounds') form "a certain kind of line and order".³¹ According to a later scholium the letters are referred to as *στοιχεῖον* because the syllables originating from them are entwined in a line and order with one another (*στοίχω καὶ τάξει . . . πλέκεσθαι*).³² But what sort of lines and what sort of order are we to think of? We must not forget that *στοῖχος* and *στίχος* meant not any kind of line or row, but even with Aristophanes *a verse flowing according to metrical rules*,³³ and Plato, too, repeatedly mentions the *ἡρωϊκοὶ στίχοι*;³⁴ with the metricians *a verse complete in itself* as a metrical unit was denoted by *στίχος* as a common and, at the same time, fundamental term. This meaning of *στίχος* clearly refers to the meaning of the verb *στείχω* suggesting *regular progress*. This leads us to believe that it was not the mathematicians but the rhythmicians and metricians who first began to use the term *στοιχεῖον*, denoting with it the smallest and further indivisible element of the 'Verszeile' advancing rhythmically and regularly, the sound, which associated with some other sound or sounds, forms the *συλλαβή* and in still larger units, the foot (*πούς*).

Thus the above statements of Plato and Aristotle, according to which it was just the rhythmicians and metricians who first studied the problems of the sound value (*δύναμις*) of the *στοιχεῖον* (and the *συλλαβή*), can be easily understood.

Accordingly, the word *στοιχεῖον* was originally not a mathematical or geometrical, but a rhythmical-metrical and still later a grammatical term denoting the smallest, further unanalyzable element of a verse 'στίχος' (split up by rhythmicians and metricians), i.e. the sound and its written symbol, respectively.

The correctness of this explanation is further supported by J. Lohmann's remarks on the concept of *στοιχεῖον*. According to these the oldest information concerning the term *στοιχεῖον* can be found in one of Plutarch's writings (De defectu or. 22 sq). Here he deals with the cosmic system of Petron of Himera. This system is composed of 183 part -κόσμος-es placed along an equilateral triangle, 60 κόσμος-es on each side and, in addition to these one κόσμος at each vertex. All of them are contiguous in a choric dance with one another (*κατὰ στοιχεῖον ἄπτεσθαι*). This information is commented by Lohmann as follows: "Wir werden hier in das pythagorische Unteritalien des 6. Jahrhunderts versetzt und die Lehre wird ohne weiteres verständlich, wenn man von der Grundbedeutung des *στοιχεῖον*-Begriffs ausgeht: Die Welten

³¹ Dion, Thr. Ars gramm. 9, 5—6 Uhlig.

³² Schol. Arat. p. 91, 9. Maass.

³³ Ranae 1239.

³⁴ Legg. 958 e.

berühren sich im Chorreigen, innerlich und äußerlich, ist aber das *στοιχείον*, die Folge der Tonschritte, die in der Reihe (die von uns Tonleiter genannt wird) sich so 'berühren' (ineinandergreifen), daß jede einzelne Tonstufe (jedes einzelne *στοιχείον*) das 'geometrische Mittel' der ihm proportionell vielerseits zugeordneten Töne bildet."³⁵

Thus, *στοιχείον* was originally a musical-rhythmical term. It became a grammatical term only when the metricians began to divide verses into syllables and syllables into sounds. It was then that the smallest element of verses and that of verse-paragraphs (very often, but not always, having the same length as a verse), i.e. the sound and its phonetic symbol, the letter, were named *στοιχείον*.

That the above explanation is adequate enough it seems also to be supported by the fact that later the word *στοιχείον*, in the sense of letter and sound, continually appears side by side with the word *συλλαβή* meaning syllable. In connection with this, Lohmann suggests that with Philolaus the name of fourth interval is also *συλλαβή*. Concerning the origin of the latter designation Lohmann says the following: "Das Quartintervall heißt so, weil es in der griechischen Musik der elementare 'Zusammengriff' ist: *λαμβάνειν* bezeichnet das 'Greifen' der Saite, des Tones — eines verstimmten Tones — es ist bei Aristoxenes in dieser Bedeutung viele Dutzend Male belegt und kommt auch bei Plato im Staate und anderswo vor."³⁶

1.5. Being aware of the fundamental part played by writing in the development of civilization, we find it natural that the term *στοιχείον*, becoming an important technical term of grammatology was also soon taken over by scholars of other branches of sciences, such as natural sciences, geometry, and mathematics. For instance, according to Aristotle, "Leukippus ... and his disciple Democritus hold that the elements (*στοιχεῖα*) are the Full and the Void — calling the one 'what is' and the other 'what is not'."³⁷ The atomists taught that the atoms differ in shape, succession and position; they differ in shape as the letters A and N, in succession as AN and NA, in position as I and H.³⁸ In thus illustrating the smallest, the further indivisible element, i.e. the *στοιχείον*, the atomists resorted to grammatology and grammar. So, obviously, it was not from the atomists that the grammarians took over the term *στοιχείον*, but just the other way round: the atomists from the grammarians.

³⁵ J. Lohmann, *Mathematik und Grammatik. Beiträge zur Einheit von Bildung und Sprache im geistigen Sein. Festschrift zum 80. Geburtstag von Ernst Otto*, Berlin 1957, p. 312.

³⁶ *Op. cit.* pp. 308—9.

³⁷ *Metaph. A 4. 985 b 4.* (Aristotle: *The Metaphysics with an English Translation* by Hugh Tredennick, Cambridge—Harvard and London—Heinemann 1961.)

³⁸ *L. cit.*

³⁹ *L. cit.*

In Aristotle's information³⁹ just quoted it can also be read that the shape (*σχῆμα*) of atoms (*στοιχεῖα*) was named by Democritus in a peculiar way. *ῥυθμός* (= *ῥυθμός*)⁴⁰ a term pertaining to rhythemics. For example the title of one of his works, known by mere report only, runs as follows: *περὶ ῥυθμοῦ καὶ ἀρμονίας*;⁴¹ obviously this must have dealt with rhythmic problems. The title of another work of his, lost also, is: *Περὶ ἐνθρόνων καὶ δυσφώνων γράμμάτων*.⁴² In this work he probably dealt with the usability of the single speech sounds from a musical-metrical point of view and the problems of language-aesthetics relating to it. So it is by no means surprising that Democritus studying besides the natural sciences rhythmical and linguistical problems, too, used rhythmical and grammatical terms as well in his works dealing with atomic physics.

Democritus, whose literary activity falls in the period between 430–400 B. C., is, to our knowledge, the first philosopher studying the problems of harmony and rhythm. It is probably due to him that Archytas and others created the atomistic musical theory, breaking up musical compositions as well as linguistic communications into elementary parts, i.e. *στοιχεῖα*, and named their connection *σλλαβή* and *λόγος*, and applied this way of breaking up to all the fields of reality.⁴³

The interchange of musical and metrical-rhythmical terms is shown by the fact that in the fragments of Philolaus, of about 360–330 B.C.,⁴⁴ dealing with musical problems the musical fourth was known as *σλλαβή* instead of the current *διὰ τεττάρων*.⁴⁵ This peculiar usage is likely to be based on the above-mentioned letter-simile (Buchstabengleichnis) of Democritus⁴⁶ thereby proving that the word *σλλαβή* as well as the word *στοιχεῖον* as grammatical terms are, in the last analysis, of musical-rhythmical-metrical origin.

1.6. According to Plato, of all the Sophists it was Hippias who knew most about the problems concerning the sound-values of letters, the syllables, the rhythms as well as musical harmony.⁴⁷ In the same passage, however, Plato mentions also that Hippias studied astronomy and geometry as well, with great success.⁴⁸ At that time geometry and mathematics were developing together with rhythemics, metrics and grammar. These branches of science

³⁹ On the original meaning of the term *ῥυθμός*, referring to the calming down of motion: W. Jaeger, *Paideia*, I Bd., Berlin 1936² 174 seqq.

⁴¹ Diels, *FrVors.* I², p. 357.

⁴² *Ibid.*

⁴³ On the particulars of this problem: E. Frank, *Plato und die sogenannten Pythagoreer*, Halle 1923, pp. 170–2.

⁴⁴ With reference to this moot dating see *op. cit.* 276 seqq.

⁴⁵ Diels, *FrVors.* I², p. 241.

⁴⁶ E. Frank, *op. cit.* p. 273.

⁴⁷ *Hipp. mai* 285 b.

⁴⁸ *Ibid.*

were influenced by one another in their methods; often even their technical terms were of the same origin. The notable work of Aristoxenus — member of the Peripatetic School — dealing with musical theory is entitled *Ἀρμονικὰ Στοιχεῖα* and on two occasions the author himself refers to the word *στοιχεῖον* as a technical term used in musical theory and rhythemics.⁴⁹ It was after Aristoxenus, probably somewhat *later*, that Euclid, belonging to the same School, wrote his famous work on geometry entitled *Στοιχεῖα*. Accordingly, the concept *στοιχεῖον* came from works dealing with rhythemics and musical theory into works of geometric-mathematic character, and not the other way round.⁵⁰

Adrastus, a Peripatetic scholar, too, and a very great authority on questions of harmony, compared — according to Theo Smyrnaeus — the structure of musical compositions to that of linguistic communication. According to him, the constituent parts of linguistic communication are *λόγος*—*ῥήματα*—*ὀνόματα*—*συλλαβαί*—*γράμματα*. The latter are the smallest, further indivisible acoustic elements (*φωναὶ πρῶται . . . καὶ στοιχειώδεις*). The constituent parts of the *μέλος* are: *συστήματα* 'octaves' — *διαστήματα* 'intervals' — *φθόγγοι* 'primary and further indivisible acoustic elements' (*φωναὶ πρῶται καὶ ἀδιαίρετοι καὶ στοιχειώδεις*).⁵¹ Earlier already Plato drew a parallel between the *γραμματικός* and the *μουσικός*, pointing out that just as a grammarian has to know the numbers and qualities of the speech-sounds, a musician is bound to know the same data about the musical sounds.⁵²

Consequently, the word *στοιχεῖον* is, both in musical-rhythmical, and in grammatical sense, the further indivisible, smallest element; originally it was — in accordance with the foregoing — the constituent part of the *στίχος*, i.e. the verse forming a rhythmical-metrical unit.

1.7. In Xenophon's time, *στοιχεῖον* was synonymous with *ἀρχή*. From the time of Anaximander downwards the latter word occurred with the physical philosophers in the sense of 'principium, initium rerum'.⁵³ The former term, however, has retained some of its original meaning right through. This is,

⁴⁹ Harm. Fragm. 40, 13; 62, 17 Marquard.

⁵⁰ Burkert op. cit. 189 seqq. still thinks that this technical term got from geometry into metrics and grammar.

⁵¹ Theo. Smyrnaeus, p. 49, 6 H. — With this comparison, to which attention was called by E. Frank op. cit. 167 seqq., recently H. Koller dealt thoroughly, Glotta 34 [1955] pp. 161—74. I cannot agree with Koller, in whose opinion the series of musical sounds (*φθόγγοι*) was considered as *στοῖχος*, and *στοιχεῖον* is a further unanalyzable, smallest part of this (op. cit. p. 171). It is not proved by any datum that the series of musical sounds was called *στοῖχος*.

⁵² Philebus 17 a.

⁵³ Concerning the development of the *ἀρχή*-concept the treatise of Kurt v. Fritz is of fundamental importance, Die *APXAI* in der griechischen Mathematik. Archiv für Begriffsgeschichte 1 [1955], pp. 13—103. — A later addendum to this: Adolf Lumpe, Der Terminus "Prinzip" (*ἀρχή*) von den Vorsokratikern bis auf Aristoteles. Ibid., 1 [1955], pp. 104—116.

on the one hand, shown by the above remarks of Dionysius Thrax and the scholiasts, referring to the etymology of the word. On the other hand, we are led to the same conclusion by the terms *ἀντιστοιχία* and *συστοιχία*, frequently occurring with Aristotle and closely related to *στοιχείον*, denoting in the works of Aristotle a series of *systematically coherent* notions. Since these denominations are of significance from the point of view of better understanding not only the development of Greek grammar but the outlook of modern phonemics, too, it will be worth while studying them.

The Greek physical philosophers made an effort, on the one hand, to reduce the universe into further indivisible elements (*ἀρχή*, *στοιχείον*) and on the other hand, they tried to explain how these elements or elementary properties were situated and into what sorts of connections they entered when forming the existing world. Heraclitus spoke of the dialectical unity of contrasting properties (*ἐναντία*); in his opinion neither can any harmony come into existence unless there are high-pitched tones and low-pitched tones, nor can a living being be born unless there are males and females as opposites.⁵⁴ Alluding to this idea of Heraclitus and developing it further, Aristotle comes to the conclusion that both art and science (*τέχνη*), imitating nature, endeavour to bring opposites into harmony. Painting mixes its whites and blacks as well as its reds; music brings about harmony among the various tones by mixing high and low tones, longs and shorts; thus, grammar has brought about the whole linguistic science by making a mixture of vowels and consonants (*φωνήεντα καὶ ἄφωνα*).⁵⁵

These reflections of Aristotle are of primary importance because they transfer the old doctrine of Heraclitus on the dialectic unity of opposites from the field of natures to that of arts and sciences.⁵⁶ But they are also significant for placing *music* and *grammar* side by side. The opposition between musical sounds and speech-sounds mentioned by Aristotle might be demonstrated as follows:

<i>μουσική</i>	'music'	<i>γραμματική</i>	'grammar'
<i>ὀξεῖς φθόγγοι</i> acute sounds	<i>βαρεῖς φθόγγοι</i> grave sounds	<i>φωνήεντα</i> sonants i.e. vowels	<i>ἄφωνα</i> non-sonants i.e. consonants
<i>μακροὶ φθόγγοι</i> 'long sounds'	<i>βραχεῖς φθόγγοι</i> 'short sounds'		

Thus, of the opposite properties of the musical sounds Aristotle emphasizes highness and lowness of pitch as well as length and shortness, whereas of the

⁵⁴ Eudem. Eth. H 1. 1235 a 25; cf. Diels, FrVors². 61, 19: οὐ γὰρ ἂν εἶναι ἀρμονίαν μὴ ὄντος ὀξέος καὶ βαρέος οὐδὲ τὰ ζῶια ἀνευ θήλεος καὶ ἀρρένους ἐναντίων ὄντων.

⁵⁵ Arist. De mundo 5. 396^b 7.

⁵⁶ With Aristotle's views on the unity of oppositions recently I. P. Anton dealt from an idealistic point of view: Aristotle's Theory of Contrariety. London 1957.

speech-sounds he mentions the sonant speech-sounds (*φωνήεντα*) as opposed to the non-sonant ones (*ᾠσώνα*).

1.8. Aristotle improved the former doctrines concerning the dialectical unity of opposites in a significant and original way. He did not content himself with enumerating such opposites, but he also examined the *interdependence* of the opposing attributes. In connection with the ancient set of the ten fundamental oppositions postulated by the Pythagoreans he mentions the circumstance that these as principles (*ἀρχαί*) are correlated forming a coherent series (*συστοιχία*). In a passage of his *Metaphysics* Aristotle says that according to some people there are ten *ἀρχή*-s forming such a *συστοιχία*: "Limit and the Unlimited; Odd and Even; Unity and Plurality; Right and Left; Male and Female; Rest and Motion; Straight and Crooked; Light and Dark; Good and Evil; Square and Oblong."⁵⁷ The notion *συστοιχία* is here to be understood as an opposition between positive properties as a whole forming, as it were, a coherent series and the negative ones forming a similar parallel series as we can read it later in this work of his: "further, the second column of contraries (*ἡ ἐτέρα συστοιχία*) is privative (*στέρησις*) and everything is reducible to Being and Not-being, and Unity and Plurality; e.g. Rest falls under Unity and Motion under Plurality."⁵⁸

1.9. Speaking of the coherence and position of the elements, Aristotle, in several works of his, uses the terms *συστοιχία* and *ἀντιστοιχία* as well as the terms *σύστοιχος* and *ἀντίστοιχος*. Even in the position of the limbs of animals he emphasises the parallelism, i.e. the symmetry, based on opposition; opposed to the coherent series (*σύστοιχα*) of the right-side limbs is the series (*ἀντίστοιχα*) of the left-side limbs situated parallel with the former.⁵⁹ An animal is unable to walk either on one or on three legs, for lack of sufficient support. Those with many legs, to be sure, can walk with odd legs, too. If one of their legs is cut off, its lack is made up for by a more intensive use of the opposite leg. Nevertheless, their gait would be much smoother and faster, "if [none of their legs] were lacking and they had all the feet in the corresponding rows; for then they would be able to distribute their weight evenly and would not sway to one side if they had corresponding supports (*ἀντίστοιχα ἐρείσματα*) on each side and had not one space in the opposite rows devoid of a leg."⁶⁰

⁵⁷ *Metaph.* 986^a 23.

⁵⁸ *Metaph.* 1004^b 27.

⁵⁹ *De animalium incesu* 6. 707^a 11. (Aristotle: *Movement of Animals - Progression of Animals* with an English Translation by E. S. Forster M. A. Cambridge, Mass. - London Heinemann 1955.)

⁶⁰ *Op. cit.* 8. 708^b. In the same passage we find the collocations *ἀντίστοιχα πόδες*; 'feet placed symmetrically over against one another' as well as *ἀντίστοιχα πόδια* 'limbs placed symmetrically over against one another', too.

In Aristotle's view, other things of a more abstract character are likewise situated in a parallel and symmetrical manner. Those being different differ either in genus or in species from each other. They differ in *genus* if they have no matter in common and are not to be transformed into each other. Such are all the objects that come under different categories. Things differ in *species* if they belong to the same genus. He calls *genus* the category within which two different things can be considered identical in their essence. On the other hand, he emphasises that the opposing things differ from each other, i.e. contrariety is a kind of difference. Later on he refers to experience whereby the correctness of his reasoning is, in his opinion, proved: "That this is rightly premissed is made clear by induction; for the contraries are obviously all different, since they are not merely 'other', but some are other in genus, and others are in the same line of predication (*ἐν τῇ αὐτῇ συστοιχίᾳ τῆς κατηγορίας*) and so are in the same genus and the same in genus."⁶¹

Later on, in his *Metaphysics*, he expounds in detail that things differing from each other in *species* only are of necessity related to each other by belonging to a higher common class, the "*genus*". Man and horse agree so far as both are 'living creatures'; this being their common mark. But in *species* they differ. The difference of genus is the inner difference that makes the genus different and divides it from within. As a result of this inner division the opposites appear. On the other hand, the difference in *species* is always a difference from something in respect of something, therefore what is identical in both, is the "*genus*". For this reason, all the opposites denoting differences in *species*, not in *genus*, and differing from each other to the greatest extent, are placed in the same categorical series (*ἐν τῇ αὐτῇ συστοιχίᾳ*).⁶² Accordingly, the elements agreeing from a certain point of view, though differing according to a lower category, are in the same line of predication and form a *συστοιχία*.

The notion of *συστοιχία* was extended by Aristotle to the parallel series of logical connections, too.⁶³

In all these doctrines there are three fundamental realizations:

1. The elements belonging together from a certain point of view form a coherent series with one another; an element belonging to the same series is called *συστοιχος*, and the state of being arranged in such a series is called *συστοιχία*.

2. The elements having properties opposite to those placed in the former series form also a coherent series parallel and opposed to the above mentioned one; an element belonging to such a series, when compared to similar ones is called *συστοιχος*, when compared to those placed in the opposite series, is

⁶¹ *Metaph.* 1054 b 35.

⁶² *Metaph.* 1058 a.

⁶³ Cf. *Anal. post.* 80 b 27, 81 a 13; 87 b 6.

called *ἀντίστοιχος*; the state of being arranged in an opposedly parallel series is called *ἀντιστοιχία*.

3. The elements contained in the two opposedly parallel series are arranged symmetrically (*σύμμετρα*).⁶⁴ Therefore the very same element is, in relation to those being in *συστοιχία* with it, *σύστοιχος*, and, in relation to those placed in the opposedly parallel series, *ἀντίστοιχος*.

Let us now see how these dialectical principles of systematization were realized in the inquiries of the Greeks into the speech-sounds and their characteristics.

2. The Greek metricians, when analyzing the measured verses, broke them up into segments and, first of all, taking stock of all the sounds immediately picked out the vowels as the vehicles of syllables (*Silbenträger*) and to these they opposed the other sounds having, in Greek versification, a function essentially different from that of the vowels.⁶⁵ It was in this way that the sonants of the Greek verses were opposed to the non-sonants. And, indeed, in the oldest Greek classification of sounds known to us, associated by Aristotle with the name of Heraclitus (and to the dialectical character of which the researches have so far paid but little attention) the sonants (*φωνήεντα*) are dialectically opposed to the non-sonants (*ἄφωνα*). According to a remark of Aristotle it is through "the blending of these" that grammar evolves the scope of its studies. Consequently, the opposition is as follows: *φωνήεντα* 'sonants' ~ *ἄφωνα* 'non-sonants'. This classification is, according to the terminology of modern phonemics a characteristically privative opposition, and in it the front members of opposition (*Oppositionsmitglieder*) are *merkmaltragend* and those opposed to them are *merkmallos*.⁶⁶

With Plato, as a supplement of this dialectic classification, a modified arrangement is found owing to the introduction of the idea of the intermediate (*μέσον, μεταξύ*) — evolved later by Aristotle — in which, between the sonants (*φωνήεντα*) and non-sonants (*ἄφωνα*), the intermediate sounds (*μέσα*) figure as well. The sonants (*φωνήεντα*) have sounds of their own; the intermediate sounds (*μέσα*) do not possess such sounds, nevertheless they have something like a sound (*φθόγγος*) distinguishing them from the non-sonants (*ἄφωνα*) which are, therefore, *ἄφθογγα*, too.⁶⁷

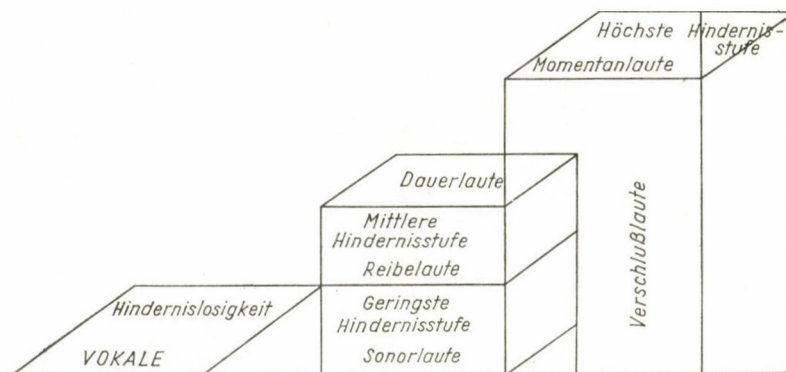
⁶⁴ Cf. *De anim. incesso* 9, 708.

⁶⁵ In some languages where certain consonants (the liquids and the nasals) can also form syllables, sonants are opposed by metrical analysis to consonants. Modern structural prosodic analysis proceeds in the same way, cf. J. Lotz, *Notes on Structural Analysis in Metrics*, *Helicon* IV, p. 127.

⁶⁶ N. S. Trubetzkoy, *Grundzüge der Phonologie*, Prag 1939, p. 67.

⁶⁷ Diels *FrVors.* 263, 19: *γραμματική δὲ ἐκ φωνήεντων καὶ ἀφώνων γραμμάτων κρᾶσιν ποιησαμένη τὴν ὅλην τέχνην αὐτῶν συνεστήσατο. ταῦτό δὲ τοῦτο ἦν καὶ τὸ παρὰ τῷ σκοτεινῷ Ἡρακλείτῳ*. *Philebos* 18 b c; cf. *Cratylus* 424 c.

2.1. The question arises what the authors of this classification, referred to by Plato as rhythmicians in his *Cratylus*,⁶⁸ meant by *φθόγγος*. In *Theaetetus* Plato speaks of *ψόφος* instead of *φθόγγος*; according to him the *σίγμα* has such a sound. This is not a *φωνή* like the sound of a vowel or sonant; when forming it the tongue hisses (*σφιπτούσης τῆς γλώττης*).⁶⁹ It is evident from this that at Plato's time the rhythmicians included the sibilants among the intermediate sounds. Obviously, from a rhythmical-metrical point of view, they regarded as intermediate sounds the continuants (*Dauerlaute*), some of which may even be syllable-bearers (*Silbenträger*) in some languages. Up to now the supporters of this classification have not paid any attention to this fact, so that they hardly knew what to begin with it.⁷⁰ From the point of view of the obstructions (*Hindernisse*) arising when speech-sounds are being produced the continuants (*Dauerlaute*) do, indeed, occupy an intermediate position between the vowels and the explosives (*Verschlußlaute*). According to Trubetzkoy, by virtue of the degrees of obstructions (*Hindernisstufen*), the sounds can be arranged in three groups: vowels (*Vokale*), continuants (*Dauerlaute*) and abrupt or momentary sounds. This can be illustrated as follows:⁷¹



During the formation of vowels the air streams out of the lungs without any obstruction; when continuants are being formed, the air after overcoming certain obstructions, streams out incessantly, whereas at the pronunciation of abrupt sounds (*Momentanlaute*) the air overcoming the obstruction, leaves the lungs fast, like an explosion. At Plato's time the rhythmicians were obviously aware of this fact, this being the reason why they distinguished the sound

⁶⁸ The rhythmicians, too, — according to Plato — first distinguished the vowels and to these they opposed the two other categories, cf. *Cratylus* 424 c.

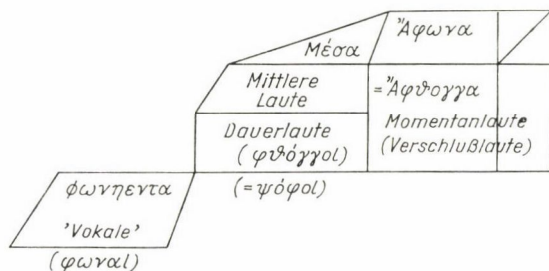
⁶⁹ *Theaetetus* 203 b.

⁷⁰ Already Steinthal (*Gesch. der Sprachw. bei den Griechen u. Römern* 1863, p. 126) struggled with this problem, but quite in vain.

⁷¹ *Op. cit.*, p. 134.

(φωνή) of vowels from that of continuants (ψόφος, φθόγγος) as opposed to the abrupt sounds (ἄφωνα, ἄφθογγα) not to be formed continually and producing neither φωνή, nor ψόφος (φθόγγος).

This classification ran as follows:



That is why Plato said that the sound of the vowels is φωνή, that of the intermediate sounds is φθόγγος⁷² (characteristic of the continuants), whereas the names of the sounds in the third group (containing the momentary or abrupt sounds) are ἄφωνα and ἄφθογγα, there being neither φωνή nor φθόγγος in them.

2.2. Essentially, we find the same classification in Aristotle's Poetics. Here, however, instead of the intermediate sounds the semi-vowels appear: Some of the sounds are vowels (φωνήεντα), others are semi-vowels (ἡμίφωνα), and again others are mutes (ἄφωνα). A vowel has an audible sound (φωνή ἀκουστική) when the organs of speech form no obstruction (ἄνευ προσβολῆς), such as the Α and Ω, a semi-vowel becomes audible when the air breaks through (μετὰ προσβολῆς) the obstruction formed by the speech-organs, such as the Σ and the Ρ, an ἄφωνον, however, even after breaking through an obstruction, produces no sound whatever by itself, yet it becomes audible when associated with sounds having some φωνή as the Γ and the Δ.⁷³

2.3. In this classification the προσβολή was interpreted already by Steinthal as "Anlegen der Zunge gegen andere Teile des Mundes, also Mundverschluß."⁷⁴ This, of course, is not a precise interpretation; the main point

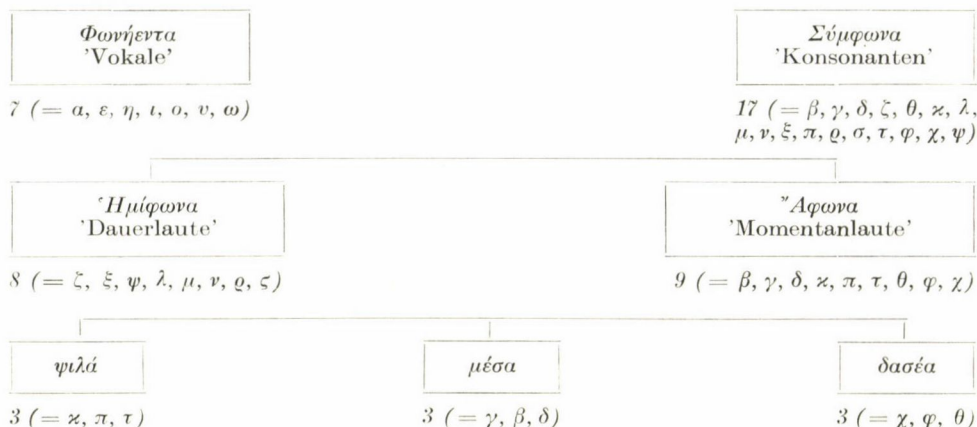
⁷² Philebus 18 b c.

⁷³ Poetics C 20, 1456 b 26. (Aristotle: The Poetics. With an English Translation by W. Hamilton Fyfe, Cambridge, Mass. Harvard University Press — London, Heinemann 1960.)

⁷⁴ Steinthal op. cit. p. 249. — Steinthal, however, did not understand what this technical term might mean in this classification. — On the basis of Aristotle De part. anim. 660^a 6, 661^b 14 S. H. Butcher — rightly — translates it as follows: 'impact of tongue or lip' (The Poetics of Aristotle, London 1898² p. 73) as well as J. Hardy (Aristote Poétique. Paris 1932. p. 59): 'rapprochement de langue ou des lèvres'; cf. in addition Ph. A. Petrovskij; Аристотель об искусстве поэзии. Moskva 1957. 104—5: «Гласный — слышимый без толчка...»

here is the forming of closures of various kinds, of which that formed with the tongue is one only. Here, too, it is according to the degrees of obstruction (Hindernisstufen) that the sounds are classed in the groups. The *a* and the *ω* are, indeed, sounds formed without any obstruction, i.e. vowels, the *σ* and the *ρ* are, semivowels, i.e. continuants (Dauerlaute), and the *γ* and the *δ* are abrupt sounds (Momentanlaute), i.e. explosives (Verschlußlaute).

Later on the grammarians developed this classification further.⁷⁵ With Dionysius Thrax we already find a classification as follows:⁷⁶



Thus here the stops (Hindernislaute) are opposed as consonants (*σύμφωνα*) to the vowels which can be formed without any obstruction (Vokale). In the main group of the consonants were placed the *ἡμίφωνα* and the *ἄφωνα*. The latter, again on the basis of dialectic outlook, were classed with privative opposition in the two main groups of the thick (*δασέα*) and the bare (*ψιλά*), and between them came, by means of the application of Aristotle's intermediate theory, the group of *μέσα*. The classification was carried out obviously by considering which of them were pronounced with aspiration and which without it; those pronounced "more thickly than the bare ones but more barely than the thick ones"⁷⁷ were called intermediate ones. From this explanation it is to be concluded that at the time of Dionysius Thrax the θ, χ, φ were still

⁷⁵ The Stoics, reputedly, distinguished but two main groups, the *φωνήεντα* (α, ε, η, ι, ο, υ, ω) as well as the *ἄφωνα* (β, γ, δ, π, κ, τ). This classification, however, preserved by Diocles Magnus apud Diog. Laert. VII, 56 (cf. StoicVetFr. 3, 213 Arnim) obviously cannot be complete, for it contains but part of the Greek consonants. On the other hand, from this note we can also draw the conclusion that at the time of the Stoics one already began to group the momentary or abrupt sounds (Momentanlaute) in the way that later became traditional though, by the above information the aspirates were not classed among them.

⁷⁶ Dion Thr. 11–13 Uhlig.

⁷⁷ Ibid. Uhlig.

pronounced with aspiration. On the other hand, the ζ was also pronounced with some sort of liquid sound (probably with z or s).⁷⁸

Dionysius of Halicarnassus⁷⁹ mentions essentially the same classification; in his view, too, the three groups of the ἄφωνα are the ψιλά (κ, π, τ), the δασέα (θ, φ, χ) as well as the sounds falling between them (τὰ μεταξὺ τούτων): β, γ, δ. On the other hand, Sextus Empiricus⁸⁰ places the θ, φ, χ not among the ἄφωνα (Momentanlaute) but the ἡμίφωνα. This may be explained by the fact that already at the time of Sextus (in the 3rd century A. D.) these sounds were pronounced as spirants.⁸¹

3. In a much debated passage of his Poetics Aristotle says: "These <στοιχεῖα> differ according to the shape of the mouth and the place at which they are sounded; in being with or without aspiration (δασύτης, ψιλότης); in being long (μῆκος) or short (βραχύτης) and lastly in having an acute, grave or intermediate accent (ὀξύτης, βαρύτης, μέσον; the minute investigation of these is the task of the metricians."⁸² Accordingly, these opposite sound-properties, important from a metrical point of view, are, according to Aristotle, as follows:

1.	δασύτης thickness (i. e. with aspiration), ~ ψιλότης bareness (i. e. without aspiration)
2.	μῆκος 'length' ~ βραχύτης 'shortness'
3.	ὀξύτης acuteness ~ βαρύτης 'graveness'

The Greek philologists and grammarians analysing the Greek metrical verses, first and foremost the epics of Homer, from a metrical point of view did in fact consider these three properties of sounds important -- as it is obvious especially from the scholia written to the Iliad and Odyssey -- each viewed always in the unity of dialectic opposition. Thus, from the point of view of accent the acuteness (ὀξύτης) and graveness (βαρύτης) of the vowels, from the point of view of quantity the length (μῆκος) and shortness (βραχύτης) of the syllables, and, finally, from the metrical point of view, in the pronunciation of certain sounds, the δασύτης and the ψιλότης were taken into account, respectively.

⁷⁸ Sturtevant, E.H., The Pronunciation of Greek and Latin. Philadelphia 1940.², p. 77.

⁷⁹ CompVerb. 55. Us. — Rad.

⁸⁰ Adv. Gramm. c. 102, p. 26, 30 seqq. Mutschmann.

⁸¹ Sturtevant, op. cit. p. 77.

⁸² Poet. 1456 b 30.

3.1. Of these sound properties, equally relevant from a metrical-prosodic as well as from a grammatical point of view, let us first examine those expressed with the oppositions $\acute{\alpha}\xi\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma \sim \beta\alpha\rho\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma$.

According to the statement of Heraclitus quoted above: "no harmony can come to existence unless there is an acute and a grave sound, nor can any living creature come to existence without a female and a male which are opposites."⁸³ Imitating this statement Hippocrates says: "Harmony is composed of the same (elements) which are, however, not the same; of an acute and a grave element which are similar in name but dissimilar in sounding."⁸⁴

In connection with this, Hanschke is probably right in remarking that Heraclitus compares the difference between the acute and grave sounds to that between the two sexes, i.e. female and male.⁸⁵ The rightness of this explanation is proved by the fact that, according to Aristides Quintilianus, Damon who was, in the field of music, a follower of the Pythagoreans associates the graver sounds ($\tau\acute{\alpha} \beta\alpha\rho\acute{\upsilon}\tau\epsilon\rho\alpha$) with the characteristic speech of men ($\tau\acute{\omega} \acute{\alpha}\rho\acute{\rho}\acute{\epsilon}\nu\iota$) and the acuter ones ($\tau\acute{\alpha} \acute{\alpha}\xi\epsilon\alpha$) with that of women ($\tau\acute{\omega} \theta\acute{\eta}\lambda\epsilon\iota$).⁸⁶ From this we can with good reason conclude that, even at that time, with the adjectives $\acute{\alpha}\xi\acute{\upsilon}\varsigma$ and $\beta\alpha\rho\acute{\upsilon}\varsigma$ the pitch (Tonhöhe) was denoted.

The teachings of the Pythagoreans on the pitch of sounds are reflected by the following statements of Architas: "Von den an unser Sinnesorgan anschlagenden *Schällen* erscheinen uns nun die, welche schnell und stark von dem Abschlage her zu uns dringen, hoch [= $\acute{\alpha}\xi\epsilon\alpha$], die aber langsam und schwach, tief [= $\beta\alpha\rho\acute{\epsilon}\alpha$] zu sein. Nimmt man eine Gerte und bewegt sie langsam und schwach, so wird man mit dem Schlage einen tiefen Schall [$\beta\alpha\rho\acute{\upsilon}\nu \psi\acute{o}\phi\omicron\nu$] hervorbringen, bewegt man sie aber rasch und stark, einen hohen [$\acute{\alpha}\xi\acute{\upsilon}\nu$]. Aber nicht nur hierdurch können wir dies erkennen, sondern auch durch folgendes. Wollen wir beim Reden oder Singen etwas laut und hoch klingen lassen, so werden wir mit Anwendung starken Atems zum Ziel gelangen, wollen wir aber leise oder tief sprechen, so werden wir schwachen Atem anwenden."⁸⁷

In his *Timeaus* Plato, too, mentions the fact that the quicker movement produces an acute ($\acute{\alpha}\xi\epsilon\iota\acute{\alpha}\nu$) and the slower movement a graver sound ($\beta\alpha\rho\acute{\upsilon}\tau\epsilon\rho\alpha\nu \varphi\omega\nu\acute{\eta}\nu$).⁸⁸

⁸³ Diels, *FrVors*², 61, 19.

⁸⁴ *Ibid.* 84, 23.

⁸⁵ Paulus Hanschke, *De accentuum Graecorum nominibus*. Bonn 1914, 28. — Recently Iván Fónagy wrote a fine treatise on the subject that the phonetic technical terms of this kind are in point of fact metaphors (A metafora a fonetikai műnyelvben. Bp. 1963. Nyelvtudományi Értekezések p. 37.) — Enlarged: *Die Metaphern in der Phonetik*. Mouton and Co. The Hague 1963.

⁸⁶ Aristides Quintilianus p. 58, 13 seqq. Cf.: Hanschke, 1. cit.

⁸⁷ Diels *FrVors*², 259, 7. The German translation by Diels.

⁸⁸ *Tim.* 67 b.

In these and other similar statements⁸⁹ the adjectives *ὀξύς* and *βαρύς* always refer to the energy exerted in the formation of (musical) sounds and to the acuter (shriller) or graver (duller) character of the sounds resulting in this way.

According to the observations of musicians the tone of the lyre becomes acuter (*ὀξύτερον*) when its chords are strained and graver (*βαρύτερον*) when they are loosened. Aristoxenus suggests we should observe, by way of experiment, what happens if, in turn, we loosen (*ἀνιῶμεν*) the chords of an instrument or strain (*ἐπιτείνωμεν*) them.⁹⁰ It is obvious for the experts that "if we strain a chord its tone becomes acute (*εἰς ὀξύτητα*) and if we loosen it its tone becomes grave (*εἰς βαρύτητα*)."⁹¹ After straining (*ἐπίτασις*) the chord we can perceive the acuteness or shrillness (*ὀξύτης*) and after loosening it (*ἄνεσις*) the graveness or dullness (*βαρύτης*) of the tone.⁹²

3.2. In the above statements the acuteness or graveness of the tone is invariably associated with the formation of stronger and softer tones, respectively. Again, Aristoxenus mentions the fact that the sound, whether it is a musical sound or a speech-sound, while becoming acute or grave is rising and falling, respectively, that is to say, if this process is conceived to take place in one dimension, the sound has, in turn, a high or low pitch, in other words it is either high or low. The motion of sound, whether it is a musical sound or a speech-sound, is linear, *one-dimensional*. There is, however, some difference between the linear motion of the musical sound and that of the speech-sound: "Now then — says Aristoxenus — we must first of all attempt to observe the differences of topical movements (*κατὰ τόπον κίνησις*)."⁹³ He then expounds that, concerning all the sounds moving in this way, two kinds of motion can be distinguished, i.e. a continuous one (*συνεχής*), and one taking place at intervals (*διαστηματική*).⁹⁴ The continuously moving sound never stays at a place for a longer time whereas the sound moving at intervals, while proceeding, always stays now at one height now at another, then it suddenly leaps up into another height, skipping the intermediate places unperceivedly" (*συνεχῶς . . . ὑπερβαίνοντα . . . τοὺς περιεχομένους ὑπὸ τῶν τάσεων τόπους*). In his view, the speech-sound moves in the former and the musical sound in the latter way: "Now then, the continuous movement is called speech (*λογική*) because when we are speaking the sound moves topically in such a way as if it were going to stop nowhere. On the other hand, during the motion at intervals we get the opposite impression,

⁸⁹ These are quoted by Hanschke, op. cit. p. 30.

⁹⁰ Aristoxenus Harm. Fragm. p. 14, 26 Marquard.

⁹¹ Id. p. 14, 29. Marquard.

⁹² Cf. Aristoxenus Harm. Fragm. p. 4, 25 Marquard; p. 14, 16 Marquard.

⁹³ Harm. Fragm. p. 10, 32. Marquard.

⁹⁴ Id. p. 12, 2. Marquard.

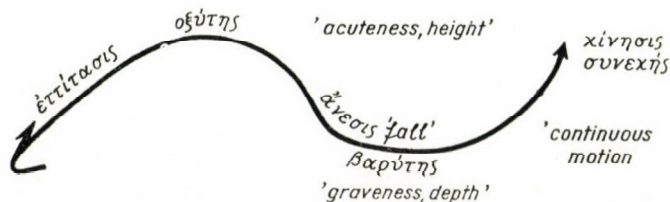
namely that the sound stops at certain places and about the person who gives forth such sounds we do not say that he is speaking but that he is singing."⁹⁵ While speaking we see to it that our voice should become steady; (our voice is lengthened at most "διὰ πάθος", i.e. in affective speech); on the other hand, while singing we avoid the incessant leaps of the voice.⁹⁶

After these, it is natural that Aristoxenus associates the phenomenon of the sounds becoming acute with their rise and that of their becoming grave with their fall: "The rise (*ἐπίτασις*) of the sound owing to the tightening of the chord is a continuous motion from a deeper place (*ἐκ βαρυτέρου τόπου*) towards a higher one (*εἰς ὀξύτερον*), on the other hand, its fall owing to the loosening (*ἄνεσις*) of the chord is a continuous motion from a higher place towards a lower one (*ἐξ ὀξυτέρου τόπου εἰς βαρύτερον*); the height (*ὀξύτης*) is the result of the rise taking place after the loosening of the chord."⁹⁷ Here obviously two dialectic oppositions occur, *ἐπίτασις* ~ *ἄνεσις* on the one hand, and *ὀξύτης* ~ *βαρύτης* on the other, each having two meanings:

1.	<i>ἐπίτασις</i> 1, 'the straining of the chord' → 2, 'owing to this the phenomenon of the sound becoming acuter and rising respectively'	<i>ἄνεσις</i> 1, 'the loosening of the chord' → 2, 'owing to this the phenomenon of the sound becoming graver and falling respectively'
2.	<i>ὀξύτης</i> 1, 'the acuteness of the sound' → 2, 'the height (pitch) of the sound'	<i>βαρύτης</i> 1, 'the graveness of the sound' → 2, 'the depth or lower pitch of the sound'

It also follows from all this that there is a relation of cause and effect between *ἐπίτασις* and *ὀξύτης* and between *ἄνεσις* and *βαρύτης*, respectively, for the acuteness and heightness of the sound is brought about by straining the chord and its graveness and lower pitch by loosening it. The difference made by Aristoxenus between the motion of the speech-sound (*λογική*) and that of the musical sound (*μελωδική*) might be illustrated as follows:

I. *φωνή λογική* 'speech-sound'

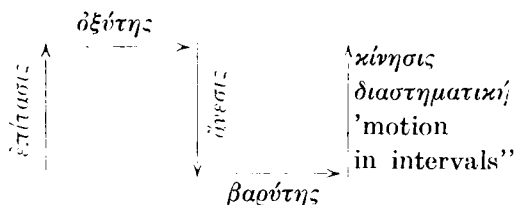


⁹⁵ Id. p. 12, 26. Marquard.

⁹⁶ Id. p. 14, 22. Marquard.

⁹⁷ Id. p. 14, 18. Marquard.

II. φωνή μελωδική 'musical sound'



A song and a linguistic communication agree in that their sounds — as they come in succession — rise and fall in turn, that is to say, their sounds have a certain alternate flow. Aristoxenus, however, made a sharp distinction as to the manner of flow whether it is continuous as the sequence of speech-sounds or interrupted by intervals as the flow of musical sounds of which a song is composed.

3.3. Some of the syllables constituting the linguistic communication are pronounced in an acuter, i.e. higher, voice and others in a graver, i.e. lower, voice. Thus, in the pronunciation of syllables the same fluctuation — alternate rise and fall — may be observed as in the flow of a melody. Now, it is known that in olden times when the Greeks chanted the poetic works to musical accompaniment, they usually provided the poems with music so that the structure of the melody should, for the most part, follow that of the poem to be set to music; in other words, to the syllable uttered in a shrill voice, i.e. in a higher pitch, a high tone should correspond in the melody. O. Crusius when examining the relation of words and melody in the Delphian Apollo-hymns dating from the 3rd century B. C. came to the following conclusion: "Das Hauptgesetz ist dieses: *eine accentuirte Silbe soll möglichst höher und darf nie tiefer gesungen werden, als die nicht accentuierten Nachbarsilben* eines Wortes; auch der durch folgende Enklitika hervorgerufene Nebenaccent verlangt Berücksichtigung."⁹⁸ On the adjustment of melody to words his opinion is as follows: "So ist der Melodie durch den Accent von vornherein die Richtung vorgeschrieben, nach der sie sich zu bewegen hat. Die Motive können nicht frei aus musikalischer Phantasie heraus geschaffen und entwickelt werden."⁹⁹ The similar cadence of the Delphian hymns was also observed by J. Wackernagel: "Tatsächlich hat die mit dem Gravis versehene Silbe [= that is to say, the syllable that can, to some extent, be emphasized among the completely unaccented syllables], gerade wie mit dem Akut versehene, durchweg in der Melodie einen höheren Ton als alle übrigen Silben des betreffenden Wortes oder wenigstens einen gleich hohen; nie einen tieferen."¹⁰⁰

⁹⁸ Philologus 53, Ergänzungsheft 1894, p. 113.

⁹⁹ Ibid. p. 117.

¹⁰⁰ Rhein. Mus. 51 [1896], p. 304.

On the other hand, a statement of Dionysius of Halicarnassus is often referred to, according to which "it is the words that must be subordinated to the melody and not the melody to the words as it is obvious from many other melodies, especially from those μέλος-es of Euripides he gave, in Orestes, on the lips of Electra speaking to the chorus."¹⁰¹ He then quotes three lines of this μέλος and tells us that in several places of their melody the same tone occurs, whereas in the corresponding word accented and unaccented syllables alternate. Indeed, from papyrus finds, too, similar cases can be quoted in which the melody does not follow the cadence of the words at all. Crusius, however, explains such phenomena by suggesting that the closer or looser connection between words and melody may have changed according to styles and periods.¹⁰² In our view *the fact itself that Dionysius of Halicarnassus took a stand against the indispensable agreement of the cadence of words and melody, leads us to believe that such a requirement did exist earlier.*¹⁰³

3.4. Most probably the term *προσῳδία* also points to a certain degree of agreement between the cadence of the melody and that of the words sung along with it. From P. Hanschke's researches we know that the original meaning of *προσάδειν* was „canere ad instrumentum, quod eosdem sonos profert,” that is, 'ita accinere instrumento, ut iidem edantur soni cum illo' and *προσῳδία* is accordingly, 'a song following the tones of an instrument.'¹⁰⁴ Since, however, at least in the setting to music of certain songs, the flow of the melody followed more or less closely the flow of the spoken words, in other words, out of the tones of the melody those were acuter, i.e. higher, which corresponded to syllables of acute accent, and those of lower register which were unaccented, the word *προσῳδία* generally meant not only the song following the tones of an instrument, but also the tone of higher or lower register and the accent on a single syllable according to the undulation of the cadence, and later on even the accent itself. This development of meaning probably took place at the time of the Sophists, at any rate even before Aristotle.¹⁰⁵ Aristotle uses this word not only in itself¹⁰⁶ for denoting the accent and the cadence but in adjectival constructions as well (*ὀξεῖα, βαρεῖα προσῳδία*),¹⁰⁷ but always in singular only.

Aristoxenus is the first author in whose work the plural of this word is met with. In connection with the fact that, though the musical sound and speech-sound differ regarding the motion of the sound but agree in the constant

¹⁰¹ Dion. Hal. Comp. verb. c. 11, 41—58.

¹⁰² Philologus, 53, Ergänzungsheft 1894, p. 118.

¹⁰³ P. Hanschke, op. cit. p. 108 also alluded to this.




¹⁰⁴ P. Hanschke, op. cit. p. 85.

¹⁰⁵ Ibid. p. 108.

¹⁰⁶ Thus Poetics 25. 1461^a 21.

¹⁰⁷ Thus Soph. el. 23, p. 179^a 14.

rising and falling of both. Aristoxenus remarks that "we can also speak about the melodious flow of speech, the melody of speech (*λογῶδες τι μέλος*) is brought about by the intonation [= accent] of the words (*μέλος . . . συγκείμενον ἐκ τῶν προσφθιῶν τῶν ἐν τοῖς ὀνόμασιν*), since it is quite natural that in speaking we sometimes raise, sometimes drop our voice."¹⁰⁸

These being considered, it is not at all surprising that Aristophanes of Byzantium starting from such statements of the harmonists first used the marks denoting the accent. For indicating the *ὀξεῖα προσφθία*, i.e. the acute accent, he applied a mark slanting upwards from right to left and ending in an apex (), and for indicating the *βαρεῖα προσφθία* a mark slanting downwards from left to right and having an apex above and a grave sign below (). The *προσφθία περισπωμένη*, and *ὀξυβαρεῖα* which is a combination of the two, was in the beginning marked by () which, later simplified, took the shape \wedge , then became rounded (\frown). Thus, these marks well illustrate the rise and acuteness of the sound as well as its fall and, consequently, its becoming graver.¹⁰⁹

3.5. According to the Arcadius-epitome dating from the Byzantine Era, which attaches the creation of the prosodic symbols definitely to the name of Aristophanes of Byzantium (about 245–165 B. C.) (the reliability of which has been demonstrated by B. Laum with convincing arguments¹¹⁰), these symbols served a twofold purpose, i.e.

1. to establish the meaning of a word of dubious sense (*πρὸς τε διάκρισιν τῆς ἀμφιβόλου λέξεως*) as well as

2. to indicate the melody of the whole sound and the harmony "as if we were singing while speaking" (*πρὸς τὸ μέλος τῆς φωνῆς συμπάσης καὶ τῆν ἁρμονίαν, ὥς ἐὰν ἐπῄδοιμεν φθεγγόμενοι*).¹¹¹

The second purpose of the introduction and use of prosodic symbols could clearly be seen from the above statements in connection with the comments of Aristoxenus. It should not be overlooked, however, that — even as it is mentioned by the epitome in the first place — the prosodic symbols served also the purpose of determining the meaning of words used in two or even more meanings.

The fact that homonyms (*ὁμόφωνα*) may have different meanings was obviously observed as long ago as by the Greeks. From the times of the Sophists we have several data on observation of this kind. Thus, in the Doric Disputations (*Dorische Disputationen*) dating from about 400 B. C. and

¹⁰⁸ Harm. Fragm. p. 24, 17 Marq.

¹⁰⁹ Regarding the particulars see B. Laum, *Das Alexandrinische Akzentuations-system*. Paderborn 1928, pp. 120–21.

¹¹⁰ Op. cit. 115 seqq.

¹¹¹ The whole epitome, furnished with notes of textual criticism is published by A. Lentz, *Herodiani technici reliquiae*. Tomus I, Lipsiae 1867, XXXVII, seqq.

compiled by an unknown author on the basis of the scholastic lectures of a Sophist writing in Doric language (though under the spiritual influence of Athens), among other things, the following can be read: "In my opinion, however, things change not so much because something is added to them, but because their accents (*ᾠμονία*) are modified as *'Γλαῦκος*' and *'γλανκός*', further *'Ξάνθος*' and *'ξανθός*' as well as *Ξοῦθος* and *ξουθός*. These have obtained other meanings by changing their accents."¹¹²

3.51. What strikes us here is that accentuation is twice referred to as *ᾠμονία* by the author. We must not forget, however, that in one of his statements quoted above Heraclitus is already of the opinion that "harmony cannot exist without acute and grave" (*οὐ γὰρ ἂν εἶναι ᾠμονίαν μὴ ὄντος ὀξεὸς καὶ βαρέος*).¹¹³ Since they called some of the syllables of the words acute (*ὀξεῖα*) and others grave (*βαρεῖα*) they obviously felt harmony in the accentuation of the words as well; thus, they may have called the differences in pitch expressed in accentuation *ᾠμονία*. In Plato's view, too, harmony is the artistic arrangement (*τάξις*) of the acute and grave, that is, of the high and deep sounds.¹¹⁴ It is possible that in the works of Hippias dealing - according to Plato - with "the rhythms, the harmonies as well as with the rightness of letters [= sounds]" (= *περὶ ῥυθμῶν καὶ ᾠμονιῶν καὶ γραμμάτων ὁρθότητος*)¹¹⁵ and, again "with the sound value of sounds and syllables, or with the rhythms and harmonies (*περὶ γραμμάτων δυνάμεως καὶ συλλαβῶν καὶ ῥυθμῶν καὶ ᾠμονιῶν*),¹¹⁶ the harmonies were understood not only in a musical sense but in connection with the accentual relations (Tonverhältnisse) of the Greek language as well. Being aware of this fact, we can understand why, in the passage of the Doric Disputations cited, *ᾠμονία* may also refer to the accentuation of the words. Dionysius of Halicarnassus claimed even to know that in Greek words a syllable having an acute accent was one fifth higher than the one having a grave accent: „The melody (*μέλος*) of common speech (*διάλεκτος*) is to be measured by one interval only, namely approximately by one fifth (*διὰ πέντε*) and neither upward, in the direction of the acute [= high] *ἐπὶ τὸ ὀξύ* does the sound go higher than by three intervals (*τόνος*) and a half, nor downward in the direction of the grave (*ἐπὶ τὸ βαρύ*) does it fall to a greater extent than this interval."¹¹⁷

3.52. Returning to the accentual differences of the words quoted from the Doric Disputations, it can be stated that each of them is an adjective

¹¹² Diels, FrVors² 645, 3.

¹¹³ Diels, FrVors² 61, 18.

¹¹⁴ Legg. 665. a. Cf. in addition Sympos. 187 b.

¹¹⁵ Hipp. min. 368 b.

¹¹⁶ Hipp. mai. 285 b.

¹¹⁷ Comp. verb. C. 11. 58 Usen. - Raderm.

denoting some colour which, with a different accent, occurs with Homer or with another poet as a proper name also:

1. γλαυκός 'gleaming, bluish green or grey; blue-eyed' ~ Γλαῦκος 'son of Hippolochos, a Lycian, guest-friend of Diomedes'; his name occurs in the Iliad first in the enumeration of the Trojan heroes and their assistants at the end of the second Canto as follows: "Σαρπηδῶν δ' ἦρχεν Λυκίων καὶ Γλαῦκος ἀμύμων τηλόθεν ἐκ Λυκίης, Ξάνθου ἀπο δινήμετος." (B 876—77). We also read in the next line Ξάνθος as the name of a river, this being the second example in the place in question of the Doric Disputations:

2. ξανθός 'yellow of various shades' ~ Ξάνθος 'a stream of the Troad and a city of Lycia respectively'.

3. ξοῦθος occurring in the third example as an adjective is likewise the name of a colour: 'golden yellow' but it has an additional meaning as well: 'a proper name Ξοῦθος occurs in a fragment of Hesiodus': "Δῶρός τε Ξοῦθός τε."¹¹⁸

The opposition of such adjectives and proper names expressed in accentuation is one of the original peculiarities of the Indo-European languages, such as Sanskrit *kṛṣṇás* 'black' ~ *kṛṣṇas* 'black antelope'; *ápás* 'industrious' ~ *ápas* 'work'; *rudhirá* 'red' ~ *rúdhira* 'blood' etc.; Greek λευκός 'white' ~ λεῖκος 'name of a fish', δολιχός 'long' ~ δόλιχος 'the long course in racing'. Especially frequent are in Greek the names (often nicknames, Spitznamen) deriving from substantives used originally as adjectives (adjektivische Zunamen), as, e.g. μικρός: Σμίκρος, μαλακός: Μάλακος etc.¹¹⁹

Later on, especially in their linguistic explanations attached to the Homeric epics, the grammarians and philologists often made use of such changes of accent, taking obviously as basis the observations dating from the time of the Sophists. As a demonstration of this, numerous examples may be quoted from the Homeric scholia. Thus, in connection with the opposition γλαυκή ~ Γλαύκη one of the scholia explains a line of the Iliad in which the poet enumerates the Nereids as follows: ἔνθ' ἄρ' ἔην Γλαύκη τε Θάλειά τε κυμοδόκη τε (Σ 39). To this, by way of explanation, the scholiast attaches, among others, the following comment: "Here Aristarchus gave Γλαύκη a

¹¹⁸ Hesiod. fr. XXXII Goettl.

¹¹⁹ In the accentual circumstances of the two categories G. Herbig makes the following comment: "Im ganzen sind zweifellos die oxytonierten Formen die älteren; der neue, sekundäre, verengerte Begriff wird durch einen neuen und besonderen Akzent vom primären Wort und Begriff wirkungsvoll abgehoben." (Glotta 8 [1916], p. 108.) He explains the shifting of accent very convincingly as follows: "Als Ausgangspunkt der sekundären Barytonese betrachte ich die häufigen Eigennamen: sie sind . . . neben verwandten Kategorien sehr häufig aus alten Anrede- oder Vokativformen entstanden, und der Nachdruck der Rufstimme, die bei orthotonem Satzanfang kräftig einsetzt . . . pflegt auch sonst zur Anfangsbetonung des Wortes zu führen (ibid.). — Besides the Indo-European languages such phenomena are frequent in other languages, too, on this see: E. Littmann, Anredeformen in erweiterter Bedeutung. Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-Hist. Klasse 1916, pp. 94—111.

grave accent in distinction from (*εἰς ἀποφυγὴν*) the adjective *γλανκί*... II. 16, 34 ..."¹²⁰

3.53. In order to call the attention to the opposition of adjectives and proper names formed from them, differing by their respective accents the scholiasts often emphasize that the change of accent in words often serves the purpose of distinction and opposition (*διαστολή, ἀντιδιαστολή*). According to one of the scholia, *Ἡραῖος* as a proper name has become *προπαροξύντονος* (i.e. with the acute on the antepenultimate) in distinction (*πρὸς ἀντιδιαστολήν*) from the adjective circumflexed on the penultimate.¹²¹

The name of the Thessalian town, *Φυλάκη* occurring in the Iliad (B 695, O 335) as a place-name takes a penultimate accent so that its opposition to the common noun *φυλακή* meaning 'guard watch(ing)' should be more apparent.¹²² The name of *Ὀδῖος*, leader of the Halizons (E 39) becomes paroxytone in distinction from the adjective *ὄδιος* (< *ὅδος*).¹²³

Statements like these, at an initial stage, imply the realization that in the language some words of identical or similar sounding, by the differentiation of their meanings, come to be opposed to each other and that language, for the sake of distinguishing the meanings, develops suitable means for the expression of *semantic-phonological* opposition. Thus the idea of phonological opposition – surprising as it is – did exist in embryonic form with the Greeks as long ago as the time of the Sophists, and, later on, in the course of the Homeric annotations of the grammarians and philologists, this realization became more and more definite and even an adequate technical term was coined for it.

3.54. They soon recognized also that words similar in sounding but differing in accentuation often become separate as *parts of speech*, too. A characteristic example of this fact is what, in his *Cratylus*, Plato says about the opposition of the collocation *διὰ φίλος* 'acceptable to god' and the proper name *Δίφιλος*. In his opinion, the former is a *ῥῆμα*, the latter, however, is an *ὄνομα*. The difference between them lies not only in the fact that in the first constituent of the former there are two *ι*-sside by side and in the latter, as the same place, there is but one, but that the central syllable of the latter, i.e. *φι*, losing its acute (*ὀξεῖα*) accent, becomes grave (*βαρεῖα*).¹²⁴

¹²⁰ Scholia in Homeri Iliadem II, p. 149. Dindorf.

¹²¹ Schol. II. I, p. 386, 15 Dindorf: "*Ἡραῖος πρὸς γὰρ ἀντιδιαστολήν τοῦ προπερισπωμένου επιθετικοῦ ἐγένετο*."

¹²² Schol. II. I, p. 126, 25 Dindorf: *βαρυτονητέον τὸ Φυλάκης πρὸς ἀντιδιαστολήν τοῦ ὀξυνομένου*; ibid. II, p. 77, 8 Dindorf: *ἐν Φυλάκῃ] αὕτη πόλις Θεσσαλίας βαρυτόνως δὲ ἀναγνωστέον ὡς Ἰθάκη, ὡς πρὸς ἀντιδιαστολήν τοῦ δεσμωτηρίου*.

¹²³ Schol. II. I, p. 199, 17 Dind. — These and similar examples see in detail: B. Laum, op. cit. pp. 329–40.

¹²⁴ Crat. 399 a.

We shall see later what Plato may have meant here by *ὄνομα* and *ῥῆμα*.

The change of accent, however, was frequent in Greek not only with proper names. The Sophists and the Peripatetics obviously studied the cases in which the change of accent involves a semantic change. Hippias of Thasus is said to have come across a problem in accentuation in the following lines of the Iliad: *σῆμα δέ τοι ἐρέω μαλ' ἀριφραδὲς οὐδέ σε λήσει ἔστηκε ξύλον ἄδον ὅσον τ' ὄρνυι ὑπὲρ αἴης ἢ δρυὸς ἢ πεύκης, τὸ μὲν ΟΥ καταπύθεται ὄμβρῳ* (Ψ 326–8). Here "some people" (*ἔνιοι*) — as we can read it in the *Sophistikoi Elenchoi* — read the *ΟΥ* "more acute" (*ὀξύτερον*) thereby considering it obviously as a negative particle,¹²⁵ and interpret the sentence in the meaning 'that does not decay in rain', whereas, read with a different accent as *οὔ*, this passage might be interpreted as follows: 'part of which decays in rain', or 'where that decays in rain'.¹²⁶ From Aristotle's Poetics we know that *ἔνιοι* here refers to Hippias of Thasus. In the same passage we are also told that Hippias read the next line of the second Canto of the Iliad, too, with a different accentuation, i.e. with the alteration of the *προσῳδία*, as follows: *δίδομεν δὲ οἱ εὖχος ἀρέσθαι* (*P 15*). In the view of Hippias and his disciples, this line is unintelligible with this accentuation, for Zeus would be lying if through Oneiros he were to tell Agamemnon: *δίδομεν δὲ οἱ εὖχος ἀρέσθαι* as he is having the defeat of the Achaeans in mind. Therefore, Hippias, reading *διδόμεν* and considering it as an infinitive with imperative force, interpreted it with the sense 'give him'.¹²⁷ Thus the oppositions discovered by Hippias by means of the textual criticism of the Iliad are as follows: *οὐ* 'not' ~ *οὔ* 'where, from where', *δίδομεν* 'we give' ~ *διδόμεν* 'give him'.

In another passage of the *Sophistikoi Elenchoi* we are told that the meaning of *ΟΡΟΣ* is quite different if its accent (*προσῳδία*) is altered; this difference is not indicated in writing, i.e. the letters of the two words are identical, but they differ in sound. To this difference, however, the attention is usually called by a marginal mark (*παρασῆμα*).¹²⁸ Obviously, the author here alludes to the following opposition: *ὄρος* 'mount, mountain' ~ *ὀρός* 'the watery part of milk, whey'.¹²⁹ A scholium written on a passage of the Odyssey also calls our attention to the fact that the latter word has the acute accent on the last syllable.¹³⁰

¹²⁵ Soph. el. cap. 4, 166 b 3.

¹²⁶ On the particulars of this problem see J. Wackernagel, *Beiträge zur Lehre vom griechischen Akzent*. Basel 1893, p. 9.

¹²⁷ Aristot. Poet. c. 25, 11 p. 146 a.

¹²⁸ Soph. el. 177 b 2. At the time of the Peripatetics — as we know — there were no marks of accent as yet.

¹²⁹ Later on Herodianus also discussed this opposition, cf. Lentz, op. cit. I, 191. 12; II, 160, 28.

¹³⁰ Schol. Odys. II, p. 643. Dind.

As testified by the data, oppositions in accent of the above kind were discussed particularly by Aristarchus (about 205–131 B. C.), obviously in his comments on Homer. In connection with *ὄρος* meaning 'channel for hauling up and launching ships', occurring in the second Canto of the Iliad (B 153), one of the scholia informs us that this word, after Aristarchus, is usually considered as having the acute accent on the last syllable in order *to avoid confusion* (εἰς ἀποφυγὴν τοῦ ἐπὶ τοῦ ἀνέμου) with *ὄρος* circumflexed on the penultimate and meaning 'fair wind'. In conclusion, the author of the scholium mentions that Aristarchus made other similar comments as well.¹³¹

Later on, in the manner of Aristarchus, others, too, dealt with recording similar oppositions. Thus, in connection with a line of the Iliad (M 213) in one of the scholia a remark is found that the word *δῆμος* occurring there in the meaning of 'people' must be accentuated, according to Herodian, on its first syllable *in distinction from* (πρὸς ἀντιδιαστολήν) the word *δημός* figuring also in another place of the Iliad (Θ 240) and meaning 'fat'.¹³²

In connection with a line of the Odyssey (α 428) one of the Scholia¹³³ gives the following opposition:

δαῖς 'pine-torch' ~ *δαΐς* 'battle'.

In an Iliad-scholium we read the comment that this accentual difference, too, serves for expressing the opposition (πρὸς ἀντιδιαστολήν).¹³⁴

According to another Iliad-scholium the difference in accent has the same significance from the point of view of opposition: *ὁ θολός* 'mud, dirt' ~ *ἡ θόλος* 'round building, rotunda'.¹³⁵ For certain adjectives or (verbal) nouns the change of accent distinguishes the active and passive meanings, e.g. *ἀγρονόμος* 'haunting the country' ~ *ἀγρόνομος* 'affording open pasturage'¹³⁶, *λιθοβόλος* 'throwing stones' ~ *λιθόβολος* 'struck with stone, stoned'¹³⁷, *πρωτοτόκος* 'bearing her first-born' ~ *πρωτοτοκόος* 'first-born'.¹³⁸

From among the verbs the opposition of *εἶμι* 'to be' and *εἶμι* 'to go' is dealt with in the Homer-scholia.^{138a} They often make mention of the accentual differences of words belonging to different parts of speech, such as *ὅτε* 'when seeing that' ~ *ὅτε* 'sometimes, now and then', *ὅμῳ* 'all together, all alike' ~ *ὅμως* 'all the same, nevertheless, however'.¹³⁹ The terms: *διαστολή*,

¹³¹ Il. I, p. 85 Dind. Cf. in addition on this subject: Laum, op. cit. p. 340.

¹³² Schol. Il. I, p. 424. Dind.

¹³³ Schol. Odys. I, p. 70.

¹³⁴ Schol. Il. ad Ξ 387.

¹³⁵ Schol. Il. I, p. 347. Dindorf (ad K 134).

¹³⁶ Cf. Schol. Odys. I, p. 303 ad ζ 106.

¹³⁷ Cf. Schol. Il. I, p. 160 ad F 354.

¹³⁸ Schol. Il. II, p. 123 ad P 5. Other examples are quoted from the scholia by Laum op. cit. p. 342. Herodianus especially dealt with these very much, cf. Lentz I, 234, 29 seqq.

^{138a} On these see Laum op. cit. p. 344.

¹³⁹ Cf. ibid. 344 seqq.; see in addition K. Lehrs, De Aristarchi studiis Homericis. Lipsiae 1882³, 155 seqq.

ἀντιδιαστολή, ἀποφυγή used in such oppositions testify that the semantic-phonological opposition as such was recognized already by the Alexandrian philologists and grammarians.¹⁴⁰

3.55. It can be stated in conclusion that the Greek rhythmicians, metricians and grammarians considered a twofold function of the Greek word-accent: 1) the melodical function, from the point of view of composing a melody, and 2) the semantic-phonological function in the case of words of the same sounding but of different accent (*δμόφωνα ἑτεροτονούμενα*).

3.6. In his eminent paper on Greek prosody, first published in Polish in 1937, then in English in 1962, R. Jakobson, when analyzing the differences between the Aeolic and Attic accentuations, refers to three phonological functions of the Attic system:¹⁴¹ (1) the disjunctive, (2) the delimitative and (3) the distinctive functions.

3.61. On the first function he writes as follows:

"In the first place, the accent is used to divide the speech stream into words: both the obligatory accent of the tonic words and the potential accent of the enklitomena form the phonological peak of the word (*κύριος*)."^{141a} This obviously right statement is based on the perception that by the Attic word-accent in the single words culminant syllables have been brought about that emerged from among the unaccented syllables. For this reason, the Attic accentuation, after Jakobson, could also be called *peak-forming* (culmination) accentuation (= *gipfelbildende Betonung*)¹⁴² Trubetzkoy also mentions this function of accentuation: "L'accentuation peut être définie comme étant la *mise en relief culminative* d'un prosodème."¹⁴³

Now, it is obvious that the system indicating the accent, formed by Aristophanes of Byzantium, made it possible in earlier Greek writing, when the words were not separated from one another as a rule, to divide a written text into words. Since, as stated above, the speech-stream in Greek was divided into as many words as the number of points of culmination emerging

¹⁴⁰ The term *ἀντιδιαστολή* was later several times used by Apollonius Dyscolus, too, for expressing opposition regarding grammatic function. In his view, for instance, the use of the personal pronoun beside verbal forms of first and second persons serves for definite opposition (*ἀντιδιαστολή, διαστολή*) "since these verbal forms are insufficient to express this opposition by themselves". (Gramm. Graeci I, 1, pp. 22–23, Uhlig.)

¹⁴¹ R. Jakobson, *Selected Writings*. Mouton and Co. 'S-Gravenhage. The Hague 1962. pp. 268–9.

^{141a} L. cit.

¹⁴² Regarding this Jakobson stated his views briefly in another paper of his, written in German in 1936 and published in the J. van Ginneken Memorial Volume in 1937. (cf. op. cit. p. 250)

¹⁴³ N. S. Trubetzkoy, *Principes de Phonologie*. Traduits par J. Contineau. Paris 1949. p. 221.

from among the unaccented syllables, the indication of the accent with accentual marks had, at the same time, a *disjunctive* function as well.

3.62. On the delimitative function of the Attic accent Jakobson writes as follows: "The second function of the accent is the delimitation of words. If a given syllable bears the accent the word to which it pertains can contain not more than two subsequent syllables; if a given syllable has the acute accent, the immediately following syllable cannot belong to another independent word; if the given syllable bears the circumflex accent, this syllable must contain the prefinal mora of the word."¹⁴⁴

Starting from this undoubtedly sound statement we may point out that, at the time when the words were still written without intermission (= scriptio continua), the indication of the Greek accent had also a *delimitative* function, for it is obvious that, after the mark of accent, *at the most two syllables could belong* to the word in question and then a new word was bound to follow. And whether in a particular case, after the syllable bearing a mark of accent, any other syllable might have followed in the word in question it generally depended upon the mark being acute or grave. For if, let alone the enclitics, the accent was grave then, in the word in question, no syllable could follow any more. Thus in this case the mark of accent was, at the same time, an indicator of the word ending (Wortgrenzsignal) as well.

3.63. On the third, that is the *distinctive* function of the Attic accentuation of words, Jakobson makes the following comment:

"The third role played by the accent is the *differentiation of words*. This *distinctive function* is fulfilled by the opposition of the *regressive accent* to the *progressive accent* and of the presence of either of these accents to their absence within the word."¹⁴⁵

The difference between the Greek *regressive* and *progressive* accents was also first analyzed by Jakobson from a phonological point of view in his just mentioned concise paper quoted already several times. We are still going to deal with the importance of this distinction later.

3.631. The indication of the Greek word accent fulfilled, first of all, a distinctive function by opposing the *tonic words* to the *enclitic and proclitic words* having no independent accent of their own. On the opposition of these two main groups Jakobson writes as follows: "In comparison to the enklomena, the tonic words are endowed with an additional characteristic: the compulsory accentuation of a definite mora. They thus constitute a marked

¹⁴⁴ Jakobson, op. cit. pp. 268—9.

¹⁴⁵ Jakobson, l. cit. — Italics are all mine.

category in contradistinction to the unmarked enclitomena."¹⁴⁶ It is known that the enclitomena were taken into consideration in writing already by Aristarchus. Later on the Alexandrian grammarians worked out an entire system with the purpose of making it possible to divide the written text into words even in the *scriptio continua*. Thus, for instance, to indicate the fact that in a continuous writing the particle *τε* is an enclitic and not a verbal ending, they provided the last syllable of the paroxytone before the *τε* with an acute accent in the following way: *λοέσσαί τε*, *ὄσσά τε* etc. In the same way the enclitic role of words like *οί*, *με*, *μοι*, *νν*, *σφιν* was indicated by an acute accent on the last syllable of the preceding word, e.g. *ἑσάν οἱ πέπλοι*, *ἐνθά με*, *ἄνδρά μοι*, *τανικά νν*, *ἰνά σφιν* etc.¹⁴⁷ The present-day way of marking the enclitics developed in the Byzantine era.

3.632. Now it is obvious that taking the enclitomena into consideration in writing required the thorough analysis of the syntactic function of the Greek words. The grammarians when framing the rules for marking the accent realized that certain monosyllabic and, less frequently, disyllabic words have no main accent, that is, from a musical point of view they are grave and are attached to the preceding word. Enclisis itself is essentially of Indo-European origin, cf. Greek *τε*, Latin *-que*, Sanskrit *ča*, Greek *ἐμοί*, *ἐμέ*: *μοι*, *με*, Sanskrit *māhyam mām*: *mē mā*, Greek *τις*, *τι*, Latin *quis*: *siquis* etc.¹⁴⁸

Those framing the rules concerning the distinction of the enclitomena in writing were well aware of the fact that accentuation in Greek had not only a word-distinguishing function, but a function distinguishing the *syntactic role as well*. This must be here especially emphasized because in phonological literature only the word-distinguishing role of accentuation and its role in intonation have hitherto been referred to.¹⁴⁹ It is, however, obvious that the indication of enclitomena in Greek writing was made possible by the realization that, regarding their syntactic function, the Greek words fall into two groups. Words that are suitable *by themselves* for linguistic communication and whose accentuation always has a point of culmination are opposed to words that can get a role in linguistic communication only by being attached to the preceding word and for this reason they can generally have no emerging accent. Though the former may, according to necessity, form syntagmatic connections with other words, they need not do so unfailingly. On the other

¹⁴⁶ Op. cit. p. 265.

¹⁴⁷ Cf. B. Laum, *Das Alexandrinische Akzentuationssystem*, Paderborn 1928. p. 241, p. 293, p. 326; as regards the whole see E. Schwyzer, *Griechische Grammatik I*. München 1939. p. 392.

¹⁴⁸ Cf. Schwyzer, op. cit. I, p. 388.

¹⁴⁹ Thus in *Trubetzkoy's* systematization, too, cf. *Principes* . . . 226 seqq. on the word-distinguishing role of accent as well as on sentence-stress: *ibid.* 237 seqq.

hand, the latter are characteristically syntagmatic because they cannot stand by themselves and can be elements of communication in their syntagmatic role only.

3.633. By all this our attention is called to the fact that we must also examine the role of accentuation played in *the indication of syntagmatization*. Of this we are also reminded by the comments made by the ancient Greek grammarians concerning some cases of *regressive accentuation*.

R. Jakobson's statement, i.e. that in Greek accentuation partly a progressive tendency and partly a regressive one came into full display, was adapted by other researcher, e.g. by J. Kuryłowicz, as well. In connection with the classification of the ways of Indo-European accentuation the Polish scholar says, among other things, the following: "Les différentes accentuations n'admettent pas de classement au point de vue phonologique. Elles ne s'opposent pas l'une à l'autre comme les membres d'un système vocalique . . . On ne saurait distinguer qu'entre les *directions de mouvements de l'accent* . . ." ¹⁵⁰ In the cases of progressive accentuation the accent tends to the end of the word, i.e. in the direction of the suffix, whereas regressive accentuation means the shifting of the accent towards the beginning of the word. Therefore, the former is called by Kuryłowicz positive and the latter negative: "Le mouvement à droite (sur le suffixe) est positif, celui à gauche (accentuation initiale) est négatif." ¹⁵¹

Kuryłowicz deals also, at full length, with the role of Greek regressive accentuation to be observed in the cases of certain Greek proper names discussed above. He mentions three groups of the examples of considerable number:

1. words with the root -o-, on the one hand, as adjectives with the accent on the last syllable, on the other hand, as proper names with regressive accent: ἀγῆτός 'wonderful' ~ Ἀγῆτος; σοφός 'wise' ~ Σόφος, χρηστός 'useful, good, worthy, honest' ~ Χρηστός etc.

2. words with the root -ā-, on the one hand, as common names with accent on the last syllable, on the other hand, as proper names with regressive accent: ἰαχή 'cry, shout' ~ Ἰάχη; κραυγή 'crying, shouting' ~ Κραίγη; λαλαγή 'prattle' ~ Λαλάγη etc.

3. roots belonging to the third declension with similar differences in accentuation: ἀστήρ 'star' ~ Ἀστῆρ, γελῶν 'laughing' ~ Γέλων, διογενής 'sprung from Zeus' ~ Διογένης etc.

In connection with all these Kuryłowicz states that " . . . l'accentuation récessive des noms propres continue de manière indirecte, l'accentuation

¹⁵⁰ J. Kuryłowicz, *L'accentuation des langues indo-européennes*. Kraków 1932. p. 435.

¹⁵¹ Ibid.

récessive du vocatif indoeuropéen.”¹⁵² He expounds also the view that the words figuring in the oppositions in question obtain a final accent when occurring in their primary functions and their accents become regressive when used in their secondary functions. Thus, in the case of the first group the adjectival function is the primary and the substantival function the secondary one. In the second group the proper names, as secondary developments, have come into being from abstract substantives (substantiva abstracta) and in the third group the proper names, as secondary developments again, have risen from words figuring originally as common names (i.e. nomen commune).¹⁵³

3.634. Neither Kuryłowicz nor any other researchers have so far analyzed any further the distinctive function of Greek accentuation pertaining to such cases. Up to now mostly the inflectional (i.e. accidental, morphological) and semantical aspects of the oppositions have been emphasized. It is, however, obvious that oppositions like ἀγῆτός ~ ἄγῆτος differ not only in their meanings but in their syntactic roles as well: those having an acute accent on their final syllables as adjectives can primarily fulfil an attributive function in the sentence, whereas proper names with regressive accent can primarily figure as subjects in the sentence. Thus, in such cases the two kinds of accentuation, i.e. the progressive and regressive accents, have a role *in the distinction of syntactic functions as well*.

Accordingly, in the researches to come we shall have to analyze the distinctive functions of accentuation more thoroughly than we have hitherto done and in doing so we shall have to reveal the role played by accent in *the indication of syntactic functions, too*.

4. The quantity-differences of the vowels were indicated by Greek writing, even in its more developed form, only in the case of ε ~ η and ο ~ ω; the quantitative opposition of the other vowels, i.e. of α, ι, υ, was left unindicated, although in certain cases, to avoid misunderstandings, it would have been necessary to indicate it. The latter letters indicating short and long vowels as well were called *letters having two time-values* (δίχρονα) by the grammarians, even by Dionysius Thrax, too.¹⁵⁴

Already the author of the Doric Disputations mentions the fact, illustrating it with examples, that the length or shortness of these vowels can also serve for distinguishing meanings. According to him certain words differ when pronounced long or short (τὰ δὲ μακροῶς καὶ βραχυτεροῶς ὀνομαζόμενα),

¹⁵² Op. cit. p. 135.

¹⁵³ Op. cit. p. 424.

¹⁵⁴ According to him, these were called so because they were pronounced sometimes short and sometimes long, cf. Dion. Thr. 10, 2 Uhlig.

like *Τύρος* 'city of Phoenicia' ~ *τύρος* 'cheese'; *σάκος* 'shield' ~ *σᾶκος* 'pen, fold, sacred enclosure'.¹⁵⁵

In the Homeric scholia, by taking the requirements of metrics into consideration, the scholiasts often discussed the question whether the vowels represented by letters used in two time-values should be pronounced short or long. Thus, in the following line of the Iliad: *οἱ δ' αὖτις κατὰ τεύχε' ἔδυν, μνήσαντο δὲ χάρις* (A 222) according to the scholiasts the *v* of *ἔδυν* is to be read short (*συστατέον*) being in plural. On the other hand, the *v* occurring in the first person singular *ἔδυν* is to be read long (*ἐκτατέον*). The opposition of these two forms and similarly that of the corresponding aorist-forms of the verb *φύω* are as follows: *ἔδυν* 'I put on (past tense)' ~ *ἔδυν* 'they put on' (past tense); *ἔφυν* 'I became' ~ *ἔφυν* 'they became'. Accordingly, these forms are neither of identical sounding (*ὁμοφωνοῦντα*) nor of identical duration (*ὁμόχρονα*); unlike, for instance, *ἔλεγον* which can be both a form of first person singular and third person plural.¹⁵⁶

The proper name '*Ρέα*' Rhea, daughter of Uranos' occurs in the following line of the Iliad: *τρεῖς γὰρ ἐκ Κρόνου εἰμὲν ἀδελφοί, οὓς τέκετο 'Ρέα* (O 187).

In connection with this, one of the scholia makes the comment that some people lengthen the *ā* of the proper name '*Ρέα*', they pronounce on the other hand, the adverb *ῥέα* meaning 'easily, lightly' short. Thus the following opposition arises: '*Ρέα*' Rhea' ~ *ῥέα* 'easily, lightly'.¹⁵⁷

According to the Arcadius-epitome it was again Aristophanes of Byzantium who, for the exact indication of the sound-value of the *δίχρονα*, first applied marks. For indicating length he applied a small horizontal straight line (—) and for shortness a semi-circle (∪); it was also he who used the words *short* (*βραχύ*) and *long* (*μακρόν*) for designating quantity.¹⁵⁸

4.1. R. Jakobson referred also to the fact that prosodic properties, such as the acute and grave accents and the short and long as differences of quantity, constitute a real logical opposition: "A prosodic feature involves two coordinates: on the one hand, polar terms such as high and low register, rising or falling pitch, or long and short, all may appear, *ceteris paribus*, in the same position in the sequence, so that the speaker selectively uses and the listener selectively apprehends one of the two alternatives and identifies the chosen alternative in relation to the rejected one. These two alternatives the one present and the other absent in the given unit of the message, consti-

¹⁵⁵ Diels FrVors.² 645, 3. It is in this way that Wilamowitz indicates the accent with the customary accentuation: *Τύρος* ~ *τύρος*, *σάκος* ~ *σακός*.

¹⁵⁶ Schol. II. I, p. 180, 26 Dind. — On the shortness of the plural form *ἔδυν*: Schol. II. I, p. 385, 3 Dind. ad λ 262; on the shortness of the plural form *ἔφυν*: Schol. Od. I, p. 292, 9 Dind. ad ε 481.

¹⁵⁷ Schol. II. II, p. 69, 17 Dind. On these and other similar cases in a more detailed way: Laum, op. cit. 372 seqq.

¹⁵⁸ Lentz, I, XXXVIII, c. 187, 4 seqq.

tute a veritable logical opposition.”¹⁵⁹ In connection with this, A. Martinet is right in stating that the linguistic symbols being in opposition from a phonological point of view do not always constitute a veritable logical correlation. For, in a logical sense only those phenomena may be called correlative that precondition one another, thus: „une corrélation est . . . le rapport des termes corrélatifs.”¹⁶⁰ In phonemics likewise only such elements may be considered correlative as are preconditioned by one another: “En phonologie, une corrélation devrait être le rapport entre les termes tels que l’existence de l’un fasse nécessairement supposer l’existence de l’autre . . .”¹⁶¹ Now it is evident that *high* and *low registers*, *rising* and *falling pitches* as well as *long* and *short* taken in a phonological sense, which, according to Jakobson constitute a veritable logical opposition each, are at the same time to be considered as correlative since the existence of one always preconditions the existence of the other: we can speak of a *high register* only if there is a *low register*, of a *rising pitch* only if there exists a *falling pitch*, and, similarly, of a *long* quantity only if there exists a *short* one, too.

The prosodic peculiarities — correlative as has just been pointed out — as distinctive features bring both the speaker as sign-giver and the listener or reader as sign-receiver, at certain points of the speech-stream, to decision, i.e. to choose between two possibilities, for in some cases where a *high register figures*, a *low register* may emerge as well and in certain words instead of a *rising pitch* a *falling pitch* and instead of a *long vowel* a *short vowel* may stand. Of such alternatives, in some utterances, only the one, in others only the other is appropriate. Hence the sign-giver and the sign-receiver have to select just the appropriate prosodical sign of the two possibilities.

4.11. It may be of some interest that, according to the results of B. Laum’s researches, the accent marks applied by the Alexandrian grammarians had just the function of referring, in such cases, to the *appropriate one out of the alternative possibilities*. According to Laum, the contrivers of the prosodic signs had the object in view to facilitate the work of students struggling with the problems of reading. As in Greek certain words could have an acute accent only on the antepenultimate syllable, the student while syllabizing the words, had to decide whether he should accentuate this syllable or not. Now, if the accent was progressive, it had to be indicated in some way that the syllable in question was not acute but grave and that the acute syllable followed but later. It was for this purpose that such a syllable was provided with a *grave* mark. By means of this the reader came to know that the acute

¹⁵⁹ R. Jakobson and Morris Halle, *Fundamentals of Language*, The Hague 1956, pp. 25—26.

¹⁶⁰ *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 53 [1957], p. 78.

¹⁶¹ *Ibid.*, p. 78.

accentuation would follow but later. So the reading of the disyllabic oxytones was facilitated by a grave mark placed on their first syllables. With trisyllabic or polysyllabic oxytones, on the other hand, a grave accent was placed over both the penult and the antepenult. "So wurde der Hochton gewissermaßen auf die letzte Silbe hinübergeleitet; und hier brauchte man ihn nicht mehr zu setzen, weil er sich hier von selbst verstand . . ." ¹⁶²

Not only the accent marks but the other prosodic symbols created by the Alexandrian grammarians, i.e. the marks of shortness and length as well as the marks of *spiritus lenis* and *spiritus asper*, served the same purpose after all, as has already been stated by Laum: "Überhaupt läßt sich generell als zweck der gesamten Zeichensetzung (denn die frühen Texte sind nicht ganz durchakzentuiert, volle Akzentuation findet sich erst vom 9. Jahrhundert ab) ermitteln: Bewahrung vor Verlesen an zweifelhaften Stellen. Setzung und Auslassung von Spiritus- und Quantitätszeichen sind nur von diesem Gesichtspunkte aus verständlich." ¹⁶³

4.12. Accordingly, in the beginning the *prosodic symbols were used mostly in such places where in a written text one had to choose between two possibilities: this choice exactly corresponds to the principle of alternatives applied in the most up-to-date electronic machines, hence in cybernetics as well when a choice must be made between two alternatives: between yes or no (+ or --).*

4.2. The discriminations discussed so far are all essentially of a *phonological-semantic* character. Therefore the quantity revealed in such oppositions might be called *phonological-semantic* quantity.

In Greek the vowels identical or similar from a qualitative point of view usually become, by way of contraction, long vowels of (about) identical quality; thus

$\iota + \iota > \bar{\iota}$ in words like $\Delta\iota > \Delta\bar{\iota}$,

$\check{\upsilon} + \check{\upsilon} > \bar{\upsilon}$ in words like $\acute{\upsilon}\acute{\varsigma}$ 'pig' $> \check{\upsilon}\varsigma$,

$\check{\alpha} + \check{\alpha} > \bar{\alpha}$ in words like $\delta\acute{\epsilon}\pi\alpha\alpha$ 'beakers, goblets' $> \delta\acute{\epsilon}\pi\bar{\alpha}$, or $\check{\alpha} + \check{\omicron} > \omega \sim \acute{\omicron}\acute{\alpha}\acute{\omicron}\nu\tau\epsilon\varsigma > \acute{\omicron}\acute{\alpha}\bar{\omega}\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\check{\alpha} + \check{\epsilon} > \bar{\alpha} \sim \acute{\omicron}\acute{\alpha}\bar{\epsilon} > \acute{\omicron}\acute{\alpha}\bar{\alpha}$, $\epsilon \sim \check{\alpha} > \eta$ in words like $\gamma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\alpha > \gamma\acute{\epsilon}\nu\eta$.

The taking into account of such phenomena may lead us to the conclusion that a long vowel — often arising from the contraction of two short ones — is, with regard to its quantity, twice as long as a short one, the ratio of the quantity of the short and long vowels being one to two. As it is well known, the phonetic measurements show something quite different. Referring to the similar quantity relations of the Finnish *kukka* 'flower' and the

¹⁶² B. Laum, *Alexandrinisches und Byzantinisches Akzentuationssystem*, Rheinisches Museum für Philologie 23 [1920—24], p. 22.

¹⁶³ Ibid.

(partitive) forms like *kukkaa*, in which the long *a* (= *aa*) is also the result of contraction (*kukka* + *a*) and where between the beginning and the end of the syllable-bearer (Silbenträger) there is a morphological limit, N. S. Trubetzkoy makes the following statement: "In allen solchen Fällen müssen die langen Vokale als die Summe von zwei gleichen kurzen Vokalen gewertet werden und diese Wertung darf dann auch auf alle langen Vokale derselben Sprache übertragen werden."¹⁶⁴ It is obvious that, on the basis of the contractions discussed above, the Greeks, too, must have reached the same conclusion concerning the phonological-semantic opposition of the quantities of the short and long vowels.

4.3. Thus, the quantity-ratio of the Greek short and long vowels determined by the fact of their phonological-semantic opposition was given from the very first. From this quantity, however, we must distinguish the quantity spoken of by the Greek rhythicians-metricians as well as the grammarians usually in connection with the Greek metrical verses. To this rather significant difference the researchers have not turned their attention so far, though the distinction, as we shall see later, cannot be dispensed with.

To begin with, we do well to refer to the fundamental thesis of Aristoxenus according to which we must distinguish between *ῥυθμός* and *ῥυθμιζόμενον*, i.e. rhythm and rhythmicized matter (the subject of rhythm or rhythm-bearer):

„Man denke sich diese zwei — Naturen, möcht' ich sagen —, die des Rhythmus und die des Rhythmisizomenon in einem ähnlichen Verhältnisse zu einander wie dasjenige, in welchem die Gestalt (*σχῆμα*) und die Gestaltete (*σχηματιζόμενον*), die ihrerseits nicht dasselbe sind, zu einander stehen."¹⁶⁵

It is not difficult to discover that for this distinction — as again emphasized by Aurel Förster — the Aristotelian concepts "form" (*σχῆμα*) and „matter" (*σχηματιζόμενον*) served as basic point of departure.¹⁶⁶

The fundamental difference between the notions of rhythm and metre of the Greeks has recently been pointed out by É. Martin, too: "Le rythme est, à l'origine, une tendance instinctive à équilibrer les durées, la mesure est d'ordre rationnel: elle vise à insérer dans un cadre uniforme la phrase musicale ou poétique."¹⁶⁷

Now, as according to Aristoxenus, no form can be realized unless there exists some substance to be formed, in the same way rhythm can exist only

¹⁶⁴ TCLP. VII, p. 170.

¹⁶⁵ Rhythm. Elem. c. 3; the translation of R. Westphal (Aristoxenus von Tarent . . . Leipzig 1883. I, pp. 8—9).

¹⁶⁶ Irodalomtörténet 1951, p. 441. (in Hungarian) cf. in addition *ibid.* Acta Antiqua IV [1956], 178 seqq. (in German). — To this relationship the attention has already been called by Westphal *op. cit.* I, p. 11.

¹⁶⁷ É. Martin, *Essai sur les rythmes de la chanson grecque antique*. Paris 1953. p. 61.

if there is some medium to take it over and to divide time into sections.¹⁶⁸ Such rhythmicized matter (rhythm-bearer) may be some linguistic text (*λέξις*), some song (*μέλος*) or the movement of the body (*κίνησις σωματική*) in dancing.¹⁶⁹

The same text as rhythmizomenon, i.e. rhythm-bearer, may be expressive of various rhythmical forms, may assume various rhythmical forms but "not by its own nature, but according to the nature of rhythm" (*οὐ κατὰ τὴν αὐτοῦ φύσιν, ἀλλὰ κατὰ τὴν τοῦ ῥυθμοῦ*).¹⁷⁰ This is the reason why the same text (*λέξις*) can be divided into various sections (*χρόνοι*) according to the nature of rhythm.¹⁷¹

4.4. It follows from this that the syllable which, either as a phonetic or as a phonological phenomenon, always has a certain quantity cannot, according to the principles of Aristoxenus, be metre, cannot supply the rhythm itself, it can only be a rhythmizomenon, i.e. a rhythm-bearer. And, indeed, in a fragment preserved by Psellus we can read the statement as follows: "Aristoxenus teaches that the syllable cannot be a metre, for every metre itself is limited in quantity and is in a certain determined relation with the thing to be measured. The syllable, however, is not in such a determined relation with the rhythm as the metre with the thing to be measured, for *the length of a syllable is not always the same*, a metre, however, inasmuch it is a metre, must be constant in quantity and likewise the measure of time must be constant as regards the quantity of time. The syllable, however, as measure of time, is not constant in time, since *the duration of syllables is not always the same*, though their *relation as to size* (*λόγος . . . τῶν μεγεθῶν*) *is always constant*, for a short syllable (*βραχεῖα*) is equal to half a time-unit and a long one (*μακρά*) is twice as much."¹⁷²

Since in Greek a short or a long vowel may constitute a syllable by itself, thus, what is characteristic of the vowels as regards their quantity is characteristic also of the syllables. And because, as we have seen it, in Greek a long vowel is, from a phonological-semantic point of view, considered indeed twice as long as a short one, a long syllable may likewise be conceived, from a phonological-semantic point of view, as the double of a short one. Nevertheless, as it was also emphasized by Aristoxenus, it does not follow that every long vowel is invariably twice as long as a short one; a long syllable can at most be *equal to the length of two corresponding short syllables*, that is to say, in each individual case only *the time ratio of a given long vowel can be*

¹⁶⁸ Rhythm. Elem. c. 6 Westphal.

¹⁶⁹ Ibid. c. 9 West.

¹⁷⁰ Ibid. c. 4 West.

¹⁷¹ Ibid. c. 4 West.

¹⁷² Fragm. ap. Psell. see Westphal—Saran op. cit. II. p. 76. — Italics mine. —

considered identical with that of two short vowels corresponding to it or possibly substituting it (from a phonological-semantic point of view).

4.5. Aristoxenus, as we have seen above, obviously considered the lengths of speech-sounds immeasurable, because, in his view, "the speech-sounds are in a constant flow never remaining in the same place for a considerable time." On the basis of cymographic measurements, E. Brücke stated as early as the end of the last century that "die Silben ihrer natürlichen Dauer nach sehr verschieden sind und daß man sie gröblich in zwei Haufen, in lange und kurze, abgeteilt hat . . . Die kürzesten Silben werden von den längsten weit mehr als bis zum Doppelten übertroffen, während sich andererseits zwischen langen und kurzen keine bestimmte Grenze ziehen läßt."¹⁷³ In his work on the formation of Greek syllables, E. Hermann also emphasizes: "Experimentelle Untersuchungen mit Instrumenten haben die längst gemachte Beobachtung bestätigt, daß die Quantitäten der Laute nur relative Begriffe sind."¹⁷⁴ And he immediately adds: "Um diese Unterschiede bekümmern wir uns aber meist überhaupt nicht. Wenn wir von einem homerischen Wort wie *ἄλμῃ* sprechen, so nehmen wir unbesehen hin, daß es aus zwei *gleich* langen Silben besteht: jede umfaßte zwei Moren, die in dem ersten Fall durch *a + λ*, im zweiten durch *η* gebildet werden."^{174a} On the other hand, in connection with the perception that "every Indo-European syllable had a certain determined quantity whether a short one or a long one," A. Meillet makes the following remark: "C'est n'est pas à dire que toutes les longues aient été également longues, ni toutes les brèves également brèves: un *a* est, par nature, plus long qu'un *e* ou un *o*, et un *e* ou un *o* plus qu'un *i* ou un *u*. Il est donc possible que, entre tel *ā* bref et tel *ī* long, la différence de durée réelle n'ait pas été grande."¹⁷⁵

4.6. Now, in order to clarify the concepts we must state that the measurable quantity of the single vowels and syllables, which, of necessity, can vary a great deal, is a *phonetic quantity*. From this, however, we must sharply distinguish the *phonological-semantic* quantity, which — as it was already discovered by Aristoxenus — can be considered as having identical ratio (1 : 2) in the case of any given long or short vowel or syllable. Again, relying on Aristoxenus, from these the *rhythmic quantity*, too, must clearly be distinguished, the basis of which being the *χρόνος πρῶτος*, which, according to Aristoxenus "durch keines der Rhythmizomena einer Zerlegung fähig

¹⁷³ From his work entitled *Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst* (p. 29), quoted by Westphal, op. cit. II, CXLVIII.

¹⁷⁴ E. Hermann, *Silbenbildung im Griechischen und in den andern indogermanischen Sprachen*. Göttingen 1923. p. 5.

^{174a} Ibid.

¹⁷⁵ A. Meillet, *Les origines indo-européennes des mètres grecs*. Paris 1923. p. 9.

ist."¹⁷⁶ Thus, somewhat later, he makes the following remark on the rhythmic time-unit: "Die Zeit nun, auf welche in keiner Weise weder 2 Töne noch zwei Silben, noch 2 Semeia der Orchestik kommen können, die wollen wir Chronos protos nennen."¹⁷⁷

In the view of rhythmicians it is this elementary rhythmic time-unit that is usually realized in the beats of a melody, of the sung words of a poem as well as of a dance. And because rhythm determines the flow of the rhythmicized matter by introducing this rhythmic time-unit into it, the ancients could with good reason say that "the father of metre is rhythm" (*μέτρον δὲ πατὴρ ὄνθμὸς καὶ θεός*¹⁷⁸).

If this rhythmic time-unit (*χρόνος πρώτος*) remains in the execution of a musical work unaltered and if in the words of a melody a short syllable corresponds to each time-unit it is obvious that, in this case, *the quantity of each short syllable as well as the quantity of each foot, composed of the same amount of short and long syllables, must be considered practically equal.*

In the texts written in verse and rhythmicized in this way by the constantly identical time-unit, every foot is, in principle, of equal length. Realized in the text, in the syllables and feet of a verse, the *rhythmic quantity* becomes *metric quantity* as well, provided we take as basis the principle concluded from experiences of phonological-semantic character that each long vowel can be considered twice as long as a (corresponding) short one. Now, as long as the *χρόνος πρώτος* is equal to a short syllable and one half of a long syllable, respectively, the rhythmic, metrical as well as the phonological quantities can remain in complete harmony. Difficulties, however, immediately arise if the *χρόνος πρώτος* becomes either larger or smaller than this time-unit.

4.7. Taking this into consideration, we begin to understand the informations — hitherto not quite clear to us owing to our failure to recognize the fundamental differences between the *rhythmical*, *metrical* as well as the *phonological* quantities — which refer to the controversies on the question of quantity between the rhythmicians, on the one hand, and the metricians and grammarians, on the other. Through Choeroboscus it is known that "the metricians, i.e. the grammarians, reckon the time-units (*χρόνους*) otherwise than the rhythmicians. The grammarians consider the large time-quantity (*μακρόν χρόνον*) as equal to two time-units and do not take into consideration any time-quantity larger than this. The rhythmicians, however, know about larger ones than this, professing that there are syllables containing

¹⁷⁶ Rhythm. Elem. c. 10. West.

¹⁷⁷ Ibid. c. 12. West. — Westphal's translation.

¹⁷⁸ Longinus Prol. in Hephaest. Ench. 81, 10 Consbr. — In the same way Choerobosc. Comm. 177, 12 Consbr. — Regarding the whole see A. Förster, *Acta Antiqua* IV [1956], p. 176.

two half time-units, moreover, three and more half time-units, too.”¹⁷⁹ Dionysius of Halicarnassus also remarks that “as to length and shortness, the syllables are not of the same kind, but some are longer than the long ones and some are shorter than the short ones.”¹⁸⁰

From the foregoing we now know that the ground for such controversies lay in the difficulties in reconciling the rhythmical, metrical and phonological quantities. The metricians and grammarians relying on the regularities of phonological quantity considered it inconceivable that the ratio of short and long syllables should not be one to two and that any other ratio should exist between them. On the other hand, the rhythmicians taught that the ratio of long and short syllables might be not only two to one (2 : 1), but one-and-a-half to one $\left(1\frac{1}{2} : 1\right)$ as well. If the short syllable is taken to be a quarter ($\circ = \text{♩}$), the long one may be a half ($-- = \text{♩}$), but it may be a dotted quarter ($- = \text{♩}$) (punktiertes Viertel) as well. Aristoxenus tells about these rhythmical possibilities in detail.¹⁸¹ On the other hand, Dionysius of Halicarnassus informs us about the fact that in the Homeric dactylic hexameter the ratio of one long and two short syllables ($-- \circ \circ$) is one and a half to one and one $\left(1\frac{1}{2} : 1, 1\right)$, i.e.

♩. ♩♩. According to him the rhythmicians consider “the long syllable in such a foot shorter than a full one and because they cannot say how much shorter it is, such a dactyl is called *ἄλογος*.”¹⁸² Thr. Georgiades believes to have discovered the very same rhythm in the beats of the most wide-spread Greek popular choric dance, known today by the name *Syríos kalamatianós* and traces back the flow of the Homeric hexameter described by Dionysius of Halicarnassus to the rhythm of the kalamatianos.¹⁸³

From our point of view, one thing is essential, namely, that *in such metrical scannings the irreconcilability and conflict of the rhythmical quantity, on the one hand, and the metrical and phonological quantity on the other, have become unquestionable*. In verses of such cadence in which the quantitative ratio of the long and short syllables is not precisely two to one (2 : 1), the phonological quantity cannot assert itself in its pure form. The possibility of a scanning of the ratio one-and-a-half to one and one $\left(1\frac{1}{2} : 1, 1\right)$ or one-and-a-half to one $\left(1\frac{1}{2} : 1\right)$, implanted in the text of the verse “from without” shows clearly that it is not by the mere phonological quantities of the syllables

¹⁷⁹ Choeroboscus, Comment in Hephaest., p. 180, 4 seqq. Consbr.

¹⁸⁰ Comp. Verb. c. 15, p. 57, 17 Us.-Rad.

¹⁸¹ Rhythm. Elem. c. 20. West. Cf. in addition Georgiades Thr., Musik und Rhythmus bei den Griechen. Hamburg 1958. p. 54.

¹⁸² Comp. Verb. C. 17, p. 71, 10 seqq. Us.-Rad.

¹⁸³ Georgiades Thr., op. cit. 54 seqq.

that the pulsating flow of metrical verses is brought about. Therefore we cannot adopt the view of A. Meillet according to which „le rythme de l'indo-européen ne reposait que sur les différences de quantité entre les syllabes.”¹⁸⁴ The existence of the rhythmical quantity implanted in the metrical verse by the pulsation of the rhythm and clearly distinguished from the phonological quantity makes us adopt Aurel Förster's view as against that of A. Meillet: “Es wäre eine vollkommene Verkennung der Sachlage zu behaupten, eine gewisse Ordnung der Silbenquantitäten »erzeuge« den Rhythmus; im Gegenteil, es ist der Rhythmus, »der Vater des Metrums«, der zur Ausgestaltung seines Wesens die Quantitäten auswählt und verwendet.”¹⁸⁵ The meaning of this view becomes still clearer for us if we make a sharp distinction between the rhythmical quantity, on the one hand, and the metrical-grammatical as well as the phonological quantity, on the other.

4.8. The main function of rhythm in bringing about metrical verse is — as has been seen — to give by regular recurrence duration, i.e. a metre, determined more or less precisely, to the single syllables of the text. Nevertheless, the rhythm implanted in the text (*λέξις*) could have another function as well.

In this respect Aristotle's observations on the delimitative function of metrical parts deserve special attention. In Book 3 of his *Rhetoric* Aristotle says, among others, the following: “The form of a prose composition should be neither metrical nor destitute of rhythm. The metrical form destroys the hearer's trust by its artificial appearance, and at the same time it diverts his attention making him watch for metrical recurrences . . . On the other hand, unrhythmical language is too unlimited; we do not want the limitations of the metre, but some limitation we must have, or the effect will be vague and unsatisfactory. Now it is number that limits all things and it is the numerical limitation of the form of a composition that constitutes rhythm, of which metres are definite sections . . . Prose then, is to be rhythmical, but not metrical, or it will become not prose but verse. It should not even have too precise a prose rhythm, and therefore should only be rhythmical to a certain extent.”¹⁸⁶

After the establishment of principles Aristotle expounds that all the feet figuring in the metres of poetic works, e.g. the *iambus* and the *trochee* are inappropriate in artistic prose. Thus it is the *paean* only that should be taken into consideration: “There remains the *paean*, which speakers began to use

¹⁸⁴ A. Meillet, op. cit. p. 8.

¹⁸⁵ *Acta Antiqua* IV [1956], p. 182. — Essentially this view is held by Károly Marót, too, cf. *Acta Antiqua* VI. [1958] p. 59; cf. *Die Anfänge der griechischen Literatur*. Bp. 1960. p. 290.

¹⁸⁶ *The Works of Aristotle*. Translated into English under the Editorship of W. D. Ross, Volume XI. Oxford 1946—52. *Rhetorica*, Book III. 8. 1408 b.

in the time of Thrasy machus, though they had then no name to give it. The paeon is a third class of rhythm, closely akin to both the two already mentioned; it has in it the ratio of three to two whereas the other two kinds have the ratio of one to one, and two to one, respectively. Between the two last ratios comes the ratio of one-and-a-half to one, which is that of the paeon."¹⁸⁷ Further on Aristotle suggests the $- \text{ooo}$ variant of the paeon as the beginning of artistic prose and the $\text{ooo} -$ variant as the conclusion of a sentence.

As a result of A. Thumb's statistical researches it becomes evident why Aristotle considered these feet suitable for this delimitative function in artistic prose. According to these researches, in the works of Plato, Xenophon and Demosthenes the coincidence of two long syllables ($- -$) is the most frequent. This is followed by the junctions $- - \text{o} -$, and $- \text{o} \text{o} -$. Compared to all these, the junctions $- \text{ooo} -$ and $- \text{oooo} -$ occur in an insignificant number. On the basis of these data A. Thumb draws the conclusion as follows: "... die Seltenheit der rhythmischen Form $- \text{ooo} -$ scheint in der natürlichen Sprache begründet zu sein ..."¹⁸⁸

According to A. Meillet's researches, in Greek and Vedic metrical poetry, too, in the beginning, cadencing covered the last syllables only, omitting the first and intermediate ones: "Et dans le vers grec et dans le vers védique, la partie sensible est la fin; sauf la dernière syllabe du vers, qui est indifférente dans l'un comme dans l'autre, c'est là que la quantité de chaque syllabe est soumise à des règles précises. Au contraire, il n'y a presque aucune alternance définie de longues et de brèves dans le commencement d'un vers védique; et ceci rappelle la »base« indifférente des vers éoliens, les licences du premier pied de l'hexamètre, les libertés spéciales du premier pied des vers iambico-trochaïques ..."¹⁸⁹

According to these, the rhythmization of Greek verses goes back, in the last analysis, to tendencies identical with prose rhythm, which at first covered delimitation (i.e. the indication of the ending of sentences) only.

4.9. Accordingly, in Greek, the sound-property characterized by the dialectic opposition $\mu\eta\lambda\omicron\varsigma \sim \beta\rho\alpha\chi\upsilon\tau\eta\varsigma$ could be realized as a phonetic and phonologic-semantic as well as a rhythmic and metric quantity. Phonologic quantity had a distinctive function manifesting itself in the shortness and length of the vowels, rhythmic quantity had a metre-forming function in metrical verses and a delimitative one in artistic prose.

5. The teaching of Aristoxenus on the continuous, uninterrupted flow of speech-sounds does not seem to have been adopted by everybody in an-

¹⁸⁷ Ibid. 1409 a.

¹⁸⁸ A. Thumb, *Satzrhythmus und Satzmelodie in der altgriechischen Prosa. Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen I—III. Heft. 1913. 151 seqq.*

¹⁸⁹ A. Meillet, *Aperçu d'une histoire de la langue grecque. Paris 1948⁶ p. 139.*

tiquity. Lasus, with whose views Aristoxenus enters into controversy in some passage of his, upheld the view that a speech-sound had not only length but breadth (*πλάτος*) as well. "About this (i.e. about the difference between the motions of speech-sounds and musical sounds) we must speak a little more precisely, -- says Aristoxenus -- unless we want to fare like Lasus as well as some followers of Epigonus who were of the opinion that a sound had some breadth (*πλάτος*) too."¹⁹⁰ Consequently, Lasus, a well-known writer of tragedies and dithyrambs at the time of Pisistratus and also one of the musical masters of Pisistratus, as well as Epigonus of Ambracia, citizen of Sicyon, the inventor of the instrument with many strings named after him as well as the pupils of the latter, considered sound not as a phenomenon moving like a point, in one dimension only, but conceived it in at least two dimensions; if they also attributed breadth to it, they obviously conceived a sound as having *length* and *breadth*.

We do not know whether the statements of Lasus and Epigonus referred to all kinds of sounds or to musical sounds only. Presumably, they referred to sounds of any kind, i.e. to speech-sounds as well as to musical sounds. For if they had made such a sharp distinction between speech-sounds and musical sounds as Aristoxenus did, the latter would hardly have entered into controversy with them. Thus, Lasus and Epigonus are likely to have attributed certain length to speech-sounds as well and this is what they called *πλάτος*, i.e. a second dimension.

5.1. Speaking of the opposing sound-properties relevant from a metrical point of view, Aristotle -- as has been seen -- mentioned in his Poetics the 'thickness' (*δασύτης*) and the 'bareness' (*ψιλότης*) of sounds, too. Some people, like recently Collart, do not believe that Aristotle was thinking here of the opposition of sounds aspirated and unaspirated.¹⁹¹ On the other hand, it has, by all means, to be taken into consideration that already in a passage of the Rhetorica ad Alexandrum, in connection with the words of double meaning (*ἀμφίβολα*) which are to be avoided (*διαφεύγειν*), the author mentions, by way of example, the word *ΘΑΟΣ* which may have the meaning 'threshold' and 'way' alike.¹⁹² Here the following opposition can be seen: *ὁδός* 'way' ~ *ὀδός* 'threshold', the difference of meaning being expressed by the spiritus asper placed over the initial vowel of the first word.

The aspirated pronunciation did not exist in all of the Greek dialects.¹⁹³ It was missing, among others, in the Eastern Ionic and Aeolic dialects, in which the Homeric epic poems were written. Since, however, it (i.e. aspirated

¹⁹⁰ Aristoxenus Harmonikon . . . c. 3, 21 Marquard.

¹⁹¹ Collart, op. cit. p. 65.

¹⁹² Rhet. ad Alex. 26. 1435^b 20.

¹⁹³ Regarding the particulars of this problem the standard work is still: A. Thumb, Untersuchungen über den Spiritus asper im Griechischen. Straßburg 1888.

pronunciation) was extant in the Attic dialect, the spiritus asper may have come into the Homeric texts through Attic tradition.¹⁹⁴ In the ancient Attic dialect the mark of aspiration was, up to the spelling reform of Archinus (403 B.C.), the — or — . The then prevailing Eastern Ionic alphabet, having no mark at all for indicating the spiritus asper, caused some confusion in Attic spelling, because h was not spelt any more, still it continued to be pronounced.¹⁹⁵ Thus it is easy to understand why, up to the time of Aristophanes of Byzantium who, according to the Arcadius-epitome, introduced the use of spiritus asper and lenis, the reading of written texts gave rise to a great many misunderstandings. It was owing to the lack of such marks that the above quoted sophistical word-twistings appearing in the Doric Disputations, in the *Rhetorica ad Alexandrum* as well as in the *Sophistikoi Elenchoi*, were made possible.

Obviously in order to avoid such ambiguities, did Aristophanes of Byzantium, relying on earlier local traditions, indicate the spiritus asper by means of the mark of half a Heta (—), as it was usually done in Tarentum and Heraklea, and the spiritus lenis with the other half of the mentioned symbol (—).¹⁹⁶

Until this marking became general, however, the opposition of the meanings of aspirated and unaspirated words written in the same way had caused much trouble to commentators, especially to those of the Homeric epics.

For instance, on several occasions it was debated whether the combination of letters $E\Xi$ read with aspiration should be considered as a numeral or without aspiration as a verbal prefix. Thus in their comments of the following lines of the *Iliad* Zenodotus interpreted the word $E\Xi E A O M H N$ quite differently than Aristarchus did: $\delta\acute{\omega}\sigma\omega\ \delta'\acute{\epsilon}\pi\tau\acute{\alpha}\ \gamma\upsilon\nu\alpha\iota\kappa\alpha\varsigma\ \acute{\alpha}\mu\acute{\iota}\mu\omicron\nu\alpha\ \xi\rho\gamma\alpha\ \iota\delta\nu\acute{\iota}\alpha\varsigma,\ \Lambda\epsilon\sigma\beta\acute{o}\delta\alpha\varsigma,\ \acute{\alpha}\varsigma\ \acute{\upsilon}\tau\epsilon\ \Lambda\acute{\epsilon}\sigma\beta\omicron\nu\ \epsilon\upsilon\kappa\tau\iota\mu\acute{\epsilon}\nu\eta\nu\ \acute{\epsilon}\lambda\omicron\nu\ \alpha\upsilon\tau\acute{o}\varsigma\ E\Xi E A O M H N,\ \acute{\alpha}\iota\ \kappa\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\iota\ \acute{\epsilon}\nu\acute{\iota}\kappa\omega\nu\ \varphi\acute{\upsilon}\lambda\alpha\ \gamma\upsilon\nu\alpha\iota\kappa\acute{\omega}\nu$ I. 127–30. Here the first two letters of the word written with capitals were read by Zenodotus as $\xi\acute{\xi}$ meaning 'six',^{196a} whereas Aristarchus, considering it as one word, read it as a verbal prefix.¹⁹⁷ Accordingly, here the following opposition appears: $\acute{\epsilon}\xi$ - 'out'- $\sim \xi\acute{\xi}$ 'six'. The same opposition is dealt with in connection with the adjectival construction $\kappa\alpha\lambda\acute{\eta}\nu\ \chi\alpha\lambda\kappa\acute{\epsilon}\iota\nu\ E\Xi H A A T O N$ (M 295), where the first two letters of the verbal part were read by Zenodotus as $\xi\acute{\xi}$ without aspiration, whereas by Aristarchus they were read as $\xi\acute{\xi}$, with aspiration, as a numeral.¹⁹⁸ The very

¹⁹⁴ On this see J. W. Wackernagel, *Sprachliche Untersuchungen zu Homer*. Göttingen 1916. (Forschungen zur griechischen und lat. Grammatik. 4.) Cf. id. *Glotta* 7, 161 seqq.

¹⁹⁵ K. Meisterhans, *Grammatik der attischen Inschriften*. Berlin 1900.³ p. 85.

¹⁹⁶ Laum, op. cit. 128–9; cf. Fr. Blaß, *Über die Aussprache des Griechischen*. Berlin 1888.³ pp. 90–5.

^{196a} Schol. II. V, 300 Maass ad I, 130.

¹⁹⁷ Schol. II. I, 306 Dind. ad I, 130.

¹⁹⁸ Schol. II. I, 428 Dind. ad M 295.

same problem was discussed by the scholiasts in their comments on the letters *ΕΞ* occurring in K 475,¹⁹⁹ as well as in *μ* 246.²⁰⁰

The first two letters of *ΕΝ δὲ γόνυ γνάμψεν* (*Ψ* 731) were read by Leptines with aspiration as a numeral whereas by others without aspiration as a verbal prefix (*πρόσθεσις*).²⁰¹ Accordingly the following opposition appears here:

ἐν 'in' ~ *ἐν* 'one'.

Besides these, in the Homeric scholia, among others, the following oppositions are met with:

ἡ 'article, feminine' ~ *ἡ* 'in truth, of a surety'²⁰²,

ἡ 'article, feminine' ~ *ἡ* 'or'²⁰³,

ἡ 'relative pronoun, feminine' ~ *ἡ* 'than'²⁰⁴,

ἡ δέ 'she, however,' ~ *ἡδέ* and²⁰⁵

ἥν 'quam, acc. relativ. fem.' ~ *ἥν* (= *ἐάν*) 'if'²⁰⁶.

A remarkable part was played by the presence or absence of aspiration in the compounds like *ΦΙΛΙΠΠΟΣ* read with spiritus asper when considered as an adjective by many of the grammarians, or read with spiritus lenis when considered as a proper name.²⁰⁷ Thus with interaspiration such oppositions were taken into account:

φίλιππος 'fond of horses' ~ *Φίλιππος* 'proper name'

μελάνιππος 'having a black horse' ~ *Μελάνιππος* 'proper name'

εὐαἰμονίδης 'of good blood' ~ *Εὐαἰμονίδης* 'proper name'

εὐρύαλος 'with wide threshing-floor' ~ *Εὐρυᾶλος* 'proper name'

ἀγχιάλος 'near the sea' ~ *Ἀγχιάλοι* 'proper name'²⁰⁸

εὐαἶμων 'of good blood' ~ *Εὐαἶμων* 'proper name'²⁰⁹

ὠκύαλος 'fast sailing' ~ *Ωκύαλος* 'proper name'

ἁμφιάλος 'sea-girt' ~ *Ἀμφιάλος* 'proper name'

ἰστυάλος 'city on the sea' ~ *Ἀστυάλος* 'proper name'²¹⁰

πολυαἰμονίδης 'full blooded' ~ *Πολυαἰμονίδης* 'proper name'²¹¹.

¹⁹⁹ Schol. Il. II, 366 Dind. ad K 475.

²⁰⁰ Schol. Od. II, 547 Dind. ad *μ* 246.

²⁰¹ Schol. Il. II, 269 Dind. ad *Ψ* 731.

²⁰² Schol. Il. II, 66 Dind. ad *Ο* 127; *ibid.* Il. 278. Dind. ad *Ω* 72.

²⁰³ Schol. Od. I, 233 Dind. ad *δ* 744.

²⁰⁴ Schol. Il. I, 76 Dind. ad B 73; *ibid.* I, 134 ad I 134.

²⁰⁵ Schol. Il. I, 220 Dind. ad E 736; *ibid.* II, 277 ad *Ω* 45; Schol. Od. I, 284 Dind. ad *ε* 391; *ibid.* II, 497 ad *λ* 285; *ibid.* II, 543 ad *μ* 168.

²⁰⁶ Schol. Od. I, 68 Dind. ad *α* 415. — On these and other similar cases see Laum, *op. cit.* p. 357.

²⁰⁷ On these see K. Lehrs, *De Aristarchi studiis Homericis*. Leipzig 1882³. 313 seqq.

²⁰⁸ Schol. Il. I, 201 Dind. ad E 76.

²⁰⁹ Schol. Il. 258 Dind. ad H 167.

²¹⁰ Schol. Il. II, 88 Dind. ad *Ο* 705.

²¹¹ Schol. Il. I, 282 Dind. ad *Θ* 276.

5.2. Not only in the Homeric scholia, but — according to Laum's observation — on the papyri as well the distinction of spiritus asper and lenis for indicating the meaning of the word and its value as a part of speech is often met with. "Vor allem — says Laum — sind Artikel, Relativ und Konjunktion bezeichnet; denn zu fast allen gab es eine gleichlautende Form in anderer Bedeutung mit *πνεῦμα ψιλόν* . . .

Außer den von den Grammatikern in der Homerscholien besprochenen kam noch eine Reihe anderer in Betracht, es waren

┌	┐
A	A
┌	┐
AN	AN
┌	┐
AI	AI
┌	┐
HΣ	HΣ
┌	┐
ON	ON
┌	┐
OI	OI
┌	┐
Ω	Ω
┌	┐
ΩN	ΩN
┌	┐
OYΣ	OYΣ
┌	┐
OY	OY

zu unterscheiden.²¹² In cases like these the grammarians discovered the phonological-semantic function of the spiritus asper.

5.3. The spiritus asper, however, had to be taken into consideration not only from a *phonological-semantic*, but from a *prosodical* point of view as well. For the aspiration, as it was emphasized by one of the scholiasts, can make a syllable — passing otherwise for short — long in certain positions; thus, for instance, in the following line of the Iliad: *αἶ κε κακός ὦς νόσφιν ἀλυσκάζω πολέμοιο* (Z 443) the syllable *κός* is made long by the following aspiration.²¹³

5.4. For this reason it is not surprising that by and by not only the accent, but the quantity and along with it the aspiration as well were drawn

²¹² Laum, op. cit. p. 359.

²¹³ Schol. in Dion. Thr. 54, 3–26 Hilg. — In the same passage other similar examples, too.

into the field of *προσῳδία*. It is not by chance that, as we have already seen above, in his *Poetics* already Aristotle, referring to *metrical* considerations, enumerated these three opposing sound-properties mentioned repeatedly, viz. the *δασύτης* ~ *ψιλότης*, the *μῆκος* ~ *βραχύτης*, and the *ὀξύτης* ~ *βαρύτης*. Without taking these into account it was by no means possible to discuss the metric relations of the Homeric epics and other poetic works.

According to one of the Homeric scholia, in his work entitled *Ὀδυσσειακαὶ προσῳδαί* Ptolemaeus Ascalonites discussed the *πνεῦμα* as well.²¹⁴ It was Heraclides of Miletus who first treated of the prosodical material collected from the Homeric epics and other poetic works in a *Καθολικὴ προσῳδία*: from its fragments still extant it is clear that in this work, besides the accent, the quantity as well as the aspiration came within the field of *προσῳδία*.²¹⁵ A generation later, in the last book, i.e. Book XX, of his important work *Περὶ καθολικῆς προσῳδίας* Herodianus treated of quantity and aspiration under the title *ΠΕΡΙ ΧΡΟΝΩΝ ΤΩΝ ΕΝ ΦΩΝΗΣΕΙ ΚΑΙ ΠΝΕΥΜΑΤΩΝ*.²¹⁶ On the other hand, Apollonius Dyscolus wrote three books severally *ΠΕΡΙ ΤΟΝΩΝ*, *ΠΕΡΙ ΧΡΟΝΩΝ*, *ΠΕΡΙ ΠΝΕΥΜΑΤΩΝ*.²¹⁷

Thus these three oppositions being of great importance from a metrical point of view, got, after Aristotle's time, more and more closely related to one another.²¹⁸

5.5. Other connections were also established between these sound-properties. As has been pointed out, the sound-property *χρόνος* was already considered as second dimension besides *τόνος* by Lasus and Epigonus. The Stoics, however, went still farther. In their view "the sound is a body."²¹⁹ According to their doctrine, a body has three dimensions: "Body is something — as Apollodorus says in his *Φυσική* — that has three dimensions, viz. length (*μῆκος*), breadth (*πλάτος*), and height (*βάθος*); such a thing is also called a solid."²²⁰ Now, if sound is a body it must also have three dimensions, at least according to the Stoic doctrines. Obviously their train of thought is expressed in the Varro-fragment preserved by Pseudo-Sergius, in which the following view is stated: "One must know that a sound as every body has three dimen-

²¹⁴ Schol. II. II, 212. Dind. ad *Φ* 37, 38.

²¹⁵ L. Cohn, *De Heraclide Milesio grammatico*, Berliner Stud. I. [1884], p. 630; cf. Laum, op. cit. p. 24.

²¹⁶ Lentz I, pp. 520—547; *ibid.* H. Schultz, *Pauly—Wissowa VI*, p. 962., Laum op. cit. p. 24.

²¹⁷ *Librorum Apollonii deperditorum fragmenta*, ed. R. Schneider, 9 seqq.

²¹⁸ On the further enlargement of the category of *προσῳδία* see Laum, op. cit. 26 seqq.

²¹⁹ Diogenes Laërt, VII, 55: καὶ σῆμα δ' ἐστὶν ἡ φωνή, κατὰ τοὺς Στωϊκοὺς, ὥς φησιν Ἀρχέδημος τε ἐν τῇ περὶ φωνῆς καὶ Αἰωγένης καὶ Ἀντίπατρος καὶ Χρύσιππος ἐν τῇ δευτέρᾳ τῶν φυσικῶν. Cf. Gellius Noct. Att. V. 15: Sed vocem *Stoici* corpus esse contendunt eamque esse dicunt ictum aëra.

²²⁰ Diogenes Laërt, VII, 135: σῶμα δ' ἐστὶ φησὶν Ἀπολλόδωρος ἐν τῇ φυσικῇ, τὸ τριχῇ διαστατόν, εἰς μῆκος, εἰς πλάτος, εἰς βάθος. τοῦτο δὲ τὸ στερεόν σῶμα καλεῖται.

sions, length (*longitudo*), height (*altitudo*), and thickness (*crassitudo*). The length is measured by measure of time and syllables, for the time needed to pronounce a word and the number and the quality of the syllables of the single words are the most important things. The height or pitch is determined by the accent according to whether part of the word is falling by becoming grave or rising by becoming acute. On the other hand, the thickness lies in spiritus, that is the reason why it is called aspiration by the Greeks; for pronouncing them with aspiration we form every word bulkier (*pinguiore*) or pronouncing them without aspiration we form them thinner (*tenuiores*).'²²¹ It is obvious that this doctrine is of Greek origin and must have found its way to Varro from the phonetic works of the Stoics.

5.6. In Collart's view, the allusion made here by Varro is not to the pronunciation of the spiritus asper when he designates *aspiration* as the third dimension of the sound. With him *aspirare* means no more than 'chasser l'air', the term in question is made by him just as vaguely as the term *δασύτης* is by Aristotle in the passage of his *Poetics* often referred to.²²² All that has been said above concerning the researches of the Greek metricians is *decidedly at variance with this assumption*. According to the doctrines of the Greek metricians and grammarians, the aspirated pronunciation and its absence respectively, had, as we have seen it already, long since belonged to the prosodical properties of sound just as the accent and the quantity. According to one of the commentators of the *Grammar of Dionysius Thrax*, when pronouncing the spiritus asper we exhale the air with great force from our chests whereas at the pronunciation of the spiritus lenis we exhale it through the tips of our lips; it is by this fact that the quality (*ποιότης*) of the corresponding syllables is determined.²²³ By another scholium it is also emphasized that in Greek the aspiration is not a separate sound, but a mere accessory (*συμβεβηκός*) of the sounds just as the rest of *προσφδία*,²²⁴ that is to say, even according to this statement, aspiration is one of the important accessory sound-properties.

5.7. Since, according to the above statements, the Greeks brought the aspiration into connection with such ways of sound-formation as have a function from the point of view of the formation of the intensity of sounds, we can refer here to H. Stetson's²²⁵ studies in experimental phonetics following in Sievers' footsteps. According to these, in sound-formation the sublaryngeal

²²¹ Ps. Sergius, Expl. in Don., Gramm. Lat. Keil IV, pp. 525–26.

²²² Collart, op. cit. p. 66.

²²³ Schol. Dion. Thr. 142, 30 Hilg.

²²⁴ Schol. Dion. Thr. 496, 22 Hilgard.

²²⁵ R. H. Stetson, *Motor Phonetics*. (A study of speech movements in action.) Amsterdam 1951.²

mechanisms have a significant, though hitherto little examined function. The observation of the latter is important in phonemics, too, especially in connection with the analysis of the prosodic (i.e. suprasegmental) properties. The significance of Stetson's experiments was evaluated by W. F. Twaddell, among others, as follows: "For all its inadequacies for linguistic purposes, Stetson's material points toward two sublaryngeal mechanisms, each capable of distinctively different modes of action, and both capable of various time-sequence relations with each other and with the larynx and the supralaryngeal mechanisms . . . At all events, it seems clear that more detailed study of the sublaryngeal mechanisms . . . is desirable to bring the suprasegmental phonemes out of the realm of subjective impressionistic identification of dogmatic description and of often unprofitable controversy."²²⁶

5.8. Besides the functions of aspiration hitherto discussed and noticed already by the Greek grammarians, the ancients took another peculiar function of it into account.

In connection with this peculiar role of aspiration we must, first of all, refer to what Trubetzkoy said about the Greek spiritus asper when speaking of the connections of the phonemes (Phonemverbindungen). Trubetzkoy emphasized the fact that the rules limiting the use and combination of the single phonemes often enable us to arrange the phonemes in a new way, in functional groups (funktionelle Einteilung der Phoneme). Referring as illustration to the method of how the phonemes in the Attic dialect were connected he mentioned the following example: "Im Altgriechischen gab es nur ein einziges Phonem, das ausschließlich im Anlaute vorkam: das war der *spiritus asper*. Die Phoneme, die sowohl nach dem spiritus asper stehen durften, als auch ohne diesen im Anlaut geduldet wurden, waren die *Vokale*. Alle übrigen Phoneme waren *Konsonanten*."²²⁷

Already the ancient grammarians seem to have noticed this, for they made mention of such a function of the spiritus asper. In connection with the question whether the spiritus asper is a sound or only a possible accessory (*συμβεβηκός*, accidens) of sounds, one of the scholia attached to the grammar of Dionysius Thrax says as follows: "We must say that the spiritus asper (*δασεία*) is not a sound (*στοιχείον*). For sounds are either vowels (*φωνήεντα*) or consonants (*σύμφωνα*). So if we demonstrate that the spiritus asper has neither a vocalic nor a consonantal value it will be evident that it is not a sound. It has no vocalic value since vowels can be pronounced both with or without aspiration (*τὰ φωνήεντα καὶ δασύνονται καὶ ψιλοῦνται*). This is, however, not the case with the spiritus asper, so it is not a vowel."²²⁸

²²⁶ Language 29 [= 1955] p. 453. Cf. Jakobson—Halle, *Fundamentals of Language* 3.32.

²²⁷ TCLP 7, 219.

²²⁸ Schol. Dion. Thr. p. 187, 31 Hilgard.

At the bottom of this statement we find the realization that out of the Greek sounds those *before* which a spiritus asper can be pronounced are vowels; those before which it cannot be pronounced are consonants.

The circumstance as to which consonants were aspirated and which were not, played also a role in the classification of Greek consonants. The two main groups of the *σύμφωνα*, as we have seen above, were composed according to the Greek classifications of sounds of the *ῥημίφωνα*, i.e. 'Dauerlaute' and the *ἄφωνα*, i.e. 'Momentanlaute'. Now, out of the *ῥημίφωνα* the *ρ*, and still earlier, as proved by the combinations *λh* and *Mh* found in inscriptions, the *λ* and the *μ*, too, could be pronounced with aspiration; thus, the Greek sonants (Sonorlaute) (with the exception of the *ν*) could be pronounced with aspiration, as opposed to other *ῥημίφωνα* that could not. Owing to its aspirated pronunciation *ρ* was several times associated in the scholia with the vowels.²²⁹

Moreover in the further sub-division of the group of *ἄφωνα*, i.e. 'Momentanlaute', the aspiration was the decisive element: the group of *ψιλά* (*κ, π, τ*) pronounced without aspiration was in dialectical opposition to the *δασέα* (*χ, φ, θ*), and placed between them were the *μέσα* (*γ, β, δ*) as Aristotelian intermediates.

5.9. Speaking of the role of the opposition *δασύς-ψιλός* played in the phonetic technical terms of the Greeks, Sturtevant was right in referring to the fact that these adjectives, opposed to each other, always denote the state of being provided with something and its contrary, respectively, e.g. in connection with the hair of animals, the feather of birds, and the state of plains or mountains whether they are overgrown with trees or not.²³⁰ Taking into consideration the common role of aspiration played in the aspirated and unaspirated pronunciation of vowels as well as of the consonants (*ρ, λ, μ* and *χ, φ, θ*) just mentioned, and taking into account the technical terms (*δασύς ~ ψιλός, δασύνεται ~ ψιλοῦται*) connected with this phenomenon, Sturtevant is obviously right in making the following statement: "The only way to harmonize these three bits of phonetic description is to make *δασύς* refer to an audible puff of breath preceding or following another sound while *ψιλός* must indicate the absence of such a puff of breath."²³¹ In this way, the unaspirated pronunciation (*ψιλότης*) can be placed in a privative opposition to the aspirated one (*δασύτης*), in the same way as *βαρότης* to *δξύτης* and *βραχύτης* to *μῆκος*. Consequently, all the sound-properties referred to by Aristotle in the passage quoted above as dialectic oppositions, form privative oppositions.

²²⁹ Cf. e.g. Schol. Dion. Thr. 143, 20 Hilg.

²³⁰ Sturtevant, op. cit. pp. 70—1.

²³¹ Sturtevant, op. cit. p. 71. — There are also such people as considered the spiritus lenis not simply as the lack of aspiration, but as something like a glottal stop exist-

6. In this frequently mentioned passage of his *Poetics*, as we have seen, from among the differences of sounds recorded by the metricians, Aristotle mentioned in the first place the differences arising from the shape of the mouth observed when we are forming the single sounds as well as from the place where the sounds are formed (*σχήμασι τοῦ στόματος καὶ τόποις*), then he set forth the three dialectic oppositions treated above.²³²

From this information we learn that the way of production of the single speech-sounds was dealt with by the metricians *as early as in Aristotle's time*, and presumably even earlier.

From all that we can read especially in Plato's *Cratylus* about the expressiveness of the various speech-sounds, namely, about their role played in sound symbolics and etymologizing attempts, on the one hand, and about their aesthetic properties on the other, we can draw the conclusion that the production of the single sounds was well observed as long ago as by the Sophists. Thus in connection with λ we can read in *Cratylus* that in forming it the tongue slips (*ὀλυσθάνει*) and it is for this reason that this sound is suitable for the expression of slipping, smoothness etc.²³³ On the other hand, ρ is suitable for expressing motion of any kind because when forming it the tongue is in the least at rest and moves most.²³⁴ Ν was obviously felt by the "primeval denominator" as an "interior" sound and so it was made use of for forming the names of things that are within.²³⁵ When pronouncing δ and τ the tongue is compressed and set against the teeth, that is the reason why these sounds could become suitable for expressing binding and rest in a place.²³⁶ Owing to their pronunciation, φ, ψ, σ and ζ are suitable for imitating the movement and the blowing of the wind.²³⁷ When forming the combination γλ the continuous gliding of the tongue is checked by the pronunciation of γ, therefore this combination of sounds can suggest sticking and adhering.²³⁸

Among the vowels, according to *Cratylus*, α and ω may be suitable for expressing largeness and η for expressing length, since they are 'large' (*μεγάλα*). Those teaching this, obviously took notice of the sonority (*Schallfülle*) of these vowels.²³⁹ Ο seems to be suitable for expressing roundness (*γόγγυλον*), obviously because, according to the observation of the ancients,

ing in German as well as in Hebrew in the pronunciation of the aleph. Their view is, however, not adopted by Sturtevant and by others either.

²³² Aristot. *Poet.* 21.

²³³ *Cratyl.* 477 b. — The correctness of this teaching has recently been referred to by Iván Fónagy very convincingly on the basis of modern phonetic observations (*A költői nyelv hangtanából*. Bp. 1959. 65).

²³⁴ *Ibid.* 426 c. Cf. Fónagy, l. cit.

²³⁵ *Ibid.* 427 c. Cf. Fónagy, op. cit. 67.

²³⁶ *Ibid.* 427 a. Cf.: Fónagy, l. cit.

²³⁷ *Ibid.* 427 a.

²³⁸ *Ibid.* 427 b. Cf.: Fónagy op. cit. 65, n. 88.

²³⁹ *Cratyl.* 427 c. Cf. Fónagy op. cit. 78 seqq.

we purse our lips when forming this sound.²⁴⁰ I can express everything that is small, light and graceful (*λεπτά πάντα*)²⁴¹ evidently owing to the fact that at its formation the distance between the tongue-back and the palate is the smallest.²⁴²

6.1. These doctrines are associated with the name of Cratylus who was a pupil of Heraclitus. Thus the views of this kind appear to have been current at the time of the Sophists and the phonetic observations in connection with them probably date as far back as Heraclitus (about 540–480 B. C.). Consequently, the beginnings of the Greek phonetic researches, too, must date from that time. Dionysius of Halicarnassus states somewhere that of all the vowels the most beautiful and sonorous one is *α*, this is followed by *η* and this by *ω*. *Υ* has a lesser intensity than these because at its formation, owing to the pursing of the lips, only a weak sound escapes from the mouth. In his view, *ι* is the least sonorous vowel.²⁴³ The correctness of these statements was fully verified by the measurements of modern phoneticians regarding the intensity of the single vowels.²⁴⁴

Here as well as in other things Dionysius of Halicarnassus obviously drew from earlier sources.²⁴⁵ As we have seen above, already Democritus, and the Sophists, too, dealt with the problems of the aesthetic effect of sounds. It is possible that at that time there were already some observations on the sonority of vowels.

6.2. It is taught by modern phonetics that the sounds produced by the various operations of the speech organs differ in *quality* from one another. The smallest linguistic elements distinguishable on the basis of acoustic quality are called by the phonologists *phonemes*. Usually two functions of the phonemes are distinguished, viz. the distinctive and the expressive functions. The Greeks made no distinction between sounds and phonemes but they, too, were aware of these two main functions of the sounds differing owing to the different ways of their formation and, consequently, to their respective qualities. They obviously discovered very early that the meaning of a word becomes different if one of its sounds is altered, and that they were aware of the fact that sounds might have an expressive function as well is shown by their teachings mentioned above.

The ancient doctrines concerning the expressive function of sounds can be classed in two groups. The application of sounds by means of their formation

²⁴⁰ Cratyl. 427 c. — Cf. on this, too: Fónagy op. cit. p. 85.

²⁴¹ Cratyl. 426 e.

²⁴² On this see Fónagy, op. cit. pp. 81, 85.

²⁴³ Comp. Verb. c. XIV, pp. 51–52. Us.-Rad.

²⁴⁴ Fónagy op. cit. p. 78.

²⁴⁵ That part of his linguistic and acoustic comments derives from the Peripatetics: W. Kroll, *Rheinisches Museum* 72 [1907], 95 seqq.

to the denomination or symbolization of certain things might be called a symbolic function,²⁴⁶ while their use in poetic works for producing an artistic effect might be called an *aesthetic* function.

Modern phonetics records not only the *quality* of speech-sounds but their *attributes* as well, determined by their *pitch*, *length* and *intensity*. It measures their *pitch* by the number of vibrations per second, their *length* by the duration of their sounding and their *intensity* by the size of their amplitude.

Now it is obvious that in the above mentioned passage of his *Poetics* Aristotle first alludes to the *qualitative* differences of sounds, enumerating thereafter the three attributes of the sounds characterized by the dialectic oppositions mentioned previously; he refers with the opposition $\acute{o}\xi\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma \sim \sim \beta\alpha\rho\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma$ to the *pitch* of sounds, with $\mu\grave{\eta}\kappa\omicron\varsigma \sim \beta\rho\alpha\chi\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma$ to the *length* of sounds, and, finally, with $\delta\acute{\alpha}\sigma\acute{\upsilon}\tau\eta\varsigma \sim \psi\iota\lambda\acute{o}\tau\eta\varsigma$ (regarding the intensity of pronunciation brought into connection with the existence or lack of aspiration — though according to our present-day notions not quite rightly —) to the *intensity* of sounds. Of the sound-attributes those marked off by pitch are called by the phonologists *tonemes*, those by length are called *chronemes* and those marked off by intensity are called *stronemes*.²⁴⁷

7. As has been seen, in the teachings of the Greeks regarding both the classification and attributes of sounds the dialectic outlook came into full display. Their dialectic contrasts were all based on privative oppositions. Being aware of this fact we can make the surprising discovery that, in the last analysis, the fundamental theses of modern phonemics concerning the oppositions may, in an embryonic form, be found as far back as in the speculations of Greek grammarians just discussed. The researchers of to-day have, however, not taken this into consideration as yet, although to bring these facts to light might have been highly instructive from the point of view of the history of sciences. It was owing to the lack of such researches and analyses that an excellent Greek scholar, Manu Leumann — obviously hinting at the fact that the originators of modern phonemics, i.e. Baudouin de Courtenay and N. S. Trubetzkoy, were Slavists and, consequently, in creating the doctrine of phonemic oppositions and correlations, they presumably started from oppositions so conspicuously characteristic of the phonetic system of the Slavic languages — made the following statement when sizing up the phone-

²⁴⁶ In their teaching on sound-symbolics the Greeks attributed certain expressive power not only to the sounds and combinations of sounds but, on the basis of their formation, to the syllables as well, cf. e.g. Cratyl. 427 e. — The latest and best summary of the fundamental role of sound-symbolics played in the etymologic researches of antiquity: K. Barwick: *Probleme der stoischen Sprachlehre und Rhetorik* 1957. 70 seqq.

²⁴⁷ Thus e.g. D. Jones: *The Phoneme*. Cambridge. 1950. On the tonemes see: 152 seqq., on the chronemes 124 seqq., on the stronemes: pp. 151—2. Cf. on this problem L. Deme, *Magyar hangtani dolgozatok* (Nyelvtudományi Értekezések. No. 17) Bp. 1958. 148 seqq.

matic researches: "Es ist das große Verdienst der Phonologie, daß sie die Lautbetrachtung von der Phonetik weg wieder zu den Grundelementen der psychologischen Realitäten zurückgeführt hat, zu den als Phoneme bezeichneten Lautideen oder Lautvorstellungen; es ist ein weiteres, daß sie versucht, den Lautbestand einer Sprache als ein System von Phonemen zu betrachten. Doch *die einseitige Zentrierung des Systemgedankens auf die Oppositionen und deren Korrelationen ist ein lastendes Erbe ihres Ursprungs: im Slawischen ist in ziemlich singulärer Weise das Phonemsystem zweireihig*, beherrscht von dem Gegensatz hart und weich (palatal), und zwar sowohl bei den Vokalen wie bei den Konsonanten."²⁴⁸

From the above statements it will presumably become clear enough that the oppositions and correlations of the elements of the phonetic system as well as the sound-attributes *were already examined by the Greeks essentially in the same way as has been done by the pioneers of modern phonemics*, and that the researches both of the Greeks and of the modern phonologists striving to understand such relations more profoundly are, in the last analysis, of *dialectic outlook*.

7.1. The critics of the fundamental ideas of modern phonemics usually — and not quite without reason — blame the phonologists for having based their outlook on the *theory of differences*, since they profess with Saussure that within the language and also between the elements of the phonetic system there are *differences* only, and just for this reason, in the system of phonemes, too, they emphasize the differences between the members of the system, leaving out of consideration that between these members there are agreements as well. According to László Deme, a phoneme is an entity and a member of a system as well. As an entity it has some characteristics of its own; as a member of a system it has its definite place in the system. According to him, in the last analysis, this place in the system "is determined by the same positive aspect as an entity. For this reason, a phoneme may have such relevant features as would disappear in a characterization made on a merely differential basis. Thus in Hungarian, the phoneme *o* is — from a taxological point of view — merely a velar (as opposed to the palatal vowels); and its labial character would be irrelevant in this respect, for no illabial velar is opposed to it in the system."²⁴⁹ Similarly, in connection with the fact that the phonologists usually dwell on the existence or lack of the phonic peculiarity serving as basis of the correlative relation in the case of the voiced — unvoiced, palatalized — non-palatalized, long — short etc. oppositions, and, from the point of view of the peculiarity in question they usually distinguish

²⁴⁸ M. Leumann, *Kleine Schriften*. Zürich 1959. p. 406. — Spacing indicated by me. J. B.

²⁴⁹ Magyar hangtani dolgozatok. (Nyelvtudományi Értekezések. No. 17.) Edited by Loránd Benkő. Bp. 1958. p. 145.

members behaving in a positive or negative way, László Deme considers this distinction, too, as a product of the theory of differences. In his view, "one had better say that out of two related peculiarities now the one, now the other is extant in these members; but no matter which one is present it is not a negative, but a positive characteristic of the phoneme. Why should voicelessness (aperture of the vocal chords) be more negative than the voiced quality (the closure of the glottis released explosively several times), the short duration more negative than the long one, etc.; why should one of the phonemes have a reduced value, as it were, a minus sign as against the other one? Either of the phonemes is of equal value, for either of them is adequate for taking part as an independent means in furnishing sound vehicles for words and in distinguishing them from each other."²⁵⁰ Then referring to the fact that the properties of a given phoneme can one by one be found in other individual phonemes or series of phonemes, too, he makes the statement that, just for this reason each phoneme is connected through these properties with other phonemes or series of phonemes "as a more or less related one."²⁵¹

Taking into consideration Aristotle's teachings concerning the opposition *συστοιχία* ~ *ἀντιστοιχία*, expounded above in detail, we can state the fact that, from several points of view, they throw more and better light upon the relation of the dialectically opposed elements to one another than the theses of modern phonologists criticized by Deme with good reason. As we have seen above, such a member of a system as belongs to a series of elements (*συστοιχία*) agreeing with it from a certain point of view was called by Aristotle *σύστοιχος* and one that is a member of a series (*ἀντιστοιχία*) to be opposed, from a certain point of view, to the former series was called *ἀντίστοιχος*. Such an element, however, is not only *ἀντίστοιχος* (in its relation to the members of the series opposed), but at the same time a *σύστοιχος* as well (when compared to the related elements in the same series).

Now, taking over this outlook of Aristotle, even Dionysius Thrax taught that the series of the aspirates (*δασέα*) is in the relation of *ἀντιστοιχία* (*ἀντιστοιχει*) with the tenues (*ψιλά*), i.e. the following correlation exists between them:

Aspiratae (<i>δασέα</i>)	Tenues (<i>ψιλά</i>)
π	φ
κ	χ
τ	θ

²⁵⁰ Ibid. p. 147.

²⁵¹ Ibid. p. 148.

In his opinion, this opposition is explained by the fact that, if the following word beginning with a vowel is pronounced with spiritus asper, the tenuis is replaced by a corresponding aspirate, e.g. *εἶπε ὅπη* > *εἴφ' ὅπη*, *αὐτίκα ὁ μὲν* > *αὐτίχ' ὁ μὲν*, *ἔφατο οἱ* > *ἔφαθ' οἱ*.²⁵²

Explaining this, one of the scholiasts remarks that such changes in pronunciation can take place because the aspirates in question are placed in an identical series with the corresponding tenues: *φ* is an *ἰσόστοιχον* of *π*, *χ* of *κ*, and *τ* of *θ*.²⁵³ How frequent the use of *ἀντίστοιχον* as a grammatic technical term must have been is shown by the fact that in the Byzantine era certain spelling dictionaries were called *ἀντιστοιχάριον* or *ἀντιστοιχικόν*. In these dictionaries pairs of words pronounced in the Middle Ages in a similar or identical way, but opposed in spelling (as e.g. *ἄλλος* ~ *ἄλλως*, pronounced at that time already in the same way) and along with them other words causing difficulties in spelling were published alphabetically.²⁵⁴

It is shown by the terms *ἀντιστοιχεῖ*, *ἀντιστοιχάριον*, *ἀντιστοιχικόν* and *ἰσόστοιχον* used in a grammatic sense that, building on the foundations laid down in Aristotle's philosophy, the Greek grammarians grasped the dialectic relations of the series of sounds, from a certain point of view, more adequately and fully than the modern phonologists did, since they took into consideration not only the differences but also the agreements between the respective sounds.

8. The *στοιχεῖον*, we have seen, was a polysemic word: it meant the form of the letter-symbol of a sound, and the name and sound-value of this symbol. Nevertheless, the ancients often made no clear distinction between the letter and its sound-value. This was realized and referred to, in his own way, by the sceptic Sextus Empiricus (in the 3rd century B. C.). In his view, it is not right to teach that the *α*, *ι*, and *υ* are sounds of two time-values (*δίχρονα*) since, in each particular case, in a syllable of a single word they are either short or long, but they cannot be short and long at the same time, nor can they be common (*κοινά*) but in each case they are either short or long.²⁵⁵ Accordingly, the letters in question have, in fact, two different sound-values.

In his times philologists took seven prosodic properties of the vowels into consideration; they taught that a vowel can be long (*μακρά*), short (*βραχεῖα*), acute (*ὀξεῖα*), grave (*βαρεῖα*), circumflexed (*περισπωμένη*), aspirated (*δασεῖα*) and unaspirated (*ψιλή*). Since, however, according to Sextus, in a particular syllable the two short vowels (*ε* and *ο*) can have five variants, viz. short, acute, grave, aspirated or unaspirated, the two short

²⁵² Dion. Thr., *Ars Gramm.* 13, 3 Uhlig.

²⁵³ Schol. Dion. Thr. 45,5, 11 Hilgard.

²⁵⁴ On these see Dion. Thr. *Ars Gramm.* XII, XVII. Uhlig.

²⁵⁵ Sext. Empiricus *Adv. Math.* I, pp. 106—110. Mutsch.

sounds can have altogether ten variants (2×5). The two long vowels (η and ω) can have all these variants, and, in addition to these, either of them can be circumflexed as well, so they can have altogether twelve variants (2×6). Of the three *δίχρονα* (α , ι , υ) each can be long which, in the case of each one, means six possibilities; in addition to these, there is — according to Sextus — one more possibility, when these are short, this adds up to seven possibilities which, in the case of three *δίχρονα*, totals twenty-one possibilities (3×7). (Here Sextus is wrong, since of the three *δίχρονα*, otherwise known as *ζωρά*, each one can have five variants as short and six variants as long, so each can figure in eleven sound-values and the three can figure altogether in 33 sound-values.) Thus, according to the calculations of Sextus, the letter-symbols of the vowels represent altogether 43 sound-values, that is the 7 letters used for putting down the Greek vowels can be realized altogether in 43 sound-values. Adding to these the 17 constants we get altogether 60 *στοιχεῖα* i.e. sound-elements, and not 24 as usually taken into account by philologists.²⁵⁶

The objections of Sextus are instructive showing that, as long ago as in antiquity, the difference between the letter and the sound denoted by it was seen clearly by some, moreover, it was also realized that a single Greek letter-symbol could have several kinds of sound-value as well.²⁵⁷

Я. БАЛАЖ: ПРЕДШЕСТВЕННИКИ ФОНОЛОГИИ И СТРУКТУРНОГО АНАЛИЗА СТИХА

(Р е з ю м е)

1. Автор уже на протяжении долгих лет занимается историей происхождения основных грамматических понятий. Данная публикация, составляющая часть более обширной рукописи, выходит в свет благодаря влиянию доклада профессора Р. Якобсона, прочитанного осенью 1936 г. в Будапеште, в Академии Наук Венгрии. В данном докладе и профессор Якобсон обратил внимание на пионеров фонологического подхода к определенным явлениям в языке. В то же время предлагаемая статья выходит в честь Золтана Гомбоца, страстного сторонника Пражской фонологической школы, скончавшегося 30 лет тому назад.

2. По мнению автора основное понятие *στοιχεῖον* у древнегреческих грамматиков первоначально было музыкальным ритмическим термином. Впервые оно стало грамматическим термином лишь тогда, когда греческие метрики и ритмики, сопровождавшиеся музыкой греческие стихи стали расчленивать на слоги, а слоги на звуки. С этих пор этот же термин стал обозначать самый маленький элемент стихотворно-языкового сообщения, носящий в нашей терминологии название фонем. Название слога, *σλλαβή*, первоначально также было ритмически-музыкальным термином.

²⁵⁶ Sext. *Empiricus Adv. Math. I.* pp. 111—114. Mutschmann.

²⁵⁷ Referring to the above reasonings of Sextus, L. R. Palmer suggests, with noteworthy argumentation, the introduction of the concept *quotability* to phonemics. Each linguistic segment commonly called a sound "is nothing more than being separately quotable". Accordingly: "quotability, implying able to be quoted . . ." Studies presented to Joshua Whatmough. The Hague 1957. p. 188. According to him, in the passage mentioned, Sextus "is operating with units at the level of quotability, and . . . if we define the *στοιχεῖον* in this way, his criticism is valid". (Ibid. p. 192.)

Уже Платон отмечает, что софисты — особенно Гиппий — тщательно занимались звуковым значением графем, слогами, ритмами и музыкальной гармонией. Характерен и тот факт, что работа одного из учеников Аристотеля, члена перипатетической школы, Аристоксена по теории музыки носит название *Ἀριστοκλέους στοιχεῖα*. Аристоксен в этой работе упоминает термин *στοιχεῖον* как термин, принятый в теории музыки и ритмики.

По мнению автора термин этот, как термин грамматический, обозначал далее неразделимый элемент языка потому, что по причине тесной связи древнейших грамматических исследований звук речи считался далее неразделимой, мельчайшей составной частью стиха (*στίχος*).

Удивительно и то, что, с одной стороны, греческие исследователи музыки сравнивали острые звуки с тупыми, с другой стороны долгие с краткими (*ὀξεῖς φθόγγοι ~ βαρεῖς φθόγγοι || μακροί ~ βραχεῖς*), и, таким образом, объединили их в диалектическое единство. Точно так же грамматики сопоставляли гласные, как сонанты, с согласными, не обладающими такими свойствами (*φωνήεντα ~ ἀφωνα*).

Автор подробно рассматривает и термины в философских трудах Аристотеля. Первый из этих терминов обозначает у Аристотеля элементы, которые с определенной точки зрения однородны, последний же термин относится к ряду элементов, которые в известной степени противопоставлены друг другу. Чрезвычайно поучительно, что в древнейшей классификации звуков греческого языка отражается бесспорное влияние этого диалектического принципа, восходящего к Гераклиту. Тем не менее уже у Платона и особенно у Аристотеля выступает и термин «средний» (*μέσος. μέλας*) в связи со звуками, которые образуются без преодоления какой-нибудь преграды (*μέσα*). Таким образом последующей классификации звуков греческого языка выступает и тройственность, введенная в очень наглядной форме Трубецким в его основной работе по фонологии.

3. В своей «Поэтике», в оспариваемом до сих пор месте, Аристотель упоминает три особенности греческих звуков, которые могут создать диалектическую оппозицию: *βαρύτης* (плотность), *ψιλότης* ~ (нагота); *μήκος* (долгота), *βραχύτης* (краткость), а также *ὀξύτης* (острота) и *βραχύτης* (тупость). В связи с последним автор ссылается на выводы Аристоксена, в которых устанавливается параллельность музыкального тона и звука речи, и даже необыкновенный точный анализ острого и тупого ударения. Автор подробно занимается и тем фактом, что древнегреческие ритмики, метрики и грамматики различали 2 функции ударения греческих слов, с одной стороны, методическую функцию, поскольку они считали, что слоги с острым ударением в стихах, сопровождающихся и мелодией, требуют синхронного присутствия более высоких музыкальных тонов, с другой стороны, семантично-фонологическую функцию в тех случаях, когда некоторые греческие слова отличались лишь ударением, и благодаря этому имели разные значения, и нередко выступали в разных синтаксических функциях.

Соответственные замечания греческих грамматиков анализируются автором в свете результатов современных фонологических исследований. Подобным образом рассматриваются высказывания греческих грамматиков в связи с краткостью и долготой звуков.

4. При этом автор подчеркивает, что греки, с одной стороны, ясно различали ритмическое и метрическое, а с другой стороны, семантическое количество. Особое внимание уделяется учению Аристоксена о противопоставлении ритмического и метрического количества.

5. В связи с оппозицией «плотных» и «нагих» звуков, упомянутой в «Поэтике» Аристотеля на первом месте, автор доказывает, что здесь речь идет об оппозиции аспирированных и неаспирированных звуков греческого языка. Поскольку аспираты образуются с большей силой голосовых связок, здесь, в конечном счете, на первый план выдвигается роль силы голоса.

В разбросанных примечаниях греческого философа можно найти указания на оппозицию таких слов, которые отличались друг от друга по наличию или отсутствию аспирации.

В заключение можно установить, что все звуковые особенности, упомянутые в диалектической оппозиции у Аристотеля, представляют собой — по терминологии современной фонологии — привативную оппозицию.

6. На основе приведенного анализа автор приходит к выводу, что оппозиции и корреляции элементов фонетической системы и звуковых особенностей рассматривались, по сути дела, уже греками так же, как и пионерами современной фонологии, и первые как и последние применяли в своих исследованиях диалектический метод.

7. Термины Аристотеля (*συστοιχία ~ ἀντιστοιχία*) свидетельствуют о таких представлениях, которые, с определенной точки зрения, лучше отражают оппозиции и корреляции фонем, чем принципы систематизации современных фонологов.

SOME REMARKS ON LINGUISTIC THEORY

By

S. ABRAHAM and F. KIEFER

0. Let us begin with some general considerations. According to Chomsky [1] we conceive the Saussureian "la langue" as a system represented as a generative device (henceforward to be designated D_1) containing recursive rules. This device generates an infinite set of sentences of which, roughly speaking, "la parole" is a sample. To describe "la langue" it is not enough to have a D_1 , that is a device for generating its sentences (and only them), another device D_2 is needed which provides a full account of sentence structure. One part of this account can be conceived as a device D_2^* that enables the recognition of any sentence generated by a D_1 . When D_2^* is put to work with respect to a given sentence s , then this procedure results in the analysis of s . According to the above "la langue" is fully determined by D_1 and D_2 . Though "la langue" is the common faculty of both the speaker and the listener and coincides with that which Chomsky calls "linguistic competence", to construct a uniform system incorporating both D_1 and D_2 raises quite a few difficulties from a practical point of view. Chomsky and others have repeatedly pointed to the problems that arise in connection with D_2 in the case of phrase structure grammars (PSG) [2]. To remedy the faults of PSGs Chomsky propounds another type of grammar, namely transformational grammar (TG). So far, however, neither the status of TG within linguistic theory has been cleared up nor the formalization of it carried out in a satisfactory manner.

Most of the inadequacies of D_2 with respect to a PSG stem from the fact that it is generally required that within a PSG D_2 should not only generate the sentences of a given language L but also simultaneously provide an analysis of each generated sentence. In other words, in the generative systems established up till now D_1 and D_2 are only different aspects but, in fact, they are not separated from each other [3].

¹ Chomsky, N., Formal Properties of Grammars, *Handbook of Mathematical Psychology*, vol. 2 (Bush, Galanter and Luce, eds.), Wiley, NY. 1963.

² Postal, P., Constituent Structure: A Study of Contemporary Models of Syntactic Description, Mouton and Co., The Hague, 1964.

³ So Postal (cf. reference 2) "... a grammar must be explicit formal device which enumerates all and only the well-formed strings and which *automatically* (the author's

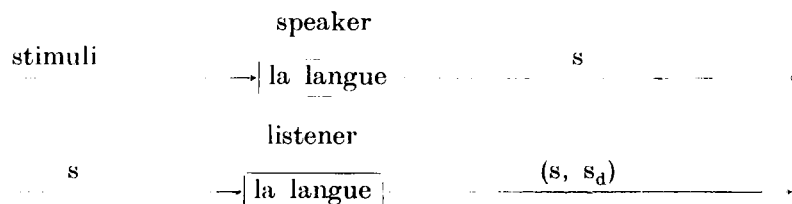
1. It would be more reasonable to require that

(i) D_1^* should allow the construction of D_2^* ;

(ii) D_2^* should approximate D_2 as nearly as possible. (i) requires only the possibility of the construction of D_2^* in the knowledge of D_1 . To put it differently, it is not required that the generative system generate the sentences and provide *at the same time* an analysis of s . It goes without saying that (i) is a much weaker condition than that required by Chomsky. As to (ii) D_2 cannot yet be formulated formally, so the evaluation of D_2^* is — at least partly — based on our intuitive knowledge of sentence structure.

2. For the sake of simplicity we can conceive D_1 as a device that characterizes mainly the speaker and D_2 the listener.

That is



where s stands for a sentence and s_d for the structural description of s .

In this way the separation of D_1 and D_2 has also a linguistic motivation

3. With respect to the devices D_1 and D_2 we make the following assumptions:

a) both D_1 and D_2 should exhibit a finite character (this assumption is motivated by some extralinguistic facts as, for instance, the finite character of the human mind);

b) D_1 should at every moment be able to produce a sentence not yet produced before;

c) D_2 should at every moment be able to recognize a sentence not yet recognized before.

Requirements *b)* and *c)* are in full accord with the innate faculty of any native speaker to utter novel sentences that have not so far occurred and on the other hand, to understand sentences not yet encountered.

It should be made clear that D_2 , in order to provide a full account of sentence structure, must provide the grammatical, semantical and phonological description of the sentence under consideration.

italics) assigns to each sentence a correct structural description showing what elements the sentence contains, their relations to each other, the relations of the sentence to other sentences, etc."

4. Let the given languages be

$$L_1, L_2, \dots, L_n$$

According to the above, each language L_i may be connected with the pair (D_1^i, D_2^i)

Obviously there are certain features that are common to each language. These features may be grammatical, semantical or phonological ones. Let us refer to them as *linguistic universals*. The linguistic universals are the concern of a general linguistic theory and so they need not be embodied in the theory of any particular language. So, for instance the notions "sentence", "part of sentence", "grammatical category", "semantic category" etc. are not accounted for within the theory of a particular language, they are the concern of the general linguistic theory. The theory of a particular language will be referred to as the *model* of the given language.

Below we propound a new method for the construction of a model by separating the devices D_1 and D_2 from each other. In this way we want to circumvent the difficulties that arise when the simultaneous treating of D_1 and D_2 is required. However, it should be stressed that only the rough outlines can be given here, a more detailed discussion would go beyond the scope of the present paper. Nevertheless it is hoped that some of the presented results will be at least suggestive with respect to some basic problems of linguistic theory.

5. First we want our system to generate all sentences of a given language L and only these. More precisely, we aim at generating the meaningful sentences of L (and only these) by linking the generative system with a semantic one [4].

The generative system consists of a context-restricted phrase structure grammar in Chomsky's sense with the following amplification:

We make use of a symbol Ω on the morphophonematic level with the following properties:

$$x \Omega = x \quad \Omega x = x \tag{1}$$

where x stands for a string over the vocabulary V . Notice that Ω can be interpreted as the zero-morpheme. Let us refer to the context-restricted phrase structure grammar amplified by (1) as CRG.

In case of such a grammar it is possible to generate the same set of sentences which is possible by the aid of a transformational grammar. To put it differently, it is possible to link a set of CRG rules with each transformational rule. This means that between CRG and transformational grammar a weak (but not a strong) [5] equivalence holds.

⁴ See reference [7].

⁵ Abraham, S., A Formal Study on Generative Grammars I, Computational Linguistics II, pp. 5–21, 1963, and Part II, forthcoming.

6. We refer to a subset of V as the *lexicon* V_L . V_L is also a subset of the terminal vocabulary V_T . The elements of V_L can be interpreted as the wordforms of L . Each element of V_L can be characterized by a finite (ordered) set of symbols from $V - V_L$. To be adequate it is not enough to take into account only the symbols mentioned by Chomsky [6]. It seems to be necessary to make use of a finite number of additional symbols which can be intuitively interpreted as "semantic categories". So far it is an open question what role the linguistic universals, more precisely, the semantic universals play in the characterization of the wordforms or to what degree, if at all, they must be incorporated into the set of symbols mentioned above. Maybe, we cannot do without universals even in the description of a particular language. In this case general linguistics would rather be a theory on linguistic universals, i.e. a meta-metatheory. The finite set of symbols corresponding to an element of V_L is called matrix and denoted by m . The lexicon V_L is amplified by the set of the corresponding matrices. In order to ensure the output to consist of only meaningful sentences it is necessary to apply to the matrices different rules which are, however, CRG-type rules. These matrix-rules must form also a finite set [7].

A CRG provides — as known — also an analysis for each generated sentence in the form of a labelled tree or (which is quite the same) a labelled bracketing or in another uniform and adequate way. We refer to this analysis as the P-marker of the given sentence. It is very likely that a CRG cannot provide an adequate analysis with respect to any sentence of L in this way. The term "adequate" is used here with respect to the adequacy of transformational grammar. In other words, the analysis provided by CRG is compared with respect to the adequacy of the analysis provided by transformational grammar. Besides the fact that a CRG will probably not provide an adequate analysis for any sentence, a CRG can by no means account for the connections between sentences already generated.

7. To overcome the possible shortcomings of the CRGs with respect to the provided analysis we propound the following procedure.

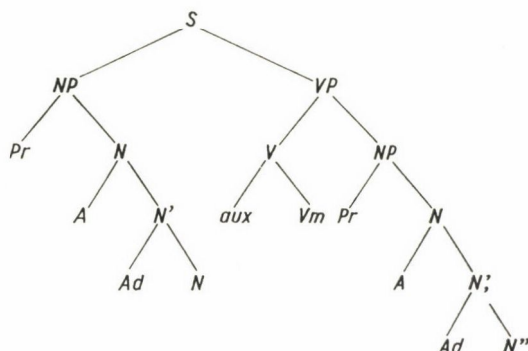
We introduce the term "connection" between two sentences I_1 and I_2 in the following way:

There is an *i-connection* between I_1 and I_2 ($I_1 \longleftrightarrow I_2$) if, and only if, I_1 and I_2 fulfil the following conditions (C_i):

⁶ See, for instance, Chomsky, N., *Categories and Relations in Syntactic Theory* (mimeographed). Cambridge (Mass) MIT, 1964.

⁷ Cf. Abraham, S., Kiefer, F., *A Theory of Structural Semantics*, forthcoming, Kiefer, F., Abraham, S., *How Computers Understand Sentences*, *Computational Linguistics* III, pp. 3—29, 1964; Kiefer, F., *Some Remarks on Semantic Theory*, *Computational Linguistics* IV, forthcoming.

In this case both (I) and (II) contain the subtree ($g_1 = g_2$) of the form



Notice that some of the rules have been condensed, so, for instance, the rule for expanding NP ($NP \rightarrow Pr\ N$) in order to reduce the number of rules and to bring the system nearer to language intuition.

In the case of sentences (I) and (II) there are no constants but the condition (iii) holds evidently.

Per definitionem (II) is simpler than (I) because it contains less words then (I).

3. It is possible to determine a sequence of connected sentences

$$l_1, l_2, \dots, l_n \quad (3)$$

where $l_i \Rightarrow l_{i+1}$ for every $0 < i < n$ and there is no l^* such that $l^* \Rightarrow l_1$. In these case l^1 is said to be the *kernel* of every l_i ($1 < i < n$). For simplicity's sake we refer to l_1 as *kernel sentence*. Of course, it may happen that $n = 1$.

Evidently for any l_i may happen that

$$l_1^{(1)}, l_2^{(1)}, \dots, l_i^{(1)} \quad (4)$$

also holds, where (4) differs from (3). So the kernel sentences of l_i generally form a set

$$\{l_1^{(i)}\}$$

Consequently, the analysis of a given sentence l may be given by the P-marker of l and by the P-marker of the underlying kernel sentences. That is

$$(P_l, P_{l_1}, \dots, P_{l_i}) \quad (5)$$

It is clear that in the case of kernel sentences (5) consists only of their own P-markers.

Undoubtedly, it may happen that P_l is not an adequate P-marker of the sentence l , i.e. P_l is not the P-marker provided for l by the correspond-

ing TG. To circumvent the difficulty of providing an adequate analysis in this case we might define the analysis of l by the P-markers of the underlying kernel sentence/s and the ordered set of i-connections. More precisely, every analysis may be composed of two elementary types

$$\begin{array}{l} \text{a) } l_p \Rightarrow l_q \\ \text{b) } \left\{ \begin{array}{l} l_{p1} \\ l_{p2} \end{array} \right\} \Rightarrow l_q \end{array}$$

This means that we might have the following two types of analyses:

- $$\begin{array}{l} \text{a) } (P_1, C_1, \dots, C_r); \\ \text{b) } (P, P_1, \dots, P_n, C_1, \dots, C_m) \end{array}$$

Let be given two kernel sentences, l_1 and l_2 , of a sentence l . According to the above, there will be an i-connection between l_1 and l and a j-connection between l_2 and l . In this case we will say that there is an (i, j) -connection between l_1 and l_2 with respect to l . These connections can be classified according to the constants that may link l_1 with l_2 in l .

Now, in order to indicate in the analysis of l also the connection between the underlying kernel sentences we have to introduce a parameter into the analysis given formally above which refers to the specifying constant. So the full analysis will be for case b):

$$(P_1, P_1, P_2, \dots, P_n, C_1, C_2, \dots, C_m, C^*_{\alpha_i \beta_i})$$

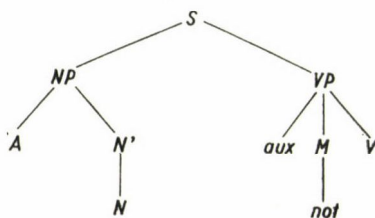
where C stands for a set of i, j -connections referring to the kernel sentences with the P-markers $P_{\alpha_i}, P_{\beta_i}$ where $\alpha_i \neq \beta_i$ and $1 \leq \alpha_i, \beta_i \leq n$.

3.a. For the sake of illustration let us take the following sentence:

(III) John is not sleeping because he is playing (the corresponding P-marker is α).

If we consider two i-connections:

(a) an l -connection with the subtree ($g_1 = g_2$) of the form

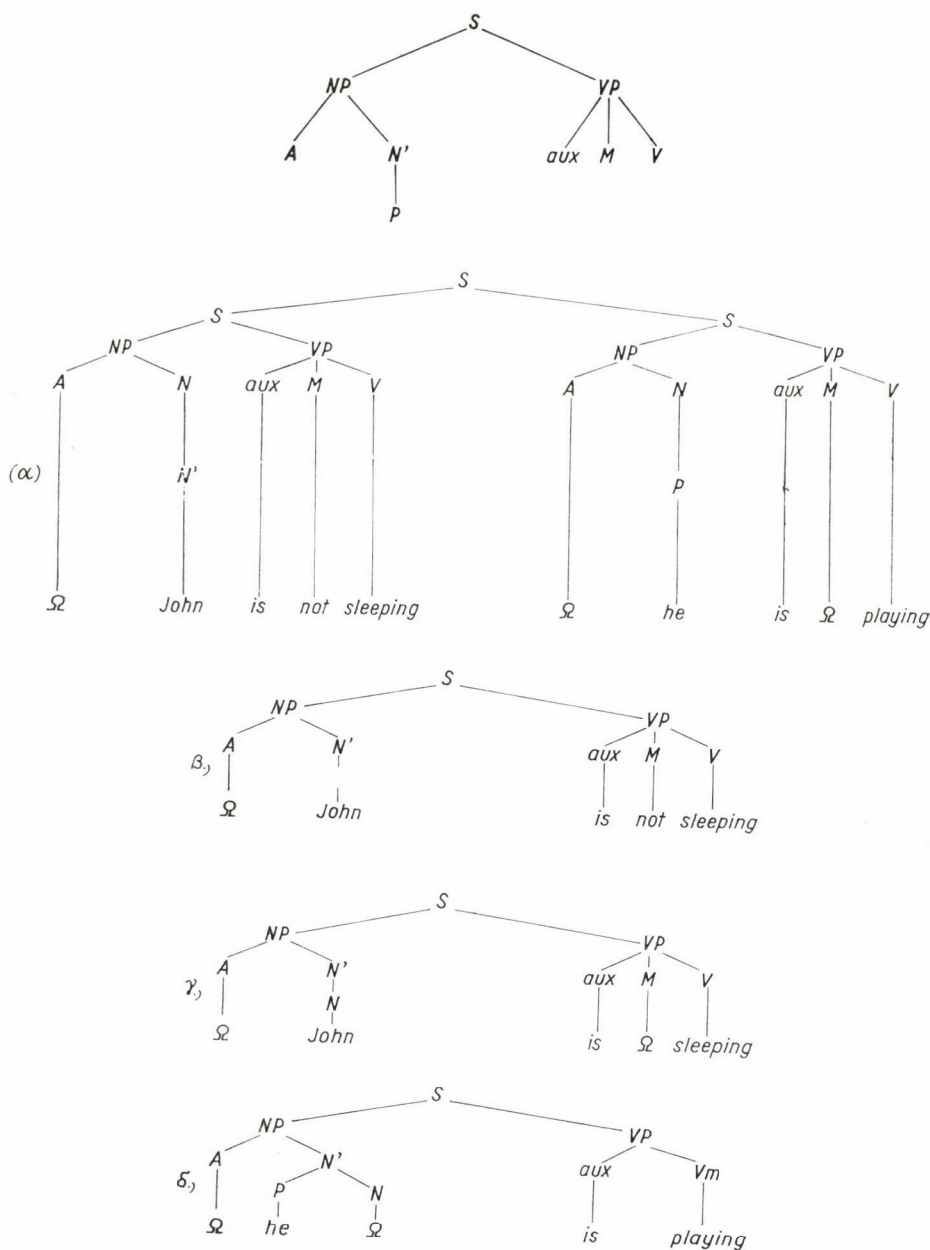


and with the constant "not" then (III) is in i-connection with the sentence

(IV) John is not sleeping (the corresponding P-marker is β) and (IV) is the simpler one.

On the other hand, if we consider

(b) a 2-connection with the subtree ($g_1 = g_2$) of the form



then (III) is in 2-connection with the sentence

(V) He is playing (the corresponding P-marker is δ) and (V) is the simpler one.

It might be shown that also a 3-connection holds between (IV) and (VI) John is sleeping (the corresponding P-marker is γ) where (VI) is the simpler one.

There is no i-connection either for (V) or for (VI) where they would not be the simpler ones. Besides, there holds an 4-connection between $PM_{(V)}$, $PM_{(IV)}$ with the constant „because” (details omitted).

To avoid ambiguity in the analysis parantheses are used. The use of parantheses will be clear on the bases of the analysis of (III) which is

$$((PM_{(V)} (PM_{(VI)} \text{ 3 connection})), \text{ 4-connection})$$

Notice, incidentally, that $(PM_{(VI)}, \text{ 3-connection})$ provides the analysis of (IV), i.e. $PM_{(IV)}$

9. To sum up, we can state that there exist a CRG that generates the language L in the sense that it generates the same set of sentences which is supposed to be generated by a TG. Besides, this CRG can be amplified without altering its generative capacity so that the provided analysis is equivalent to that obtained within a TG. However, it is not claimed that the outlined model is more satisfactory than TG. Nor does it offer a definite solution to the problems raised by a theory of grammar. Nevertheless it is an exactly defined model which answers all the questions that could be answered by TG if the latter were satisfactorily formalized.

С. АБРАХАМ, Ф. КИФЕР: НЕКОТОРЫЕ ВОПРОСЫ ТЕОРИИ ЯЗЫКА

(Р е з ю м е)

Статья указывает на то, что требование Хомского, по которому (порождающая грамматика давала бы, *в процессе порождения*, для каждого предложения и его анализ соответствующий языковой интуиции, вряд ли является осуществимым.

Можно доказать, что используя (порождающую) грамматику непосредственно составляющих, можно построить такую систему (используя элементы теории графов), что каждому порожденному предложению будет соответствовать анализ, эквивалентный тому, который соответствовал бы данному предложению при его порождении в трансформационной грамматике Хомского.

Доказывается, что такой анализ любого предложения можно получить машинным путем.

О НЕКОТОРЫХ ЗОНАЛЬНЫХ ОСОБЕННОСТЯХ РАЗВИТИЯ УРАЛЬСКОГО ВОКАЛИЗМА

Б. А. СЕРЕБРЕННИКОВ

(Москва)

Изучение истории уральского вокализма связано с довольно большими трудностями. Если индоевропейцы могут говорить о наличии определенных фонетических законов в развитии индоевропейского вокализма, то в применении к истории уральского вокализма понятие фонетический закон становится более или менее относительным. Фонетический закон в уральских языках прокладывает себе путь через массу исключений. Для этих исключений даже изобретены специальные термины *alternation* (у Б. Коллиндера) и *Vokalwechsel* (у В. Штейница), внутренний механизм образования которых часто бывает совершенно неясен.

Б. Коллиндер совершенно откровенно заявляет, что, несмотря на наличие основополагающих работ Генеца, Лехтисало, Штейница и Эрkki Итконена, мы до сих пор не имеем ясного представления о системе гласных протоуральского или протофинноугорского языка.¹

Сложность этой картины в значительной степени усугубляется тем, что развитие гласных в уральских языках имеет целый ряд зональных особенностей, о которых нам хотелось бы сказать в данной статье более подробно.

В зависимости от характерных особенностей развития некоторых типов гласных, все уральские языки можно было бы разделить на четыре зоны: 1) средняя, 2) арктическая, 3) пермская и 4) марийская.

Что касается таких обско-угорских языков, как хантыйский и мансийский, то отчасти они тяготеют к арктической зоне (северный диалект мансийского языка), отчасти сближаются со средней зоной.

Средняя зона

К средней зоне можно отнести прибалтийско-финские, венгерский и мордовский языки.

Отличительная особенность этой зоны состоит в том, что древнее различие между гласными переднего и заднего ряда в этих языках более или

¹ B. Collinder: *Comparative Grammar of the Uralic Languages*. Uppsala 1960, стр. 149.

менее сохраняется. Приведем некоторые примеры: финск. *elää* 'жить', лапл. *aellet*, венг. *él-* коми-зыр. *ol-*; венг. *kér-* 'просить', коми-зыр. *kor-*, удм. *kur-*. финск. *pää* (< *päätä*), морд. *pe* 'конец', коми-зыр. *pot*, удм. *put*, в диалектах *puṭ*; финск. *pelätä* 'бояться', морд. *peleṭs*, венг. *fél-*, коми-зыр. *por* (< *pol*); финск. *keri* 'кожура', морд. *keṛ*, *kär*, коми-зыр. *kor* 'шелуха'; финск. *löyly* (< *levlз*) 'жар в бане', венг. *lélek* 'душа', манс. *lili* 'душа', коми-зыр. *lor*, *lol* 'дух', удм. *lul*.

Арктическая зона

К арктической зоне принадлежат уральские языки, территориально тяготеющие к побережью Северного Ледовитого океана. К ним прежде всего относится лапландский, в особенности так называемый кольско-лапландский и норвежско-лапландский, ненецкий язык и северный диалект мансийского языка.

Характерная особенность языков арктической зоны состоит в заметном стремлении к расширению переднеязычных гласных, причем в ненецком языке тенденция к расширению распространяется, по-видимому, также и на некоторые заднерядные или веллярные гласные. Типичным для этих языков является образование гласного *a*. Поэтому эти языки можно было бы очень удобно назвать лаконичным немецким термином *A-Sprachen*, или языки *A*.

Лапландский язык

Примеры:

морд. *kenže* 'ноготь', восточно-марийск. *küč*, удм. *gyžy*, коми-зыр. *gyž*, лапл. *gážžá*; венг. *nyelv* 'язык', в. мар. *jälme*, хант. *ñätəm*, *ñätəm*, лапл. *njalbme* ~ *njalme*; финск. *keski* 'средний', коми-зыр. *kos* 'поясница' (из *kosk*), лапл. *gáška* 'средний'; финск. *vene* 'лодка', эрзя-мордовск. *venč*, лапл. *fánás*; финск. *syntyä* 'рождаться', лапл. *šáddát* 'расти'; финск. *silmä* 'глаз', эрзя-морд. *šelme*, коми-зыр. *šin*, удм. *šin*, марийск. *šinža*, лапл. *čálbme*; финск. *syksy* 'осень', эрзя-морд. *sokš*, мокша-морд. *šokš*, марийск. *šəžə*, венг. *ősz*, удм. *siž-yl*, хант. *səgəs*, лапл. *čákká*; финск. *tymä* 'клей', коми-зыр. *lem*, мар. *lümö*, лапл. *dálbme* ~ *dáme*; финск. *kylmä* 'холодный', эрзя-морд. *kelme*, лапл. *gálbmet* 'мерзнуть'; финск. *veri* 'кровь', эрзя-морд. *veṛ*, марийск. *wər*, *wür*, венг. *vér*, коми-зыр. *vir*; удм. *vir*, лапл. *várrá* ~ *várá*; финск. *pilvi* 'облако', венг. *felhő*, мар. *pələš*, морд. *peṭ*, коми-зыр. диал. *piv* (< *pil*), хант. *pələṇ*, лапл. *bálvá*; финск. *nimi* 'имя', морд. *lem*, мар. *līm*, *lüm*, коми-зыр. *nim*, венг. *név*, ненец. *nim*, лапл. *námtá* ~ *námá*; финск. *ikä* 'возраст', мар. *ij* 'года', морд. *ije* 'год', венг. *év*, лапл. *jákke* ~ *jáge* 'год', *ákke* ~ *áge* 'возраст';

финск. *ilma* 'воздух, погода', *Ilmari, Ilmarinen* 'бог погоды у древних финнов', удм. *in* ~ *int* 'небо', *inmar* 'бог', коми-зыр. *jen* ~ *jenm* 'небо', 'бог', манс. *ilam* 'погода', мир', хант. *ilam, ilam* 'погода', небо', лапл. *álbme* ~ *álme* 'небо, снежная метель';

финск. *keri* 'кора', мар. *kər, kür*, морд. *keř, kür*, венг. *kéreg*, коми *kor* 'шелуха' (верхне-сысольский диалект), удм. *kur* 'люб, лубок', лапл. *gárra* ~ *gárá*;

финск. *sydän* ~ *sydäme-* 'сердце', морд. *sedej, seden*, мар', *šüm*, удм. *šulem*, коми-зыр. *šölöm*, хант. *səm*, манс. *sim*, венг. *szív* ~ *szíve*, лапл. *čáđá* 'через';

финск. *syysi* ~ *syte* 'древесный уголь', морд. *seđ*, мар. *šü, šüj*, манс. *süli*, хант. *söj*, лапл. *čáđđá* ~ *čáđá*; коми-зыр. *kыз* 'толстый', удм. *kыз*, марийск. *kəžgə*.

küžgü, лапл. *gásság, gássa*;

финск. *kyytel* 'слеза', лапл. *gánjäl* ~ *gádnjälä*;

финск. *pyrkä* 'стремиться', лапл. *bárgát* 'работать';

финск. *ydin* ~ *ytine-* 'костный мозг', морд. *udeme*, лапл. *áđá* ~ *áđđámá*;

финск. *isä* 'отец', морд. *oče* 'брат отца', венг. *ös* 'предок', мар. *əzä* 'брат отца', лапл. *áččē* ~ *áže*;

финск. *vyö* 'пояс', коми-зыр. *vöñ*, лапл. *ávve* ~ *áve*;

восточно-хантыйск. *päl-* 'бояться', манс. *päl, pil*, венг. *fél-*, морд. *pelems*, ф. *pelkää*, лапл. *bállát*;

манс. *mən-, mìn-* 'идти', финск. *mene-*, удм. *туну-*, лапл. *mánnát*;

финск. *teke-* 'делать', эрзя-морд. *tejems*, лапл. *dákkát*; морд. *véneñems* 'вытягиваться', лапл. *vádnát*.²

Ненецкий язык

финск. *joki* 'река', лапл. *jokká* ~ *jogá*, эрзя-морд. *Jov* (название реки Мокши), хант. *jogən* или *johan*, венг. *jó* (в гидронимике), коми-зыр. *ju*, ненецк. *jaha*;

финск. *kuusi* 'ель', лапл. *guossá* ~ *guosá*, морд. *kuz*, марийск. *kož*, удм. *kыз*, коми-зыр. *koz*, манс. *hourt*, хант. *hut*, ненецк. *hādy*; коми-зыр. *koš* 'сухой', удм. *kraš* 'мелкий', морд. *koške* 'сухой', мар. *kukšo* 'сухой', *koškaš* 'сохнуть', кольско-лапл. *goške* 'сухой', ненецк. *hāsu*;

финск. *kunsi* ~ *kynite* 'ноготь', лапл. *gážžá*, морд. *kenže*, в. марийск. *küč*, удм. *gyžy*, коми-зыр. *gyž*, ненецк. *hada*; морд. *numolo* 'заяц', коми-язьв. *ñimal*, венг. *nyul*, лапл. *njoammel*, ненецк. *ñāwa*;

финск. *vetää* 'вести', эрзя-морд. *refams*, марийск. *wüdaš*, венг. *vezetni*, ненецк. *wadaš*;

марийск. *muškaš* 'мыться', морд. *muškems*, венг. *mosni*, коми-зыр. *тыскуну*, ненецк. *masaš*;

финск. *pui* 'дерево', мар. *pu*, удм. *pu*, коми-зыр. *pu*, венг. *fa* (*fá*), ненецк. *řā*;

финск. *puno-* 'скручивать, прясть', лапл. *bádne-*, морд. *pona-* 'вить', мар

² Многие примеры нами заимствованы из книги Б. Коллиндера: *Fenno-ugri Vocabulary*. Uppsala 1955.

pine-, 'прясть', удм. *pin-* 'прясть', манс. *pin-* 'прясть', ненецк. *paŋgal* 'прясть, крутить'; коми-зыр. *кунтуну* 'мерзнуть', ненецк. *hanimž*; морд. *piže* 'зеленый', ненецк. *pađa* 'желчь'; финск. *sileä* 'гладкий', коми-зыр. *šylūd*, ненецк., *salld* 'гладкая поверхность'; эрзя-морд. *mon* 'я', удм. *mon* 'я', ненецк. *mañ*; финск. *murtaa* 'ломать', ненецк. *mardaš* 'разбить', манс. *notuŋkve* 'помогать', ненецк. *ñadabaš* 'помогать'; финск. *niele-* 'глотать', лапл. *niellä-*, удм. *ñylyny* 'глотать', хант. *ñel*, *ñet*, венг. *nyel-*, ненецк. *ñalamž* 'проглотить'; коми-зыр. *kuvny* (*kulny*) 'умереть', финск. *kuolema* 'смерть', ненецк. *hałmer* 'покойник'; коми-зыр. *gyb-avny* 'плескаться', манс. *xump* 'волна', ненецк. *hamba* 'волна'; коми-зыр. *lebarny* 'летать', удм. *lobany*, ненецк. *labamž* 'вспорхнуть' (о птице); коми-зыр. *lud* 'луг', удм. *lud* 'поле', ненецк. *lamdo* 'низкий'; коми-зыр. *gort* 'устарел дом, деревня', удм. *gurt* 'деревня', ненецк. *harad*, *hard* 'дом'; манс. *xopt* 'бык, олень кастрированный', ненецк. *habl* 'бык-олень кастрированный'; манс. *tulit* 'тайно', ненецк. *tale* 'тайно'; манс. *peruŋkve* 'вить', 'крутить', ненецк. *pare* 'сверло', *pareŋoč* 'просверлить'; манс. *sun* 'нарта', сани, ненецк. *han*; манс. *voŋha* 'логово, берлога, нора', ненецк. *vaŋg* 'яма, ложбина, берлога'; коми-зыр. *šök-ūd* 'тяжелый', ненецк. *saŋgumž* 'стать тяжелым'; удм. *tuž* 'береста', ненецк. *tajo* 'берестяной'; коми-зыр. *kыр-las-ny* 'быть изрезанным', ненецк. *har* 'нож'; коми-зыр. *šōm* 'чешуя' (рыбы), удм. *šōm*, в. мар. *šūm* 'кора, шелуха', финск. *suomi* 'чешуя', лапл. *čuobmá* ~ *čuoamá*, ненецк. *šaw* (из *šam*); Манс. *tuw* 'лето', сев. хант. *toŋ*, финск. *suvi*; лапл. *sággŋa* 'освободиться от льда', ненецк. *ta* 'лето'; коми-зыр. *kov*, *kol* 'глист', ненецк. *haly* 'червь'.

Если в лапландском языке *ä* образовалось в основном на базе палатальных гласных, то в ненецком языке нет такой закономерности. В целом ряде случаев *a* образовывалось на базе велярных гласных, ср., например, финск. *suomi* 'чешуя', лапл. *čuobmá*, но ненецк. *šaw* (из *šam*), финск. *suvi* 'лето', но ненецк. *ta*, ненецк. *lamdo* 'низкий', но коми-зыр. *lud* 'луг', удм. *lud* 'поле' и т. д.

Необходимо, однако, заметить, что тенденция к образованию гласного *a* оказывается присущей только так называемому юракскому диалекту.

Привлечение данных из других диалектов ненецкого языка и в особенности данных родственных ненецкому языку — селькупского и камасинского языков, расположенных на других территориях, позволяет установить, что вышеуказанная тенденция к образованию широких гласных в северном

или юракском диалекте ненецкого языка не была исконной, поскольку соответствующие слова в диалектах и родственных языках часто не имеют в первом слоге гласного *a*, ср. юракск. *hādy* 'ель', но камасинск. *ḡod*, юракск. *jaha* 'река', но энецкое (енисейско-самоедск.) *joha*, юракск. *har* 'нож', но энецк. *koru*, юракск. *hala* 'рыба', но камасинск. *kola*, нганасанск. *kole*, юракск. *hāwa* 'заяц', но селькупск. *homa*, *hēwa*, юракск. *jamb* 'длинный', селькупск. *čump*; ненецк. *sawa* 'хороший', селькупск. *soma*; юракск. *ja* 'земля', камасинск. *ḡu*; ненецк. *jala* 'день', 'солнце', селькупск. *čely*, энецк. *jere*; юракск. *jabto* 'гусь', энецк. *jotto*; юракск. *pā* 'дерево', селькупск. *pō*; юрачск. *ma* 'чум', энецк. *me*; ненецк. *war* 'край', нганасанск. *bor*; юракск. *ḡaja* 'тепло', камасинск. *uḡa* и т. д.

Отсюда можно сделать вывод, что тенденция к расширению гласных возникла в юракском диалекте в ту эпоху, когда его носители переселились из Сибири на север Европейской части СССР.

Северный (сосьвинский) диалект мансийского языка

Типичная для лапландского и ненецкого языков тенденция к расширению гласных довольно отчетливо проявляется также в северном сосьвинском диалекте мансийского языка.

Так, например, правогульское *ā* в северновогульском изменилось в *ä*, ср. в тавдинском диалекте *āmp* 'собака', в северном (Сосьва) *āmp*; тавдинском *sāi* 'семь', пелымск. *soat*, северном *sāt*. Правогульское *ē* в северновогульском диалекте изменилось также в *ä*, ср. среднекондинск. и нижнеязывинск. *kēl* 'береза', северн. *xāl*; пелымск. *kēr* 'олень-самец', северн. *xār*; пелымск. и среднекондинск. *wēt* 'собирать', северн. *wāt*³; среднекондинск. *jē* 'река', пелымск. *jē*, но северн. *jā*; среднекондинск. *hēl* 'стрела', верхнекондинск. *hēl*, северн. *hāl*; пелымск. *lēr̥iγ* 'журавль', северн. *tār̥iγ*.⁴ Правогульское *ē* в северновогульском диалекте изменилось в *a*, ср. тавдинск. *eli* 'убивает', северн. *ali*,⁵ тавдинск. *et* 'запах', северн. *at*,⁶ тавдинск. *pet* 'падать', северн. *pat*; тавдинск. *set* 'глаз', северн. *sam*, тавдинск. *et* 'пять', северн. *at*.⁷

Правогульское *e* краткое в северновогульском превратилось в *a* краткое, напр., тавдинск. *kεp* 'холм', северн. *kap*,⁸ тавдинск. *pεnt* 'закрывать', северн. *pant*.⁹

Правогульское *i* в северном диалекте расширилось в *ē*, ср. тавдинск. *kīt* 'посылать', северн. *kēt*, тавдинск. *pīš* 'старый', северн. *pēs*, тавдинск. *pīt* 'варить', северн. *pēt*.¹⁰

³ W. Steinitz: Geschichte des wogulischen Vokalismus. Berlin 1955, стр. 187.

⁴ Там же, стр. 188.

⁵ Там же, стр. 203.

⁶ Там же, стр. 204.

⁷ Там же, стр. 206.

⁸ Там же, стр. 267.

⁹ Там же, стр. 266.

¹⁰ Там же, стр. 216.

Пермская зона

В пермскую зону входят только два языка – язык коми и удмуртский.

Наиболее характерной особенностью языков пермской зоны является тенденция к превращению древних уральских гласных типа *a*, *ä*, *e* в гласные типа *o*, *u*, а также довольно сильная тенденция к превращению некоторых гласных в *y*. Схематически эту группу языков можно обозначить как „языки ОЫ” (ОЫ-*Sprachen*). Огубление и образование *y* – наиболее приметная особенность языков этой зоны.

Историей вокализма первого слога в пермских языках подробно занимался финский лингвист Э. Итконен.¹¹ Исследуя исторические судьбы допермских гласных в прапермском, он выявил довольно интересные данные. В отражении допермских звуков наблюдаются две основные закономерности: 1) данное изменение является численно преобладающим, 2) изменение имеет единичный и спорадический характер проявления. Назовем первое из этих изменений доминантным изменением, а второе – спорадическим изменением. Руководствуясь этими соображениями, общую картину изменения допермских гласных в прапермском можно было бы представить в виде следующей таблицы:

Гласный	из м е н е н и я	
	доминантные	спорадические
а	u, o	o, ö, ȳ, i
о	u, o	ȳ, ö, a
ō	ȳ	u, o
u	y (i)	u, o, ö
ū	y (i)	u, ȳ
ä	ö, e	i, e

Гласный	И з м е н е н и я	
	доминантное	спорадическое
е	o, o	e
ē	y (i)	e
i	i	ȳ, e, y (i)
ī	i	a, e
ü	y (i)	ö, i, e, o ¹²

¹¹ Erkki Itkonen: Zur Geschichte des Vokalismus der ersten Silbe im Tscheremissischen und in den permischen Sprachen. FUF XXXI, H. 3.

¹² Erkki Itkonen, Ук. раб., стр. 322–328.

На долю спорадических изменений обычно приходится различные аномалии, изменения, вызванные позиционными условиями, частные случаи изменений и т. д. Однако не эти изменения составляют основную специфику пермской зоны. Основной колорит зоны создают доминантные изменения, полностью подтверждающие общую направленность изменений — образование гласных *о, и, у*.

Для иллюстрации общей направленности звуковых изменений можно привести некоторые, довольно показательные примеры.

1) Гласным типа *e* в языках центральной зоны часто соответствуют в пермских языках гласные *о* или *и*. венг. *lép* 'селезенка', мар. *lepə*, коми-зыр. *lor*, удм. *lor*; венг. *lélek* 'душа', манс. *lili* 'дыхание', хант. *lil*, *tüt*, коми-зыр. *lov*, *lol* 'дух', удм. *lul* 'дыхание, душа'; венг. *vesz* 'теряться', 'погибать', коми-зыр. *voš*; финск. *terä* 'острие', лапл. *daerre*, мар. *tür* 'берег, край', коми-зыр. *dor* 'лезвие, ребро, сторона, край', удм. *dur*; финск. *keri* 'кора', мар. *kər*, *kür*, лапл. *gárrá*, морд. *keř*, *kär*, венг. *kéreg*, коми *kor* 'шелуха' (верхнесысольск. диалект), удм. *kur* 'луб, лубок'; финск. *peni*, *penikka* 'щенок', морд. *piñe* 'собака', коми-зыр. *ron*, удм. *runu*; финск. *keski* 'средний', лапл. *gâskâ* 'между', коми-зыр. *kos* 'талия' (из *kosk*), удм. *kus* 'поясница', 'талия'; финск. *setä* 'дядя', лапл. *čaesse*, коми-зыр. *čož* 'дядя' (брат матери), удм. *čužmurt* 'дядя по матери'; венг. *fed-* 'покрывать', удм. *pod-* 'закрывать (дверь)'.

2) Финскому и мордовскому *a* в пермских языках может соответствовать *и*.

Примеры:

финск. *jaka-* 'делить', лапл. *juokke* ~ *juoge-*, морд. *javo-*, коми-зыр. *juk-*, удм. *juk-*; финск. *taksa* 'печень', лапл. сев. *tuokse*, морд. *takso*, мар. *tokš*, коми-зыр. *tus* (из *tusk*), венг. *máj*; морд. *čačoms* 'родиться', мар. *šoč-*, коми-зыр. *čuž-*; финск. *lansi* ~ *lante-* 'низкий', 'низменность', лапл. *lourde-* 'ложиться', эрзя-морд. *lañdams* 'присесть', ненецк. *lamdo* 'низкий', коми-зыр. *lud* 'луг', удм. *lud* 'поле'; финск. *anta-* 'давить', морд. *ando-* 'кормить', коми-зыр. и удм. *ud-* 'поить'; финск. *alla* 'под' (< *al-na*), *alas* 'вниз', морд. *alo* 'под', венг. *alatt* 'под', коми-зыр. и удм. *ul-yn* 'под'.

3) Финскому *ä* и мордовскому *e* в пермских языках могут соответствовать *о* или *у*.

Примеры:

финск. *pää* 'голова', 'конец', морд. *ře*, *řej* 'конец', венг. *fő* ~ *fej* 'голова', удм. *piñ*, *piñ*, *pit* 'конец', коми-зыр. *ron* 'конец';

финск. *lähteä* 'уходить', мар. *lektaš*, *läktäš* 'выходить', коми-зыр. *lokt-*, удм. *lykt-* 'приходить'.

4) Тенденция к образованию гласного у.

Морд. *kurgo* 'рот', в. марийск. *körgö* 'внутренний', коми-зыр. *gyrk* 'дупло', удм. *gyrk*;

финск. *nuoli* 'стрела', эст. *nool*, лапл. *njuollá ~ njuolá*, морд. *nal*, мар. *nölö*, манс. *ñal*, хант. *ñal*, венг. *nyíl*, коми-зыр. *ñöṽ*, *ñöl*;

финск. *uusi ~ uute-* 'новый', лапл. *ođđá*, морд. *od*, мар. *u*, венг. *új*, коми-зыр. и удм. *vyl*;

венг. *mell* 'грудь', удм. *myl*, *myl az* 'передняя часть груди';

морд. *kenže* 'ноготь', финск. *kynsi ~ kynste*, лапл. *gážžá*, кольско-лапл. *gánzá*, марийск. *küč*, коми-зыр. *gyž*, удм. *gyžy*;

финск. *kehä* 'оболочка', 'круг, кольцо', морд. *či*, *ši* 'день', мар. *kečə* 'день', коми-зыр. *kyč* 'круг';

морд. *neř* 'рыло, клюв', мар. *ner* 'нос', 'клюв', ненецк. *ner* 'передняя часть', коми-зыр. *nyr* 'нос', удм. *nyr* 'нос';

венг. (устар.) *ev, év* 'гной', манс. *sej*, морд. *si*, *sij*, коми-зыр. *syš-* 'гнить';

финск. *luu* 'кость', морд. *lovaža*, мар. *lu*, манс. *lu ~ luw*, хант. *lög, low, tuw*. ненецк. *lŷ*, коми-зыр. и удм. *ly*;

финск. *kieli* 'язык', эст. *keel*, морд. *keļ*, коми-зыр. *kyv* (из *kyl*), удм. *kyl*;

финск. *neiti* 'девушка', коми-зыр. *nyv* (из *nyl*), удм. *nyl*;

финск. *niele-* 'глотать', лапл. *njiellä*, хант. *nel*, венг. *nyel-*, коми-зыр. *ñyl-*, удм. *ñyly-*;

финск. *hiiri* 'мышь', эрзя-морд. *čejeř*, хант. *teñkər*, манс. *tänkər*, венг. *egér*, коми-зыр. и удм. *šyr*;

финск. *sula-* 'таять', морд. *sola-*, мар. *šule-*, коми-зыр. *syv-*, *syl-*;

мар. *pundaš* 'дно', коми-зыр. *pydōš*, удм. *pydes*;

финск. *puserta-* 'жать', 'давить', коми-зыр. *pyžral-* 'выжимать', удм. *pyžyrt-* 'выжать';

Марийская зона

Марийская зона включает марийский язык, представленный двумя большими диалектами - восточномарийским и западномарийским или горномарийским.

Историей марийского вокализма подробно занимался финский лингвист Эрkki Итконен.¹³ Поэтому прежде чем говорить об особенностях этой зоны, мы считаем необходимым представить некоторые выводы Эрkki Итконена в виде таблицы.

¹³ Erkki Itkonen, Указ. раб., стр. 250—256.

Гласный	Изменения	
	доминантные	спорадические
а	ä, о	u, ö, ü
о	u, о	ä, ü, ö, i
ö	о	ü, ö
u	ü	о, ä, i
ü	u	о
ä	i, е, е	ü, э
е	э	ü, е, i, а, ö
э	е	i
i	э, i	ü, i, ;
i	i	ü, i
ü	ü, э ~ ?	ö, i, ü, е

Для марийской зоны типичными являются два основных процесса в развитии древних гласных — лабиализация и редукция.

Лабиализация является типичным для восточного наречия марийского языка.

Примеры:

морд. *kiŋga* 'шея', манс. *kiur* 'внутренний', удм. *gyrk* 'дупло', коми-зыр. *gyrk* 'дупло', в.марийск. *körgö* 'внутренний';

финск. *kivi* 'камень', хант. *kev*, венг. *kő*, коми-зыр. архаич. *ki*, в. мар. *kü*;

финск. *marja*, 'ягода', лапл. *tuorje*, морд. *maŋ*, в. мар. *mör*;

морд. *kenže* 'ноготь', лапл. *gážžá*, кольско-лапл. *gânžá*, удм. *gyžu*, коми-зыр. *gyž*, финск. *kynsi* ~ *kynste*, ненецк. *hada*, в. мар. *küč*;

финск. *mesi* ~ *mete* 'мед', морд. *meŋ*, венг. *méz*, в. мар. *müj*;

Венг. *kell* 'нужно', коми-зыр. *kolö*, в. мар. *küleš*;

Эрзя-морд. *mekš* 'пчела', венг. *méh*, удм. *muš*, коми-зыр. *moš*, в. мар. *mükš*;

Эрзя-морд. *sedej*, *seden* 'сердце', удм. *šulem*, коми-зыр. *šölöm*, финск. *sydän* ~ *sydäme*-, в. мар. *šüm*;

финск. *voi* 'масло', лапл. *vuoggjá* ~ *vuojá* 'жир, масло', хант. *voj* 'жир, масло', венг. *vaj*, коми-зыр. *voj*, удм. *vöj*, в. мар. *üj*;

Венг. *fog* 'зуб', морд. *peŋ*, *pej*, *pev*, удм. и коми-зыр. *piñ*, финск. *pii* 'зуб у гребня', манс. *peŋ* 'зуб', в. мар. *püj*;

финск. *setä* 'дядя', 'младший брат матери', коми-зыр. *čož*, удм. *čužmurt*, лапл. *čaesce* ~ *čaeže* 'брат отца', в.мар. *čüčü*;

финск. *syši* ~ *syte* 'уголь', морд. *seŋ*, лапл. *čáđđá* ~ *čáđá*, в.мар. *šüj*;

финск. *nuoli* 'стрела', лапл. *njuollá* ~ *njuolá*, морд. *naŋ*, хант. *naŋ*, манс. *naŋ*, удм. *ñil*, коми-зыр. *ñyl*, в.мар. *nölö*;

финск. *vesi* ~ *vete* 'вода', морд. *veŋ*, удм. *vu*, коми-зыр. *va*, венг. *víz*, манс. *vít*, в.мар. *wüt*;

финск. *vetä* 'вести', эрзя-морд. *veŋä*-, венг. *vezet*-, в.мар. *wüde*-;

финск. *keri* 'кора', лапл. *gárrá* ~ *gárrá*, в.мар. *kür* 'лубок';
 Эрзя-морд. *lem* 'имя', в.мар. *lüm*;
 венг. *arany* 'золото', эрзя-морд. *syŋne*, удм. и коми-зыр. *zarni*, в.мар. *šörtñö*;
 коми-зыр. *kort* 'железо', манс. *ker*, в.мар. *körtñö*;
 коми-зыр. *lys* 'хвоя', удм. *lys*, в.мар. *lüs*;
 финск. *alla* 'под' (из *al-na*), коми-зыр. и удм. *ul* 'нижняя часть чего-либо',
 лапл. *vuolde* 'под', в.мар. *ülnö* 'внизу';
 финск. *suomi* 'чешуя', коми-зыр. *šöm* 'чешуя', хант. *sam*, мар. *šüm* 'кора'
 скорлупа';
 финск. *joutsen* 'лебедь', лапл. *njukčá* ~ *njuvčá*, удм. *juś*, коми-зыр. *juś* (из
juśk), в.мар. *jüksö*;
 финск. *juo* 'пить', лапл. *jukká* ~ *jugá*, коми-зыр. *ju-*, в.мар. *jü-*;
 финск. *sylki* 'слюна', *sylke* 'плевать', лапл. *čolgá* 'слюна', *čolgá* 'плевать',
 в.мар. *šüwəl* 'слюна', *šüwe-* 'плевать';
 удм. *din*, *diŋ* 'основание', венг. *tő* ~ *töve*, финск. *tyvi*, в.мар. *tün*;
 финск. *veri* 'кровь', лапл. *várrá* ~ *várá*, морд. *veŋ*, венг. *vér*, коми-зыр. и удм.
vir, в.мар. *wür*.

Редукция является более распространенной в западном или горно-марийском диалекте. Восточномарийскому губному гласному переднего ряда в западномарийском часто соответствует редуцированный гласный. Примеры:

В.мар. *wüt* 'вода', з.мар. *wət*; в.мар. *wür* 'кровь', з.мар. *wər*, в.мар. *mündər* 'далекий', з.мар. *məndər*, в.мар. *müškər* 'живот', з.мар. *məškər*; в.мар. *püčkedəš* 'резать', зап.марийск. *pəčkedəš*; в.мар. *nüžəš* 'тереть', зап.мар. *nəžəš*; в.мар. *sütəraš* 'разрушать', зап.мар. *səməraš*; в.мар. *üdər* 'дочь', з.мар. *ədər*; в.мар. *üštö* 'пояс', з.мар. *əštə*; в.мар. *šüdəš* 'обруч', з.мар. *šədəš*, в.мар. *lüm* 'имя', з.марийск. *ləm*; в.мар. *čüčü* 'брат матери', з.мар. *čəčə*; в.мар. *pürem* 'сборки, складки', з.мар. *pərem*; в.мар. *pürdəš* 'завешивать', з.мар. *pərdəš*; в.мар. *püsemaš* 'оттачиваться', 'обостряться', з.мар. *pəsemaš*; в.мар. *üštaš* 'мести', з.мар. *əštaš*; в.мар. *küžgö* 'тостый', з.мар. *kəžgə*; в.мар. *küdər* 'тетерев', з.мар. *kədər*; в.мар. *küraš* 'рвать', з.мар. *kəraš* и т. д.

Вышеприведенные примеры наглядно иллюстрируют регулярное звуковое соответствие: гласному *ü* в восточномарийском диалекте закономерно соответствует редуцированный гласный переднего ряда *ə*.

Восточномарийскому *u* в соответственных словах обычно соответствует редуцированный гласный заднего ряда *ə* в з.мар. диалекте.¹⁴

Примеры:

В.мар. *kurək ropä*, з.мар. *kərək*; в.мар. *kuralaš* 'пахать', з.мар. *kəralaš*; в.мар. *kučaš* 'ловить', з.мар. *kəčaš*; в.мар. *lum* 'снег', з.мар. *ləm*; в.мар. *pužaš* 'портиться', з.мар. *pəžaš*; в.мар. *udəraš* 'царапать', з.мар. *ədəraš*; в.мар. *puraš*,

¹⁴ В данной статье мы приводим только формы литературных языков (Б. С.).

'входить'; зап.мар. *pəraʃ*; в.мар. *urlaʃ* 'рычать', з.мар. *ərlaʃ*; в.мар. *ʃupʃa* 'тащить', з.мар. *ʃəpʃaʃ*; в.мар. *kutkə* 'муравей', з.мар. *kət̪kə*; в.мар. *sulaʃ* 'выкупать', з.мар. *səlaʃ*; в.мар. *luk* 'угол', з.мар. *lək*; в.мар. *kut* 'длина', з.мар. *kət̪*, в.мар. *ludaʃ* 'читать', з.мар. *lədaʃ*; в.мар. *kuməl* 'настроение', з.мар. *kəməl*; в.мар. *kutəraʃ* 'беседовать', з.мар. *kətəraʃ*; в.мар. *puʃkədo* 'мягкий', з.мар. *pəʃkədo*; в.мар. *uʃ* 'ум', з.мар. *əʃ* и т. д.

Могут быть, однако, случаи, когда огубление оказывается присущим обоим диалектам одновременно.

Примеры:

В.мар. *körgö* 'внутренний' з.мар. *körgö*; в.мар. *müj* 'мед', з.мар. *mü*; в.мар. *mükʃ* 'пчела', з.мар. *mükʃ*; в.мар. *šüm* 'сердце', зап.мар. *šüm*; в.мар. *šuj* 'уголь', зап.мар. *šü*; в.мар. *püj* 'зуб', з.мар. *pü*, в.мар. *uj* 'масло', зап.мар. *ü*; в.мар. *šüdə* 'сто', з.мар. *šüdə*.

Редукция может быть также присущей обоим диалектам одновременно.

Примеры:

В.мар. *nəl* 'четыре', з.мар. *nəl*; в.мар. *pələʃ* 'ухо', з.мар. *pələʃ*; в.мар. *pəl* 'облако', з.мар. *pəl*; в.мар. *pəʒaʃ*, 'гнездо', з.мар. *pəʒaʃ*, в.мар. *šəʒə* 'осень', з.мар. *šəʒə*; в.мар. *šəm* 'семь', з.мар. *šəm*; в.мар. *kəlme* 'мерзлый', з.мар. *kəlme*; в.мар. *rəwəʒ* 'лиса', з.мар. *rəwəʒ* и т. д.

Здесь также наблюдается одна интересная закономерность. Если редуцированный гласный в восточномарийском диалекте относится к гласным заднего ряда, то в западномарийском диалекте ему соответствует редуцированный переднего ряда, ср. в.мар. *šaltaʃ* 'прятать', з.мар. *šeltaʃ*; в.мар. *šədaŋ* 'гневный', з.мар. *šədaŋ*; в.мар. *šəndaʃ* 'ставить', з.мар. *šəndaʃ*; в.мар. *šər* 'тихо', з.мар. *šər* и т. д.

Пермская и марийская зона имеют ряд некоторых общих особенностей. Как уже указывалось выше, в языках пермской зоны наблюдалась тенденция к образованию огубленных гласных типа *o*, *u* и гласного *y*. Огубление также является типичным и для марийской зоны. Только в восточном диалекте оно проявляется в большей степени, а в западном в меньшей степени, ср., например, финск. *keri* 'кора', но в.мар. *kür*, финск. *veri* 'кровь', в.мар. *wür* и т. д.

Если для языков пермской зоны типичным является образование гласного *y*, то для языков марийской зоны не менее типичным является образование редуцированных гласных типа *ə* и *ɘ*.

Эти общие особенности можно было бы очень удобно представить в виде таблицы:

Марийская зона	Пермская зона
ö, ü, u	o, u
ə, ɘ	y

Марийская зона представляет какой-то постепенный переход к пермской зоне.

Абстрагируясь от некоторых частных особенностей, эти две зоны можно было бы объединить в одну зону.

Несомненное наличие этих четырех зон дает основание сделать целый ряд этногенетических и общелингвистических выводов.

Зональные особенности развития уральского вокализма отражают влияние каких-то субстратных дофинноугорских языковых общностей.

На территориях, прилегающих к берегу Северного Ледовитого океана, а также в бассейне Печоры была представлена одна лингвистическая общность, а в Волгокамье другая лингвистическая общность. Можно также предполагать, что в центре России была представлена третья лингвистическая общность. Носители этих языков возможно генетически не были связаны.

В свое время в специальной статье „Волго-окская топонимика на территории европейской части СССР” мы указывали, что так называемая волго-окская гидронимика, характеризующаяся речными суффиксами *-ta*, *-ga* и *-ša*, на Крайнем Севере не заходит дальше южной части Кольского полуострова, нет ее на территории Коми республики, за исключением двух небольших гидронимических островов в районе Сысолы и Печоры. Гидронимика этого типа в Приуралье, на Верхней Каме и в Башкирской республике, встречается крайне редко.

На основании этих данных мы сделали вывод о существовании на территории древней России в дофинноугорскую эпоху трех этнических общностей: волго-окской,¹⁵ бореальной и уральской.¹⁶

Насколько можно видеть, наличие определенных зональных особенностей развития уральского вокализма не противоречит нашей гипотезе о существовании на территории древней России трех этнических общностей.

Не исключена возможность, что уральские языки, принадлежащие к разным зонам, в глубокой древности по причине различных переселений их носителей смешивались между собой, что могло вызвать также смешение некоторых зональных особенностей.

Так, например, некоторые финские слова имеют явные признаки арктической зоны, т. к. в них содержится гласный *a*, ср. напр., финск. *sarvi* 'рог', но морд. *šuro*, мар. *šur*, коми-зыр. *šur*; финск. *talvi* 'зима', морд. *tele*, венг. *tél*; финск. *jää* 'лед', морд. *eĵ*, *eŋ*, мар. *iĵ*, коми-зыр. *jî*; финск. *pää* 'голова', но морд. *pe*, *peĵ* 'конец', венг. *fő*, *fej* 'голова'; финск. *järvi* 'озеро', но морд. *eŕke*, мар. *er*, коми-зыр. *jîr* 'омут'; финск. *lahti* 'залив', манс. *luh*, хант. *lok*; финск. *parsi* ~ *parte* 'балка', коми-зыр. *berd* 'сторона'; финск. *aamu* 'утро', морд. *umok* 'давно'; финск. *ääni* 'голос', венг. *ének* 'песня' и т. д.

¹⁵ См. нашу статью *Волго-окская топонимика на территории европейской части СССР*. Вопросы языкознания, № 6, 1955, стр. 25.

¹⁶ Там же, стр. 31.

Это явление может быть объяснено, если принять во внимание, что территория современной Финляндии до прихода туда финнов была заселена в основном лапландцами.

Некоторые венгерские слова также имеют признаки арктической зоны, ср. венг. *ár* 'поток', но коми-зыр. *šor* 'ручей', удм. *šur* 'река', манс. *tur* 'озеро'; венг. *far* 'корма', коми-зыр. *bôr* 'зад', финск. *perä* 'окрайна'; венг. *áll-* 'стоять', коми-зыр. *sulal-*; венг. *agg* 'старый', мар. *šonjo*; венг. *álm* 'сон', но морд. *udomo* 'сон'; венг. *mag* 'зерно', 'ядро', *magam* 'я сам', но мар. *mogôr* 'тело', удм. *mugor* 'тело', коми-зыр. *myy* 'стан женской рубашки'; венг. *fazék* 'горшок', финск. *pata*, мар. *pat*, *pot*, манс. *put*, хант. *put*, венг. *ad* 'давать', финск. *antaa*, коми-зыр. и удм. *ud-* 'кормить'; венг. *ház* 'дом', морд. *kudo*, мар. *kudo* лапл. *goalte* и т. д.

Известная тенденция к расширению гласных была подмечена Б. Коллиндером.

В венгерском, замечает Б. Коллиндер, существовала тенденция к понижению языка: $*o > a$; $*u > o$ или a ; $*e$ (иногда) $> ä$; $*i > e$; $ü > ö$.¹⁷

Признаки арктической зоны наблюдаются и в хантыйском языке, ср. вост. хант. *sam* 'чешуя', ненецк. *šaw*, финск. *suomi*, лапл. *šuohtá*, коми-зыр. *šöm*, в.мар. *šüm*; вост. хант. *kat* 'дом', морд. *kudo*, мар. *kudo*; хант. *tan-* 'идти', венг. *menni*, финск. *mennä*, коми-зыр. *minny*; хант. *xät* 'умирать', финск. *kuolla*, хант. *tätä, täl* 'зима', венг. *tél*, финск. *talvi*; хант. *säm* 'сердце', венг. *szív*, финск. *sydän*; хант. *kar* 'скорлупа', 'кора', коми-зыр. *kыр* 'шелуха'; хант. *karas* 'выходок', удм. *gurež* 'гора'; хант. *ʔaŋki, taŋki* 'белка', манс. *leŋot*, хант. *pat, päl* 'ухо', коми *pel*; хант. *amp* 'собака', венг. *eb*; хант. *kāj, hāj* 'остаться', морд. *kadoms*, мар. *kodaš*, ненецк. *hāje* и т. д.

Эта тенденция также была хорошо подмечена Б. Коллиндером. „В остяцком, отмечает Б. Коллиндер все узкие (высокие) гласные подверглись расширению: $*y > ö$, $ä$; $*u > õ$; $*i > e$ (или i); $*ü > ö$.¹⁸

В этом отношении хантыйский или остяцкий язык в какой-то мере наминает венгерский.

Не исключена возможность того, что древняя прародина венгров находилась не за Уралом, и не в Башкирии, а в районе верхнего и среднего течения Печоры, где предки венгров соприкасались с какими-то языками арктической зоны. Финский, как и марийский, обнаруживает тенденцию к образованию гласного *ü*, ср., например, финск. *kynsi* 'ноготь', в.мар. *küč*, но морд. *kenže*; финск. *sydän* 'сердце', в.мар. *šüm*, но морд. *sedej*; финск. *syö* 'уголь', мар. *šüj*, но морд. *sed*; финск. *tyvi* 'основа', в.мар. *tūŋ*, но удм. *din*, коми-зыр. *din*; финск. *märkkü* 'яд', но венг. *méreg*; финск. *sylki* 'слюна', мар. *šüwəl*, но морд. *šelge*.

¹⁷ B. Collinder: Comparative Grammar, стр. 186.

¹⁸ Там же, стр. 187.

В венгерском языке есть также целый ряд слов, содержащих гласные *ü, ö*, ср., напр. эрзя-морд. *pe, pej* 'конец', коми-зыр. *pot*, удм. *put*, финск. *pää* 'голова', венг. *fő* ~ *fej*; коми-зыр. *pel* 'ухо', лапл. *baelle*, морд. *pîle*, мар. *päläš*, венг. *fül*; коми-зыр. *pu-* 'варить', морд. *pide-*, венг. *főz-*; финск. *viisi* 'пять', лапл. *vitta*, эрзя-морд. *vete*, в мар. *wič*, коми-зыр. *vit*, венг. *öt*; финск. *syksy* 'осень', эрзя-морд. *šokš*, в.мар. *šəžə*, венг. *ősz*; финск. *isä* 'отец', морд. *oče* 'брат отца', венг. *ős* 'предок'; финск. *kivi* 'камень', в.мар. *kü*, морд. *ker*, венг. *kő* и т. д.

Особенности развития мордовского вокализма обнаруживают много общего с особенностями развития финского вокализма. Между тем по ряду особенностей мордовский язык сближается с горномарийским, ср. напр. такой признак, как тенденция к делабиализации древних *ü* и *ö*.

Кроме того, некоторые особенности развития мордовского вокализма сближают мордовский язык с пермскими языками.

„В мордовском, замечает Б. Коллиндер, *o* превратилось в *u* (то же явление имело место в пермских и марийском)".¹⁹ Мордовский язык в древности, по-видимому, находился на периферии языков центральной зоны по соседству с марийским языком.

Возможно, что в основе этих общих явлений лежат какие-то другие причины, но сама проблема смешения зональных особенностей в развитии уральского вокализма в результате влияния языков различных зон может быть поставлена.

При рассмотрении зональных особенностей уральского вокализма нельзя не пройти мимо спорной гипотезы В. Штейница о наличии в протоуральском языке редуцированных гласных. Этот вопрос прежде всего касается проблемы происхождения редуцированных в марийском языке.

По вопросу о происхождении редуцированных в марийском языке возник большой спор между двумя крупными исследователями уральского вокализма — финским ученым Эрkki Итконеком и немецким ученым Вольфгангом Штейницем. Прежде чем перейти к рассмотрению аргументов, выдвигаемых с той и другой стороны, мы считаем необходимым привести небольшую таблицу, показывающую соотношение редуцированных гласных в двух диалектах марийского языка.

Восто́чномарийский	Западномарийский
ə	â
ÿ	ə
u	û
i	ï

¹⁹ В. Collinder: Ук. соч., стр. 185.

Эрки Итконен склонен предполагать, что в протомарийском действительно существовали редуцированные, которые в различных марийских диалектах могли дать различные результаты.

1) *Соответствие в. м. \bar{a} ~ з. м. \bar{a} .*

Э. Итконен дает более детальную картину этих соответствий, устанавливая некоторые частные корреспонденции. Может быть соответствие з. м. \bar{a} ~ в. м. \bar{i} , напр. в. м. *ilem* 'жизнь', з. м. *alem*. В некоторых диалектах западномарийскому \bar{a} может соответствовать \bar{i} , напр., з. м. *kälme* 'холодно' в некоторых восточных диалектах *kälme, kılme*.²⁰

Итконен возводит все эти рефлексy к протомарийскому редуцированному иллабиальному гласному переднего ряда (*Palatalvokal*). Этим гласным в положении перед непалатализованными согласными было \bar{a} , а в положении перед палатализованными согласными \bar{i} .²¹

В западном диалекте первоначальные \bar{a} и \bar{i} совпали в одном \bar{a} .²²

Явление редукции в протомарийском Э. Итконен считает явлением вторичным. По мнению Итконена, протомарийские $*\bar{a} \sim \bar{i}$ могли возникнуть из гласных полного образования. Такими гласными могли быть \bar{i} , \bar{u} , \bar{i} .²³

2) *Соответствие з. м. \bar{a} ~ в. м. \bar{u} .*

Сюда относятся такие соответствия, как з. м. *tär* 'край', в. м. *tür*; з. м. *wär* 'кровь', в. м. *wür* и т. д.

Итконен сообщает, что в некоторых восточномарийских диалектах западномарийскому \bar{a} соответствует редуцированный гласный \bar{u} . Отсюда Э. Итконен делает вывод, что в протомарийском существовал редуцированный гласный \bar{u} , рефлексами которого является западномарийское \bar{a} , восточномарийское \bar{u} и редуцированное \bar{u} в некоторых марийских диалектах.

Источником протомарийского редуцированного \bar{u} , по мнению Итконена, могли быть различные гласные полного образования, напр. \bar{u} , e , i , u .²⁴

3) *Соответствие в. м. и з.м. \bar{a} .*

Сюда относятся такие случаи, как в.мар. *luk* 'угол', з.мар. *lök*; в.мар. *lum* 'снег', з.мар. *löm* и т. д.

Итконен указывает, что в отдельных диалектах западномарийскому \bar{a} может также соответствовать редуцированный u .

Итконен предполагает, что все эти рефлексy восходят к протомарийскому редуцированному u , которое исторически развивалось из гласных полного образования типа u , o , i .²⁵

²⁰ E. Itkonen: Ук. соч., стр. 226.

²¹ Там же, стр. 231.

²² Там же, стр. 231.

²³ Там же, стр. 239—241.

²⁴ E. Itkonen: Ук. соч., стр. 242—243.

²⁵ Там же, стр. 200—203.

Резюмируя все вышесказанное, можно констатировать, что Э. Итконен считает явление редуции в марийском языке явлением вторичным. Основой для возникновения редуцированных в протомарийском послужили гласные полного образования типа *e, i, ü, u, o*.

К мнению Итконена примкнул известный шведский финноугрист Б. Коллиндер. В общечеремисском, заявляет Б. Коллиндер, *e* превратилось в *i* (> зап. *a*, вост. *ö, i, i*).²⁶

В западномарийском диалекте краткое *ü*, по мнению Коллиндера, превратилось в *a*.²⁷

Совершенно иного взгляда придерживается В. Штейниц. В. Штейниц исходит из гипотезы о существовании в прафинноугорском редуцированных гласных, которые лучше всего сохранились в марийском и хантыйском (остяцком) языках. Поэтому редуцированные гласные в марийском являются исконными. Особенно показателен в этом отношении западномарийский или горно-марийский диалект. Горномарийское *ä* соответствует остяцкому *ö*, *a* соответствует остяцкому *u*.

Рассмотрим раздел „Редуцированные гласные” в известной работе В. Штейница „*Geschichte des finnisch-ugrischen Vokalismus*” несколько подробнее.

В прафинноугорском В. Штейниц предполагает существование трех редуцированных гласных *ö, õ* и *ë*.

Отражение *ö*.

Почти во всех финноугорских языках *ö* отражается как краткое *o*.

В восточном диалекте марийского языка и прибалтийско-финских ему соответствует *u*.

Особняком стоят пермские языки, в которых древнему редуцированному *ö* соответствует *y*, иногда *u*.

Некоторые примеры:

Ост. *lõqst* 'считать', венг. *olvas-*, мар. *löd, lu-* 'число', *lud-* 'читать', эрзя-м. *lovoms*, сев. лапл. *lokkát*, фин. *lukea*, удм. и коми-зыр. *läd* 'число'; з.мар. *täl* 'огонь', урж. *tul*, морд. *tol*, сев. лапл. *dollá*, финск. *tuli*, удм. и коми-зыр. *täl*; з.мар. *lõt*, 'снег', урж. *lum*, морд. *lov*, финск. *lumi*, коми-зыр. *līm*, удм. *luncy*.²⁸

Отражение *õ*.

В большинстве финноугорских языков древнее *õ* отражается как *ö*. В западномарийском ему соответствует *a*, в восточномарийском и прибалтийско-финских *ü*, в мордовском *e* и в пермских *i*. Нельзя не заметить известную симметричность отражения по сравнению с предыдущим случаем.

²⁶ B. Collinder: Ук. соч., стр. 174.

²⁷ Там же, стр. 181.

²⁸ W. Steinitz: *Geschichte des finnisch-ugrischen Vokalismus*. Stockholm 1944, стр. 22–25.

Некоторые примеры:

венг. *tör(tő)* 'основа', з.мар. *təŋ*, урж. *tüŋ*, морд. *te-* 'к, вблизи', ф. *tyri*, зыр. *din*, вот. *din*;

вост. ост. *sõj* 'уголь', вог. *sõli*, мар. *šü*, морд. *šed*, сев. лапл. *čáddá*, финск. *sysi*;

вост. ост. *sõγəs* 'осень', южно-манс. *töks*, сев. манс. *tak^{ws}*, венг. *ősz(*örs)*, морд. *soks*, сев. лапл. *čákčá*, финск. *syksy*, удм. *šizil*.²⁹

Отражение *ě*.

Во многих финноугорских языках финноугорское *ě* отражается как *ě*. Только в хантыйском и мансийском ему соответствует *ə*. В западномарийском ему соответствует *ə*, в восточномарийском *ə*, а в пермских *i*.

Некоторые примеры:

Вост. хант. *uər* 'кровь', венг. *vér*, з.марийск. *βər*, в.марийск. *βür*, морд. *ver*, сев.лапл. *várrá*, финск. *veri*, зыр. и вот. *vür*;

вост.хант. *ńəla* 'четыре', вог. *ńəla*, *ńila*, венг. *négy*, з.мар. *nəl*, в.мар. *nəl*, морд. *ńile*, удм. *ńil*.³⁰

В системе аргументации Э. Итконена есть целый ряд убедительных аргументов. Действительно, если в одном диалекте марийского языка имеется *ə*, в другом *ə*, в третьем редуцированное *i*, то исходным для них, вероятно, также был редуцированный гласный. Точно также для ряда соответствий *ə ~ ü* и *ü* редуцированное, или *ə ~ u* и *u* редуцированное, исходным можно считать также редуцированный гласный типа редуцированного *u* или *ü*.

Основной недостаток гипотезы Эрки Итконена состоит в том, что она не учитывает зональных особенностей развития уральского вокализма.

Гипотеза В. Штейница о редуцированных гласных в ряде случаев оказывается более пригодной для объяснения различных зональных особенностей развития уральского вокализма.

Выше уже говорилось о том, что отличительная особенность языков пермской зоны состоит в тенденции к образованию гласных *o* и *u*. Особое положение в пермской зоне занимают два симметричных гласных *i* и *y*, которые как бы противоречат этой общей тенденции. Если гласный *e* в пермских языках превращался в *o*, то пермское *i* часто соответствует какому-то другому *e* в языках средней зоны.

Примеры:

морд. *šelme* 'глаз', коми-зыр. *šin*; венг. *vér*, морд. *ver*, но коми-зыр. *vür*;

морд. *pel* 'облако', коми-зыр. диалектн. *piv* (< *pil*).

Также неясно, почему в пермских языках иногда огубленным гласным типа *o*, и *u* языков центральной зоны соответствует *y*.

Примеры:

²⁹ W. Steinitz: Ук. соч., стр. 27.

³⁰ Там же, стр. 29—30.

Эрзя-морд. *lovoms* 'читать, считать', финск. *luku* 'число', но коми-зыр. *lyl* 'число';

эрзя-морд. *tol* 'огонь', сев.лапл. *dollá*, в.мар. *tul*, финск. *tuli*, удм. *tyl*, коми-зыр.архаичн. *tyl*, ср. *tyr-kört* 'огниво'.

Финск. *lumi* 'снег', в.мар. *lum*, но коми-зыр. *lym*, удм. *lym*.

В. Штейниц разрешает эту проблему довольно просто: пермские *i* и *y* в вышеприведенных примерах развились из редуцированных гласных.

Действительно, в ряде случаев пермские *y* и *i* соответствуют марийским *ə* и *ә*.

Примеры:

Удм. *tyl* 'огонь', зап.мар. *täl*; коми-зыр. *lyl* 'число', *lyl'dymy* 'читать', з.мар. *lodaš* 'читать, считать'; коми-зыр. *lym* 'снег', з.мар. *lom*; коми-зыр. *pyr-* 'входить', з.мар. *pəraš*; коми-зыр. *pydös* 'дно', з.мар. *pəndaš*; коми-зыр. *pyž* 'лодка', з.мар. *pəž*; коми-зыр. диалектн. *piv* (< *pil*) 'облако', в.мар. *pəl*; коми-зыр. *šin* 'глаз', з.мар. *sənga*, коми-зыр. *pyžral-* 'давить', удм. *pyžyrjany* 'выжимать', в.мар. *pəžəraš*, з.мар. *pəžəraš*; в.мар. *šäšte* 'дятел', з.мар. *šästə*, коми. *šičž*; удм. *šyr* 'тихо', в.мар. *šəp*, з.мар. *šəp*; коми-зыр. *syn*, *syl* 'обхват' (мера ширины), з.мар. *šəl*; удм. *sil* 'мясо', з.мар. *šəl*, в.мар. *šəl*; удм. *šizyl* 'осень', в.мар. *šičžə*, з.мар. *šičžə*; удм. *kyz* 'толстый', коми-зыр. *kyz*, з.мар. *kəžgə*; з.мар. *kəč* 'ноготь', коми-зыр. *gyž*; удм. *gyryny* 'пахать', з.мар. *kəraš* 'рвать', 'сдирать'; коми-зыр. *kytčö* 'куда', з.мар. *kə-škə*; коми-зыр. *kiš-ty-ny* 'выливать', з.мар. *kəš-kal-aš*; удм. *nyl* 'четыре', в.мар. *nəl*, з.мар. *nəl*; удм. *ryl* 'верхняя часть', з.мар. *vəl-nə* 'на'; коми-зыр. *vit* 'пять', удм. *vit*; з.мар. *vəs*; коми-зыр. *myšti* 'через', 'спустя', з.мар. *təneš* 'обратно'; коми-зыр. *ve-tyntyn* 'пятьдесят' (*тын* первоначально означало 'количество'), в.мар. *təñ-ar* 'сколько'.

Какая-то внутренняя связь между пермскими *i* и *y* и марийскими *ə* и *ә* несомненна.

Вместе с тем гипотеза В. Штейница не учитывает целый ряд проблем, которые необходимо было бы поставить в первую очередь.

В нашем распоряжении имеются некоторые косвенные данные, позволяющие судить о том, что в финноугорских языках Волгокамья происходил какой-то относительно поздний по времени процесс образования редуцированных.

По-видимому, под влиянием марийского и отчасти пермских языков в чувашском, а также в татарском языках происходил сходный процесс образования редуцированных, общую направленность которого можно было бы выразить в виде следующих формул:

$$*i > \ddot{i} > ə$$

$$*u > \ddot{u} > ʊ$$

$$*ü > \ddot{ü} > \ddot{ö}$$

Одним словом, исконные тюркские *i*, *u* и *ü* в этих языках превращались в редуцированные гласные.

Примеры:

Общетюркское i

Тур. *bir* 'один', чув. *pər*, тат. *bər*; тур. *iş* 'работа', чув. *aş*; тур. *bitmek* 'кончиться', чув. *pət*, тат. *bət*; тур. *pişmek* 'вариться', чув. *pəzer* 'печь', 'варить', тат. *pəşər*; тур. *biz* 'мы', чув. *pər*, тат. *bəz* и т. д.

Общетюркское u

Тур. *uzun* 'длинный', чув. *vərəm*, тат. *əzun*; тур. *durmak* 'стоять', чув. *tör*, тат. *tör*; тур. *kuru* 'сухой', чув. *xər* 'сохнуть', тат. *qəry* 'сухой'; тур. *tutmak* 'держат', чув. *tət*, тат. *tət*; тур. *kulak* 'ухо', чув. *xəlyə*, тат. *qəlaq* и т. д.

Общетюркское ü

Тур. *kül* 'зола', чув. *kəl*, тат. *käl*; тур. *gütmek* 'охранять', чув. *kət* 'пасти', тат. *kät*; тур. *düşmek* 'падать', чув. *təžər* 'ронять', тат. *təş* 'падать' и т. д.

Отсюда можно сделать вывод, что в марийском языке некогда имел место процесс образования редуцированных, хотя условия его осуществления были значительно сложнее, чем в тюркских языках.

Результаты этого процесса в разных диалектах марийского языка оказались различными.

$*i > \bar{i} > \text{в.мар. } i, \text{ з.мар. } \bar{a}$

$*u > \bar{u} > \text{в.мар. } u, \text{ з.мар. } \bar{a}$

$*\ddot{u} > \bar{\ddot{u}} > \text{в.мар. } \ddot{u}, \text{ з.мар. } \bar{a}$

Протомарийское i

В отличие от тюркских языков, в которых в редуцированное *i* превращалось общетюркское *i*, протомарийское *i*, по-видимому, имело различные источники.

Примеры:

В.мар. *iza* 'старший брат', з.мар. *əza*; в.мар. *vič* 'пять', з.мар. *vəс*; в.мар. *pič* 'душный', з.мар. *pəс*.

Протомарийское u

Протомарийское *u* также было, по-видимому, гласным, имеющим разные источники.

Примеры:

В.мар. *ludaš* 'читать', з.мар. *lədaš*, финск. *lukea* 'читать', *luku* 'число'; в.мар. *tul* 'огонь', з.мар. *təl*, финск. *tuli*; в.мар. *lum* 'снег', з.мар. *ləm*, финск. *lumi*, в.мар. *puraš* 'грызть', з.мар. *pəraš*, финск. *purra*.

Эти примеры показывают, что общефинноугорское *u* в протомарийском превратилось сначала в *u* редуцированное, которое позднее в западномарийском диалекте превратилось в *ä*, а в восточном оно вернулось к исходному состоянию, т. е. превратилось в простое *u*.

Протомарийское *ü*

Протомарийское *ü* было также гласным различного происхождения. Отчасти оно восходит к общепермскому *ü*.

Примеры:

В.мар. *tüŋ* 'основа', з.мар. *təŋ*, финск. *tyvi*, венг. *tör-(tő)*; в.мар. *šülö* 'обхват' (мера длины), з.мар. *šəl*, коми-зыр. *syl, syr*, финск. *syli*.

В целом ряде случаев, однако, марийскому *ü* и *ə* соответствует гласный *e* языков центральной зоны. Ср. финск. *vesi* 'вода', венг. *víz*, в.мар. *wüt*, з.мар. *wət*; венг. *vér* 'кровь', морд. *veŕ*, финск. *veri*, в.мар. *wür*, з.мар. *wər*; финск. *keri* 'кора', в.мар. *kür* 'лубок', з.мар. *kər*.

Известно, что в пермских языках *e* превращалось в *o*.

Сходный процесс, по-видимому, имел место и в марийском языке. Только в марийском языке *e* изменялось не в *o*, а в *ü*.

Таким образом, оба типа *ü* в протомарийском — *ü* исконное и *ü*, возникшее из *e*, превращались в редуцированное *ü*. В западномарийском редуцированное *ü* утратило лабиализацию и превратилось в *ə*. Наоборот, в восточномарийском оно утратило редукцию и превратилось в простое *ü*.

Любопытно отметить, что сходный с западномарийским процесс утраты лабиализации редуцированных имел место и в чувашском языке, ср. тур. *kül* 'зола', чув. *kəl*, тур. *gütmeŋ* 'охранять', чув. *kət-* и т. д.

Таким образом, данные тюркских языков Волгокамья — чувашского и татарского языков явно свидетельствуют о том, что процессы изменения гласных в марийском языке в направлениях: *i* > *ə*, *u* > *ü* > *u*, *ə* и *ü* > *ü* > *ü*, *ə* являются относительно поздними процессами, и здесь мы вынуждены согласиться с Итконеном, но не со Штейнцем.

Можно предполагать, что и в пермских языках тоже некогда имели место подобные процессы образования редуцированных гласных. Процесс образования этих гласных шел по следующим направлениям:

$*i > i > i(y)$

$*u > ü > u$

$*ü > ü > y$

Примеры:

Протопермское *i*

Протопермское *i*, вероятно, имело разные источники. Примеры очень скудные. Эрки Итконен приводит только два слова, отражающие финноугорское *i*: *šyr* 'мышь' и *rynyš* 'овин'. *Šyr* сопоставляется с финским *hiiri*, а *rynyš* с финским *rihi*.³¹

Протопермское *u*

Финск. *lumī* 'снег', в.мар. *lum*, коми-зыр. *lym*; финск. *tuli* 'огонь', в.мар. *tul*, удм. *tyl*, коми-зыр. арханч. *tyl*, ср. *tyrkört* 'огниво'; финск. *uusi* 'новый',

³¹ E. Itkonen: Ук. соч., стр. 303.

коми-зыр. *vyľ*, удм. *vyľ*; морд. *muškems* 'мыть', в. м. *muškaš*, коми-зыр. *mys-kynu*; финск. *turpa* 'морда', эрзя-морд. *turva* 'губа', коми-зыр. *tyrp*, удм. *tyrpy*; финск. *lukea* 'читать, считать', коми-зыр. *lyd* 'число'.

Протопермское *ü*

Финск. *kylmä* 'холодный', удм. *kyn* 'мерзлый', коми-зыр. *kyn-myny* 'мерзнуть'; финск. *kytkä* 'сцеплять', удм. *kut-kynu* 'запрягать'; финск. *kynsi* ~ *kynite* 'ноготь', коми-зыр. *gyž*, удм. *gyžy*.

Протопермское *i*, замечает Эрки Итконен, является закономерным и почти единственным продолжением допермского *u*, а также и допермского *ü*. Можно предполагать, что *u* и *ü* перед делабиализацией совпали.³²

Схема $i > i; u > y$ и $ü > y$ в какой-то мере напоминает западномарийскую схему $i > ə; u > ə; ü > ə$. В западномарийском, как и в пермских языках, развитие *u*, *ü* приводит к появлению гласного совершенно другого качества. Не исключена возможность того, что *u* и *ü* в пермских языках превратились в *y* через промежуточную степень редуцированных гласных:

$$U > \tilde{U} > Y \\ \tilde{U} > \tilde{U} > I, Y$$

Однако, даже если допустить, что в пермских языках некогда были редуцированные гласные, то и в этом случае приходится утверждать, что эти гласные были гласными вторичного происхождения.

Вернемся, однако, снова к схеме распределения простых и редуцированных гласных в восточном и западном диалектах марийского языка.

Восточномарийский	Западномарийский
ə	ə̃
ü	ə
u	ə̃
i	ə

Неясным здесь все же остается один вопрос. Чем объяснить те случаи, когда редуцированные гласные сохраняются в обоих диалектах марийского языка. Отличительная особенность многих из этих слов, содержащих редуцированные гласные, состоит в том, что при сопоставлении их с этимологически родственными словами других уральских языков, ряд соответствий гласных получается очень пестрым.

Примеры:

В.мар. *pəžəš* 'гнездо', з.мар. *pəžəš*, манс. *piti*, морд. *pide*, финск. *pesä*, лапл. *baessa*, ненецк. *pide*, удм. *puz*; в.мар. *nəl* 'четыре', з.мар. *nəl*, коми-зыр. *nol*,

³² Ю. Itkonen: Ук. соч., стр. 300.

удм. *nyl*, эрзя-морд. *ñile*, финск. *nelja*, с.манс. *nila*, южно-манс. *ñələ*, хант. *ñalə*.

В.мар. *pəl* 'облако', з.мар. *pəl*, коми-зыр. диал. *piv*, финск. *pilve*, морд. *pel*. В.мар. *pələš* 'ухо', зап.-мар. *pələš*, венг. *fül*, коми-зыр. *pel*, сев.манс. *pal*, южно-манс. *pāl*. В.мар. *rəwəž* 'лиса', з.-мар. *rəwəž*, эрзя-морд. *rivež*, венг. *ravasz* 'хитрый', коми-зыр. *ruč* 'лиса'. В.мар. *pəzle* 'рябина', з.мар. *pəzəlmə*, морд. *pižol*, коми-зыр. *pelyš*, удм. *pələš*, манс. *päsər*, *pičär*, хант. *pətar*. В.мар. *kəlmə* 'мерзлый', зап.-мар. *kəlmə*, финск. *kylmä* 'холод', лапл. *gálmás*, морд. *kelme*, удм. *kyn* 'мерзлый', коми-зыр. *kynmyn* 'мерзнуть', ненецк. *hanimž*. В.мар. *šəlaš* 'прятаться', 'скрываться', з.мар. *šəlaš*, манс. *tulit* 'тайный', эрзя-морд. *salams* 'красть', финск. *salava* 'тайный', ненецк. *tale* 'тайно'.

Не свидетельствует ли это о том, что в системе гласных протоуральского языка был какой-то гласный неясной артикуляции наподобие так называемого *Schwa indogermanicum* в системе гласных индоевропейского языка-основы. Как известно, отличительная особенность *шва индогерманикум* состоит в неодинаковости его отражения в отдельных индоевропейских языках.

Индоевр. **pətēr* 'отец', лат. *pater*, др.-ирл. *athir*, др. инд. *pitā*; индоевр. **st(h)ə-tos* 'поставленный', лат. *status*; др.-инд. *sthītaḥ* 'стоящий', русск. *стою*; индоевр. **də-tos* 'данный', лат. *da-tus*, алб. *da-shë* 'он дал', арм. *ta-mk* 'мы даем', др. инд. *a-di-tah* 'ты дал' (2-е л. ед. числа медиального аориста).

Выше уже говорилось о том, что в различных зонах наблюдаются свои особенности развития вокализма. В ненецком языке, как известно, наблюдалась сильная тенденция к образованию гласного *a*. Вместе с тем следует отметить, что некоторые ненецкие гласные оказывали сопротивление этой тенденции.

Ненецк. *pide* 'гнездо', финск. *pesä*, эрзя-морд., *piže*, венг. *fészek*, хант. *piti*, с.манс. *piti*, южно-манс. *pəf*.

Никакого расширения гласного в ненецком языке не наблюдается.

Любопытно то, что В. Штейниц усматривает в архетипе этого слова редуцированное финноугорское *ě*, ср. уравнение Штейница: остяк. (Васьюган) *pəl* 'гнездо', вог. *pəl*, *piti*, венг. *fészek*, чер. *pəžaš*, урж. *pəžaš*, малм. *pižaš*, морд. *piže*, северо-лапл. *baesse*, финск. *pesä*.³³ Ненецк. *sew* 'глаз' (из *sem*), финск. *silmä*, морд. *selme*, коми-зыр. *šin*.

Расширение гласного в ненецком языке не наблюдается.

В. Штейниц также усматривает в архетипе этого слова наличие редуцированного *ě*: чер. КБ *sənzä* 'глаз', урж. *šinčža*, морд. *selme*, сев.-лапл. *čəlbme*, финск. *silmä*, зыр. и бот. *šin*.³⁴ Ненецк. *pišuc* 'бояться', финск. *pelko* 'страх', морд. *pelems* 'бояться', венг. *félni*. Ср. уравнение Штейница: ост. Васьюг *pəl* 'бояться', вог. *pəl*, *pil*, венг. *fél*, морд. *pelems*, сев.-лапл. *bállát*,

³³ W. Steinitz: Ук. соч., стр. 30.

³⁴ В. Штейниц: Ук. соч., стр. 31.

финск. *pelkä*. В. Штейниц предполагает, что в архетипе этого слова было редуцированное *ě*.³⁵

Ненецк. *minž* 'идти', 'двигаться', ср. финск. *mennä*, удм. *тунуну* и т. д. Ср. у Штейница: ост. *тэн* 'идти', вог. К. *тэн*, венг. *тен*-, мар. *тiет*, сев.лапл. *mánnát*, финск. *menä*, эст. *mine*-, вот. *minj*-.³⁶

Этот пример дается у Штейница на отражение редуцированного *ě*. Ненецк. *iles* 'жить', ср. западномарийск. *laš* 'жить'. Ненецк. *ju* ~ *jüd* 'вода', в диалекте лесных ненцев *wü*, тавги-сам. *bee* ~ *beda*, селькупск. *üt*, *öt*, камас. *büü* 'река, озеро', финск. *vesi* ~ *vete*, морд. *veđ*, коми-зыр. *va*, з.-марийск. *wat*, венг. *víz*.³⁷ Ненецк. *te'(n)* 'жила', *tenola* 'жилистый', финск. *suoni*, лапл. *suodnâ* ~ *suonâ*, эрзя-морд. *san*, мар. *šün*, коми-зыр. *sõn*, удм. *sõn*. Ненецк. *pela* 'половина', финск. *puoli*, венг. *fél*, хант. *pelak*, в.мар. *peł*, эрзя-морд. *peł* 'половина', коми-зыр. *põv*, *põl*.

При этом обнаруживается довольно интересная закономерность. Слово, вокализм которого представляется необычным в ненецком языке, оказывается часто таким же необычным и в других зонах.

Лапландский язык, как уже говорилось выше, характеризуется тенденцией к образованию гласного *a*, однако, ненецкому *iles* 'жить' в лапландском соответствует *aellat* 'жить'.

Необычному ненецкому *pela* 'половина' в лапландском соответствует лапландское *baelle* 'половина', которое никак не корреспондирует с финским *puoli* и эстонским *pool*. Необычному ненецкому *te'(n)* 'жила' в лапландском соответствует слово с велярным вокализмом *suodnâ* ~ *suonâ*, соответствующее финскому *suoni*.

Если учесть, что типичный для развития вокализма языка коми была тенденция к устранению древних палатальных гласных, то облик таких слов современного коми языка, как *peł* 'ухо', *põv* 'половина', *pelys* 'рябина', *sõn* 'жила' и т. д. не может не показаться необычным.

Но то, что необычно для языка коми, также необычно и для ряда других языков.

Коми-зырянскому *peł* 'ухо' соответствует необычное для лапландского языка *baelle* и не менее необычное для венгерского языка *fül*. В марийском языке это слово содержит редуцированный гласный. Коми-зыр. *põv* (*põl*) 'половина' является необычным по своему облику одновременно для марийского языка (*peł*) и для ненецкого языка *pela*. Необычное для языка коми слово *sõn* 'жила' не менее необычно для ненецкого языка (*te'(n)*).

Гласный *e* в слове *pelys* 'рябина' имеет очень различные соответствия в этимологически родственных словах других уральских языков, не говоря уже о том, что в марийском языке ему соответствует редуцированный гласный.

³⁵ В. Штейниц, стр. 29.

³⁶ Там же, стр. 29.

³⁷ В. Collinder: *Fenno-ugric Dictionary*, стр. 67.

Все эти отклонения, по-видимому, свидетельствуют о наличии в этих словах особого гласного неопределенной артикуляции, так называемого *шва ураликум*.

В отличие от В. Штейница, который пытается реконструировать систему трех исконных редуцированных гласных *õ*, *ö* и *ë*, мы предполагаем, что *шва ураликум* был единственным редуцированным гласным. Если допустить, что в протоуральском существовала гармония гласных, можно сделать вывод о наличии велярного и палатального вариантов *шва ураликум* - *ə* и *ɛ*.

Возможно также, что многочисленные альтернации в современных уральских языках также в какой-то мере вызваны неодинаковым отражением *шва ураликум*.

Резюмируя все вышеизложенное, нам хотелось бы особо подчеркнуть следующие положения:

1) Путь одноклоного отрицания той или другой теории (теории В. Штейница или теории Эрkki Итконена) вряд ли может принести пользу. К каждой из этих теорий следует подойти критически, так как в каждой из них есть свое рациональное зерно.

2) Редуцированные гласные в марийском языке являются в основном гласными позднего происхождения, но какая-то часть марийских редуцированных отражает *шва ураликум*.

3) Проблема *шва ураликум* нуждается в специальном изучении.

B. A. SEREBRENNIKOV: ÜBER EINIGE ZONALE BESONDERHEITEN IN DER ENTWICKLUNG DES URALISCHEN VOKALISMUS

(Zusammenfassung)

Die historische Erforschung des uralischen Vokalismus ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden. In den uralischen Sprachen haben sich die Lautgesetze des öfteren erst durch eine ziemlich hohe Anzahl von Ausnahmen, Alternationen u. dgl. Bahn gebrochen. Überdies sind sog. zonale Besonderheiten in der Entwicklung des uralischen Vokalismus vorhanden. In Anbetracht dieser Besonderheiten lassen sich sämtliche uralische Sprachen in vier Zonen einteilen. Es sind das 1) die zentrale, 2) die arktische, 3) die tscheremissische und 4) die permische Zone.

Die zentrale Zone (Ostseefinnische Sprachen, Mordwinisch und Ungarisch) zeichnet sich durch die ziemlich gute Beibehaltung der alten palatalisierten Vokale des Typus *e, a* aus. Die arktische Zone (Lappisch, Nenzisch und Nordwogulisch) legt eine starke Tendenz zur Vokalsenkung, insbesondere zur Bildung von *a*, an den Tag. Das grundlegende Merkmal der permischen Zone besteht in der Tendenz zur Entwicklung von Vokalen des Typus *o, y*. Für die tscheremissische Zone ist wiederum die Tendenz zur Bildung der Vokale *u, ü* sowie der Reduktionsvokale des Typus *ə* und *ɛ* charakteristisch. Zwischen der tscheremissischen und der permischen Zone lassen sich gewisse Ähnlichkeiten feststellen. Einzelne Belege lassen darauf schließen, daß verschiedene zonale Merkmale in den einzelnen uralischen Sprachen sich vermischt haben. Über die Frage nach der Herkunft der Reduktionsvokale ist zwischen E. Itkonen und W. Steinitz ein heftiger Streit entstanden. E. Itkonen ist der Ansicht, daß die Reduktionsvokale im Tscheremissischen verhältnismäßig spät aufkamen, während W. Steinitz sie als Fortsetzungen der ursprünglichen Reduktionsvokale der finnisch-ugrischen Grundsprache betrachtet.

Im vorliegenden Aufsatz wird es versucht unter Beweis zu stellen, daß sich im Tscheremissischen und in den permischen Sprachen einst der Wandel von altem *i*, *u* und *ü* zu Reduktionsvokalen vollzogen hat. Dieser Prozeß war verhältnismäßig jung, da dieselbe Erscheinung auch im Tschuwaschischen und im Tatarischen zu beobachten ist, wo altes *i*, *u* und *ü* ebenfalls reduziert wurden.

Immerhin zeugen einige Erscheinungen dafür, daß es auch in den uralischen Sprachen irgendwelche Reduktionsvokale gegeben haben muß. Das wird auch durch Tatsachen erhärtet wie die Anomalien in den zonalen Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des Vokalismus und die Verbindung dieser Anomalien mit den tscheremissischen Reduktionsvokalen, das Vorhandensein einiger Reduktionsvokale in beiden Dialekten des Tscheremissischen, die starke Divergenz der Vokale in einzelnen Wörtern, usw.

Der Verfasser ist der Meinung, daß die uralische Grundsprache einen besonderen Reduktionsvokal besaß, den er als *Schwa Uralicum* benennt. Gemäß der Vokalharmonie konnte dieses Schwa Uralicum velare und palatale Varianten haben.

Die Reduktionsvokale des Tscheremissischen spiegeln zum Teil das Schwa Uralicum wider, zum Teil jedoch sind sie erst später entstanden.

ISTVÁN GELEJI KATONA UND DIE DEUTSCHEN SPRACH- GESELLSCHAFTEN DES 17. JAHRHUNDERTS

Von

I. SZATHMÁRI

I. I. Geleji Katona veröffentlichte 1645 sein umfangreiches Werk *Titkoktitka* [= Geheimnis der Geheimnisse], das seine Betrachtungen gegen die Antitrinitarier enthielt. Bekanntlich aber schloß er diesem Band auch seine *Magyar Gramatikatska* [= Kleine ungarische Grammatik] bei, das erste Werk, das der ungarischen Sprachpflege in weiterem Sinne gewidmet war. Diese Kleine ungarische Grammatik unterscheidet sich wesentlich von früheren Grammatiken und ähnlichen Arbeiten. Es ist nämlich keine systematische Grammatik des Ungarischen, enthält es doch die auf Orthographie und sprachgerechten Ausdruck bezüglichen, vor allem praktischen Ratschläge und Regeln des Schriftstellers und Predigers, der sich sehr bewußt um die Pflege seiner Muttersprache kümmerte und durch gute Sprachbegabung und Scharfblick auszeichnete. Im ersten Teil seiner Grammatik stellt Geleji auf Grund der Einführung und Darlegung des etymologischen Prinzips das erste Mal in der Geschichte der ungarischen Rechtschreibung ein bis in Einzelheiten ausgearbeitetes System der Orthographie mit den einschlägigen Regeln zusammen. Im zweiten Teil handelt er nicht systematisch, sondern in der von der Praxis gebotenen Reihenfolge einige wichtige, bis dahin nicht oder nur kaum erörterte Fragen der Morphologie (und zugleich der Sprachrichtigkeit), stilistische Probleme (mit Belangen der Sprachrichtigkeit) ab und faßt die wichtigsten Fragen der Wortbildung in Regeln, wobei er wiederholt auf die besonderen Merkmale des Ungarischen hinweist. Geleji bietet auch darum mehr als seine Vorgänger, weil er einzig und allein die Erfordernisse des Ungarischen vor Augen hat, ja, er geht in dieser Hinsicht selbst über A. Szenczi Molnár hinaus, insofern er sich von der lateinischen Grammatik und Sprache nicht nur lossagt, sondern sich bereits gegen diese wendet: in bestimmten Belangen stellt er das Ungarische über das Latein. Da er keine systematische Grammatik schreibt und mit der lateinischen Tradition brechen kann, weist seine Arbeit eine bis dahin kaum bekannte Originalität und Selbständigkeit auf.

Schließlich dürfte es nicht uninteressant sein, daß er sehr bewußt Regeln, d. h. Normen erstellt. Wie bewußt er dabei vorgeht, erhellt u. a. daraus, daß er in der sprachlichen Praxis seiner umfangreichen Werke die von ihm selbst

erbrachten orthographischen Regeln restlos, aber zumeist auch seine morphologischen (und zugleich auf die Sprachrichtigkeit bezogenen), stilistischen, ja sogar phonetischen Feststellungen zur Geltung bringt. Ziehen wir zu all dem noch in Betracht, daß I. Geleji Katona in Karlsburg (Gyulafehérvár, rum. Alba Iulia) und Siebenbürgen eine Bewegung zur Sprachpflege auslöst, in der bereits die Ansätze zu einer den deutschen Sprachgesellschaften ähnlichen Gesellschaft zur Pflege des Ungarischen gegeben sind, dürfen wir wohl I. Geleji Katona als einen der ersten wirklichen ungarischen Sprachpfleger bezeichnen.¹

2. Mit Recht wird man hier fragen, auf welche Quellen die Kleine ungarische Grammatik zurückgehen, welche Anregungen I. Geleji Katona zu seiner Tätigkeit auf dem Gebiet der Sprachpflege erhalten haben dürfte. Zweifellos sind hier mehrere Faktoren in Betracht zu ziehen. So verbrachte er z. B. mehrere Jahre im Ausland (seit 1615 studierte er zwei Jahre in Heidelberg, suchte diese alte Universitätsstadt als Hauslehrer und Begleiter des jüngeren Bruders des Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, 1619 alsbald wieder auf, wurde aber diesmal durch den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges zur vorzeitigen Heimkehr gezwungen), konnte mehrere Sprachen, war außerordentlich gebildet, verfügte über eine hervorragende Beobachtungsgabe und zu all dem war er noch Professor, Pfarrer und Schriftsteller, der mit seinen Gegnern leidenschaftliche Glaubensdispute führte, der sich dank seiner Willensstärke und der ihm übertragenen Macht oft als unerbittlich erwies, kurz er war durchaus in der Lage, viele Eigenschaften und besonderen Merkmale des Ungarischen, zugleich die Unebenheiten seiner Orthographie und verschiedene Mängel der Sprachfügung zu erkennen. Auf Grund des Gesagten wäre es also weiter nicht verwunderlich, daß er — wie so viele seiner Zeitgenossen von gleicher Begabung — sich im Vorwort einer seiner Arbeiten mit einigen Bemerkungen über den Sprachgebrauch begnügt hätte. In dieser Hinsicht bietet er aber nicht nur quantitativ, sondern auch durch systematisch durchdachte Darlegung seiner Bemerkungen sein Vorwort zum *Öreg Gradual* [= Altes Graduale]² bei weitem mehr, als er hier schon im Hinblick auf die Sprachrichtigkeit orthographische, phonetische und morphologische Bemer-

¹ Die eingehende Erörterung der *Magyar Gramatikatska* [= Kleine Ungarische Grammatik] und die der negativen Merkmale in der sprachpflegerischen Tätigkeit Gelejis (wie z. B. die übertriebene Anwendung des etymologischen Prinzips in der Rechtschreibung und die der Logik bei der Erstellung von Regeln der Morphologie, der Sprachrichtigkeit und Stilistik usw.) s. ausführlicher bei Szathmári, I.: Régi nyelvtanaink és egységesülő irodalmi nyelvvünk [= Unsere alten Grammatiken und die Vereinheitlichung unserer Literatursprache]. Kandidatendissertation. Budapest 1963, S. 377–438 (im Druck).

² Das *Öreg Gradual* [= Alte Graduale] war eine Sammlung geistlicher Lieder der kalvinistischen (reformierten) Kirche. Das Graduale wurde von I. Geleji Katona und J. Keserői Dajka zusammengestellt und erschien 1632 in Karlsburg (Gyulafehérvár/rum. Alba Iulia).

kungen macht. Damit aber kann man dieses Vorwort gleichsam als die Vorstufe zu seiner Kleinen ungarischen Grammatik bezeichnen.³

Der Kleinen ungarischen Grammatik gebührt unter den grammatischen Arbeiten, aber auch unter den eigentlichen Grammatiken in der gesamten einschlägigen ungarischen Literatur ein ganz besonderer Platz einfach schon darum, weil sie das etymologische Prinzip konsequent zur Geltung bringt, zahlreiche von den bisherigen grundsätzlich verschiedene, selbständige, vom Einfluß der lateinischen Grammatiken nahezu unabhängige Bemerkungen zur Sprachrichtigkeit enthält, unverkennbar ein gewisses Sprachbewußtsein und die entschiedene Absicht der Sprachpflege aufweist.

Ziehen wir also außer den erwähnten Fähigkeiten I. Geleji Katonas, außer seinen Lebensverhältnissen auch in Betracht, daß er die Sprache und die Rechtschreibung der alten Sprachdenkmäler gekannt, die Sprache, die Mundarten, die Druckwerke seiner Zeit mit scharfem Auge beobachtet, außer den Karlsburger Professoren auch zu anderen Gelehrten Beziehungen unterhalten und ihre Werke gekannt haben dürfte,⁴ so genügt das doch nicht, um zu erklären, wie dieses umfassende Programm und ausführliche Werk zur ungarischen Sprachpflege entstanden sein mag. Hierzu bedurfte es nämlich einer nachdrücklicheren Anregung. Diese dürfte ihm durch das Vorbild der deutschen Sprachpflege, der einschlägigen Werke deutscher Wissenschaftler zugegangen sein.

3. Das 17. Jahrhundert führte in Europa mit dem Aufschwung der Nationalsprachen, indem man begann, die Wissenschaften in der Muttersprache oder auch in ihr zu betreiben, zur Entfaltung der Sprachpflege, die in gebildeten Kreisen im wachsenden Maße zu einem bewußten Anliegen wurde. Die Sprachpflege in Deutschland, der sog. deutsche Purismus usw., dessen Aufschwung seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts immer merklicher hervortrat, ging von den Niederlanden aus. Zu dieser Zeit verfaßten hier die meisten Gelehrten ihre Werke nicht mehr lateinisch, an der Universität Leyden wurden die Vorlesungen niederländisch gehalten und die gebildeten Bürger der Städte erörterten in sog. Rhetoriker-Kammern (*Rederijkers-Kammern*) Gebrauch und Pflege der einheimischen Sprache. Infolge der damaligen engen Beziehungen zwischen den Niederlanden und Deutschland dürfte sich der Einfluß aller dieser Tendenzen teils in der Gründung von deutschen Sprachgesellschaften, teils aber in der sprachpflegerischen Tätigkeit von W. Ratke, J. H. Alsted, M. Opitz, J. G. Schottel u. a. ausgewirkt haben.⁵

³ A. o. O., S. 379–84.

⁴ So erwähnt ihn z. B. A. Szenczi Molnár zweimal, einmal im Zusammenhang mit einem von I. Geleji Katona an ihn gerichteten Brief. Vgl. Molnár Albert naplója, levelezése [= Tagebuch, und Briefwechsel des A. Molnár], herausgegeben von L. Dézsi. Budapest 1898, S. 80, 84.

⁵ Vgl. Ising, E.: FilKözl. 1962, S. 24–28.

4. Wenngleich es noch eine Aufgabe künftiger Forschung ist, die deutschen Beziehungen I. Geleji Katonas genauer zu erhalten, ist es doch schon möglich, auf einige sehr wahrscheinliche Berührungspunkte hinzuweisen. Die erste Sprachgesellschaft entstand um 1617. Bekanntlich aber hielt sich I. Geleji Katona nicht viel später, 1619–20 (als Begleiter von St. Bethlen) in Heidelberg und in einigen anderen größeren deutschen Städten auf. Er konnte also sehr wohl von der neuen Bewegung Kenntnis haben, er dürfte sogar zu ihr auch später durch die Vermittlung von Opitz und anderen deutschen Schriftstellern und Gelehrten Beziehungen unterhalten haben.

Es ist auch durchaus wahrscheinlich, daß der Dichter M. Opitz, dem es die Gunst der Großen so sehr angetan hatte, der auch selbst Mitglied der Weimarer Fruchtbringenden Gesellschaft war, schon zu dieser Zeit, an der Heidelberger Universität mit Stefan, dem jüngeren Bruder des berühmten Siebenbürger Fürsten Gabriel Bethlen, und mit seinem Begleiter Bekanntschaft schloß.⁶ Diese Bekanntschaft mag sich dann 1622–23, als Opitz an der Hochschule zu Karlsburg unterrichtete, nur noch vertieft haben. Jedenfalls scheint sich Opitzens 1624 veröffentlichte Poetik (*Buch von der teutschen Poeterey*), in der er neue Regeln der Metrik erstellte und die er eigentlich während seines Aufenthalts in Siebenbürgen ausgearbeitet und verfaßt hatte,⁷ zumindest aber deren Teil über die Stilarten auf I. Geleji Katonas Bemerkungen über die zulässige Verwendung von Wörtern und Epitheta ausgewirkt zu haben.⁸

Es ist auch durchaus möglich, daß I. Geleji Katona zu Alsted, der eine Zeitlang an der Hochschule zu Karlsburg unterrichtete, freundschaftliche Beziehungen unterhielt oder ihn zumindest gut kannte. Aus einem Brief Gelejis an Georg Rákóczi erfahren wir,⁹ daß er den Tod Alsteds sehr betrauert und seinem Fürsten mitteilt: „... ha Bisterfeldius uram késik, az ifjuság meg kezd oszolni“ [= wenn aber Herr Bisterfeldius noch länger säumt, wird also die Jugend auseinandergehen]. Und in einem anderen Brief schreibt er darüber,¹⁰ daß Alstedius vor seinem Tode die Verbrennung seiner Manuskripte wohl verfügt, er — Geleji — aber sie gerettet habe, um sie Bisterfeldius zu übergeben. Die 1612 veröffentlichte Rethorik Alsteds, die — wie J. Balázs darauf hingewiesen hat¹¹ — in irgendeiner Form an der Hochschule Lehrstoff gewesen sein mochte, dürfte auch I. Geleji Katona gekannt haben. Das Geleji nach dem Abdanken von seiner Professur zu der Hochschule auch weiterhin

⁶ Vgl. Simai, Ö.: MNy. IV, 16; Herrmann, A.: Opitz Márton Erdélyben [= Martin Opitz in Siebenbürgen]. Budapest 1876, S. 5–7.

⁷ Übrigens erwähnt Opitz die Psalterübersetzungen A. Szeneci Molnárs in seinem Vorwort zur deutschen Übersetzung der Psalter, d. h. die beiden Verfasser waren über ihre einschlägige Tätigkeit gegenseitig unterrichtet; vgl. Herrmann, A., a. a. O., S. 12, 24.

⁸ Vgl. weiter unten; s. noch Balázs, J.: III. NyKongr., S. 168–69.

⁹ Veröffentlicht in: IrtörtKözl. 1894: 337.

¹⁰ Ebd., S. 337–38.

¹¹ Balázs, J.: III. NyKongr., S. 169.

enge Beziehungen unterhielt, an der orthographischen und sprachlichen Gestaltung der ungarischen Lehrbücher und sonstiger Arbeiten weitgehend beteiligt war, beweist u. a. auch seine Mitarbeit an der ungarischen Interpretierung der 1646 zu Karlsburg mit Bisterfelds Vorwort neu verlegten, *Medulla Latinitatis* betitelten Phraseologie des Vendelinus. Diese ungarischen Interpretierungen sind nämlich nach den orthographischen Prinzipien der Kleinen ungarischen Grammatik abgefaßt. (Melich ist der Ansicht,¹² daß ein Anhänger Geleji Katonas oder Geleji selbst diese ungarischen Interpretierungen besorgt haben müsse, Ö. Simai weist jedoch mit überzeugenden orthographischen Erwägungen nach, daß Geleji die Fahnen nur von Seite 229 an korrigiert haben kann.¹³)

Schließlich macht J. Balázs geltend, daß Schottelius, einer der namhaften Vertreter der Bewegung des 17. Jahrhunderts zur Pflege und Reinigung der deutschen Sprache, in seiner Grammatik Zusammensetzungen wie *bittersüß*, *Wasserfeuer* ebenso beanstandet, wie Geleji im Ungarischen Fügungen wie *iszonyú édes* 'furchtbar süß', *rettenetes jó* 'fürchterlich gut'.¹⁴ Auch dies ist ein Umstand, der dafür spricht, daß Geleji zu den deutschen Sprachgesellschaften Beziehungen unterhalten haben dürfte.

5. Es fragt sich nunmehr, ob es eine ähnliche Bewegung in Siebenbürgen gab. Diese Frage können wir mit Gewißheit vorerst noch nicht beantworten. Daß aber vor allem an der Hochschule zu Karlsburg eine Art Sprachgesellschaft zumindest in Ansätzen existiert haben dürfte, läßt sich aus mehreren Faktoren folgern.

I. Geleji Katona schreibt im Vorwort zu seiner Kleinen ungarischen Grammatik, daß er um die „Exkollierung“ und Verbesserung der sprachlichen Mängel nicht nur allein bemüht gewesen sei, sondern „egy-néhányakval egygyütt (kik-is a'ban régulta munkálkodtanak, s most-is munkálkodnak)“ [= mit einigen anderen gemeinsam (die sich darum seit längerer Zeit bemühten und auch jetzt bemüht sind)].

Ähnliches erwähnt auch der Jurist J. Kászoni, der übrigens die Wortbildungen Gelejis übernahm.¹⁵ Und zwar erwähnt er das im Vorwort zur Übersetzung des Werkes *Rövid Igazgatás A' Nemes Magyar Országának és hozzá tartozó Részeknek szokott Teorvény Folyasírol . . .* [= Kurze Anleitung zum gewohnten Gesetzesablauf im edlen Ungern und den angegliederten Reichsteilen . . . zur Karlsburg . . . 1647]. In diesem Vorwort unterrichtet er seine Leser darüber, daß er die „A' Törvény Dolgaiban forgo minden napi Deák

¹² Melich, J.: A magyar szótáriróadalom [= Die ungarische Lexikographie]. Budapest 1907, S. 163–68.

¹³ Simai, Ö.: MNy. IV., S. 18–19.

¹⁴ Balázs, J.: III. NyKongr., S. 169.

¹⁵ Vgl. Tolnai, V.: A nyelvújítás [= Die Spracherneuerung]. Budapest 1929, S. 32.

Terminusokat" [= in Sachen des Gesetzes alltäglich gebräuchlichen lateinischen Termini] nicht übersetzt habe, vor der Drucklegung jedoch „némellyek ugy javallák s-tanács-lák-is, hogy a' menyire lehetne, azokat is forditanám meg . . . mellyet meg tselekedém . . ." [= einige dafür hielten und es wohl auch empfahlen, diese, soweit es anginge, desgleichen zu übersetzen . . ., also ich auch getan . . .]. Demnach dürften die Verfasser ihre Werke vor der Drucklegung einander zur Durchsicht übergeben haben, denn des weiteren berichtet Kászoni darüber, daß „Egynek, első belé tekintettel" [= einem auf den ersten Blick] die Übersetzung von *Jus* mit *igaz* [das Wahre] und *törvény* [Gesetz] nicht gefiel; als er ihn jedoch um eine Lösung gebeten habe, wußte er gar nichts zu sagen, sondern redete an der Sache vorbei und ließ es schließlich dabei bewenden [„femmit nem tudá mondani, hanem csak imeze ámoza, s-azután belé hagyá . . ."]. Zu diesem Kreis dürfte auch P. Medgyesi gehört haben, der gegenüber Geleji die Gegenpartei vertrat und dessen übertriebene Auffassungen — wenngleich erst nach Gelejis Tod und ohne seinen Namen zu nennen — im Vorwort zu seinem Werk *Dialogus Politico-Ecclesiasticus . . . Bartfan* [= Zu Bartfeld 1650] heftig angriff.¹⁶

Auf ausländische Anregungen und auf bestimmte organisatorische Ansätze kann schließlich auch auf Grund der emsigen Bemühungen um wesentliche Abänderungen in der Rechtschreibung, der Wortbildung usw.¹⁷ geschlossen werden, des weiteren aus dem auf Schritt und Tritt bekundeten sprachlichen Bewußtsein, ja sogar Selbstbewußtsein, damit die Sprachpflege und Sprachreinigung betrieben wurde und daß sich auch darin offenbarte, daß man — wohl eingedenk dessen, wie neu die Änderungen waren — die Neuregelungen schon im vorhinein gegen spätere — als gewiß vorausgesetzte — Anfeindungen abzuschirmen dachte. I. Geleji Katona schreibt im „Geheimnis der Geheimnisse", und zwar in dem „den geneigten Lesern" (*A' Kegyes olvasokhoz*) gewidmeten Abschnitt folgendes: „Az irás és szollás-béli némelly új modokban, mellyeket még-e'dig, úgy hízzem, femmi magyar könyvekben nem olvaftanak, fognak nétalam némellyek meg-űtközni . . . De nyerjem-meg azoktól, kérem őket, ez egy dolgot, hogy a' mi íráfoknak mindeneknek szabad, ne legyen én tölem-is egyedül tilalmas. Valamenyi Magyar könyvetskéket még e' kédig nyomálfban ki-jövní láttam, vagy hozzám küldetett számotlar leveleket olvaftam, benne inkább mind más-más íráfnak, és szollásnak formáit tapaszaltam . . . Ne guggold a'dig barátfágos olvafo, mig az okát meg-nem érted, én minden a'képpen való íráfomnak és szolláfomnak. ha meg-kérdefz

¹⁶ S. ausführlicher Szathmári, I., a. a. O., S. 652—56. Vgl. Simai, Ö.: MNy. IV, S. 17; über die damalige Bedeutung Siebenbürgens und der Hochschule zu Karlsburg vgl. Jancsó, B.: Magyar nyelvtudomány-történeti tanulmányok [= Ungarische Sprachwissenschaftshistorische Abhandlungen]. Budapest 1881, S. 22—23.

¹⁷ Vgl. Kniezsa, I.: A magyar helyesírás története [= Geschichte der ungarischen Rechtschreibung]. Budapest 1959², S. 21—23; Tolnai, V.: A nyelvújítás [= Die Spracherneuerung]. Budapest 1929, S. 30—33 usw.

rola, igaz okát adni kéfz vagyok . . ." [= An einigen neuen Formen der Art und Weise des Schreibens und des Ausdrucks, die bislang, also ich meine, in keinerlei ungrischen Büchern zu lesen waren, werden sich vielleicht einige stoßen . . . Doch mögen mir diese Leute, ich bitte sie darum, das eine gewähren, damit, was allen Schriften frei zusteht, einzig mir nicht untersagt sein möge. In all den ungrischen Büchern, die ich bisher in Druck erscheinen gesehen, oder aber in den unzähligen mir zugesandten Briefen, all die ich gelesen, habe ich in jeglichem verschiedentliche und andere Formen des Schreibens und der Redeweise erfahren . . . Verwirf sie also, freundlicher Leser, nicht, bis Du dessen Grund nicht begriffen, denn ich bin bereit, so Du mich fragest, Dir die wahre Ursach zu sagen all meiner Schreib- und Redeweisen . . .]. Und auf dem Titelblatt der *Magyar Grammatikatska* [= Kleinen ungarischen Grammatik] steht zu lesen: „. . . az igaz magyar irásban és szollásban kívántató néhány szűkséges Observatiók . . ." [= einige in der rechten ungrischen Schrift und Rede erforderlichen und notwendigen Observationes . . .]. Das Vorwort aber schließt wie folgt: „Hogy azért a kegyes Olvaók, mint valami tanátstalan ujjításban, első belé-tekéntéfel meg ne űtközzőnek, és belőle valami rágalmazáfra valo okot ne vegyenek, tetfzék, e' néhány observatiókakat ide a' könyv végére ragasztnom, mellyeket hogy ha az indulatoktól űres elmével jól meg-fzelelgetik, efzekben vehetik, hogy ez nem valami idegen ujjítás, hanem tsak a' vétfséges szokáftól el-temetődött írás és szollás-béli természetzi módnak, és oknak ki-kereftetéfe. Mind-azon-által a kiknek nem tetfzik, könyű el-lenniek nála nélkül, tsak az én íráfomban ne gántslodjonak, mellyvel-is én nem igen lokat gondolok" [= Also daß die geneigten Leser sich daran als wie an einer unvernünftigen Neuerung auf den ersten Blick nicht stoßen und daraus irgend einen Grund zu etlicher Verleumdung nicht entnehmen mögen, erschien es mir wohlweislich diese etlichen kleinen Observationes hier an des Buches Schluß zu fügen, all die sie, wenn sie diese mit ihrer jeglicher Leidenschaft baren Vernunft richtig worfeln, darin finden, daß dies hier nicht irgend eine fremde Neuerung, sondern bloß das Hervorsuchen der von falschem Brauch begrabenen natürlichen Art und Weise der Schrift und der Rede ist. Wem dies aber nichtsdestoweniger wider sein Gefallen ist, der kann sich leicht ohne dem behelfen, nur möge er in meiner Schrift nichts mit Tadel bewerfen, um den ich mich ansonsten nicht besonders kümmere].

II. САТМАРИ: ВЕНГЕРСКИЙ УЧЕНЫЙ XVII ВЕКА И. Г. КАТОНА И ЕГО СВЯЗИ
С НЕМЕЦКИМ ДВИЖЕНИЕМ ЗА КУЛЬТУРУ ЯЗЫКА

(Резюме)

Суммируя ценность и значение «Малой венгерской грамматики» (1645 г.) Иштвана Гелейи Катона, автор устанавливает, что вокруг ученого разворачивалось настоящее движение в Трансильвании с целью культурного формирования венгерского языка. По мнению автора его надо считать одним из «реформаторов» венгерского языка. Возникает вопрос, что было и что могло быть источником этой работы и какие стимулы получили Гелеи Катона в выполнении своей работы по развитию культуры венгерского языка.

В дальнейшем автор старается доказать, что Катона во время пребывания в Германии, по всей вероятности, познакомился с так называемыми немецкими языковыми обществами (*Sprachgesellschaften*), образовавшимися под голландским влиянием. При посредстве немецких учителей и учреждений высшего образования в Альбе Юлий (венг. *Gyulafehérvár*, нем. *Karlsburg*) как Опитц, Альштед и т. д., он мог и в дальнейшем поддерживать связи с упомянутыми немецкими языковыми обществами. Таким образом, можно с большой вероятностью считать, что он получил стимулы оттуда.

В конце статьи автор доказывает, что движение такого рода на самом деле существовало в Трансильвании (примечание Гелейи Катона, высказывания его современника, юриста Яноша Касони, выступление Пала Медьеша против экстремных взглядов Гелейи после его смерти).

ON THE NON-FINITE FORMS OF THE MODAL VERBS IN DANISH AND SWEDISH

By
G. S. ŠČUR
(Moscow)

I.

As it is known in Modern Danish the infinitive I in -e is characteristic of all the types of the verbs, cf. *fange* — to catch, *kalde* — to call, *kunne* — can. The inf. I in -e of the weak and strong verbs as well as the inf. without inflexion, cf. *gå* — to go coincides in form with the present subjunctive.¹

At the same time the inf. I in -e of the modal verbs is identical with the preterite. Cf.

inf. I	1 3 sing. and pl. pret. indic.	
kunne	kunne	can
måtte	måtte	must
ville	ville	will, to want
skulle	skulle	shall
turde	turde	dare
burde	burde	must, ought to

Besides the inf. I in -e, the modal verbs may also have the monosyllabic inf. I, coinciding formally with the 1 — 3 sing. and pl. of the pres. indic. Cf.

inf. I	1-3 sing. pres. indic.	1-3 pl. pres. indic.
kan	kan	kan
må	må	må
vil	vil	vil
skal	skal	skal
tør	tør	tør
bør	bør	bør ²

The difference in use of both types of the infinitives in Modern Danish, as well as in Danish of the 16th — 17th centuries, lies in the fact that the forms

¹ P. Diderichsen: *Elementær Dansk Grammatik*. København 1957, 126.

² L. L. Hammerich: *Über die Modalverba der neugermanischen Sprachen* (mit besonderer Berücksichtigung des Dänischen). *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 16 (1959), 56, 64.

of infinitive I in -e (måtte, etc.) are used in the literary language, while the monosyllabic infinitive I forms (maa, etc.) are characteristic of the spoken language. Besides, in the 16th—17th cc. the monosyllabic infinitives were widely spread.³

From the morphological point of view both types of these infinitives of most of the modal verbs are secondary. Cf.

	inf. I	Dan. inf. I in -e	Dan. monosyl. inf. I
O. Icel.	kunna	kunne	kan
O. Dan.	muge	måtte	maa
O. Icel.	vilja	ville	vil
O. Icel.	skulu	skulle	skal
O. Dan.	thuræ, thoræ	turde	tør
O. Icel.	byrja	burde	bør ⁴

In the syntactic use of the infinitives under consideration there are no special limitations in Modern Danish. Cf.

kunne : Det skulde være enstoor Ulykke, som jeg icke skulde kunde hielpe for.

måtte : Det er kedeligt at måtte forbyde det.

ville : Det er temmelig tåbeligt at ville rejse til Rom lige midt i juli måned.

skulle : Det er modbydeligt at skulle stå så tidligt op om morgenen.

turde : Han lod ikke til at turde sige ret meget.

burde : Hun havde en ubehagelig fornemmelse af at burde holde op.

kan : Ingen, Ven eller Uven, skal kand sige, at jeg noget har dult.

maa : (En Gave) som jeg vil tillade mig den Naade at maa være i hendes Eye.

vil : Et Sted som de to aftaler at vil mødes paa.

skal : Bielke siges at skal være Stiftamtmand i Bergen.

tør : Ved at søge Mørket og ved ey at tør være sine Gerninger bekendt.⁵

Observe also the reduced forms of the monosyllabic infinitive I in spoken Modern Danish: man maa jo ka klare sig paa landjorden; jeg er kommen hjem for og ska' se til min gamle Mo'er.⁶

The chronology of the appearance of the infinitive I in -e and of the monosyllabic infinitive I and the frequency of these forms in particular periods of the history of the Danish language are different.

³ L. L. Hammerich, Op. cit., 64.

⁴ H. Falk und A. Torp: Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch. 2. Aufl., Heidelberg 1960, Bd. I, 118, 595, 687; Bd. II, 1038, 1299, 1378.

⁵ Ordbog over det Danske Sprog. Udg. af der Danske Sprog- og Litteraturselskab. København 1919—1956; B. XI, 740—752; B. XIII, 718—727; B. XXVI, 1579—1602; B. XIX, 1130—1146; B. XXIV, 1076—1082; B. III, 135—136. Here also see further examples.

⁶ L. L. Hammerich: Op. cit., 63.

The infinitive I in -e became widely spread only in the 19th century, while the monosyllabic infinitive I was frequent in the 16th—18th centuries.⁷ This circumstance seems to induce some scholars to assume two tendencies in the development of these forms. The first tendency led to the formation of the monosyllabic infinitive I of the modal verbs and was conditioned by the extension of the present singular forms to the plural forms of these verbs. The infinitives *maa*, *tør* are considered to be the starting point of this tendency. At the same time the origin of particular monosyllabic forms of the infinitive I is explained differently: *maa* is derived from the singular, and *kan*, *skal*, *vil* — from the plural forms of the present indicative. In this process the replacement of *kunne* with the form *kan* in plural played considerable role.

The infinitive I forms *kunne*, *skulle*, *ville* coinciding with the preterite are considered as a starting point of the second tendency. They served as a model for the creation of similar infinitive I forms of the other modal verbs. So the main point of this tendency is supposed to bring the infinitive I forms of the modal verbs in accordance with the preterite forms. The very coincidence of the non-finite forms of the modal verbs with the finite forms is explained by the “blending” of forms which is characteristic of these verbs.⁸

But the fact that such “blending” of forms and functions is observed not only in Danish, but also in the other Germanic languages, in which the corresponding infinitives have other forms or sometimes are not represented at all, puts into doubt the correctness of the suggested explanation and calls for another one.

The above-stated tendencies in the formation of the non-finite forms of the modal verbs in Danish, having as a result the coincidence of the infinitive I in -e with the preterite and of the monosyllabic infinitive I with the present, is practically only a statement of this phenomenon but not an explanation. The fact that many modal verbs, the larger part of which traces back to the preterito-present verbs did not have at first — at least in the written language — any non-finite forms, and then their infinitive I began to coincide with the preterite in the written Danish and with the present — in the spoken Danish, all this raises a number of questions.⁹

1. What is the cause of the coincidence of the non-finite forms of the modal verbs with the finite forms?

⁷ O. Kalkar: *Ordbog til det ældre danske sprog (1300—1700)*. København 1881—1918; b. I, 328—329; b. II, 661; b. V, 623; b. III, 134—135; b. IV, 513—514; 823—824; b. V, 936; B. T. Dahl — H. Hammer: *Dansk ordbog for folket*. København og Kristiania 1907—1914; b. I, 97—98, 529; b. 2, 4, 260, 461, 567; *Ordbog over det Danske Sprog*, loc. cit.

⁸ L. L. Hammerich: *Op. cit.*, 64—65.

⁹ J. Høysgaard: *Accentuered og Raisonnered Grammatica*. Udg. H. Bertelsen: *Danske Grammatikere*. København 1915—1929, IV, 340.

2. Why does the infinitive I in -e become regular, whereas among most of the modal verbs it arises much later, as compared with the monosyllabic infinitive I?

The explanation of the emergence of the infinitive I in -e by the fact that the preterite of these verbs functioned as the infinitive,¹⁰ seems to be unconvincing, as the functions of the present of these verbs are also very near to those of the monosyllabic infinitive I. Besides, the number of the verbs having the monosyllabic infinitive I in some periods (16th—18th cc.) was much greater than the number of the verbs with the infinitive in -e.

It seems undoubtable that all the above-mentioned factors played a part in the processes under consideration. But as well as in the formation of the infinitive I and II in -u and in -i in the Scandinavian languages and of the infinitive I with umlaut of the modal verbs in German, the main role was played by factors of structure and system, which are characteristic not only of Danish, but also of other Germanic languages. The chief among these factors is the connection between non-finite and finite forms of the verb.¹¹

This connection determines that the newly-arising or secondary infinitives I must coincide in form with the plural of the present indicative or subjunctive. In the languages where the verbal inflexion is not eliminated, infinitive I coincides with the 3 pl. pres. indic. or subj.

So the appearance in Danish of the monosyllabic infinitive I of the modal verbs (cf. *maa*, *skal*, *vil*, *tør*, *bør*) after the extension of the singular forms of the present tense of these verbs to the plural forms, can be explained by the connection stated above. The fact that the connection between infinitive I and 3 pl. pres. indic. is characteristic of all Germanic languages and is often accompanied by the phonetic coincidence of these forms, permits three inferences, viz. a) to derive the monosyllabic infinitive I of the modal verbs in Danish from the plural of the present indicative; b) from the 3 pl. of the present indicative; c) to assert that the monosyllabic infinitive I of all the modal verbs is derived from the stated forms.

The coincidence of the infinitive I *kunne*, *skulle*, *ville* with the preterite of these verbs, which is due to phonetic causes, that in some cases even brought about in the infinitive I and in the plural of the present indicative the appearance of the inflexion -*de*, which is characteristic of the preterite (cf. inf. I *kunde*¹²), could only support, together with the processes of assimilation in

¹⁰ L. L. Hammerich: Op. cit., 64.

¹¹ G. S. Ščur: Der skandinavische Infinitiv I auf -u und das Problem des Systemverhältnisses zwischen den finiten und infiniten Formen des germanischen Verbs. Arkiv för nordisk Filologi 78: 1—4, Lund 1963; 217—31; G. S. Ščur: Nochmals der westskandinavische Infinitiv II auf -u. Arkiv för nordisk Filologi 77: 1—4, 107—120; G. S. Ščur: The Icelandic Infinitive in -i. Transactions of the Philological Society. London 1962, 40—50; G. S. Ščur: On Similar Infinitive Formations in Icelandic and Afrikaans. Indian Linguistics, vol. 26. Poona; G. S. Ščur: Über den Umlaut der deutschen Modalverben. Neuphilologische Mitteilungen, LXII, 4, Helsinki 1961, 206—219.

the preterite forms of the other modal verbs, the existence of the inf. I forms, coinciding with the preterite, in the other modal verbs (cf. *måtte, turde, burde*), but without any special reason they could neither cause the formation of the inf. I in -e from the preterite in the verbs *måtte, turde, burde*, nor the disappearance of the monosyllabic infinitive *maa, tør, bør*. Furthermore, the above-mentioned processes could not lead to the loss of the monosyllabic infinitive I *kan, skal, vil*, nor determine the existence in modern spoken Danish of the reduced inf. I forms of these verbs (cf. *ku, sku*) and the earlier forms *kunn', skull', vill'*.¹³

It also seems that the origin of the inf. I forms of the modal verbs in -e, derived from the preterite, can neither be explained by the extension of the singular forms of the present indicative to the plural forms, nor by the statement that the inf. I in -e was taken as the preterite which in modal verbs had lost the meaning of the past tense.¹⁴

As well as in the case of the monosyllabic inf. I, the rise of the inf. I in -e of the modal verbs *maatte, turde, burde* from the preterite¹⁵ is due to the systemic connection between the finite and non-finite forms, which embraces not only the finite present forms and the inf. I, but also the finite forms of the 3 pl. of the present and past indicative and subjunctive and the synthetic infinitive forms in general.

This connection accounts for the fact that in all modern Germanic languages all the verbal types have the non-finite forms (inf. I) and the finite forms (3 pl. pres. indic.), which coincide in form; it also accounts for the secondary synthetic forms of the inf. I and II coinciding with the 3 pl. pres. and pret. indic. and subj. This connection between the non-finite and finite forms of the Germanic verb, the generalization in Danish in the present of the singular and plural forms of the strong and weak verbs of the inflexion -(e)r leading to the loss of the phonetic identity between the inf. I and 3 pl. pres. indic. and to the seeming break of the connection between these forms does not bring about the disappearance of the inf. I of these verbs, because it does not lose the connection with the other finite forms and coincides with the present subjunctive. This leads only to some change of the correlation between the finite and non-finite forms for the previous correlation characteristic of all Germanic languages, according to which the inf. I coincides with the finite

¹² Johs. Brøndum-Nielsen: *Gammeldansk Grammatik i sprog-historisk fremstilling* II. Konsonantisme. København 1937, 237–240; A. Sørensen: *Udsagnsordenes flertals-former*. "Dania" 7 (1900), 145–209; O. Jespersen: *Tanker og Studier*. København 1932, 186–188.

¹³ L. L. Hammerich: *Op. cit.*, 64.

¹⁴ H. Kuhn: *Die altnordischen Infinitive Praeteriti*. Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. 76 (1939), 134–135.

¹⁵ H. Falk und A. Torp: *Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch* B. I, 687; B. II, 1299; B. I, 118.

form of the 3 pl., is preserved. The transformation that took place was such that in Modern Danish the inf. I in -e phonetically coincides with the finite forms of the subj. including 3 pl. pres. subj.¹⁶ Besides, the phonetic coincidence of the regular forms of the inf. I and the 3 pl. pres. indic. of the strong and weak verbs is not the obligatory condition and is characteristic only of most of the modern Germanic languages. In the old Germanic languages these forms did not coincide phonetically. More important for this connection is the fact that both inf. I and pl. pres. indic. have common roots and stem vowels, which is characteristic of Modern Danish too. Cf. inf. I *-komme*, 3 pl. pres. indic. *-kommer*. In the case of secondary infinitive forms or infinitives which come into being later than regular forms of inf. I, the coincidence of regular non-finite forms with the finite ones is decisive. In the languages where the flexions of sing. and pl. pres. indic. are not unified as in Danish and Riksmål, the inf. I may coincide with 3 pl. pres. subj. (cf. *können*,¹⁷ etc.), but mostly with 3 pl. pres. indic. The appearance of the inf. I in -e in all the modal verbs was determined: a) by the fact that in Danish inf. I in -e is represented in all the types of verbs including some modal verbs (cf. *kunne*, *ville*); b) by the linguistic proportion (inf. I *kunne*, *skulle*, *ville* : pret. *kunne*, *skulle*, *ville* = inf. I x: pret. *mätte*, *turde*, *burde*, whence inf. I *mätte*, *turde*, *burde*). This proportion is a reflexion of the general rule for all the verbal types in Danish, according to which inf. I in -e coincides with the finite form (cf. inf. I *-tage*, subj. *-tage*). This fact caused a number of modal verbs already having the monosyllabic inf. I (cf. *maa*, *tør*, *bør*) derived from the present to form a new secondary inf. I in -e from the preterite in -e (cf. *mätte*, *turde*, *burde*) which became a regular form.

The result of this was that in Danish the non-finite forms of the inf. I in -e of all the modal verbs rank with the regular forms of the strong and weak verbs, and the monosyllabic inf. I, deviating from this model, gradually falls into disuse.

The existence in Danish of the inf. I without -e of the type *gå* — to go and of the type *ku*, *sku* -- can, shall, e.g. the verbs which due to phonetic reasons do not have inflexions in finite and non-finite forms, does not disprove the existence of the connection between the finite and non-finite forms in Danish. On the contrary, this shows that in Danish, like in other Germanic languages, the realization of this connection can take various forms.

Just as in the case of the monosyllabic inf. I it seems also possible:

a) to trace the forms of the inf. I in -e *mätte*, *turde*, *burde* to the plural of the past indic., e.g. to the 3 plural; b) to consider these forms belonging to the same type as the inf. II in -u (cf. Icel. *skyldu* — shall).¹⁸

¹⁶ P. Diderichsen: *Elementær Dansk Grammatik*, 126.

¹⁷ G. S. Ščur: *Über den Umlaut der deutschen Modalverben*, 206—219.

¹⁸ H. Kuhn: *Die altnordischen Infinitive Praeteriti*, 122—140; G. S. Ščur: *Nochmals der westskandinavische Infinitiv II auf -u*, 107—120.

The meaning of the present of the forms of the inf. I in -e *måtte, turde, burde*, are derived from the preterite (cf. Olcel. *máttu (møttu, kunnu)*) is explained first of all by the functions of these forms. One decisive factor was also the fact that in all the classes of verbs in Danish, including the modal verbs, the grammatical category of infinitive is represented by synthetic forms of inf. I in -e and the periphrastic inf. II which has the preterite meaning.

The appearance of analytical inf. II in the group of modal verbs in Danish was conditioned by the fact that these verbs had forms of participle II (cf. *måttet, turdet, burdet, kunnet, skullet, villet*). As is known the forms of part. II of modal verbs are characteristic only of some of the modal verbs in the individual Germanic languages.

The above-mentioned peculiarities of structure and system of the Danish verb testify to the fact that from the point of view of some constitutive categories the modal verbs in Danish do not differ from strong and weak verbs. This refers particularly to the existence of the lexical, and not of the grammatical categories of person and number, in all the types of Danish verbs, which is very important for the fate of the modal verbs and is not typical of all the Germanic languages. In English, for instance, where the absence of the non-finite forms of modal verbs is partially explained by the fact that in the strong and weak verbs categories of person and number are represented grammatically, while in the modal verbs these categories are expressed lexically.¹⁹

So the factors which condition the appearance or disappearance of the non-finite forms in Danish and in other Germanic languages are the systemic connection between finite and non-finite verbal forms which is characteristic of all Germanic languages and structural factors peculiar to each language. This circumstance explains the different forms of realization of this connection in individual languages, and so we do well to make a difference between the connection of the finite and non-finite forms on the one hand, and the forms of its realization, on the other. This necessary leads to the distinction of "structure" and "system".²⁰

II

In Swedish the correlation between the non-finite and finite forms is essentially the same as in the other Germanic languages: inf. I coincides in form with the plural of the present indicative (with the 3 pl. generalized for the 1-3 pl.), cf. inf. I -- *kalla*, to call, the 1-3 pl. pres. indic. — *kalla*.

Such coincidence is characteristic of all the verbal types, including the verbs with the zero-inflexion in the inf. I and in the plural, cf. inf. I *få* — to get, *gå* — to go, 1-3 pl. pres. indic. — *få, gå*.

¹⁹ G. S. Ščur: Some Peculiarities of the Morphology of English Modal Verbs. Vol. Dedicated to Prof. Dr. M. Schlauch. Oxford 1964.

²⁰ G. S. Ščur: Some Remarks Concerning the Germanic Future, 49- 57.

The same correlation is true of most modal verbs, which, despite the typical trend of this group towards the unification of the forms of sing. and pl. of pres. indic. by spreading of the forms of 1-3 sing. to other forms of sing. and pl. still preserve in plural their old inflexional forms, which are used in the literary language parallel to the monosyllabic forms of the plural characteristic of the colloquial speech.

Cf. inf. I	3 pl. pres. indic.	
kunna	kan/kunna	can
vilja	vill/vilja	will
skola (ska)	skall/skola (ska)	shall
böra	bör/böra ²¹	must

Those modal verbs which lost their old plural forms of the present also lose their infinitive I forms. Cf.

O. Swed. inf. I	Mod. Swed. inf. I	Mod. Swed. 1-3 sing. and pl. pres. indic.
magha/mogha, mugha	—	må
bora, bura, bör(r)a	—	tör ²²

In Swedish like in Danish, the general correlation between the non-finite and finite forms also conditions two tendencies in the formation of the inf. I of these verbs: either from the plural number of the present tense, which is typical of slang²³ (cf. inf. I — *ska*, 1-3 sing. and pl. pres. indic. — *ska*) or from the plural of the preterite, which is typical of many dialects and of the colloquial speech (cf. inf. I — *måtta*,²⁴ 1-3 pl. pret. — *måtte*). Sometimes parallel to the regular forms of inf. I new infinitives are derived from the preterite. Cf. inf. I — *töras*, 1-3 pl. pres. indic. — *törs* and inf. I — *tordas*,²⁵ 1-3 pl. and sing. pret. indic. — *tordes*.

In turn, in the dialects and in colloquial speech inf. I of the verb *måste* is widely used. This inf. I is formed from the preterite generalized in this verb for the 1-3 sing. and pl. pres. and pret. indic. The form of inf. I of this verb is not testified neither in Modern, nor in Old Swedish written language. Cf. inf. I — *måsta*,²⁶ 1-3 sing. and pl. pres. and pret. indic. — *måste*.

²¹ L. L. Hammerich: Op. cit., 54; here also see the further bibliography.

²² K. F. Söderwall: Ordbok öfver svenska medeltids-språket. B. II, Lund 1891—1918, 4, 720.

²³ L. L. Hammerich: Op. cit., 54.

²⁴ E. Hellquist: Svensk etymologisk ordbog. 3. uppl., Lund, Malmö 1957. B. I, 674.

²⁵ E. Hellquist: Svensk etymologisk ordbog. B. II, 1270; J. E. Ritz: Svenskt dialektlexikon. Lund 1962, 744; E. Wellander: Riktig svenska. Stockholm 1955, 190.

²⁶ Cf. *måsta* in the Swedish of Finland. E. Wessén: Svensk språkhistoria. B. I. Stockholm 1955, 190.

This circumstance permits to consider the inf. I to be formed both from the present and the preterite tense, which does not lead essentially to the denial of its secondary origin and the fact that this infinitive is formed with the help of the linguistic proportion from the finite form 3 pl. Cf. inf. I *kunna* : 3 pl. pres. indic. *kunna* = x : 3 pl. pres. and pret. indic. *måste*, whence the inf. I — *måsta*.

The inflexion *-a* in the new forms of the infinitive, which is not represented in the preterite, is probably a result of the extension of a regular inflexion *-a*, characteristic of inf. I of all the verbal types, to the secondary forms of inf. I of all modal verbs. This also accounts for the limited range of the monosyllabic inf. I forms of the modal verbs, cf. *ska*.

Although inf. I forms derived from the preterite have existed in spoken Swedish as well as in the written Swedish, for more than two centuries (cf. inf. I *måtta*, registered in 1702²⁷), they are absent from normative grammars.²⁸ This may be explained by tradition or the purism of the authors who consider these forms irregular. But, as it was shown above, these forms are regular both from the point of view of Swedish and of all the other Germanic languages.

So, just as in other Germanic languages, in Swedish, too, we can ascertain: a) the connection between the non-finite and finite verbal forms; b) the stability of this connection, which in particular morphological conditions does not disappear, but is only transformed; c) the appearance of the secondary inf. I forms in the Swedish modal verbs is caused by this connection, that is, by the pressure of system; d) the disappearance of the old non-finite forms of these verbs is determined morphologically, e.g. by the extension of the singular forms to the plural pres. indic., which has led to the transformation of the mentioned connection.

The important condition of the appearance of the new forms and of the survival of the former inf. I forms in Swedish modal verbs is the existence in all the verbal types of the grammatical categories of person and number. This conditions the identical correlation between the non-finite and finite forms in all the verbal types.

As in the other Germanic languages, the secondary and the parallel forms of inf. I of the modal verbs in Swedish can be traced to the 3 pl. of the present and past tense. This shows that the connection between the non-finite and finite forms of the Germanic verb exists not between individual forms, but between the group of the non-finite forms and between that of the finite forms which include all the finite forms of 3 pl. pres. and pret. of indic. and subj.

Thus:

1. The forms of inf. I in *-e* of the modal verbs *måtte*, *turde*, *burde* and the monosyllabic forms of inf. I of the same verbs *må*, *tør*, *bør*, *skal*, *vil* in

²⁷ E. Hellquist: Svensk etymologisk ordbog. B. I., 764.

²⁸ E. Wellander: Riktig svenska. 274.

Danish which are derived from the preterite and present are formed from the plural preterite and present (3 pret., pres. indic.).

2. The appearance of the above-mentioned infinitive forms is determined by the linguistic proportion -- inf. I *kunne* : pret. *kunne* = inf. I x: pret. *måtte, turde, burde* where from inf. I = *måtte, ture, burde*. This is conditioned and supported by the general proportion characteristic of the Danish verb, where the inf. I regularly coincides with the finite forms, cf. inf. I *komme* : 1-3 pl. pres. subj. *komme*. In definite morphological conditions new non-finite forms are obligatorily derived from finite ones despite the shape of the latter. Cf. inf. I *tage* : 1-3 pl. pres. subj. *tage* = inf. I x: 1-3 pl. pres. *må, tør, bør, skal, vil*, where from inf. I -- *må, tør, bør, skal, vil*.

3. The necessity of the appearance of non-finite forms of the modal verbs in Danish lies in the fact that these verbs have the same categories that are characteristic of weak and strong verbs. Besides, the character of these categories is the same in all the classes of the verbs. These categories are: the categories of person and number which in Danish are expressed lexically.

4. Contrary to this the same categories in English are represented both grammatically (weak and strong verbs) and lexically (modal verbs). First of all this circumstance determines that the modal verbs in English form an autonomous system, the elements of which do not recreate their non-finite forms which were lost due to the operation of the definite factors characteristic of the verbal system of English.

5. The appearance of the secondary and doublet non-finite forms of the modal verbs in Swedish is principally determined by factors similar to those in Danish, first of all by the coincidence of non-finite forms and the forms of 3. pl. pres. indic., and by the fact that in Swedish in all the classes of the verbs grammatical categories of person and number are represented, what determines that most of modal verbs preserve their old non-finite forms, the flexions of which are phonetically identical with those of weak and strong verbs. The disappearance of the non-finite forms of some wide-spread modal verbs leads to the disproportion in this group of verbs. This causes the formation of the secondary non-finite forms, cf. *måsta, måtta, tordas* which were derived from the preterite forms. The fact that the non-finite forms of the modal verbs in Danish and Swedish are derived from the 3rd person plural present and preterite indicative and subjunctive, a fact which is also characteristic of other Germanic languages, testifies to the existence in these languages of the connection between the groups of finite and non-finite forms, the elements of which are also connected. These groups form a morpho-semantic or invariant field. The fact that the same connection conditions different structural results in individual languages argues for distinguishing structure and system. Structure is a set of hierarchically related elements; system is a set of hierarchically connected elements of this structure.

Г. С. ЩУР: О НЕЛИЧНЫХ ФОРМАХ МОДАЛЬНЫХ ГЛАГОЛОВ В ДАТСКОМ И ШВЕДСКОМ

(Резюме)

Рассмотренные в статье особенности глагольной структуры и системы датского языка свидетельствуют о том, что с точки зрения ряда конститутивных категорий модальные глаголы в датском не отличаются от сильных и слабых.

Сюда, в частности, относится наличие во всех типах глаголов в датском не грамматических, а лексических категорий лица и числа, что отнюдь не маловажно для судьбы модальных глаголов и не является типичным для всех германских языков (ср., например, английский, в котором отсутствие неличных форм у модальных глаголов, в большой степени объясняется тем, что в сильных и слабых глаголах представлены *грамматические* категории, а в модальных — *лексические* категории лица и числа).

Таким образом, факторами определяющими появление или исчезновение неличных форм в датском, как и в других германских языках, является системная связь между неличными и личными формами глагола, характерная для всех германских языков, и структурные факторы, характерные для отдельных из них.

Именно этими факторами в первую очередь объясняются различные формы реализации указанной связи в отдельных языках, из чего следует, что связь между неличными и личными формами и формы ее реализации — не одно и то же, что обуславливает необходимость разграничения понятий «структура» и «система».

С другой стороны, как и в других германских языках, в шведском можно констатировать:

а) связь между неличными и личными формами глагола; б) устойчивость указанной связи, которая в результате тех или иных морфологических изменений не исчезает, а лишь преобразуется; в) появление вторичных или дублетных форм инфинитива I у модальных глаголов в шведском обусловлено указанной связью, т. е. системой, давление которой и приводит к появлению этих форм; г) точно так же исчезновение прежних неличных форм этих глаголов связано с морфологическими причинами, т. е. распространением форм единственного числа на множественное, обуславливающим преобразование указанной связи.

Важным условием появления новых и сохранения прежних форм инфинитива I у модальных глаголов в шведском является наличие во всех типах глаголов грамматических категорий лица и числа, способствующих наличию тождественного соотношения между неличными и личными формами во всех типах глаголов.

Как и в других германских языках, вторичные и дублетные формы инфинитива I модальных глаголов в шведском представляется возможным возводить к 3 лицу множественного числа настоящего и прошедшего времени, что является еще одним свидетельством того, что рассматриваемая связь существует между неличными формами и 3 лицом в целом.

LAUTGRAMMATIK DER MUNDART ZWEIER LANDLER- GEMEINDEN IN UNGARN

Von

C. J. HUTTERER

Vorbemerkung

In der vorliegenden Arbeit wird die voneinander wenig abweichende Mundart zweier Gemeinden — Iklad und Kreßtur/Rákoskeresztúr (im folgenden: I. und K.) — im nördlichen Mittelungarn behandelt, die bisher noch keine zusammenfassende Darstellung gefunden hat.¹ Beide Ortschaften erhielten ihre deutschen Kolonisten im Zuge der theresianischen Zwangsverschickungen lutherischer Untertanen nach Ungarn und Siebenbürgen in den Jahren 1752--1757. Die Siedlungsgeschichte beider Dörfer hat Paul Brandtner, ein geborener Iklader, und zum Teil auch Paul Dedic nach Möglichkeit eingehend untersucht, welcher Umstand den Verfasser weitgehend von dieser Arbeit entlastet.² Es sei an dieser Stelle nur unterstrichen, daß bereits vor der Ansiedlung der eigentlichen „Landler“ — aus dem steirischen Ennstal, aus Kärnten und Oberösterreich (Salzkammergut) — in beiden Ortschaften eine Kolonie schwäbischer Lutheraner aus Baden-Württemberg vorhanden war, deren Spuren sich aber in der heutigen Mundart kaum noch auffinden lassen.³ Um so wichtiger wäre die Klärung des sprachlichen Zusammenhanges der ungarländischen mit den siebenbürgischen Lndlern, die aber erst nach der Veröffentlichung des siebenbürgischen Landlermaterials auf solider Grundlage erfolgen kann.⁴

¹ Bisher hat sich m. W. nur Johann Weidlein mit der Iklader Mundart beschäftigt. In seiner Übersicht über *Die deutschen Mundarten im Südwestlichen Ungarischen Mittelgebirge*, ZfMaf 22 (1954), S. 50 f. teilte er einige Wörter aus den Wenkersätzen in der Mundart von Iklad mit; aus Kreßtur waren nicht einmal Wörter bekannt.

² P. Brandtner: *Beitrag zur Geschichte der Transmigration inner- und oberösterreichischer Protestanten nach Ungarn (Iklad und Rákoskeresztúr)*. In: Deutsche Forschungen in Ungarn 4 (1939), S. 71 ff.; P. Dedic: Die Bekämpfung und Vertreibung der Protestanten aus den Pfarren Pürgg und Irdning im steirischen Ennstal. Ebd., 5 (1940), S. 25 ff.

³ Die Deutschen von Iklad und Kreßtur nennen sich nicht *L a n d l e r*, sondern — ähnlich wie die übrigen Deutschen in Mittelungarn — *S c h w a b e n*. Um sie aber von der übrigen Volksgruppe zu unterscheiden, scheint es billig und angebracht, sie nach ihrer Ursprungslandschaft Landler zu nennen. Andererseits soll auch dadurch ihr ursprünglicher Zusammenhang mit ihren Stammesbrüdern um Hermannstadt in Siebenbürgen hervorgehoben werden.

⁴ Einiges liegt allerdings schon vor, so eine knappe Übersicht von B. Capesius (*Dialectul german „Landlerisch“ din Transilvania*. In: Revista de filologie romanică și germanică, Bukarest 1 (1957), S. 157 ff), die Wenkersätze in der Mundart der drei Landler-

Für die Vermittlung geeigneter Gewährsleute und die weitgehende Unterstützung bei den Aufnahmen möchte ich Herrn Studienrat Josef Oberzahn (Ostmach/Aszód) und Herrn Pfarrer Dr. Paul Kósa (Kreßtur/Rákoskeresztúr) auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen. Unter meinen Gewährsleuten bin ich den Familien Oberzahn (Iklad), Gebele und Thomaschowski (Kreßtur/Rákoskeresztúr) besonders verpflichtet.⁵ Für die Kontrolle des slowakischen Materials schulde ich Dr. Peter Király (Institut für Sprachwissenschaft, Budapest) Dank.

Lautstand

Die Mundart von I. und K. besitzt folgende Vokale:

a) kurze: *i*, *e*, *ɛ*, *ɛ̃*, *ä*, *u*, *ũ*, *ö*, *o*, *ɔ*, *ɔ̃*, *â*, *a*, *ō*, *ȝ*, *ȝ̃*, *ü*.

b) lange: *ī*, *ē*, *ē̃*, *ē̄*, *ā*, *ū*, *ō*, *ȝ̄*, *ā̄*, *ā̄̃*, *ō̄*, *ȝ̄̃*, *ū̄*.

c) Halbvokal: *ĩ*.

d) Vokale der Indifferenzlage: *ʋ*, *ə*, *ɔ̄*.

ũ und *ō̄* sind Übergangslaute zwischen *u* und *o*, wobei *ũ* einem *u*, *ō̄* einem *o* näher steht, vgl. gemolken $\sim kmũlkn̩$ (I.), Roß $\sim rōs$ (I.). Halb-offenes *ɛ̃*, *ɔ̃*, *ȝ̃* kommen als erste Bestandteile von verschiedenen Diphthongen bzw. Diphthongoiden vor und ihr Vorhandensein scheint vor allem von der Satzmelodie bzw. dem Sprechtempo abzuhängen. Kurze und lange Vokale können stellungsbedingt auch nasaliert gesprochen werden, freilich mit Ausnahme der labialen Palatallaute, die vor Nasalen nur in hochsprachlich oder verkehrsmundartlich bedingten Lehnwörtern stehen können.

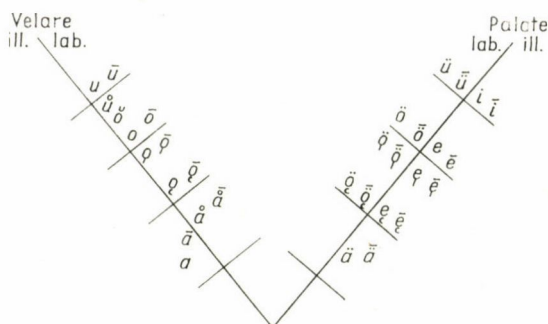
Bei den Diphthongen werden die einzelnen Bestandteile voneinander derart beeinflusst, daß sie sich in ihrer Bildungsweise annähern. Der erste Bestandteil kann lang oder kurz, der zweite nur kurz sein, in der Großzahl der Fälle ein Murrelvokal. Folgende Diphthonge und Diphthongoide sind im Gebrauch: *aɛ* (mit den Varianten *ɛĩ̃* \sim *aĩ̃* \sim *āĩ̃* \sim *āĩ̃̃* \sim *āĩ̃̄*), *au*, *ɔʋ*, *ɔə*, *ɔ̄*, *oĩ̃* (z. B. slow. mol 'Motte' \sim *moĩ̃* \sim *mol* in I.), *ūv*, *uv*, *uə*, *ū*, *ev*, *ēv*, *ɛv*, *ēv*, *ē̃v*, *iv̄*, *īə*, *ī̄v*, *ī̄̃* und in Lehnwörtern auch *uĩ̃*, vgl. ung. pulyka 'Truthahn' \sim *puĩ̃kə* (I.). *ā̄u* kommt nur vor Nasalen vor; *üĩ̃* nur infolge der *l*-Vokalisierung

gemeinden Neppendorf (rum. Turnisor), Großau (rum. Cristian) und Großpold (rum. Apoldul de Sus) mit einer Untersuchung der siebenbürgisch-sächsisch-landlerischen Sprachbeziehungen von H. Protze (*Bairisch-österreichische und alemannische Mundart neben rheinisch-ostmitteldeutscher in Siebenbürgen*. In: *Siebenbürgische Mundarten* [= Ber. d. Sächs. Ak. d. Wiss. zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 104, H. 3]. Berlin 1959, S. 79 ff.) und ein Idiotikon der Mundart von Neppendorf von H. Klima (*Eigenwortschatz der Landlermundart in Neppendorf*. Ebda, S. 113 ff.). Die Bibliographie der einschlägigen historischen Literatur s. bei Capesius, S. 157, Anm. 2 und 3, S. 158, Anm. 1–4 und Protze in den Anm. zu S. 82 ff. — Seit dem Abschluß dieses Aufsatzes sind erschienen: B. Capesius: *Die Landler in Siebenbürgen. Geschichte und Mundart*. Bukarest 1962, und A. Obernberger: *Die Mundart der siebenbürgischen Landler*. Marburg 1964.

⁵ Die Aufnahmen erfolgten durch direktes Abfragen an Ort und Stelle auf Grund eines für das gesamte Ungarische Mittelgebirge zusammengestellten Fragebuches. Über die Methodik der Sammlung berichte ich ausführlich im Bd. 24 der *Mitteldeutschen Studien/Halle*.

(in I.). Triphthongoide können nur stellungsbedingt entstehen: Feuer \sim *faiz̥*.⁶

Zusammenfassung: Das Vokaldreieck der Mundart von I. und K.



Die Mundart von I. und K. besitzt folgende Konsonanten:⁷

	Explosivae					Spiranten				Affrikaten		Laterales		
	oral				nasal	sth. Lenes	sth. Halblenes	sth. Halbfortes	sth. Fortes	sth.	sth.	Tremulans	bilateral	unilateral
	sth. Lenes	sth. Halblenes	sth. Halbfortes	sth. Fortes										
bilabial	b	b	p	p	m	w			f		pf			(u)
labiodental						v	v	f	f					
dental (alveolar)	d	d	t	t	n	z	z	s	s		ts	r	l	t
alveopalatal						ž	ž	š	š	dž	tš			
palatal(isiert)	dʲ	dʲ	tʲ	tʲ	ɲ	j		ɟ		(dʲ)	(tʲ)			(ʎ)
palatovelar	g	g	k	k	ŋ	ɣ		x						
laryngal					ɴ	h		h						ʕ

Palatalisierte Konsonanten kommen ausschließlich in Entlehnungen aus dem Slow. bzw. dem Ung. vor.: slow. redko 'Rettich' \sim *retkɔ* (I.), ung. Sáshegy FIN \sim *šāšɛʎ* (K.), slow. mihalnica 'Augendeckel' \sim *mihāñitɕ* (I.) u. dgl.

Interdentales (spirantisches) $\delta \sim \delta$ ist eine seltene, nur stellungsbedingte Variante zu *d*. Unilaterales *l* konnte nur zweimal aufgezeichnet werden: slow. mol 'Motte' \sim *mol* neben *moi* in I. und freilich \sim *frāli*.

⁶ Gehobene Laute sind unvollständig gebildete Varianten der entsprechenden Voll-laute. *ʊ* über dem Laut bedeutet Überkürze.

⁷ Lenes von Halblenes bzw. Fortes von Halbfortes werden in der Darstellung nicht besonders unterschieden. Ausführlicher, nebst einer Übersichtstabelle s. in meinen Randbemerkungen zu E. Kranzmayers *Historischer Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes*. In: *Acta Linguistica Hung.* (Budapest) 9 (1959), S. 339 ff.

Die stimmhaftere Variante zu *tš*, nämlich *dž* ist mir belegt in Pogatscherl \sim *pogādžn* neben *pogātša*.

Sehr wichtig und für die Lage der Mundart charakteristisch ist die Behandlung der Fortes und der Lenes. In der echten Mundart werden reine stimmhafte Lenes und reine stimmlose Fortes, wie sie in den Umsprachen gesprochen werden, in der Regel gemieden. In den Lehnwörtern macht sich aber die Neigung zur reinen stimmlosen bzw. stimmhaften Aussprache der fraglichen Laute geltend, z. B. ung. *bojtár* 'Schäfer' \sim *bujtár*, ung. *rigó* 'Amsel' \sim *rigō* (I.) usw. Diese Tendenz scheint Hand in Hand mit der zunehmenden Rolle der Zwei- bzw. Dreisprachigkeit und der fortschreitenden Aufgabe des Deutschen im Verkehr der Dorfbewohner auch auf die eigene Mundart hinüberzugreifen, so daß nunmehr die Varianten Lenis \sim Halblenis, Fortis \sim

Halbfortis auch in der echten Mundart, sogar in der Sprache ein und desselben Sprechers abwechseln können.⁸

Vokalismus

Vokalismus der Hauptsilben

A) Kurze Vokale

Ab. *i*

1. Ab. *i* erscheint im allgemeinen als *i*, gedehnt als *i:*⁹ blitzen \sim *plittsn*, Driste 'Schober, Feim' \sim *tristn*, impfen \sim *impfŋ*, Kind \sim *k'ind* \sim *k'int*, Himmel \sim *himə*, Mittag \sim *mittōx*, schimpfen \sim *šimpfŋ*, Schnitter \sim *šnittv*, trinken \sim *triŋkŋ*, Witmann \sim *witmō*, sieben '7' \sim *simi* ;

Wiese \sim *wizŋ*, Fisch \sim *fiš*, geblieben \sim *pli'ŋ*, gewinnen \sim *gwinv*, Schwiegermutter \sim *šwignmutv*, Stechnigel 'Igel' \sim *šteznīg*, wieder \sim *widv*.

Genauso in den Lehnwörtern: ung. *bika* 'Zuchtstier' \sim *bikā* \sim *bikv*, ung. *csizma* 'Stiefel' \sim *tšizmv* \sim *tšizmv*, ung. *csikó* 'Füllen' \sim *tšikv*?, ung. *pipacs* 'Klatschmohn' \sim *pipātš*, ung. *rigó* 'Amsel' \sim *rigō*.

Anm. Eine stärkere Nasalierung des Vokals ist zu beobachten, wenn der Vokal im Auslaut zu stehen kommt: Maschine 'Zündholz' \sim *māšī* (I.).

⁸ W. Mitzka: *Handbuch zum Deutschen Sprachatlas*. Marburg 1952, S. 51 nennt diese Erscheinung eine *Variationsbreite*, die solche Abarten ermöglicht. Unser Fall gestattet aber jene Ergänzung dazu, daß dabei das anfangs Individuelle mit der Zeit die ganze Gemeinschaft erfassen kann. Das Endergebnis ist naturgemäß der restlose Sprachwechsel.

⁹ Vgl. A. Haasbauer: *Zur Geschichte der oberösterreichischen Mundart* [= Prager Deutsche Studien 39]. Reichenberg 1926, § 7 (im folgenden: Haasbauer); A. Pfalz: *1. Suffigierung der Pers. Pron. im Donaubairischen. 2. Reihenschritte im Vokalismus* [= Sitzber. d. Wiener Ak. d. Wiss.], Wien 1918, S. 26 (im folgenden: Pfalz); E. Kranzmayer: *Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes*. Wien—Graz—Köln 1956, § 7 (im folgenden: Kranzmayer).

2. Vor altem *r* wird bald diphthongiert, bald nicht: Grundbirne 'Kartoffel' \sim *krumpīvn* (I.) \sim *krumpirŋ* \sim *krumbirŋ* (K.), wir \sim *mīr* \sim *mīv*, Kirche \sim *k'irχ(ə)* (I.) \sim *k'irχ* (K.), Rasierer 'Friseur' \sim *raziərɔv*.

3. Vor *l* wird altes *i* in I. zu *ü* gerundet oder ausgestoßen, dagegen bleibt es in K. unverändert: Milch \sim *müliχ* bzw. *miliχ*, Stiel \sim *štū* \sim *štĭ* bzw. *štīl*, wild \sim *wĭd* bzw. *wild*.

4. Unklar ist der Wandel in einem hybriden FIN in I.: ung. Diósberek \sim \sim *d'üvöšpərχ*.

Ab. e

1. In beiden Ortschaften ist eine weitgehende Verwirrung der *e*-Laute zu beobachten.¹⁰ Ob diese Erscheinung hier alt oder erst in neuerer Zeit angekommen ist, läßt sich noch nicht entscheiden. Geschlossenes *e* \sim *ē* herrscht in: nehmen \sim *nēmɔv*, Feder \sim *fēdvŋ* (I.) \sim *fedv* (K.), gekommen \sim *k'emv* (nur in I.), gewesen \sim *kwest*, Rechen \sim *reχŋ*, Schneckschnur 'Kreisel' \sim *šnek-šnūvr*, sechs '6' \sim *seksi*, Sense \sim *seŋs(t)ŋ* (I.) \sim *sēntsŋ* (K.), steppen 'impfen' \sim *štepŋŋ*.

Offenes *ē* ist zu hören in beiden Ortschaften in: geben \sim *kēbŋ*, gegessen \sim *gesŋ* \sim *kēsŋ*, Nebel \sim *nēppə*, sechzig '60' \sim *sēχtsiχ*, Stechnigel 'Igel' \sim *štēχnīgv*, stecken \sim *štēkkŋ*, Wetter \sim *wēttv*.

Offenes *ē* in I., geschlossenes *e* in K.: Fledermaus \sim *flēdvmaus* \sim *flēdvmaus*, Knecht \sim *knēχt* \sim *kneχt*, Rektor 'Lehrer' \sim *rēktv* \sim *reχtv*. Gegenbeispiele: mhd. *ēnc* \sim *ēŋy* (I.) \sim *ēŋk* (K.), mhd. *ēnker* \sim *ēŋkv* (I.) \sim *ēŋkv* (K.).

Ab und zu hört man auch Diphthongoide: Schwester \sim *šwē'stv* (I.), wir kennen \sim *mīv k'ē'immv* (oder: *k'innv*) (I.), ung. petrence 'Heuschöberl' \sim *ped-rentsŋ* in I., aber *petre'intsŋ* in K., geschehen \sim *gšē'iŋ*.

2. Vor altem *r* ist *e* stets offen, wobei das *r* z. T. auch monophthongiert werden kann:¹¹ Berg \sim *pērķ* \sim *pē'rχ* \sim *pēv'rχ* (I.) \sim *pērķ* (K.), Erdbeere \sim *ērpl*, Geschwür \sim *kšwēr*, Scherrer 'Maulwurf' \sim *šē'rv*, ich werde \sim *i wēr*. ('beroffenes *ä* wird gesprochen in Ferse \sim *fär'šŋ* \sim *färšŋ* (in K. auch *feršŋ*).¹²

3. Vor altem *l* wird *e* in I. zu *ö* gerundet: Feld \sim *föld*, melken \sim *mōχŋ*, Quelle \sim *kwölŋ*, selchen \sim *sōlχŋ*. K. hat die Rundung nicht durchgeführt: *fēld*, *melkŋ* \sim *mēlkŋ*, *kselχŋ*. 'stehlen' lautet in I. *štĭn*, in K. *štēlv*.

4. 'weg' lautet in beiden Dörfern bald *wēķ*, bald *wēkk*.

Ab. o

1. Altes *o* erscheint meist als geschlossenes *o*, gedehnt als *ō*:¹³ Glocke \sim *klokŋ*, Gosche \sim *košŋ*, Holz \sim *holts*, Kochlöffel \sim *k'oxlēfl*, Loch \sim *lox*,

¹⁰ Vgl. J. Schatz: *Altbairische Grammatik*. Göttingen 1907, § 4 (im folgenden Schatz); Kranzmayer, § 3, bes. b; A. Pfalz: *Mundart des Marchfeldes* [= Sitzber. d. Wiener Ak. d. Wiss.], Wien 1913, S. 26 (im folgenden: Marchfeld).

¹¹ Vgl. Haasbauer, § 6.

¹² Mit 'Ferse' ist 'Pfirsich' in der behandelten Mundart lautlich völlig zusammengefallen, vgl. dazu H. Paul: *Deutsche Grammatik*. Bd. I. 4. Aufl. Halle 1956, § 59.

¹³ Vgl. Schatz, § 5; Kranzmayer, § 5.

slow. – ung. mol 'Motte' ~ *mol* (auch *moj*) in I. (*mōlv* in K.), offen ~ *ōfm* ~ *öffm*, ung. fogas 'Egge' ~ *fogás* (K.), ung. Rákos(falva) ON ~ *rākoš*, Ofen (auch als ON) ~ *ōfm*, geholfen *k'olfm* ~ *k'olfn*, Gotel 'Patin' ~ *kō'l* ~ *kō'dl*, ung. bogár 'Käfer' ~ *bogār* (I.), slow. borovica 'Wacholder' ~ *borowika* (*k* ist vielleicht infolge einer Kontamination mit sl. – ung. borovicska 'dass.' entstanden).

Offenes *o* ~ *ō* herrscht in: oder ~ *odv*, Roß ~ *ros* (in K.; *rōs* in I.), Trog ~ *trog* (in K.; *trōg* in I.), Tochter ~ *tōxtv* ~ *tōxtv*,¹⁴ slow. chrobák 'Käfer' ~ *xrōbāk* (K.), sl. – ung. pogácsa 'Pogatscherl' ~ *pogātšv* ~ *pogādžv*.

Gold ~ *kuld* in I., aber *kolt* in K., 'Hollerbaum' lautet in I. *hōlāpām* ~ *hōlāpām*, in K. nur *holāpām*.

2. Vor altem *r* erscheint *o* als offenes *o*, wobei das *r* des öfteren vokalisiert ist: Dorf ~ *tō²rf*, Dorn ~ *tōv^rn* ~ *tōvrn*, Korb ~ *k'ōv^rb*, Korn 'Roggen' ~ *k'ōvn* ~ *k'ōv^rn*, Ordnung ~ *ordnu^o*, Torte ~ *tōrtv*, voraus ~ *fōraus*.

Wie in den meisten bairischen Maa, erscheint *o* in der alten Lautgruppe -or- in bestimmten Wörtern als *u*:¹⁵ dort ~ *tu^vrt* ~ *tu^vrt* ~ *tu^vrt*, fort ~ *fūrt* ~ *furt*, Orgel ~ *uryl* (in I., aber *ōvryl* in K.), Form ~ *fu^vrm(v)*.

3. *u* in ung. bojtar 'Schäfer' ~ *būitār* und slow. kúkol 'Rade(l)' ~ *kū^hkəl* geht auf mdal. Formen zurück.¹⁶

Ab. *u*

1. Altes und fremdes *u* ist in der Regel qualitativ unverändert geblieben:¹⁷ Furche ~ *fūrxt*, Frucht ~ *fruxt*, Dotter ~ *tūt^v* (I.), Butter ~ *pūt^v*, Lumpenäcker FlN (I.) ~ *lūmp^uakv*, ausputzen ~ *ausputt^u*, Hutsch 'Füllen' ~ *hutš* (I.), jung ~ *ju^u*, gebunden ~ *punt^u*, gewonnen ~ *g^uunv*,¹⁸ Grundbirne ~ *krump^uin* ~ *krump^uir^u* ~ *krumb^uir^u*, Gughupf ~ *k'ug^hhupf*, hundert '100' ~ *hundvt*, Kumpf ~ *k'ump^u*, Nuß ~ *nus*, Schunken 'Schinken' ~ *šun^ugv*, tummeln ~ *tum^uln*, um ~ *um*, unter ~ *ūndv*, Strudel ~ *štrūd^u*, Pulver ~ *pul^ufv*, Kukuruz ~ *kukuruts*, slow. rukavica 'Handschuh' ~ *rukovits^u* (I.), donnern ~ *tūnv^u*, ung. csutora 'Feldflasche' ~ *tšutorā* (K.), ung. gunár 'Gänse- rich' ~ *gunār* (I.), geduldig ~ *kātuld^u*, genommen ~ *knumv*, ung. Duna 'Donau' ~ *tunā* (I., aber *tōnv* in K.), ung. bunda 'Pelzmantel' ~ *bundā* ~ *bundv*, Brunnen ~ *brūn* (I.) ~ *prunv* (K.).

2. *u* ist auch vor umlauthindernden Konsonantengruppen erhalten geblieben wie auch sonst im Bairischen:¹⁹ Brück^u ~ *pruk^un* ~ *pruk^un*, Lücke ~

¹⁴ Vgl. Haasbauer, § 8; Kranzmayer, § 5 f 2.

¹⁵ Vgl. Haasbauer, § 3 und 8; E. Schwarz: *Beiträge zur bairischen Lautgeschichte*. In: Teuth. 2 (1925–6), S. 260 ff.; Marchfeld, S. 27; Kranzmayer, § 5 g 5.

¹⁶ Bei *kū^hkəl* scheint eine Kontamination mit ung. konkoly 'dass.' vorzuliegen.

¹⁷ Vgl. Schatz, § 5; Kranzmayer, § 8.

¹⁸ Vgl. H. Reis: *Die deutschen Mundarten*. Berlin–Leipzig 1912, S. 69 f.; J. N. Schwäbl: *Die altbayerische Mundart*. München 1903, § 16.

¹⁹ Vgl. Haasbauer, § 12; Schatz, § 30; Marchfeld S. 28.

~ *lukkʷ*, lückiecht ~ *lukvʷ*, Brücklweinberg FIN (I.) ~ *pruküjwäpɛʳχ*.

3. Die alte Lautgruppe *-ur-* erscheint der Vokalisierung des *r* zufolge diphthongisch: Gurke ~ *ümawkn̩*, ~ *umawrk̩n̩*, Bursche ~ *puʳʃt*, Schurz ~ *šurʷts*, Schneckschnur 'Kreisel' ~ *šnekšnūvr*.

4. Vor auslautendem *n* wird *u* nasaliert: Sohn ~ *sũ*.²⁰

Ab. a

1. Ab. *a* wurde in den meisten Stellungen zu *ɔ* ~ *õ*:²¹ alt ~ *old* ~ *olt*, aber ~ *oww*, abhin ~ *õwi*, Achsel ~ *õksl̩*, Acker ~ *ɔkv*, acht '8' ~ *ɔxti*, alle ~ *ɔlli* ~ *ɔli*, Backerei ~ *pɔkvræ* ~ *pɔxvræi*, falsch ~ *fõlš* ~ *foltš*, Gabel ~ *kɔwɔl̩*, graben ~ *krɔʰb̩n̩* ~ *krõb̩n̩*, Großvater ~ *krɔʷʃɔdv* ~ *krɔʷʃoltv*, Hafer ~ *hɔwv̩n* ~ *hõwv̩n*, Hals ~ *holt̩s*, Halter ~ *holdv*, machen ~ *mɔx̩n̩* ~ *mɔxv*, Nabel ~ *nɔppə* ~ *nɔpl̩*, Spatz ~ *špɔts*, Tag ~ *tõx*, Wagen ~ *wõŋ* ~ *wõŋn̩*, was ~ *wõs*, Zahlung ~ *tsõlun̩*, Tal ~ *tõl*, Wald ~ *wold*, Gasse ~ *kɔsv*.

Schwankungen zwischen *ɔ* und *ɑ*: Ast ~ *ɑst(v)* (I.) ~ *nɔst* (K.), Backe ~ *pɔkn̩* (I.) ~ *pɑkə* (K.).

2. Vor altem Nasal herrscht ebenfalls *ɔ* vor, es wechselt aber ziemlich häufig mit dumpfem *ɑ* ab:²² gestanden ~ *kštõnt̩n̩* (I.) ~ *kštõn(v)* (K.), Gewand ~ *kwõnd* ~ *kwõnt*, Handkörbl ~ *hõndk'ɛpvə*, Handschuh ~ *håndšuv̩x* (I.) ~ *håndšux* (K.), Hanf ~ *hånd̩f* (I.) ~ *hõn̩f* (K.), Krankheit ~ *krånd̩k'aĩt* ~ *krõŋkv̩t* (I.) ~ *krõŋk'aet̩*, Rauchfang ~ *rauʃõŋŋ* ~ *rauʃõŋ*, Samstag ~ *sɔmstɔk*, Schlange ~ *šlõŋ'n̩*, Schwamm ~ *šwām̩v*, Stange ~ *štõŋ'n̩* (I.) ~ *štõŋv* (K.), Witmann ~ *witm̩ɔ* (I.) ~ *witmā* (K.), zanken ~ *tsõŋk̩n̩*, bedanken ~ *pəłāŋk̩n̩* (K.).

3. Vor *r* wird meist diphthongiert, jedoch nicht durchweg:²³ Arbeit ~ *ɔrw̩t* (I.) ~ *ɔurw̩t* (K.), arm ~ *ɔvr̩m* (I.) ~ *ārm* (K.), farzen ~ *fɔʷtts̩n̩*, Garbe ~ *kɔvr̩m*, Garten ~ *kɔv̩v* ~ *kɔv̩n̩*, Pfarrer ~ *pʃɔvr̩v*, schwarz ~ *švɔʳts*.

4. Beachtenswerte Sonderfälle sind: 'an-' in anführen ~ *āʷf̩r̩χt̩n̩* neben angefangen ~ *ɔkʃõŋv* und anzünden ~ *õtsind̩n̩*, Hahn ~ *hõ* ~ *hū* (I.) ~ *hõ* (K.), Kalbe ~ Kalbin ~ *k'ol̩m* ~ *k'õl̩m* (I.) ~ *k'ol̩vin* (K.), Mann ~ *mõ* in I. und *mõ* in K. neben Witmann ~ *witm̩ɔ* (I.) ~ *witmā* (K.).

5. Die Lehnwörter wurden dem eigenen System nur zum Teil angepaßt: Patakwiese FIN (< ung. patak 'Bach': I.) ~ *pɔtɔkw̩z̩n̩*, slow. lopta 'Spielball' ~ *lõptv* (I.), aber slow. straka 'Elster' ~ *stråk̩v* (I.), ung. gatya 'Unterhose' ~ *gat̩čā* (I.), slow. labka 'Pantoffel; urspr. Tatze < ung. láb 'Fuß' ~ *lāpk̩v* (I.), ung. papucs 'dass.' ~ *paput̩š* (K.), slow. d'adko 'Schwiegersohn' ~ *d'ād'k̩v* (I.), ung. tarack 'Quecke' ~ *tārāts* (K.), ung. akác 'Akazie' ~ *ākāts* (K.).

²⁰ S. Anm. 18.

²¹ Vgl. Schatz, § 6; Haasbauer, § 3; Kranzmayer, § 1; B. Жирмунский: *Немецкая диалектология*. Москва—Ленинград 1956, S. 226 (im folgenden: Schirmunski).

²² Vgl. W. Wilmanns: *Deutsche Grammatik*. Lautlehre. 2. Aufl. Straßburg 1897, S. 288 f.

²³ Vgl. Haasbauer, § 3 und 45; Marchfeld, S. 24 und 38; W. Schönberger: *Die Sprachverhältnisse der Tirol-Salzburg-Bayerischen Länderecke*. In: Teuth. 10 (1934), § 24.

6. Nicht lauthistorisch motiviert ist *u* für *a* in Goldammer \sim *guld-umpfv* (I.).

B) Lange Vokale

Ab. *i*

1. Altes *i* wurde zu *aē* bzw. *ai* diphthongiert:²⁴ bleiben \sim *plāi'ŋ*, Deichsel \sim *taēksl* (I.), einhin \sim *aēni*, eisern \sim *aēzə'ŋ*, schließen \sim *šlaēsŋ* \sim *šlaēzŋ*, gleim 'nahe' \sim *glēim*, Kirchweih \sim *k'irχwaeχ* (I.), Leiche 'Begräbnis' \sim *laiχt*, Paradeis \sim *paradaēs*, Peitsche \sim *paītšŋ*, schießen \sim *šaēzŋ*, schneiden \sim *šnaē'ŋ*, Weib \sim *waēb* \sim *waīb* \sim *waīp*, Zeit \sim *tsaēt*, greifen \sim *graeŋ*.

2. Vor altem Nasal wird der Diphthong nasaliert, besonders im Auslaut, obwohl die Nasalierung in einigen Fällen völlig verschwinden kann: Weinberg \sim *wāēpe'χ* (I.), Weingarten \sim *wāēkəvtŋ* (K.), Weinbeere \sim *wāēpv* \sim *waēpīm*, sein Inf. \sim *sae'*, Schwein \sim *šwaē*, Schweintrog \sim *šwaētrog* (I.) \sim *šwaētrog* (K.), Weinhüter \sim *wāēhīvdv*, Mondschein \sim *mondšae*, mein \sim *maī*, Biene \sim *pāī* (I.) \sim *pāēn* (K.).

3. 'Friedhof' lautet meistens *frīthō'uf*. kommt jedoch in I. auch als *fraēdhō'f* vor.

Ab. *ē*

1. Ab. *ē* erscheint als geschlossenes *ē* in gehen \sim *kē* \sim *kē'*, stehen wir \sim *štēmv* (I.), sonst als offenes *e*:²⁵ Schnee \sim *šnē*, Klee \sim *klē*, stehen wir \sim *štēmv* \sim *štēpmv* (K.).

2. Vor altem *n* im Inlaut ist *e* offen in stehend \sim *štēnv* (K.), geschlossen in wenig \sim *wēniχ*.

3. Vor altem *r* wurde *ē* offen und bildet in der Regel einen Diphthong: Lehrer \sim *lēvrn* (K., selten), plärren \sim *plēvrŋ*, röhren \sim *rēvrŋ* \sim *rēv(r)ŋ*, stehend \sim *štēvrətv* (I.), zuerst \sim *tsuēvšt*. Doch: erster \sim *ēršt*, Lehrer \sim *lērv* (I.).

4. Vor *l* wird in I. auch hier gerundet, in K. nicht: Seele \sim *sōl* bzw. *sēl*.

Ab. *ō*

1. Altes *ō* erscheint als offenes *ō* \sim *o*:²⁶ Brot \sim *prōt*, groß \sim *krōz* \sim *krōs*, rot \sim *rōt*, Totenmahl \sim *tōdŋmōl* (I.). Langes *ō* der Lehnwörter ist jedoch

²⁴ Vgl. Schatz, § 10; Kranzmayer, § 13; Schirmunski, S. 202 ff.

²⁵ Vgl. Kranzmayer, § 10; Marchfeld, S. 26; Haasbauer, S. 15; K. Luick: *Zur Geschichte der deutschen e- und o-Laute*. In: PBB 14 (1889), S. 131; W. Schönberger: *Die Sprachverhältnisse der Tirol-Salzburg-Bayerischen Länderecke*. In: Teuth. 10 (1934), § 20; I. Reiffenstein: *Salzburgische Dialektgeographie*. Gießen 1955, § 4.

²⁶ Vgl. Haasbauer, § 17; H. Haßmann: *Entwicklungsgeschichte der Zwielaute in den Mundarten der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens*. In: Teuth. 5 (1928), § 8; Pfalz, S. 27; E. Kranzmayer: *Der niederösterreichische Dialekt*. In: Jb. f. Lkde v. Niederöst. N. F. 31 (1953–54), S. 208 ff.; Ders.: *Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache* [= Sitzber. Wien, Bd. 226, 4]. Wien 1950, S. 88 f.; K. Luick: *Zur Geschichte der deutschen e- und o-Laute*. In: PBB 14 (1889), S. 135 ff.; I. Reiffenstein: *Salzburgische Dialektgeographie*. Gießen 1955, § 5.

geschlossen: ung. hajó 'Schiff' ~ *hájō* (I.), slow. ung. sánky ~ *szánkó* 'Schlitten' ~ *slāṅkō* (I.), ung. rigó 'Amsel' ~ *rigō* (I.), ung. tócsa 'Pfützte' ~ *totšə*.

2. Vor altem Nasal wurde offenes *o* nasaliert, gelegentlich auch geschlossen: Bohne ~ *pōnv*, Fronleichnam ~ *frōlaiṣnəm* (I.), Lohn ~ *lō*, Taglohn ~ *tōplō* (I.), Station ~ *štatsiō* ~ *štatsiō*.

3. Die alte Lautgruppe *-ōr-* erscheint nicht einheitlich in den beiden Ortschaften: Ohrwaschel ~ *ārwāšə* (I.), aber *ōarwašl* in K., vgl. noch Ohr(en) ~ *ōvr(ṇ)* (K.).

4. Kürzung ist eingetreten in Hochzeit ~ *hōxtsət*.

Ab. *ū*

1. Ab. *ū* wurde in beiden Ortsmaa zu *au* diphthongiert:²⁷ klaben ~ *klaubṇ* ~ *klaubṇ*, aufhin ~ *aufi*, aushin ~ *ausi*, Haus ~ *haus*, Feldermaus ~ *flēdvmaus* ~ *flēdvmaus*, Hauch 'Atem' ~ *haux* (I.), Haufen 'Schober' ~ *haufṇ* (I.), Kraut ~ *kraut*, Maulbeere ~ *maulpiv* ~ *maulpīar*, saufen ~ *saufṇ* ~ *saufṇ*, Schaufel ~ *šaufl*, schrauben ~ *šraufṇ*, Taube ~ *tauṇ* ~ *taubṇ*, tausend '1000' ~ *tauznd* ~ *tauznt*, Traube ~ *trauṇ*, voraus ~ *fōraust*, schaufen ~ *šnaufṇ*, Sautanz ~ *sautōṇts* (I.), draußen ~ *traust*.

Anm. Das Deminutivum zu 'Taube' lautet *tūbv* in I.²⁸

2. Vor altem *n* wird der Diphthong nasaliert: Zaunvogel ~ *tsāũfōḡə*.

Ab. *ā*

1. Altem *ā* entspricht in der Regel offenes *o* ~ *ō*:²⁹ Ameise ~ *ōmēssṇ* (I.) ~ *ōmāzṇ* (K.), Atem ~ *ōdn*, lassen ~ *lōssṇ*, Kater ~ *k'ōdrn*, Kindlmahl ~ *k'indlmōl*, Totenmal ~ *tōdmōl*, Krapfen ~ *krōpfṇ*, Mond ~ *mōnd*, Montag ~ *mōntōk* ~ *mōntōḡ*, nachdem ~ *nōt*, Same ~ *sōm* ~ *sōm*, Schwager ~ *šwōḡv*, spät ~ *špōd*, Spätjahr 'Herbst' ~ *špōdjōvr* (I.), blau ~ *plōb*, Schmalenäcker FIN (I.) ~ *šmōlnakv*, Tal ~ *tōl*, Taläcker FIN (I.) ~ *tōlakv*.

2. Vor *r* entsteht ein Diphthong: wahr ~ *wōvr*, Wahrheit ~ *wōvrhaet* ~ *wōvrnt*, Jahr ~ *jōvr* ~ *jōv'*, Frühjahr ~ *frūjōvr*.

3. Fremdes *ā* erscheint a) als offenes *o* ~ *ō*: ung. áldomás 'Kauftrunk' ~ *ōld:māš*, Kamerad ~ *k'ōmārōd* ~ *k'ōmārōt* ~ *k'umārōd*;

b) als dumpfes *ā*: ung. Hernád FIN (I.) ~ *hernād*, ung. bácsi ~ 'Vetter, Onkel' ~ *bātši* (I.), Ball 'Tanzunterhaltung' ~ *bāl*, ung. bogár 'Käfer' ~

²⁷ Vgl. Schatz, § 10; Schirmunski, S. 202 ff.; Haasbauer, § 19; H. Haßmann: *Entwicklungsgeschichte der Ziwielaute in den Mundarten der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens*. Teuth. 5 (1928), § 3; S. Singer: *Zum ahd. Vocalismus*. In: PBB 11 (1886), S. 300; Kranzmayer, § 14.

²⁸ Es ist fraglich, ob hier ein altes Masc. oder ein Lehnwort (vgl. ung. tubi 'dass.') vorliegt, bzw. eine Kontamination beider Formen.

²⁹ Vgl. Schatz, § 9; Haasbauer, § 13; Ders.: *Die oberösterreichischen Mundarten*. In: Teuth. 1 (1924–5), § 21; Kranzmayer, § 1; Schönberger, a. a. O., § 7.

bogār, ung. málna 'Himbeere' ~ *mālnā* (I.), Stephanitag ~ *štēfānitōx*, ung. akác 'Akazie' ~ *ākāts*;

c) als *ā* Tschapaschweinberg FlN (< ung. csapás 'Spur, Fährte', I.) ~ *tšapāšwēapēʳχ*, ung. áldomás 'Kauftrunk' ~ *ōldōmāš*, ung. gácsér 'Enterich' ~ *gālšer* (I.), Examen ~ *egzāmen*, ung. gunár 'Gänserich' ~ *gunār* (I.), sl. Kollatschen ~ *kólātšŋ* (I.) ~ *kplātš* (K.), slow. komár 'Mücke' ~ *komār* (I.), slow. lopatka 'Schulterblatt' ~ *lōpātkv* (I.), ung. Sáshegy FlN (K.) ~ *šāšēl*, ung. Rákos(falva) ON (K.) ~ *rākoš*.

C) Diphthonge

Ab. *eo* (*io* ~ *ie*)

1. Altes *eo* (*io* ~ *ie*) ist diphthongisch geblieben und erscheint als *īv*:³⁰ Biest(milch) ~ *pīvst* (I.), fliegen ~ *flīvŋ*, Fliege ~ *flīvŋ*, tief ~ *tīvš*, ziehen ~ *tsīāŋ*.

2. Vor altem *n* steht *ev* in I., *īā* in K.: dienen ~ *tēvnd* ~ *tīānd*, Dienstag ~ *tevnstōx* (I.).

3. Diphthongierte Formen herrschen auch vor altem *r* vor: Stier ~ *štīv*, vier '4' ~ *fīvri*. Monophthongische Lautung jedoch in vierzig '40' ~ *fīrtsig*.

4. Nur monophthongische Formen sind zu hören in: Dienstag ~ *tīnstog* (K.), nirgends ~ *nīndv(r)šl*, Vieh ~ *fīχ*,³¹ ich sehe ~ *i sīχ*, Fleischriemen ~ *flaižrēm* (K.).

5. 'jetzt' lautet *hīvts* in I., *jēts* in K.³²

Ab. *ai*

1. Altes *ai* wurde in den beinde Ortschaften verschieden entwickelt. I. hat in der Regel *ov*, K. helles *ā*:³³ Breitenäcker FlN ~ *prōvndakv*, breit ~ *prōvpt*, mhd. eig ~ *ovs*, Getreide ~ *trōvpt*,³⁴ Gleis ~ *klōʳs*, heiser ~ *hōvzv*, Weizen ~ *wōvts* ~ *wōʳts* bzw. breit ~ *prāt*, heiser(ig) ~ *hāsriχ*, Weizen ~ *wāts*, Waise ~ *wāzv*. Breiter Acker FlN ~ *prādv okv*.

Bemerkenswert sind die abweichenden Lautungen in I.: ich weiß ~ *i wāz* (auch in K.), zwei '2' ~ *tswā* (auch in K.).

Dunkles *ā* wird gesprochen in Meister ~ *māstv* neben lautgerechtem *mōʳstv* in I. (K. hat das Variantenpaar *māstv* ~ *mēistv*) und in Geiß ~ *kās* in beiden Ortschaften.

³⁰ Vgl. Schatz, §§ 7, 15, 17; Kranzmayer, § 17; Schirmunski, S. 215 ff.

³¹ Über die Monophthongierung in 'Vieh' vgl. F. Freitag: *Mundart und Volkstum in Niederdonau*. Wien—Leipzig 1944, S. 27 f., und Kranzmayer, § 7 f. 1.

³² Zu 'jetzt' vgl. Marchfeld, S. 31.

³³ Vgl. Haasbauer, § 23; Kranzmayer, § 20; A. Pfalz: *Alter und Herkunft des hellen ā für mhd. ei in der Wiener Mundart*. In: Ak. d. Wiss. in Wien. Phil.-hist. Kl. Anzeiger 81 (1944), Nr. 1—14, S. 41 ff., ferner in Bd 24 der *Mitteldeutschen Studien/Halle*, § 129.

³⁴ Über den Zusammenfall von altem *ai* und *-agi-* vgl. Schatz, § 52; Marchfeld, S. 29; Kranzmayer, § 20 c.

Der Diphthong *ae* bzw. *ei* herrscht in Eichel $\sim aexl \sim eixl$, Eichelbaum 'Eiche' $\sim aexlp\bar{a}m$ und scheiden $\sim k\check{s}ei\bar{d}\eta$ in I., in Ei $\sim \bar{a}i$ in K.³⁵

Sakral beeinflusst ist der alte Diphthong erhalten in heilig $\sim haizlix$ und wohl auch in Fleisch $\sim flai\check{s}$.

2. Vor altem Nasal steht in beiden Ortschaften \bar{a} bzw. \bar{a} : Gemeindegewiese FlN $\sim km\bar{a}wiz\eta$ (I.) $\sim km\bar{a}wiz\eta$ (K.), eins '1' $\sim \bar{a}s$, Gemeindehaus $\sim km\bar{a}haus$, nein $\sim n\bar{a} \sim n\bar{a}$, meinen $\sim m\bar{a}nv$, weinen $\sim w\bar{a}nv$, heim $\sim h\bar{a}m \sim h\bar{a}m$ (I.) $\sim h\bar{a}m$ (K.), Leim 'Lehm' $\sim l\bar{a}m$, Stein $\sim \check{s}t\bar{a}$ (I.) $\sim \check{s}t\bar{a}$ (K.).

Ab. *au* (*ou*)

1. Altem *au* entspricht der Diphthong *au* in: Auge $\sim auk$, Augen Pl. $\sim aug\eta \sim au\eta$, Augenbraue $\sim au\eta pr\bar{a}m$ (I.), rauben $\sim rau^b\eta$.³⁶

2. Vor *f* steht $\bar{a} \sim \bar{a}$ in I., *au* in K.: kaufen $\sim k^{\bar{a}}\bar{a}f\eta \sim k^{\bar{a}}au\bar{a}f\eta$, verkaufen $\sim f\check{a}k^{\bar{a}}\bar{a}f\eta \sim f\check{a}k^{\bar{a}}au\bar{a}f\eta$, laufen $\sim l\bar{a}f\eta \sim lau\bar{a}f\eta$, raufen $\sim r\bar{a}f\eta \sim r\bar{a}v\eta \sim rau\bar{a}f\eta$.

3. Im Kennwort 'Schaub' erscheint dunkles \bar{a} in I., helles \bar{a} in K.: $\check{s}\bar{a}b \sim \check{s}\bar{a}p$ bzw. $\check{s}\bar{a}p$.

4. Vor Nasal hat I. \bar{a} bzw. \bar{a} . K. nur helles \bar{a} : Baum $\sim p\bar{a}m \sim p\bar{a}m$ bzw. $p\bar{a}m$.³⁷

Ab. *uo*

1. Ab. *uo* erscheint in der Regel als $\bar{u}v \sim uv$:³⁸ Blut $\sim pl\bar{u}vt$, Bruder $\sim pr\bar{u}v\bar{d}v$, Buben Pl. $\sim pu\bar{v}mv$, fluchen $\sim fluv\check{x}\eta$, Frühe $\sim fr\bar{u}v$, Fuß $\sim f\bar{u}vs \sim f\bar{u}vs \sim f\bar{u}vss$, genug $\sim knuv\eta$ (I.) $\sim knuv$ (K.), geruft 'gerufen' $\sim gruvft$, Grube $\sim kru\bar{a}m$, Gruß $\sim kruvs$, gut $\sim kuvt$, Krug $\sim kruv\eta$, Kuh $\sim k^{\bar{a}}\bar{u}v \sim k^{\bar{a}}uv$, Pflug $\sim pfl\bar{u}v\eta \sim pfluv\eta$, Rübe $\sim r\bar{u}vm$, rufen $\sim r\bar{u}v\bar{a}f\eta$, Schuh $\sim \check{s}uv\check{x}$, Schnur $\sim \check{s}n\bar{u}vr$, Bettuch $\sim p\check{e}tuv\check{x}$ (K.).

2. Nur monophthongierte Lautungen liegen vor in: Mutter 'Großmutter' $\sim mutv$ (I.) $\sim muttv \sim m\bar{u}dv$ (K.), Mutti $\sim muti$ (K.), Schwiegermutter $\sim \check{s}w\bar{i}g\bar{u}mutv$ (I., aber $\check{s}w\bar{i}g\bar{u}mutv\bar{d}v$ in K.), Mulde 'Trog' $\sim m\bar{o}lt\bar{a}r\eta \sim m\bar{o}ltvm$ (I.) $\sim m\bar{o}ltv$ (K.), Stute $\sim \check{s}t\bar{u}d\eta$ (I., aber $\check{s}tu^b\bar{d}\eta$ in K.), Futloch FlN (I.) $\sim fut-$

³⁵ *ae* $\sim ei$ vor \check{x} und $\bar{a}i$ im Auslaut könnten eventuell nichtbairischer Herkunft sein, vgl. in anderen südostdeutschen Siedlungsmundarten bei A. Schlitt: *Die Mundart von Szakadát*. Debrecin 1938, § 15; I. Schäfer: *A kalaznói német nyelvjárás hangtana* [= Lautlehre der deutschen Mundart von Gallaß/Kalaznó]. Budapest 1908, § 54,2; J. Mornau: *A szeghegyi német (rajnai frank) nyelvjárás hangtana* [= Lautlehre der deutschen — rheinfränkischen — Mundart von Szeghegy in der Batschka]. Budapest 1915, § 36.

³⁶ Vgl. Haasbauer, § 21; H. Haßmann: *Entwicklungsgeschichte der Zweilaute in den Mundarten der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens*. In: Teuth. 5 (1928), S. 185; Marchfeld, S. 29; Kranzmayer, § 21.

³⁷ Zum Wandel *au* $\rightarrow \bar{a}$ vgl. Haasbauer, § 21; anders erklärt bei J. Gradl: *Die Mundarten Westböhmens*. München 1891–5, § 215 b, Anm. Über die soziale Geltung gibt M. Höfer: *Die Volkssprache in Österreich vorzüglich ob der Ens, nach ihrer innerlichen Verfassung und in Vergleichung mit anderen Sprachen*. Wien 1800, § 36 sehr gute Aufschlüsse.

³⁸ Vgl. Schatz, § 8; Schirmunski, S. 215 ff.

lox, Stuhl \sim *štul* (I., aber *štu^{ol}* neben Melkstuhl \sim *mēlkštu'ľ* in K.), Handschuh \sim *hāntšux* (K., aber *hāndšuvx* in I.), Frühjahr \sim *frūjōvr*.

3. Monophthomgierung ist eingetreten in unbetonter Stellung in Wörtern wie tut \sim *tud*, vgl. fluchen tut er \sim *fluvxŋ tōdv* (K.), tust \sim *tust* (I.).

4. Vor altem Nasal nahm die Entwicklung eine besondere Richtung: Muhme \sim *mām* (I.), Grummet \sim *krōmvt* (I.) \sim *kramvt* (K.), Donau \sim *tōnv* (K.), aber *tunā* in I. aus ung. Duna.

Ab. *iu*

Ab. *iu* ist stets diphthongisch:³⁹ Feuer \sim *faię*, neudn '9' \sim *naīni*, neunzig '90' \sim *naęntsig*, Zeug 'Hefe' \sim *tsaęk* (I.). Nur 'Freund' erscheint monophthongiert als *frād* in K., allerdings als *fraęt* in I.

D) Umlaute

Ab. *e* („Primärumlaut“)

1. Ab. *e* erscheint im allgemeinen als offenes oder geschlossenes *e* \sim *ē*, *e* \sim *ē*:⁴⁰ a) Apfel \sim *ēpfl* (I.) \sim *ēpfal* (K.) (Pl.: *ēpfl* in I., *ēpfalŋ* in K.),⁴¹ brennen \sim *preŋv* (I., aber brennt \sim *prent* in K.), Brennessel \sim *preŋēzl* (I.) \sim *preŋēzl* (K.), Hafen 'Topf' \sim *hēfŋ* (I., aber *hēfŋ* \sim *hēfŋ* in K.), Häferl \sim *hēfə* (I., aber *hēfl* in K.), Hengst \sim *heŋgst*, legen \sim *lēŋ* \sim *lēgŋ*, Löffel \sim *lefl*, veredeln \sim *rēdln* (I.), Wespe \sim *wēpsŋ*, Wäsche \sim *wēš*.

b) Hemd \sim *hemvt* \sim *hemvd* \sim *hēmmt*, Kette \sim *k'etŋ*, Mensch \sim *mentš*, Metzelsuppe \sim *metšsupŋ* (I.), Männer Pl. \sim *mēnv* (K., aber *mōnv* in I.).

2. Vor altem *r* wird zum Teil diphthongiert, wobei *e* stets offen ist: ärgern \sim *ęvęŋ* \sim *ęrgvŋ* (K.), ärmer Komp. \sim *ęrmrv* (K., aber *irmv* in I.), Gewehr \sim *kwär* (I.), kehren 'fegen' \sim *k'ęrŋ* (K., aber *k'īrŋ* in I.).

Der Vokal wurde zu *i* in fertig \sim *fīrtik* (I.) \sim *fīrtiχ* (K.), färben \sim *fiam* (I.), geärgert \sim *kięvŋ* (I.), verzeihen \sim *fotsiavn* (I.).⁴²

3. Vor *l* wird in I. auch in diesem Falle gerundet, in K. nicht: älter \sim *ōltri* bzw. *ēltarę*, wählen \sim *wōūlŋ* bzw. *vēlŋ*, zwölf '12' \sim *tswōfi* bzw. *tswēlfi*, stellen \sim *štlŋ* (I.) bzw. *štēlŋ* (K.), schälen \sim *šōlŋ* (I.), vgl. dazu Nußschale \sim *šēlv* in K., Geselle \sim *ksōll* bzw. *ksēll*, Gelse 'Mücke' \sim *kēltsŋ* (K.).

Mhd. *æ* („Sekundärumlaut“)

Dem mhd. Umlaut *æ* entspricht helles *a* \sim *ā*:⁴³ Äcker Pl. \sim *akv*, mähen \sim *mān* \sim *mādŋ* \sim *mā^dŋ*, Achse \sim *akksŋ* \sim *aks*, drehen \sim *trā(n)*,

³⁹ Vgl. Schatz, § 16; Kranzmayer, § 16.

⁴⁰ Vgl. Schatz, §§ 19–29; Kranzmayer, § 4.

⁴¹ Die umgelautete Singularform wurde aus dem alten Plural (ab. eph(i)li) übertragen, vgl. J. Schatz: *Die Mundart von Imst*. Straßburg 1897, § 36.

⁴² Vgl. Kranzmayer, § 4 g 2. Über die erhaltenen e-Lautungen in Niederösterreich s. F. Freitag: *Mundart und Volkstum in Niederdonau*. Wien–Leipzig 1944, S. 34 f.

⁴³ Vgl. Schatz, § 19; Kranzmayer, § 2; Schirmunski, S. 186; K. Weinhold: *Bayrische Grammatik*. Berlin 1867, S. 17 und 46 f.

Mädel $\sim m\ddot{a}d\ddot{e}$, wässern 'tränken' $\sim w\ddot{a}ss\ddot{u}$ (I.), Rettich $\sim r\ddot{a}tt\ddot{i}\chi$ (K.), Ente $\sim ant\ddot{e}$, Enterich $\sim ant\ddot{u}$ (K.), Käse 'Topfen, Quark' $\sim k'\ddot{a}z$.

Dunkles \ddot{a} hört man in Säbel $\sim s\ddot{a}w\ddot{a}$, schwer $\sim \xi w\ddot{a}r$ (I., aber $\xi w\ddot{a}r$ in K.), leer $\sim l\ddot{a}r$ (I., aber $\ddot{l}ar$ in K.).

Geschlossenes e herrscht in Schwägerin $\sim sw\ddot{e}g\ddot{a}rin \sim \xi w\ddot{e}grin$, täte Konj. $\sim ted$, Jäger $\sim j\ddot{e}g\ddot{u}$, jägern 'jagen' $\sim j\ddot{e}g\ddot{u}n$ (I.).

mhd. \ddot{o} und \ddot{a}

1. Den mhd. Umlauten \ddot{o} und \ddot{a} entspricht in der Regel geschlossenes $e \sim \ddot{e}$:⁴⁴ Göte 'Pate' $\sim k\ddot{e}d \sim k\ddot{e}t$ (in K. gelegentlich auch $k\ddot{e}t$), Knöchel $\sim kn\ddot{e}\chi\ddot{l}$ $\sim kn\ddot{e}\chi\ddot{a}$, wir können $\sim m\ddot{i}v k'emv$, Rösser Pl. $\sim r\ddot{e}sv$, Trögl 'Dem. zu Trog' $\sim tr\ddot{e}g\ddot{a}$, Vögerl $\sim f\ddot{e}\chi\ddot{v}l$, Tröpfel $\sim tr\ddot{e}p\ddot{f}v\ddot{l}$.

2. Vor r wird meist diphthongiert: Dörner Pl. $\sim t\ddot{e}v(r)nv$ in I., aber $t\ddot{o}v\ddot{u}v$ in K., dörnern $\sim t\ddot{e}rn\ddot{a}n$, Körbl $\sim k'\ddot{e}v\ddot{w}\ddot{a}$, Körbe Pl. $\sim k'\ddot{e}v\ddot{r}p$, Örtl 'Ahle' $\sim \ddot{e}v\ddot{l}$.

3. Vor altem l wird in I. gerundet, in K. entrundet: hölzern $\sim h\ddot{o}lts\ddot{a}r\ddot{u}$ (I.), aber Reibhölzl 'Zündholz' $\sim r\ddot{a}i\ddot{p}h\ddot{e}lts\ddot{l}$ in K.

4. Vor altem n steht offenes \ddot{e} in Honig $\sim h\ddot{e}nig \sim h\ddot{e}n\ddot{i}\chi$, schön $\sim \xi\ddot{e}(\sim)$ (I., aber $\xi\ddot{e}$ in K.). NB: schönes $\sim \xi\ddot{e}s$ auch in I.!

König $\sim k'\ddot{o}nig$ in I. zeigt den Einfluß der Schriftsprache, K. hat $k'\ddot{e}n\ddot{i}\chi$.

Mhd. \ddot{u}

1. Mhd. \ddot{u} wurde im allgemeinen zu i entrundet:⁴⁵ anfurchen $\sim \ddot{a}uf\ddot{i}r\chi t\ddot{u}$ (I.), anzünden $\sim \ddot{o}tsind\ddot{u}$, Gickelhahn $\sim k\ddot{i}k\ddot{l}h\ddot{o} \sim k\ddot{i}k\ddot{l}h\ddot{u}$ (I.), glücklich $\sim k\ddot{l}ikk\ddot{l}\ddot{i}\chi$, wir kennen $\sim m\ddot{i}r k'inv$ (I., aber $m\ddot{i}r k'\ddot{a}uv$ in K.), schütten wir $\sim \xi\ddot{i}tmv$, Simperl $\sim s\ddot{i}mp\ddot{a} \sim s\ddot{i}mpl\ddot{l}$, überhin $\sim \ddot{i}vri \sim \ddot{i}w\ddot{a}ri$, Büttel 'Holzeimer' $\sim p\ddot{i}ll$.

2. Vor r diphthongiert: Schürze $\sim \xi\ddot{i}v\ddot{t}sv$ (I.).

3. Vor l hat I. labiales \ddot{u} , K. aber illabiales \ddot{i} : Mühllacker FlN (I.) $\sim m\ddot{u}l\ddot{a}kv$, vgl. Mühle $\sim m\ddot{i}l$ in K.

4. u erscheint in beiden Dörfern in fünfzehn '15' $\sim fu\ddot{f}ts\ddot{e}n$ und fünfzig '50' $\sim fu\ddot{f}ts\ddot{i}g \sim fu\ddot{f}ts\ddot{i}\chi$.

Mhd. $i\ddot{u}$ und $\ddot{o}u$

1. Der Diphthong $a\ddot{e}$ findet sich in: Häufel $\sim ha\ddot{e}f\ddot{v}l$, Häusl $\sim ha\ddot{e}zi$, Kreuz $\sim kra\ddot{e}ts$, schneuzen $\sim \xi na\ddot{e}ts\ddot{u}$, Schneuztüchl $\sim \xi na\ddot{e}ts\ddot{t}\ddot{i}\chi\ddot{a}$ (in I. auch

⁴⁴ Vgl. Schatz, § 30; Kranzmayer, §§ 6 und 12; Schirmunski, S. 185 ff. und 193 ff.; Haasbauer, § 9.

⁴⁵ Vgl. Schatz, § 30; Ders.: *Die Mundart von Imst*. Straßburg 1897, § 51; Haasbauer, § 11,2; Kranzmayer, § 9; Schirmunski, S. 185 ff. und 193 ff.

šnāitstīəχə), wiederkauen \sim *wīdʊkʰaɛʰm* oder *-kʰɛʰm* (I.), mhd. höuwen 'heuen' \sim *haɛʰm* (auch *hɛʰm*).⁴⁶

2. $\bar{a}i$ bzw. $\bar{a}i$ erscheint in: Heu \sim *hāi* \sim *hāi*, Heuschrecke \sim *hāiʃrɛk*, äugeln \sim *aiɣlɪn* \sim *āiɣlɪn*.

3. Vor Nasal steht \bar{a} in I., helles \bar{a} in K.: Bäume Pl. \sim *pām̄v* \sim *pām̄v*, streuen \sim *štrāʰn̄* \sim *štrāʰn̄*, räumen \sim *rām̄v* (K.).⁴⁷

4. Räuber \sim *rauwv* ist unumgelautet geblieben.

Mhd. üe

1. Mhd. *üe* erscheint regelmäßig als *iv* bzw. abgeschwächt als *iə* \sim *iʷ*.⁴⁸ Hüter \sim *hivdʊ* \sim *hiədʊ*, früh \sim *friv*, grüßen \sim *kriəsɳ*, Tüchl \sim *tīəχə* \sim *tīəχl̄*, müssen wir \sim *mīəzm̄v*, Krügl \sim *kriʷgə* \sim *kriʷgl̄*, Kühe Pl. \sim *kʰiv*, Rüssel \sim *rīvsl̄* \sim *rīəsl̄*, Brüder Pl. \sim *priədʊ*, Fürtuch 'Schürze' \sim *fīʷrttʊ* (K.).

2. Schwankungen sind zu registrieren in: führen \sim *fīvʰn̄* \sim *fīəʰn̄* (I.) \sim *fīr̄n̄* (K.), Kuhhalter \sim *kʰiəhɔldʊ* und *kʰihɔldʊ* in I., nur *kʰiəhɔldʊ* in K., wir müssen \sim *mīr̄ mīz̄n̄* in I., Stühllein \sim *štīlləl* \sim *šl̄l̄* bzw. *štīələl* in I.

3. Nur *i*-Lautung in mhd. üehse 'Achselhöhle' \sim *irkksɳ* (I.).

4. Vor altem Nasal: grün \sim *grīn* (I.), aber *kr̄ɛ* in K.

Umlaut von ab. *ai*

Diese Erscheinung ist nur in zwei Wörtern eingetreten, u. zw. in den Komparativa breiter \sim *pr̄ɛʷttʊ* (I.) \sim *pr̄ɛʷdʊ* (K.) und kleiner \sim *klepn̄ər* (I.) \sim *klīnv* (K.).⁴⁹

Vokalismus der Nebensilben

A) Vorsilben

1. In unbetonten Vorsilben wird der Vokal stets reduziert und kann in gewissen Fällen völlig verschwinden:

ab. *pi-* \sim *pə*⁵⁰ bedanken \sim *pətānkn̄*;

⁴⁶ Vgl. Schatz, § 30; Haasbauer, §§ 20, 25; H. Haßmann: *Entwicklungsgeschichte der Zwielaute in den Mundarten der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens*. In: Teuth. 5 (1928), § 5; Kranzmayer, §§ 15, 16, 22; Schirmunski, S. 193 ff. und 142 ff.

⁴⁷ Vgl. Haasbauer, § 22.

⁴⁸ Vgl. Schatz, § 30; Kranzmayer, § 19; Haasbauer, § 28.

⁴⁹ Vgl. Schatz, § 52; P. Lessiak: *Die Mundart von Pernegg in Kärnten*. In: PBB 28 (1903), § 72; Kranzmayer, § 20 g 7. Eine andere Meinung vertreten Haasbauer: *Die oberösterreichischen Mundarten*. In: Teuth. 1 (1924—5), S. 97; H. Haßmann: *Entwicklungsgeschichte der Zwielaute usw.* Teuth. 5 (1928), § 9, Anm. 4; Schönberger: *Die Sprachverhältnisse usw.* Ebd. 10 (1934), §§ 40—41.

⁵⁰ Vgl. Marchfeld, S. 16.

ab. dar- ~ tr- draußen ~ *traust* ;

ab. der- ~ ter- ~ er- ~ *tv-~tə*-⁵¹ derschlagen 'erschlagen' ~ *tvšlōgn*,
~ *tsšlōgn*, derwischt 'erwischt' ~ *tvwišt* ;

ab. ga- ~ gi- ~ ge- erscheint als *k* bzw. bisweilen als Halblenis *g* vor Nasalen, Liquiden, Vokalen und vor *s*, *š*, *w*, *f*, *j*:⁵² Gemeinde ~ *kmā* ~ *kmā*, gemolken ~ *kmûlkŋ* ~ *kmölyŋ*, Genack 'Nacken' ~ *knāk*, genommen ~ *knumv* ~ *gnumv*, genug ~ *knuvg* ~ *knuv*, gelaufen ~ *klöffŋ* (I.) ~ *klauft* (K.), Gleis ~ *klōʷs* ~ *klās*, glücklich ~ *klikkliχ* (I.), gelegt ~ *kle'kt* (K.), gleich ~ *kluī* (K.), geackert ~ *gokkvt* ~ *kokvt*, gearbeitet ~ *korwvt* ~ *kporwvt*, geärgert ~ *kiəgvvt* ~ *kərgvt*, Geselle ~ *ksōll* ~ *ksēll*, Gesod 'Spreu' ~ *ksōd* (I.), Geschwär ~ *kšwər* (I.), Geschwulst ~ *kšwūlst* (K.), gestanden ~ *kšlōntŋ* ~ *kšlōn(v)*, Gewand ~ *kwōnd* ~ *kwōnt*, gewonnen ~ *gwunv* ~ *kwunv*, gewest 'gewesen' ~ *kwest*, gefangen ~ *kfoŋv* ~ *kfoŋkt*, gejägert 'gejagt' ~ *kjēgvvt* (I.).

Mit folgendem *h* ergibt ga- ~ ge- ~ gi- eine behauchte Halbfortis *kʰ*: geholfen ~ *kʰolfŋ* ~ *kʰolfŋ* ;

Vor *b*, *d*, *g*, *p*, *t*, *k* und *z* (= *ts*) fällt die Vorsilbe völlig ab: gebacken ~ *pōxŋ* ~ *poxŋ*, geblieben ~ *plī'ŋ* ~ *plībŋ*, gebunden ~ *puntŋ*, getan ~ *tō*, Getreide ~ *trōvt* (I.), gezogen ~ *tsōgn* ~ *tsōŋ*.

In Wörtern, die ihrer Herkunft nach vermutlich nicht echtmundartlich sind, erscheint in diesen Fällen *kə*:- geduldig ~ *katuldix* ;

ab. fur- ~ far- ~ for- ~ fir- ~ fer- lautet in der Mundart *fə*:- verkaufen ~ *fəkʰāfŋ* ~ *fəkʰaufŋ* ;

ab. za- ~ zi- ~ ze- erscheint als *tsu*- oder *ts*:- zuerst ~ *tsu-əvšl*, zusammen ~ *tsām*.

2. In nebetonigen Präfixen wurden die Vokale in der Regel wie in Haupttonsilben behandelt:

ab. ab- ~ aba- ~ *qb*:- abmähen ~ *qbmān* ~ *qbmā^dŋ* ;

ab. ana- erscheint nicht immer einheitlich: anfurchen ~ *ā^ufirχtŋ* (I.), anfangen ~ *ōkfōŋv* (I.), angefangt 'angefangen' ~ *ōkfōŋkt* (K.), anzünden ~ *ōtsindŋ* (I.), anziehen ~ *ōtsign* (K.);

ab. pī- ~ *paē*:- Beisatzwiese FLN ~ *paēzatswīzŋ* (I.);

ab. fora- ~ *fōr*- ~ *fō^vr*:- voraus 'vorwärts' ~ *fōrvaust* (I.), vorhin 'eher, früher' ~ *fōvrhī* (K.);

ab. furi- ~ fura- ~ *fīar*:- fürhin 'vorwärts, nach vorn' ~ *fīari* ;

ab. in- ~ *āē*- ~ *aē*:- einführen ~ *āēfiv^rŋ* (I.) ~ *aēfirŋ* (K.), einstreuen ~ *aēštrā^dŋ* (I.) ~ *āēštrā^dŋ* (K.), einher 'herein' ~ *aēnv* (I.), einhin 'hinein' (in K. auch 'herein') ~ *aēni* ;

⁵¹ Vgl. T. Ahldén: *Der -~Er-, Geschichte und Geographie* [= Acta Univ. Götoburg. 59]. Göteborg 1953, S. 146.

⁵² Vgl. Haasbauer, § 30,1; Kranzmayer, § 29 c.

ab. upar- ~ *iwə-* ~ *iwr-*: überhin 'herüber, hinüber' ~ *iwri* (I.) ~ *iwəri* (K.);

ab. ūf- ~ *auf-*: auflassen 'auftauen' ~ *auflössn*, aufschrauben ~ *auf-sraufn*, aufhängen ~ *aufhenkn*, aufstellen ~ *aufstln* ~ *aufstēln*;

ab. umpa- ~ umpi- ~ *um-*: umhin 'hinüber' ~ *umi*, umkehren ~ *umkēvrn*, umgraben ~ *umkrōbn*;

ab. ūz- ~ *aus-* ~ *auz-*: auskehren ~ *ausk'īzn* (I.), ausputzen ~ *aus-puttsn* ~ *ausputsn*, ausklauben ~ *ausklaubn*, auswählen ~ *auzwōūln* (I.);

ab. wēc- ~ *wekk-* ~ *wēk-*: weggegangen ~ *wekkqn*, weggenommen ~ *wekknumv* ~ *wēknumv*;

mhd. vort- ~ *furt-*: fortgegangen ~ *furtqn*.

B) Mittelsilben

1. Die alten Mittelsilben sind in der Mundart von I. und K. entweder stark reduziert oder völlig aufgegeben worden: Arbeit ~ *grwpt* ~ *qvrwpt* heiserig 'heiser' ~ *hāsriχ* (K.), Ordnung ~ *ordnuq*, Hemd ~ *hemvd* ~ *hempt* ~ *hēmmp*, Milch ~ *müliχ* ~ *miliχ*.

2. In einigen -- ehemals zweisilbigen -- Suffixen ist jedoch die Mittelsilbe unabgeschwächt geblieben: Schwägerin ~ *šwēgarin* ~ *šwēgrin*, Kalbin 'Kalbe' *k'ōlrin* (K.), Hebamme ~ *hēwāmin* (K. aber *hēwām* in I.), Ordnung ~ *ordnuq*.

3. Vor *r* erscheint der Vokal der Mittelsilbe (-e-) im allgemeinen als reduziertes *v*: donnern ~ *tunvn*, jähern ~ *jēgvn* (I.), Hafer(n) ~ *hōvvn* (I., aber *hōvp* in K.), Feder(n) ~ *fēdv* (I., aber *fēdv* in K.).

4. Vor *l* ist der Mittelsilbenvokal geschwunden: tummeln ~ *tuml̥n*, veredeln ~ *rēdl̥n* (I.).

C) Endsilben

1. In den Endsilben -haft, -schaft, -sal, -sam, -heit, -keit, -ig, -lich, -ling, -isch, -tum wurde der Vokal genauso behandelt wie in den Haupttonsilben, vgl. z. B. Krankheit ~ *krāñkhvūt* ~ *krōñkhvūt*, Wahrheit ~ *wqvrhaēt*, achtzig '80' ~ *ōxtsiq* (I.) ~ *ōxtsiχ* (K.), Honig ~ *hēniq* (I.) ~ *hēniχ* (K.), freilich ~ *frāl̥i*, glücklich ~ *klikkliχ* usw.

'Krankheit' und 'Wahrheit' haben in I. auch eine abgeschwächte Nebenform: *krōñkvūt*, *wqvrvt*.

2. Ab. -ari ~ -eri ~ -iri und andere Endsilben, die damit in der späteren Entwicklung zusammengefallen waren, erscheinen in der Regel als *v*:⁵³ Lehrer ~ *lērv* ~ *lērvv*, Scherrer 'Maulwurf' ~ *šērvv*, Meister ~ *māstv* ~ *mōpstv* ~

⁵³ Vgl. Kranzmayer, § 50 g.

māstv, oder \sim *qdv*, Pfarrer \sim *pfqvr*, Räuber \sim *rauvr*, Schwager \sim *švqgv*, Teller \sim *tāl* \sim *tql*, Amber 'Eimer' \sim *āumpa* \sim *ōmpv*, Rektor 'Lehrer' \sim *rēktv* \sim *rextv*, breiter Komp. \sim *prēvltv* \sim *prēdv*, Butter \sim *pūtv*. *r* klingt dabei in K. ab und zu noch mit: Geschwisterkind \sim *švistsk'int*, Tochter \sim *tqxtv* \sim *tqxtv(r)*.

3. Ahd. -in als Suffix für Stoffadjektion erscheint ähnlicherweise abgeschwächt:⁵⁴ dörnern \sim *ternən*, eisern \sim *aęzər̃n*, hölzern \sim *hqltsər̃n* (I.).

4. Der Vokal der auf -l ausgehenden Endsilben ist nach Dentalen und Gutturalen geschwunden; -l wurde dabei silbisch bzw. nach völlig oder zum Teil ausgestoßenen Dentalen stoßtonig: Strudel \sim *štrūd̃l*, Schuhhörtl \sim *šv-ql̃* \sim *šuv-ql̃*, Reisl 'Topf' \sim *rēid̃l*, Kindlmahl \sim *k'indlm̃ql̃*, Mädel \sim *mād̃l* \sim *mā'̃l*, Büttel 'Holzeimer' \sim *pūl̃* (K.), Eidechse \sim *hāitāksl̃* \sim *tāksl̃*, Beugel \sim *paęgl̃*, Rüssel \sim *rīasl̃*, Esel \sim *ęzl̃*, Mandel \sim *māndl̃* (K.).

Nach Labialen wurde nicht einheitlich verfahren: Stupfel 'Stoppel' \sim *štupfl̃*, Schaufel \sim *šaufl̃*, Häfel \sim *hēfl̃*, \sim *hēfl̃*, Löffel \sim *lēfl̃*, Gabel \sim *kqwl̃*, aber: Säbel \sim *sāwə*, Nabel \sim *nqpl̃* (K.) \sim *nqppə* (I.), Nebel \sim *nēppə*, Simperl 'Strohkorb' \sim *simpl̃* (K.) \sim *simpə* (I.), Kälbl 'Kalb' \sim *k'aęwə(i)* (I.) \sim *k'aęwə* (K.).

Der l-Abstoß bzw. die Vokalisierung ist auch nach anderen Konsonanten zu beobachten: Ohrwaschel \sim *qvrwašl̃* (K.) \sim *ārwašə* (I.), Stechnigel 'Igel' \sim *stęxnīg* \sim *štęxnīgə*, Zaunvogel 'Zaunkönig' \sim *tsāũfōgə*, Krügl \sim *kriāgl̃* \sim *kriāgə*, Tüchl \sim *tīāxl̃* (I., K.) \sim *tīāxl̃* (K.), Knöchel \sim *knexl̃* (I.) \sim *knēxl̃* (K.).

Bei verstärkten Deminutiva ist der Vokal in reduzierter Form noch stets vorhanden: Vögerl \sim *fēxvl̃*, Apfel \sim *ēpsl̃* in I., aber *ępsəl* in K., Tröpferl \sim *trēpsvl̃*, Tschickerl (< ung. csikó) 'Füllen' \sim *tšikṽl̃* (I.), Stuhl Dem. \sim *štūlləl̃* \sim *šl̃əl̃* \sim *štūləl̃* (I.). Hetscherl 'Hagebutte' \sim *hetšedli* ist entweder aus der Pester Stadtmundart oder als Rückentlehnung aus der ung. Umgangssprache eingedrungen.

5. Ziemlich verbreitet ist das Deminutivsuffix -i: Barbara Dem. \sim *wāwi*, ung. bácsi 'Vetter' \sim *bātši*, Mammi \sim *mami*, Tati \sim *tati*, Mutti \sim *muti* (K.), Otati 'Opa' \sim *otati* (K.), Basi 'Base, Muhme' \sim *pāsi* (K.).

6. Die alte Endsilbe -um \sim -om usw. wurde wie altes -an \sim -en \sim -on entwickelt, vgl. z. B. Besen \sim *pēzñ*.

7. Die alte Infinitivendung -an \sim -en \sim -on und die mit jüngerem *n* ergänzten Substantiva wurden in der gleichen Weise, aber je nach dem vorangehenden Konsonanten verschieden behandelt.⁵⁵

Die Endsilbe wurde zu *n* reduziert nach Nasalen: gewonnen \sim *gwunv* \sim *kwunv*, genommen \sim *gnumv* \sim *knumv*, Brunnen \sim *prunv* (K., aber *brūn* in I.), Buben Pl. \sim *pūmv*, dienen *tīmv* \sim *tēmv*, weinen \sim *wānv*, gekommen \sim *k'umv* \sim *k'emv*, nehmen \sim *nēm̃v*.

⁵⁴ Vgl. Kranzmayer, § 46 i 7.

⁵⁵ Vgl. Marchfeld, S. 22; Kranzmayer, § 46 h und i 1.

Nach *-ny-* ~ *-nk-* sind in beiden Ortschaften Schwankungen festzustellen: gegangen ~ *kqny*, gefangen ~ *kqnyv* (I., aber *kqnykt* in K.), singen ~ *siŋv*, Schunken 'Schinken' ~ *šunyv* (I.) ~ *šunkn* (K.), Schlange ~ *šlqny*, Stange ~ *šlqny* (I.) ~ *šlqnyv* (K.), trinken ~ *trinqny*, zanken ~ *tsqnykn*, hengen ~ *henkn*.

Die Endsilbe ist völlig weggefallen in Fleischriemen ~ *flaižrēm* in K.

Nach altem *b* und *p* (= *pf*) erscheint in der Regel ein silbisches *ny*, in unseren Kennwörtern nur ein einziges Mal silbisches *ny*: färben ~ *fiam*, geblieben ~ *pli'ny* ~ *plibny*, Taube ~ *tau'ny* ~ *taubny*, Rübe ~ *rūvm* ~ *rūvbny*, Krapfen ~ *krōpfny*, schimpfen ~ *šimpfny* (I.), rupfen ~ *rupfny*, vgl. auch steppen 'impfen' ~ *štepny* (I.).

Nach *f* steht silbisches *ny*, seltener silbisches *ny*: geholfen ~ *k'olfny* (I.) ~ *k'olfny* (K.), gelaufen ~ *klōffny* (I., aber *klaufft* in K.), Hafen 'Topf' ~ *hēfny* (I.) ~ *hēfny* (K.), kaufen ~ *k'āfny* ~ *k'auŋny*, laufen ~ *lāfny* ~ *lauŋny*, Ofen ~ *ōfny*, offen ~ *ōfny* ~ *ōffny*, raufen ~ *rāfny* ~ *rauŋny*, rufen ~ *rūvny*, saufen ~ *saufny* (I.) ~ *saufny* (K.), schrauben 'schrauben' ~ *šraufny*, Haufen ~ *haufny* (I.), schnaufen ~ *šnaufny* (K.).

-gen ergibt *ny* oder *ny*: fliegen ~ *flivny*, Fliege ~ *flivny*, legen ~ *lēny*, Wagen ~ *wōny* ~ *wōny*, Augen Pl. ~ *auŋny* ~ *augny*, derschlagen 'erschlagen' ~ *tvšlōny*.

Sonst steht in der Regel silbisches *ny*, bzw. nach mdal. *k* silbisches *ny*: tratzen ~ *trāttny*, blitzen ~ *plitsny*, farzen ~ *fōvttsty*, Ferse ~ *fā'sny* ~ *fāršny* ~ *feršny*, Gosche ~ *košny* (I.), fluchen ~ *fluvxny*, backen ~ *pōxny* ~ *poxny*, Strauche 'Schnupfen' ~ *štrauxny*, führen ~ *fīā'ny* ~ *fiv'ny*, ~ *fīrny* plärren ~ *plēv(r)ny* ~ *plēvrny*, gebunden ~ *puntny*, Schlitten ~ *šlittny* (K.), gefunden ~ *kfuntny*, Ente ~ *antny*, Gerste ~ *kērštny*, Stute ~ *stūdny* ~ *štūdny*, Totenmahl ~ *tōdny mōl*, grüßen ~ *kriāšny*, Wiese ~ *wīzny*, Ameise ~ *ōmessny* ~ *ōmāzny*, schälen ~ *šōlny* ~ *šēlny*, stellen ~ *šltn* ~ *štēlny*, Quelle ~ *kwōlly* (I.).

Gegenbeispiele: machen ~ *mōxny* ~ *mōxv*, Garten ~ *kqvtn* (I.) ~ *kqvtny* (K.), gestanden ~ *kštōntny* (I.) ~ *kštōn(v)* (K.), Wepse 'Wespe' ~ *wēpsny*, stehen ~ *šltn* (I.) ~ *štēlv* (K.), Peitsche ~ *paītšny* (I.), aber Peitschenstecken ~ *paītšastēkv* (I.), ung. petrence 'Heuschöberl' ~ *pedreŋtsny* (I.) ~ *petre'intsny* ~ *petre'ints* (K.).

'gehen', 'getan', 'sein' lauten *kē* ~ *kē*, *tō* und *saē*.

8. Ausl. mhd. -e ist gewöhnlich geschwunden: Bube ~ *pūv*, schwer ~ *šwār* ~ *šwār*, leer ~ *lār* ~ *lār*, Same ~ *sōm* ~ *sōm*, Käse ~ *k'āz*.

9. Ab. -hera und -hina erscheinen meist weitgehend reduziert, wobei *h* in den meisten Fällen nicht mehr zu hören ist: abher 'herab' ~ *qūv* (I.), aufher 'herauf' ~ *aufv* (I.), ausher 'heraus' ~ *ausv* (I.), einher 'herein' ~ *aēnv* (I.), abhin 'hinab (in K. auch 'herab')' ~ *ōvi*, aufhin 'hinauf (in K. auch 'herauf')' ~ *aufi*, aushin 'hinaus (in K. auch 'heraus')' ~ *ausi*, einhein 'hinein (in K. auch 'herein')' ~ *aēni*, überhin 'herüber, hinüber' ~ *ūvi* ~ *ūvāri*, umhin

‘herum, hinum, herüber, hinüber’ \sim *umi*, aber vorhin ‘eher, früher’ \sim *fǝʷrhĩ* in K.

10. Die Reduktion der Nebentonsilben kommt auch in den neueren Lehnwörtern des öfteren vor: ung. áldomás ‘Kauftrunk’ \sim *oldmāš*, ung. bika ‘Zuchtstier’ \sim *bikā* \sim *bikɔ* (I.), ung. bunda ‘Pelzmantel’ \sim *bundā* (I.) \sim *bundv* (K.), ung. csizma ‘Stiefel’ \sim *tšizmv* \sim *tšizmv*, ung. csutora ‘Feldflasche’ \sim *tšutorā* (I.) \sim *tšuttv* (K.), ung. szöcske ‘Grille’ \sim *sötškā* (I.), slow. borovica ‘Wacholder’ \sim *borowikā*, slow. pul’ka ‘Truthahn’ \sim *pulkv* (K.), slow. ovad ‘Brummfliege’ \sim *ōwpt* (K.), Hekto(liter) \sim *hektv*, slow. sova ‘Eule’ \sim *sowv* (K.), slow. muška ‘Weinfliege’ \sim *mūškv* (K.), ung. Merse FIN \sim *mēršv* (K.).

11. Die typisch bairische Konjunktivendung -*vt* ist in beiden Ortschaften zu hören, vgl. z. B. ich wäre \sim *i wērvt* u. dgl.⁵⁶

12. Sproßvokale sind in der behandelten Mundart so gut wie gar nicht vorhanden, der einzige Beleg, der bisher ermittelt werden konnte, ist Garbe \sim *kǝrum* in I.⁵⁷

Konsonantismus

Sonorlaute

A) Halbvokale

Germ. *w*

1. Germ. *w* erscheint im Anlaut vor Vokalen sowie in anl. Lautverbindungen in der Regel als bilabiales *w*, gelegentlich — und vorwiegend individuell bedingt — als labiodentales *v*.⁵⁸ Wiese \sim *wizŋ*, ich werde \sim *i wēr*, Wespe \sim *wēpsm*, Wetter \sim *wētŋ* \sim *wētŋ*, wieder \sim *wīdv*, Weinhüter \sim *wāēhīdv*, Wetzstein \sim *wetššlā*, wäre Konj. \sim *wār* (I.) \sim *wērvt* (K.), Watsche ‘Pfütze’ \sim *wātšā* (I.), Wagen \sim *wōŋ* \sim *wōŋŋ*, wählen \sim *wōūlŋ* \sim *vēlŋ*, Geschwür \sim *kšwēr* (I.), Geschwulst \sim *kšwūlst* (K.), Geschwisterkind \sim *kšwīstok’ind* (I.) \sim *šwīstərsk’int* (K.), Schwager \sim *šwōgv*, Gewand \sim *kwōnd* \sim *kwōnt*, Gewehr \sim *kwār* (I.), gewest \sim *kwest*, zwei ‘2’ \sim *tswā*, zwölf ‘12’ \sim *tswōfi* \sim *tswēlfi*, zwanzig ‘20’ \sim *tswantsik* \sim *tswantsix* \sim *tswantsik*.

Anm. *w* > *m* in wir \sim *mīr* \sim *mīv*.

2. Inl. zwischen Vokalen steht ebenfalls bilabiales *w*: derwisch ‘erwisch’ \sim *twīšt*, Spinneweppe bzw. -wette \sim *špinwēpm* (I.) \sim *špinwētŋ* (K.), slow. sova ‘Eule’ \sim *sowv* (K.), slow. ovad ‘Brummfliege’ \sim *ōwpt* (K.), allerdings labiodentales *v* im slow. Lehnwort rukavica \sim *rukoviŋsv* in I.

⁵⁶ Vgl. J. Mindl: *Der Konjunktiv in der Mundart des oberen Landls*. In: *Teuth.* 1 (1924–5), § 17; A. Schönbach: *Über den Conjunctiv praeteriti im Bairisch-Österreichischen*. In: *PBB* 24 (1899), S. 232 ff.

⁵⁷ Vgl. Schatz, § 52 ff; Kranzmayer, § 49 f und § 50 d.

⁵⁸ Vgl. Schatz, §§ 87–89; Schumunski, S. 337 ff.

3. Im Auslaut ist *w* geschwunden in Schnee $\sim \text{\textit{\textit{šnē}}}$, erscheint aber als *b* in blau $\sim \text{\textit{\textit{plōb}}}$. In den deklinierten Formen kehrt *w* zwischen Vokalen wieder: blauer $\sim \text{\textit{\textit{plōwə}}}$ bzw. auch $\text{\textit{\textit{plōbə}}}$, vor Konsonanten jedoch lautet es *p*, z. B. blaues $\sim \text{\textit{\textit{plōps}}}$ ($\text{\textit{\textit{plauəs}}}$ in K. ist ein hochsprachlicher Eindringling).

Germ. *j*

1. Altes *j* ist nur anl. erhalten:⁵⁹ ja $\sim \text{\textit{\textit{jō}}}$, Jäger $\sim \text{\textit{\textit{jēgv}}}$, jähern 'jagen' $\sim \text{\textit{\textit{jēgvn}}}$ (I.), Jahr $\sim \text{\textit{\textit{jōvr}}}$ $\sim \text{\textit{\textit{jōv}}}$, jung $\sim \text{\textit{\textit{juŋ}}$, bzw. in den entsprechenden Zusammensetzungen und Verbalformen, z. B. Frühjahr $\sim \text{\textit{\textit{frūjōvr}}$, gejägert 'gejagt' $\sim \text{\textit{\textit{kjēgvt}}}$ (I.).

2. Sonst ist *j* geschwunden: früh $\sim \text{\textit{\textit{frīv}}}$. *ie* in 'jetzt' wurde in I. und in K. nicht einheitlich entwickelt: $\text{\textit{\textit{hīvts}}}$ in I., $\text{\textit{\textit{jets}}}$ in K.

B) Liquidae

Germ. *r*

1. Germ. *r* erscheint im Anlaut durchweg als gewöhnliches gerolltes Zungen-*r*:⁶⁰ Räuber $\sim \text{\textit{\textit{rauuv}}}$, Röhre $\sim \text{\textit{\textit{rev}}}$ $\sim \text{\textit{\textit{revr}}}$, röhren $\sim \text{\textit{\textit{rev}}}$ (^r) $\sim \text{\textit{\textit{revrŋ}}$, rufen $\sim \text{\textit{\textit{rūvŋ}}$, rauben $\sim \text{\textit{\textit{rau}^bŋ}}$, raufen $\sim \text{\textit{\textit{rāfŋ}}$ $\sim \text{\textit{\textit{rāvŋ}}$ $\sim \text{\textit{\textit{raufŋ}}$. Genauso in den Lehnwörtern: slow. rukavica 'Handschuh' $\sim \text{\textit{\textit{rukovitsv}}}$ (I.), Rektor 'Lehrer' $\sim \text{\textit{\textit{rektv}}}$ $\sim \text{\textit{\textit{rextv}}$, slow. red'ko 'Rettich' $\sim \text{\textit{\textit{re}^kko}}$ (in K.: $\text{\textit{\textit{rätti}^k\chi}}$), slow. rúčka 'Eimer' $\sim \text{\textit{\textit{rut}^škv}}$ (I.), ung. rigó 'Amsel' $\sim \text{\textit{\textit{rigō}}$ (I.).

2. Zungen-*r* steht auch in allen anl. Konsonantenverbindungen: breit $\sim \text{\textit{\textit{prōvt}}}$ $\sim \text{\textit{\textit{prāt}}}$, Brot $\sim \text{\textit{\textit{prōt}}}$, Brücke $\sim \text{\textit{\textit{prukkŋ}}$ $\sim \text{\textit{\textit{prukŋ}}$, drehen $\sim \text{\textit{\textit{trā}^b(n)}}$, drei '3' $\sim \text{\textit{\textit{trai}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{trā}^b}}$, Driste 'Schober, Feim' $\sim \text{\textit{\textit{tristŋ}}$ $\sim \text{\textit{\textit{trīstŋ}}$, freilich $\sim \text{\textit{\textit{frāli}^b}}$, Freitag $\sim \text{\textit{\textit{fraetōx}}$, Freund $\sim \text{\textit{\textit{fraet}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{frād}^b}}$, graben $\sim \text{\textit{\textit{krōbŋ}}$, greifen $\sim \text{\textit{\textit{grae}^bŋ}}$, Grummet $\sim \text{\textit{\textit{krōmvt}}}$ $\sim \text{\textit{\textit{kramvt}}}$, krank $\sim \text{\textit{\textit{krā}^bŋk}}$ $\sim \text{\textit{\textit{krō}^bŋk}}$, Krapfen $\sim \text{\textit{\textit{krōpfŋ}}$, Kraut $\sim \text{\textit{\textit{kraut}^b}}$, schrauben $\sim \text{\textit{\textit{\textit{š}raufŋ}}$, Traube $\sim \text{\textit{\textit{trau}^bŋ}}$, trinken $\sim \text{\textit{\textit{trīŋkŋ}}$, Trog $\sim \text{\textit{\textit{trog}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{trōg}^b}}$.

3. Inl. in intervokalischer Stellung hat die teilweise Vokalisierung des *r* bisweilen die Diphthongierung des vorangehenden Vokals herbeigeführt:⁶¹ Backerei $\sim \text{\textit{\textit{pōkvræ}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{pōxvræ}^b}}$, ung. Bora 'Dem. zu Barbara' $\sim \text{\textit{\textit{bora}}}$ (I.), ung. béres 'Dienstknecht' $\sim \text{\textit{\textit{bīre}^š}}$, ung. csutora 'Feldflasche' $\sim \text{\textit{\textit{tšutorā}^b}}$ (I.), aber $\text{\textit{\textit{tšuttv}}$ in K., Kamerad $\sim \text{\textit{\textit{k'qmārōd}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{k'qmārōt}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{k'umārōd}^b}}$, Kirchtag $\sim \text{\textit{\textit{k'irītōx}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{k'irītōx}^b}}$, Kukuruz $\sim \text{\textit{\textit{kukuruts}^b}}$, Lehrer $\sim \text{\textit{\textit{lērv}^b}}$ $\sim \text{\textit{\textit{leprv}^b}}$, Scherrer 'Maulwurf' $\sim \text{\textit{\textit{\textit{š}ē}^brv}}$, Paradeis $\sim \text{\textit{\textit{paradaēs}^b}}$, Paradies $\sim \text{\textit{\textit{paradīz}^b}}$, Pfarrer \sim

⁵⁹ Vgl. Schatz, §§ 90–94; Kranzmayer, § 24.

⁶⁰ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, § 82; Schirmunski, S. 343 ff.

⁶¹ Zur Vokalisierung des *r* vgl. O. Bremer: *Deutsche Phonetik*. Halle 1893, S. 134.

pfɔvrv, Rasierer 'Friseur' ~ *raziərɔv*, Schwägerin ~ *ʃwēgərɪn* ~ *ʃwēgrɪn*, vier '4' ~ *fiʋri*, ung. tarack 'Quecke' ~ *tārâts* (K.).

4. Inl. *r* vor Konsonanten und ausl. *r* wirkt auf den vorangehenden Vokal in der Regel diphthongisierend, wobei *r* auch völlig wegfallen kann: erst ~ *ɛʋʂt*, anfahren ~ *ãʋʃiʀχtɳ*, Arbeit ~ *ɔrvɔt* ~ *ɔvrvɔt*, arm ~ *ɔvrm* (I.) ~ *ärm* (K.), ärmer Komp. ~ *irmv* ~ *ermrv*, barbieren 'rasieren' ~ *pɔhwiʀɳ*, Berg ~ *pɛrk* ~ *pɛʀχ* ~ *pɛʋʀχ*, fort ~ *furt*, Bursche ~ *puərʂt*, Dorf ~ *tɔʀf*, Dorn ~ *tɔʋʀɳ*, dörnern ~ *tɛrnən*, dort ~ *tuʀt* ~ *tuvrt*, führen ~ *fiʋʀɳ* ~ *fiəʀɳ* ~ *firɳ*, färben ~ *fiam*, farzen ~ *ʃɔʋʂtsɳ*, fertig ~ *ʃiʀʀtik* ~ *firtix*, Form ~ *furm* ~ *fuvm(v)*, Furche ~ *fürχt* ~ *furχt*, Garten ~ *kɔʋʀv* ~ *kɔʋʀɳ*, geärgert ~ *kiəgʋt* (I.) ~ *kɛrgʋt* (K.), Gurke ~ *ũmuʋkɳ* (I.) ~ *umuvrkɳ*, herb 'böse' ~ *hārp*, Hirn ~ *hiʋrɳ* (I.) ~ *hīvn* (K.), Orgel ~ *uʀɳl* (I.) ~ *ɔʋʀɳl* (K.).

Im Auslaut: ung. bojtár 'Schäfer' ~ *buiʀār*, ung. gácsér 'Enterich' ~ *gālʂɛr* (I.), Frühjahr ~ *frūjɔʋr*, ung. gunár 'Gänserich' ~ *gunār* (I.), Geschwür ~ *ksuər*, Gewehr ~ *kwār*, Jahr ~ *jɔʋr* ~ *jɔʋr*, ung. bogár 'Käfer' ~ *bogār* (I.), leer ~ *lār* ~ *lār*, slow. komár 'Mücke' ~ *komār* (I.), Röhre ~ *rɛʋ* (I.) ~ *rɛʋr* (K.), Schneckschnur 'Kreisel' ~ *ʃnekʂnūʋr* (I.), schwer ~ *ʃivār* ~ *ʃivār*, Schnur 'Schwiegertochter' ~ *ʂnūʋ* (I.), wir ~ *mīr* ~ *mīʋ*.

5. *r* > *l*: barbieren 'rasieren' ~ *pɔhwiʀɳ*.

Germ. *l*

1. Germ. *l* entspricht in der Regel in allen Stellungen alveolar-koronales *l*:⁶² a) im Anlaut: lassen ~ *lɔʂʂɳ*, Loch ~ *lox*, Lücke ~ *lukkɔ*, liegt ~ *likt*, laufen ~ *lāfɳ* ~ *laufɳ*, Löffel ~ *lɛʃl*, leer ~ *lār* ~ *lār*, blitzen ~ *plittʂɳ* ~ *plittʂɳ*, Blut ~ *plūʋt* ~ *pluʋt*, blau ~ *plɔb* ~ *plɔp*, Flecken ~ *flɛkɳ*, fliegen ~ *fliʋɳ*, Fledermaus ~ *flɛdɔmaʋs* ~ *flɛdɔmaʋs*, Gleis ~ *klɔʀs* (I.) ~ *klās* (K.), Glocke ~ *klokɳ*, klein ~ *klā*, klaben ~ *klaʋbɳ* ~ *klaubɳ*, Pflug ~ *pʃlūʋg* ~ *pʃluʋg*, plärren ~ *plɛʋ(r)ɳ* ~ *plɛʋrɳ*, Schlange ~ *ʂlɔɳɳ*, schleifen ~ *ʂlaɛʂɳ*, Fleisch ~ *flaiʂ*, Schleifstein ~ *ʂlaɛʃʂtā*.

b) im Inlaut: Hollerbaum ~ *hɔʋlɔpām* ~ *hɔlɔpām* ~ *holɔpām*, Schmalenacker FlN (I.) ~ *ʂmɔlnakɔ*, alle ~ *ɔlli* ~ *ɔli*, ältere ~ *ɔltri* ~ *ɛltərə*, falsch ~ *ʃɔʃʂ* ~ *ʃɔʃʂ*, geduldig ~ *kɔʋʂʂɔɳ*, Leilach 'Bettuch' ~ *lāliɳ*, Milch ~ *mūliɳ* ~ *miliɳ*, schälen ~ *ʂɔliɳ* ~ *ʂɛliɳ*, Teller ~ *tāliʋ* ~ *tɛliʋ*.

c) im Auslaut: Mühle ~ *mūl* ~ *mīl*, Tal ~ *tɔl*, Geselle ~ *ksɔll* ~ *ksēll*, Maul ~ *maul*, Seele ~ *sɔl* ~ *sēl*.

Die Lehnwörter zeigen ein gleiches Bild: slow. labka 'Pantoffel' ~ *lāpkɔ* (I.), slow. letáčka 'Schmetterling' ~ *liətatʂka* ~ *letatʂka*, slow. lopatka

⁶² Vgl. Schatz, § 83; Kranzmayer, § 49; I. Reiffenstein: *Salzburgische Dialektgeographie*. Gießen 1955, §§ 9-10.

‘Schulterblatt’ ~ *lopātkv* (I.), slow. *lopta* ‘Ball’ ~ *lōptv* (I.), ung. *málna* ‘Himbeere’ ~ *málnā* (I.), sl. - ung. *muslica* ‘Weinfliege’ ~ *mūšlitsv* (I.), slow. *ucholak* ~ *ucholec* ‘Ohrwurm’ ~ *uhulāk* (I.) ~ *uxvlets* (K.), slow. *pleva* ‘Spreu’ ~ *pləwā* (I.).

2. Nach *ö* ~ *ō* und *ü* wird *l* in I. gelegentlich ausgestoßen: elf ‘11’ ~ *ōfi* ~ *ōlfi*, melken ~ *mōχn*, Stiel ~ *štū* neben *stl*, still ~ *štū*, zwölf ‘12’ ~ *tswōfi*.

3. *l* wurde vokalisiert in: Kälbl ‘Kalb’ ~ *k’aewə*⁽ⁱ⁾ ~ *k’aewə* in beiden Ortschaften. Slow. *mol* ‘Motte’ wurde in I. als *mol* ~ *moi*, in K. als *mōlv* übernommen. Unilaterales *t* konnte ich in freilich ~ *frāti* aufzeichnen.

4. Gestoßenes ‘*l* in Melkstuhl ~ *mēlkštu*’ I. K. ist lautgeschichtlich nicht bedingt.

C) Nasale

Germ. *m*

1. Altes *m* ist in der Regel unverändert geblieben:⁶³ a) im Anlaut: mähen ~ *mān* ~ *mādp*, Kindlmahl ~ *k’indlmōl*, machen ~ *moxn* ~ *moxv*, Mädcl ~ *mā’l* ~ *mā’dl*, Mann ~ *mō* ~ *mō*, Maulbeere ~ *maulpīv* ~ *maulpīar*, Mensch ~ *mentš*, melken ~ *mōχn* ~ *melkn* ~ *melkn*, Milch ~ *mūliχ* ~ *miliχ*, Mond ~ *mōnd*, Montag ~ *mōntok* ~ *mōntog*, Mulde ‘Trog’ ~ *mōltar* ~ *mōltm* ~ *mōlv*, Mohn ~ *mōgn*, Maus ~ *maus*.

b) im Inlaut: Lumpen ~ *lumpn*, Ameise ~ *ōmēssn* ~ *ōmāzn*, nehmen ~ *nēmν*, Eimer ‘Maß’ ~ *ēmν*, Amber ‘Eimer’ ~ *aumpν* ~ *ōmpν*, gekommen ~ *k’emν* ~ *k’umν*, Gemeinde ~ *kmā* ~ *kmā*, gemolken ~ *kmūlkn* ~ *kmōlχn*, genommen ~ *knumν*, mhd. murke ‘Gurke’ ~ *ūmuvkn* ~ *umuvrk*, Hemd ~ *hemν* ~ *hemν* ~ *hēmν*, Himmel ~ *himə*, impfen ~ *impf*, Kumpf ~ *k’umpf*, Mammi ‘Mutter’ ~ *mami*, Samstag ~ *somstok*, räumen ~ *rāmν*.

c) im Auslaut: Baum ~ *pām* ~ *pām*, fromm ~ *frām* ~ *frōm*, heim ~ *hām* ~ *hām*, komm Imp. ~ *k’um*, Leim ‘Lehm’ ~ *lām* ~ *lām*, Same ~ *sōm* ~ *sōm*.

Dieselbe Lage finden wir in den Lehnwörtern: slow. *mihalnica* ‘Augendeckel’ ~ *mihānitse* (I.), sl. - ung. *málna* ‘Himbeere’ ~ *málnā* (I.), slow. *mol* ‘Motte’ ~ *mol* ~ *moi* ~ *mōlv*, ung. Merse F1N (K.) ~ *mēřv*, sl. - ung. *muslica* ‘Weinfliege’ ~ *mūšlitsv* (I.), slow. *muška* ‘dass’. ~ *mūřkv* (K.), Maschine ‘Zündholz’ ~ *māři* (I.), slow. *komār* ‘Mücke’ ~ *komār* (I.), ung. *csizma* ‘Stiefel’ ~ *tšizmv* ~ *tšizmv*, Form ~ *fūrm* ~ *fūrm(v)*.

2. *m* > *n* in ahd. -um ~ -amo ~ -em, z. B. Atem ~ *ōdp*, Besen ~ *pēzn*.

⁶³ Vgl. Schatz, § 84; Kranzmayer, § 48; Schirmunski, S. 343.

Germ. *n*

1. Anl. und inl. ist altes *n* in seiner alten Qualität vorhanden, wobei der vorangehende Vokal mehr oder weniger nasaliert wird:⁶⁴ a) im Anlaut: Nabel \sim *noppə* \sim *nɔpɫ*, nachdem \sim *nɔt*, Nebel \sim *nɛpə*, nehmen \sim *nɛmv*, nein \sim *nā* \sim *nǎ*, neun '9' \sim *naɪni*, neunzig '90' \sim *naɛntsig*, nicht \sim *nɛt*, nichts \sim *niks*, nirgends \sim *nindv(r)ʃt* \sim *nindvʃt*, Nuß \sim *nus*, Knecht \sim *knɛxt* \sim *knɛxt*, Knöchel \sim *knɛxl* \sim *knɛxə*, Schnecke \sim *ʃnek*, Schnee \sim *ʃnɛ*, Schnitter \sim *ʃnittv*.

b) im Inlaut (außer vor altem *g* und *k*): Hand \sim *hānd* \sim *hānt*, anzünden \sim *ɔtsindɐ*, Bohne *pɔnv* \sim *pɔnv*, Dienstag \sim *tɛvnstɔx* \sim *tɪnstɔg*, gefunden \sim *kfuntn*, Hanf \sim *hānif* \sim *hɔnif*, Hühner Pl. \sim *hɛnv*, Kind \sim *k'ind*, weinen \sim *wānv*, Zahn \sim *tsɔnd*.

2. Ähnlich in den Entlehnungen: ung. *palacsinta* 'Pfannkuchen' \sim *palatʃintɐ* \sim *palatʃintv*, ung. *Hernád* FIN (I.) \sim *hɛrnād*, ung. *bunda* 'Pelzmantel' \sim *bundā* \sim *bundv*, ung. *Duna* 'Donau' \sim *tunā* (I.), Fabrikant \sim *fabrikānt*, ung. *gunár* 'Gänserich' \sim *gunār* (I.), Stephanitag \sim *ʃtefānitɔx*.

3. Teilweiser oder völliger Schwund ist eingetreten in: Freund \sim *fraɛt* (I.) \sim *frād* (K.), fünfzehn '15' \sim *fuftʃɛn*, fünfzig '50' \sim *fuftʃig* \sim *fuftʃix*, eins '1' \sim *ās* (aber einer \sim *ānv*).⁶⁵

4. Im Auslaut ist *n* nach urspr. Vokal geschwunden: hin \sim *hī*, Bein \sim *pā* \sim *pā*, Biene \sim *pāi* \sim *pāɛ(n)*, getan \sim *tɔ*, Gickelhahn \sim *kikl̥hō* und *kikl̥hū*, grün \sim *grī(n)* \sim *krɛ*, Hahn \sim *hō* \sim *hɔ*, Lohn \sim *lō*, Mann \sim *mō* (I.) \sim *mɔ* (K.), mein \sim *maĩ*, ich mein(e) \sim *i mā*, nein \sim *nā* \sim *nǎ*, schön \sim *ʃɛ(̃)* \sim *ʃɛ*, Schwein \sim *ʃwāɛ*, vgl. Schweintrog \sim *ʃwāɛtrog* (I.), aber *ʃwāɛtrog* in K., sein Inf. \sim *saẽ*, Sohn \sim *sū*, Stein \sim *stā* \sim *stū*, Wein \sim *wāɛ*, Weinbeere \sim *wāɛpivn* (I.) \sim *wāɛpv* (K.), Zaun \sim *tsāu*.

5. Ausl. *n* ist unverändert geblieben nach altem *r*: Dorn \sim *tɔvʳn* \sim *tɔvrɐ*, Hirn \sim *hivn* \sim *hīvn*, Korn \sim *k'ɔvn* \sim *k'ɔvʳn*.

Anm. Die Fremdwörter werden nicht einheitlich behandelt: Examen \sim *egzāmen*, aber Station \sim *ʃtatsiō* \sim *ʃtatsiō*.

6. *n* > *m* als Assimilationsergebnis: kennen wir \sim *k'ɛimv miv* (I.), sieben '7' \sim *simi*, siebente \sim *simti*, wir können \sim *miv kām̥v* (K.).

7. Vor alten Gutturalen erscheint *ɲ*: Enkel \sim *ɔɲkə* \sim *ɔɲkl̥*, gegangen \sim *kɔɲv*, Hengst \sim *hɛɲgst*, anfangen \sim *ɔk/ɔɲv* \sim *ɔk/ɔɲkt*, krank \sim *krāɲk* \sim *krɔɲk*, Sense \sim *sɛɲs(t)ɲ* (I., aber *sɛntʃɐ* in K.), Stange \sim *ʃtɔɲ'ɲ* \sim *ʃtɔɲv*, trinken \sim *trɪɲkɲ*, zanken \sim *tsɔɲkɲ*, Schunken 'Schinken' \sim *ʃuɲkɲ*.

8. Palatales bzw. palatalisiertes *ɲ* nur in Lehnwörtern: slow. *mihalnica* 'Augendeckel' \sim *mihāɲitʃɛ* (I.).

⁶⁴ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, § 85; Kranzmayer, § 46; Schirmunski, S. 351 ff.

⁶⁵ Vgl. zu den verschiedenen Stufen des Nasalschwundes Schirmunski, S. 351 ff.

Geräuschlaute

A) Labiale

Germ. *b*

1. Im Anlaut erscheint germ. *b* als stimmlose Halbfortis *p*.⁶⁶ Baum ~ *pām* ~ *pam*, Bein ~ *pā~* ~ *pā*, Biest 'Biestmilch' ~ *pīvst* (I.), Base 'Tante' ~ *pāsi* (K.), Buben Pl. ~ *puomv*, putzen ~ *puttsn* ~ *putsn*, blau ~ *plōb* ~ *plōp*, blitzen ~ *plittsn* ~ *plitsn*, Blut ~ *plūwt* ~ *pluwt*, Brot ~ *prōt*, Bruder ~ *prūdov*, breit ~ *prōvt* ~ *prāt*.

Lehnwörter haben stimmhafte Lenis *b* in dieser Stellung in der Regel nicht aufgegeben: ung. bácsi 'Vetter, Onkel' ~ *bātsi*, Ball 'Tanzunterhaltung' ~ *bāl*, ung. Bora 'Dem. zu Barbara' ~ *bora*, ung. béres 'Dienstknecht' ~ *bīreš*, ung. bika 'Zuchtstier' ~ *bikā* ~ *bikə*, ung. bojtár 'Schäfer' ~ *bujtār*, ung. bunda 'Pelzmantel' ~ *bundā* ~ *bundv*, ung. bogár 'Käfer' ~ *bogār* (I.), slow. borovica 'Wacholder' ~ *borowikə* (K.). Diese stimmhafte Lautung tritt schon gelegentlich auch in deutschen Wörtern auf: Brunnen ~ *brūn* (I.). Dagegen barbieren 'rasieren' ~ *pōlwiʳn*, Peitsche ~ *paitsn* ~ *paetš*.

2. Inl. zwischen Vokalen entspricht altem *b* ein bilabiales *w*: aber ~ *qurv*, abhin 'hinab' ~ *qwi*, Hafer ~ *hōwvn* ~ *hōwv*, Kälbel 'Kalb' ~ *kaēwə(i)* ~ *kaēwə*, Körbl ~ *kēwə*, Räuber ~ *rauww*, schäbig 'krätzig' ~ *šēwiχ*, Säbel ~ *sāwə*, Barbara Dem. ~ *wāwi*.⁶⁷

Ebenso hat sich *b* entwickelt nach Liquiden und vor Vokalen im Inlaut: Arbeit ~ *qrwvt* ~ *qvrwvt*, Kalbin 'Kalbe' ~ *kōlvīn* (K.). Vgl. jedoch blaue ~ *plōwi* ~ *plōbi*, slow. chrobák 'Käfer' ~ *xrōbāk* (K.), Ribisel ~ *ribizl̥n* ~ *ribizl̥*, Taube Dem. ~ *tūbv*.

3. In der Verbindung *-mb-*, vor stimmlosen Konsonanten und im Wortauslaut steht stimmlose Halbfortis *p* oder stimmhafte Lenis bzw. Halbblenis *b*: ahd. ambar 'Eimer' ~ *aumppv* ~ *ōmppv*, Schaub ~ *šāb* ~ *šāp* ~ *šāp*, Simperl 'Strohkorb' ~ *sīmpə* ~ *simpl̥*, Weib ~ *waēb* ~ *waīb* ~ *waip*, Jakob ~ *jākop*, herb 'böse' ~ *hārp*, Korb ~ *kōvr̥b*, Körbe Pl. ~ *kēvr̥p*, blaues ~ *plōps* ~ *plōps*, blau ~ *plōb*.

Vor Liquiden erscheint allerdings *w* in Gabel ~ *kōwl̥*, aber langes *pp* in Nabel ~ *nōppə* (I., aber *nōpl̥* in K.), Nebel ~ *nēppə*.

Germ. *p*

1. Im Anlaut sowie in- und ausl. nach Nasalen, ferner in der Geminatio inl. zwischen Vokalen und ausl. nach Vokalen steht für altes *p* die Affrikate

⁶⁶ Vgl. Schatz, § 69; Kranzmayer, §§ 30, 36; Schirmunski, S. 280 ff. und 306 ff.

⁶⁷ Zu *wāwi* vgl. die Erklärung in Marchfeld, § 27, Anm. 1 und eine Berichtigung dazu in den *Mitteldeutschen Studien/Halle* Bd. 24, § 297, Anm. 1.

pf:⁶⁸ Pfarrer \sim *pʰɔvrv*, Pflug \sim *pʰlūvg* \sim *pʰlʊvg*, impfen \sim *impʰfŋ* \sim *impʰŋ*, Krapfen \sim *krɔpʰfŋ*, schimpfen \sim *ʃimpʰfŋ*, rupfen \sim *rupʰfŋ*, Stupfel 'Stoppel' *ʃtupʰʃl*, Apfel \sim *ɛpʰʃl* \sim *ɛpʰʃl*, Gugelhupf \sim *kʰugʰhupʰʃ*, Kumpf \sim *kʰumpʰʃ*.

pf ist nicht lauthistorisch bedingt in Goldammer \sim *guldumpʰv* (I.).

2. Germ. *p* erscheint als stimmlose Halbfortis *f* nach Liquiden, incl. zwischen Vokalen sowie im Auslaut nach Vokalen: geholfen \sim *kʰolfŋ* \sim *kʰolfŋ*, Löffel \sim *lɛʃʃl*, Dorf \sim *tɔʰrf*, gerufen 'gerufen' \sim *gruʰvʃt*, greifen \sim *graeʃŋ*. Häufel 'Dem. zu Haufen' \sim *haɛʃʃl*, Haufen \sim *haufŋ*, kaufen \sim *kʰāʃŋ* \sim *kʰaufŋ*, laufen \sim *lāʃŋ* \sim *laufŋ*, offen \sim *ɔʃŋ* \sim *öffŋ*, raufen \sim *rāʃŋ* \sim *raufŋ* (in I. auch *rāvŋ*), schnaufen \sim *ʃnaufŋ*, auf \sim *auf*, Hanf \sim *hāʃŋ* \sim *hɔʃŋ*, rufen \sim *rūʃŋ*, saufen \sim *saufŋ* \sim *saufŋ*, tief \sim *tīʃ*, Schleifstein \sim *ʃlaɛʃʃtā*.

3. Halbfortis *p* steht in der alten Konsonantenverbindung *ʃp* -: spät \sim *ʃpɔd* \sim *ʃpɔt*, Spätjahr 'Herbst' \sim *ʃpɔdʒɔv* (I.), Spatz \sim *ʃpɔts*, Spinneweppe \sim *ʃpinwɛppŋ* \sim *ʃpinwɛtŋ*.

4. Halbfortis bzw. Fortis *p* erscheint in allen jüngeren Entlehnungen: ung. patak 'Bach' \sim *pɔtɔk* im FLN Patakwiese \sim *pɔtɔkwīzŋ* in I., ung. csapás 'Fährte' \sim *tʃapāʃ* im FLN Tschapaschweinberg \sim *tʃapāʃvāɛpɛʰ* in I., slow. šipka 'Heckenrose' \sim *ʃipkv* (I.), ung. palacsinta 'Pfannkuchen' \sim *palutʃintŋ* \sim *palutʃintv*, slow. labka 'Pantoffel' \sim *lāpkv* (I.), Paradeis \sim *paradaɛs*, Paradies \sim *paradīz*, ung. petrence 'Heuschöberl' \sim *pedrɛntʃŋ* \sim *pɛtrɛʃintʃŋ* \sim *pɛtrɛʃintsv*, ung. pipacs 'Klatschmohn' \sim *pipātʃ*, slow. pleva 'Spreu' *plɔvā* (I.), Pulver \sim *pulʃv* (I.), ung. pulyka 'Truthahn' \sim *puīkv* (I.), slow. lopatka 'Schulterblatt' \sim *lopātkv* (I.), ung. papucs 'Pantoffel' \sim *paputʃ* (K.), Pest ON \sim *pest*.

5. Pfirsich \sim *fārʃŋ* \sim *fɛrʃŋ* ist lautlich mit Ferse \sim *fārʃŋ* \sim *fɛrʃŋ* zusammengefallen in K.

Germ. *f*

1. Germ. *f* ist unverändert geblieben in allen Stellungen:⁶⁹ färben \sim *fiam*, Feld \sim *fōld* \sim *fɛld*, Ferse \sim *fārʃŋ* \sim *fɛrʃŋ*, Fisch \sim *fiʃ*, früh \sim *frīv*, Vieh \sim *fīx*, Vater \sim *fɔdv* \sim *fɔttv*, Vetter \sim *fētv* (K.), Furchen \sim *fūrxt* \sim *furxt*, fliegen \sim *flīvŋ*, fluchen \sim *fluʰxŋ*, Fledermaus \sim *flɛdvmaʊs* \sim *flɛdvmaʊs*, Freund \sim *fraɛt* \sim *frād*, fromm \sim *frūm* \sim *frɔm*, voraus \sim *fɔraʊst*, fünfzehn '15' \sim *fuʃtʃɛn*, fünfzig '50' \sim *fuʃtsɪg* \sim *fuʃtsɪx*, Hafen 'Topf' \sim *hɛʃŋ* \sim *hɛʃŋ*, Schaukel \sim *ʃauʃl*.

2. Ähnlich bei den Fremdwörtern: Fabrikant \sim *fabrikānt*, Stephanitag \sim *ʃtɛfānitɔx*, ung. fogas 'Egge' \sim *fogāʃ* (K.).

⁶⁸ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, §§ 58–60; Kranzmayer, §§ 36, 39; Schirmunski, § 20.

⁶⁹ Vgl. Schatz, §§ 77–78; P. Lessiak: *Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus*. Brünn usw. 1933, S. 55 ff. und S. 58 f.; Kranzmayer, § 31; Schirmunski, S. 327 ff.

3. Nur lautphysiologisch entstanden ist die Lautung *fimpfi* neben *fünfi* ~ *finfi* '5' in I.

B) Gutturale

Germ. *g*

1. Altes *g* erscheint im Anlaut hauptsächlich als stimmlose Halbfortis *k*, ist aber mitunter stimmtonig, d. h. Halblenis bzw. Lenis *g*:⁷⁰ gehen ~ *kē* ~ *kē̃*, Gabel ~ *kōwl*, Garbe ~ *kōvr̥m*, Gold ~ *kuld* ~ *kolt*, gut ~ *kuvl*, graben ~ *krō̃bm*, Grube ~ *kruam*, Gruß ~ *kruvs* bzw. Goldammer ~ *guld-umpfv* (I.), greifen ~ *græf̃n*, grün ~ *gr̃in* ~ *krē̃*.

Genauso in den Lehnwörtern: ung. *gunár* 'Gänserich' ~ *gunār* (I.), ung. *gácsér* 'Enterich' ~ *gātšer* (I.), ung. *gatyá* 'Unterhose' ~ *gatχā*.

2. In der Verbalflexion erscheint *g* vor Tenuis als Halbfortis *k*: folgt ~ *folkt*, liegt ~ *līkt*, fliegt ~ *flīvkt*.

3. Intervokalisch steht in der Regel Halblenis bzw. Lenis *g*: Jäger ~ *jēgv*, jähern 'jagen' ~ *jēgṽn* (I.), Krügl 'Dem. zu Krug' ~ *krī²gā*, Schwager ~ *šwōgṽn*, Schwägerin ~ *šwēgārīn* (in K.: *šwēgrīn*), Schwieger- ~ *šwīg̃v*, Stechnigel 'Igel' ~ *štēxnīg̃v*, Vogel ~ *fōgā*, aber Vögelr ~ *fēχvl* in I.

4. Vor *l* ist im allgemeinen spirantisirtes *γ* zu hören: äugeln ~ *āiγl̃n* ~ *āiγl̃n*, Orgel ~ *uryl̃* ~ *ovryl̃*, Taglohn ~ *tōγlō* (I.), jedoch *g* in: Beugel ~ *paegl̃*, Gugelhupf ~ *k'uglhupf*, Krügl ~ *krī²gl̃* neben *krī²gā*.

5. Altes *-ng-* und *-ge(n)* erscheinen als *η* bzw. *gñ*: Augen Pl. ~ *auη* ~ *augñ*, Egge ~ *āη* (I.), Fliege ~ *flīvη*, fliegen ~ *flīvη*, gegangen ~ *kōvη*, legen ~ *lēη*, Wagen ~ *wōη* ~ *wōgñ*, Mohn ~ *mōgñ*.

6. Ausl. *g* ist als Halblenis *g* erhalten geblieben: Krug ~ *kruvg*, Krüge Pl. ~ *krīag*, Pflug ~ *pflūvg* ~ *pfluṽg*, Trog ~ *trōg* ~ *trog̃*.

Jedoch zu Halbfortis *k* geworden in einigen Fällen: Auge ~ *auk*, Zeug 'Hefe' ~ *tsaek* (I.), weg ~ *wekk* ~ *wēk*. Schwankungen sind zu verzeichnen in Berg ~ *pērk*, aber *pēʳχ* ~ *pēvʳχ* in FINN in I. und in Tag ~ *tōx* ~ *tōg* in K. (nur *tōx* in I.).

In genug ~ *knuv* ist ausl. *g* geschwunden in K., nicht aber in I. (*knuṽg*).

7. Geminiertes altes *g* wurde zu *k*: Schnecke ~ *šnek*, vgl. dazu auch Brücke ~ *prukñ* und Glocke ~ *klok̃ñ*.

Germ. *k*

1. Im Anlaut vor Vokalen erscheint altes *k* als behauchte Halbfortis *kʰ*:⁷¹ (ge)kommen ~ *kʰemp* ~ *kʰumv*, Kind ~ *kʰind* ~ *kʰint*, Kater ~ *kʰōdrv*, kaufen ~ *kʰāf̃m* ~ *kʰauf̃m*, Kette ~ *kʰett̃ñ*, Keue ~ *kʰōi* ~ *kʰuī*, Kochlöffel ~

⁷⁰ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, §§ 70–73; P. Lessiak: *Beiträge usw.*, S. 131 ff.; Kranzmayer, § 29.

⁷¹ Vgl. Schatz, §§ 61–62; Kranzmayer, § 38; Haasbauer, § 47,1; Schirmunski, § 20,1–2.

k'oxlɛʃʃ, Korn \sim *k'qvn* \sim *k'qvr̥n*, Kuh \sim *k'ūv* \sim *k'uv*, Kumpf \sim *k'umpʃ*.

Die Lehnwörter zeigen in der Regel unbehauchte Halbfortis bzw. Fortis *k*: slow. *kúkol* 'Rade(l)' \sim *kūŋkal* \sim *kūŋkel* (I.), slow. *komár* 'Mücke' \sim *komār* (I.), Kollatschen \sim *kōlātšn* \sim *kōlātš*, Kukuruz \sim *kukuruts*.

Gegenbeispiel: Kamerad \sim *k'qmarōd* \sim *k'qmarōt* \sim *k'umərōd*.

2. Im Anlaut vor Konsonanten steht immer die unbehauchte Halbfortis *k*: Kreuz \sim *kraɛts*, krank \sim *krāŋk* \sim *krōŋk*, Krapfen \sim *krōpʃn*, Kraut \sim *kraut*, Krug \sim *krug*, klaben \sim *klaub̃n* \sim *klaubn*, klein \sim *klā*, Knecht *kneɣt* \sim *kneɣt*, Knöchel \sim *kneɣl* \sim *knēɣə*.

3. Zwischen Vokalen steht Halbfortis *k* bzw. auch Fortis *k* in den Lehnwörtern: slow. *straka* 'Elster' \sim *strākv* (I.), slow. *rukavica* 'Handschuh' \sim *rukovitsv* (I.), slow. *sakáčka* 'Halbschürze' \sim *sākātškā* (I.), slow. *borovica* 'Wacholder' \sim *borovikə*, Fabrikant \sim *fabrikánt*, Tschickerl (< ung. *csikó*) 'Füllen' \sim *tšikṽl* (I.), Kukuruz \sim *kukuruts*, ung. *akác* 'Akazie' \sim *ākāts*. Jakob \sim *jākop*, Rákos(falva) ON \sim *rākoš* (K.).

Wörter germanischen Ursprungs zeigen in dieser Stellung in der Regel *x* bzw. *χ*: Eichel \sim *aɛɣl* \sim *ɛɣl* (I.), Eichelbaum 'Eiche' \sim *aɛɣʰlpām* (I.), fluchen \sim *fluɣn*, gebacken \sim *pōɣn* \sim *poxn*, machen \sim *mōɣn* \sim *mōxv*. Bemerkenswert sind allerdings folgende Fälle: Backerei \sim *pōxvraɪ* (K.) \sim *pōkvraɛ* (I.), gemolken \sim *kmōlɣn* (K.) \sim *kmūlkn* (I.), melken \sim *mōɣn* (I.) \sim *melkn* \sim *mēlkn* (K.), da auch hier *χ* zu erwarten wäre.

Ausl. nach Vokalen steht für altes *k* ebenfalls *x* \sim *χ*: Fluch \sim *fluɣ*, Koch \sim *k'ox*, Leilach \sim *lāliχ* (I.), Loch \sim *lox*, Milch. \sim *mūliχ* \sim *miliχ*. Mit sekundärem Konsonanten: Leiche 'Begräbnis' \sim *lɛɣt* \sim *laiɣt*.

Die Fremdwörter haben auch in dieser Stellung *k*: slow. *chrobák* 'Käfer' \sim *xrōbāk* (K.), slow. *ucholak* 'Ohrwurm' \sim *uhulāk* (I.), ung. *patak* 'Bach' im FIN Patakwiese \sim *pōtōkwizn* (I.).

Schwund ist eingetreten im Kompositum Rauchfang \sim *raufɔŋ* in I., vgl. aber *rauʰfɔŋ* in K.

4. *-nk-* erscheint als *ŋk* \sim *ŋg*: krank \sim *krāŋk* \sim *krōŋk*, Schunken 'Schinken' \sim *šunɡv* (I.) \sim *šunkn* (K.), trinken \sim *triŋkn*, bedanken \sim *pōtāŋkn*.

5. *-sk-* wurde überall zu *š*:⁷² Schaub \sim *šāb* \sim *šāp* \sim *šāp*, schießen \sim *šaɛzn*, schimpfen \sim *šimpʃn*, Fisch \sim *fiš*, Fleischriemen \sim *flaɪžrēm* (*š* > *ž* ist hier stellungsbedingt), derwischt 'erwischt' \sim *tnwīšt*.

6. *-kk-* lautet in der heutigen Mundart *k* bzw. stellungsbedingt auch *kk*: Backe \sim *pōkn* \sim *pākə*, Flecken \sim *flɛkn*, Genack 'Nacken' \sim *knāk*, glücklich \sim *klikkliχ*, Heuschrecke \sim *hāɪšrɛk*, stecken \sim *štɛkn*, Stecken \sim *štɛkə*, Strick \sim *štrik* und wohl auch Acker \sim *ōkn*, geackert \sim *gōkkot* \sim *kōkkot*.

⁷² Vgl. Kranzmayer, § 42.

7. Besonders hervorzuheben ist das Variantenpaar Rektor 'Lehrer' \sim *rektv* (I.) \sim *rextv* (K.) sowie der Schwund in *ich* \sim *i* \sim *ī*.

Germ. *h*

1. Germ. *h* wurde im Anlaut zum Hauchlaut *h*:⁷³ Hafer \sim *hōwv* \sim *hōwv*, Hahn \sim *hō* \sim *hō*, Hals \sim *hōlts*, Hauch \sim *hau*, Hebamme \sim *hēwām* \sim *hēwāmin*, heiser \sim *hōvzv* \sim *hāsrix*, Hirn 'Stirne' \sim *hiv* \sim *hiv*, Holz \sim *hōlts*, Hühner Pl. \sim *hēnv*, Hase \sim *hōz*, Haar \sim *hōr* \sim *hōr*. Genauso in den Entlehnungen: Hernád FlN \sim *hernād* (I.), Hotter \sim *hōtv* \sim *hōtv*, Hekto- (liter) \sim *hektv*.

In alten anl. Konsonantenverbindungen ist *h* geschwunden: laufen \sim *lāf* \sim *lāf*, Rindvieh \sim *rindfīx* \sim *rintfīx*, Roß \sim *rōs* \sim *rōs*, rufen \sim *rūpf*, Weizen \sim *wōpts* \sim *wōpts* \sim *wāts*. Fremdes *x* liegt vor in slow. *chrobák* 'Käfer' \sim *xrōbāk* (K.).

Anl. *h* ist mit dem Präfix *ge-* zur behauchten Halbfortis *k* verschmolzen: geholfen \sim *k'olf* \sim *k'olf*. Schwund ist eingetreten im ung. Kompositum Sáshegy FlN \sim *šāšēl* (K.).

2. Im Inlaut erscheint altes *h* in der Regel als *x* \sim *χ*: acht '8' \sim *ōxti*, achtzig '80' \sim *ōxtsig* \sim *ōxtsiχ*, Ähre \sim *ēχv*, Furche \sim *fūrχt* \sim *fūrχt*, Hochzeit \sim *hōχtsat*, sechzig '60' \sim *seχtsig* \sim *seχtsiχ*, Knecht \sim *kneχt* \sim *kneχt*, Nacht \sim *nōχt*, Tochter \sim *tōχtv*.

Schwund ist eingetreten in: zehn '10' \sim *tsēni* sowie in den Adverbialzusammensetzungen mit *-hin* als zweitem Glied, vgl. aushin \sim *ausi*, abhin \sim *ōwi*, einhin \sim *aēni*, aufhin \sim *aufi*, umhin \sim *umi*, überhin \sim *īwri* \sim *īwari*, fürhin \sim *fīari*, jedoch vorhin 'eher, früher' \sim *fō^prhī* (K.). Dasselbe gilt von *-her* in *ausher* \sim *ausv* usw. in I. In K. werden auch für letztere die *hin*-Formen gebraucht.

3. In 'sehen', 'geschehen', 'ziehen' wurde *h* wie altes *g* vor *-en* behandelt: *sēgn*, *gšēgn* \sim *kšēgn*, *tsīagn* \sim *tsīagn*. In der Konjugation dieser Verba kommt *χ* wieder: ich sehe \sim *i sīχ*, du siehst \sim *tu sīχst* usw.

4. Im Auslaut steht *x* \sim *χ*: Vieh \sim *fīχ*, Schuh \sim *šuv* (aber Schuhörtl 'Ahle' \sim *šuevtl* \sim *šuv-ēvtl*).

5. *-hs-* ergab wie in den oberdt. Maa und der Hochsprache überhaupt. *-ks-*: Achse \sim *akks* \sim *aks*, Achsel \sim *ōksl*, mhd. üehse 'Achselhöhle' \sim *īrkks* (I.), Deichsel \sim *taksl* (I.), Eidechse \sim *hāitāksl* \sim *tāksl*.

6. Slow. Lehnwörter haben in intervokalischer Stellung entweder *x* oder stimmhaftes *h* wie im Slowakischen: *mihalnica* 'Augendeckel' \sim *mihānūtse* (I.), *ucholak* 'Ohrwurm' \sim *uhulāk* (I., aber *ucholec* \sim *uxplēt* in K.).

⁷³ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, §§ 79–80; Kranzmayer, §§ 33, 44; Schirmunski, S. 335 ff.

C) Dentale
Germ. *d* und *þ*

1. Beiden germ. Lauten entspricht im Anlaut die Halbfortis *t*:⁷⁴ Tag \sim *tõx* \sim *tõg*, Tal \sim *tõl*, tief \sim *tivf*, Tochter \sim *tõxtv*, tausend '1000' \sim *tauzõd* \sim *tauzõt*, Dorn \sim *tõv'n* \sim *tõvrõ*, dort \sim *tuvrt* \sim *tu'rt* \sim *tuv't*, du \sim *tū* \sim *tu*, Deichsel \sim *tæksl̥* (I.), donnern \sim *tūnvn*, Dorf \sim *tõ'rf*, drei \sim *trai̥* \sim *trāi̥*, trinken \sim *trinkõ*, Traube \sim *trau'õ*.

2. Im Inlaut zwischen Vokalen steht entweder Halbfortis *t* oder Halblenis *d*: a) Garten \sim *kõvõ* \sim *kõvõ*, Mutter \sim *mutv* (I.) \sim *muttv* (K., neben *mudv* und Schwiegermutter \sim *šwigõmūdõ*), Mittag \sim *mittõx*, breiter Komp. \sim *prẽ'võ* (I.) \sim *prẽdv* (K.), Wetter \sim *wẽttv*;

b) Vater \sim *fõdv*, Paradeis \sim *paradaes*, Paradies \sim *paradi̥z*, Hüter 'Hirt' \sim *hĩdv*, oder \sim *õdv*, wieder \sim *wĩdv*, Feder \sim *fẽdv* \sim *fẽdv*, Bruder \sim *prũdv*.

3. Nach *n* steht in I. meist Halblenis *d*, in K. Halbfortis *t*, obwohl sich feste Regeln nicht erbringen lassen: Hand \sim *hõnd* \sim *hånd* (I.) \sim *hãnt* (K.), hundert '100' \sim *hundv*, Kind \sim *kĩnd* (I.) \sim *kĩnt* (K.), Gewand \sim *kwõnd* (I.) \sim *kwõnt* (K.), gebunden \sim *puntõ*, zünden \sim *tsĩndõ*, ung. bunda 'Pelzmantel' \sim *bundã* \sim *bundv*, Freund \sim *fræt* (I.) \sim *frãd* (K.), gefunden \sim *kfuntõ*, anders \sim *õndvšt* \sim *õndvršt*, bedanken \sim *põtãnkõ*. Schwund infolge Assimilation in Grundbirne 'Kartoffel' \sim *krumpĩvn* \sim *krumpĩrv* \sim *krumbĩrv*.

4. Nach *l* ist in der Regel Halblenis *d* zu hören: geduldig \sim *kẽtuldĩx*, Halter \sim *holdv*, alt \sim *õld* (auch aber *õlt* und 'älter' nur *õltri* \sim *ẽltarẽ*), Gold \sim *kuld* (I.), aber *kolt* in K., Feld \sim *fõld* \sim *fẽld*, Wald \sim *wõld*.

5. Im Auslaut nach Vokalen wechselt Halbfortis *t* ebenfalls mit Halblenis *d* ab: Kamerad \sim *kõmãrõd* \sim *kõmãrõt* (I.) \sim *kumãrõd* (K.), Kraut \sim *kraut*, Göte 'Pate' \sim *kẽd* (I.) \sim *kẽt* (K.), gut \sim *kvõl*, breit \sim *prõvt* \sim *prãt*, Brot \sim *prõl*, rot \sim *rõl*, Hemd \sim *hemv* \sim *hemv* (I.) \sim *hẽmmv* (K.), spät \sim *špõd* (I.) \sim *špõl* (K.).

6. Vor altem *l* und altem Nasal wurde *d* bzw. *þ* des öfteren reduziert und kann mitunter ganz verschwinden: Godel 'Patin' \sim *kõ'l* (I.) \sim *kõ'dl̥* (K.). Mädcl \sim *mã'l̥* \sim *mã'dl̥* (I.) \sim *mã'dl̥* (K.), veredeln \sim *rẽdln̥* (I.), Breitenacker FIN \sim *prẽvdnakv* (I., vgl. Breiter Acker FIN \sim *prãdv õkv* K.), Atem \sim *õdõ*, baden \sim *põ'dõ*, schneiden \sim *šnaẽ'õ*, Totenmahl \sim *tõ'dõmõl̥*.

7. -*dd*- erscheint in K. als „geminierter“ Halbfortis *tt* in Schlitten \sim *šlittõ*.

Germ. *t*

1. Altes *t* wurde im Anlaut, nach Liquiden und *n* sowie in der Verdoppelung zur Halbfortis *ts* \sim *tts* affriziert:⁷⁵ Zahl \sim *tsõl*, Zahlung \sim *tsõlvõ*,

⁷⁴ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, §§ 63–67; Kranzmayer, § 28.

⁷⁵ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, § 57; Kranzmayer, §§ 35, 40, 43; Schirmunski, § 20.

Zahn \sim *tsɔnd*, ziehen \sim *tsiagn* \sim *tsiəŋ*, Zeit \sim *tsaɛt*, zwei '2' \sim *tswā*, zwölf '12' \sim *tswōfi* \sim *tswēlfi*, Zeug 'Hefe' \sim *tsaɛk* (I.), Zaun \sim *tsāu*, Reibhölzl 'Zündholz' \sim *raɪpheltsl* (K.), Holz \sim *holts*, farzen \sim *fɔpʈtsɲ*, Schurz \sim *ʃuɔts*, Schürze \sim *ʃiɔtsɐ* (I.), schwarz \sim *ʃwɔrts*, putzen \sim *puttsɲ* \sim *putsɲ*, Weizen \sim *wɔpʈts* \sim *wɔpʈs* \sim *wāts*, schneuzen \sim *ʃnaɛtsɲ*.

Fremdes *ts* erscheint gleichfalls als Halbfortis oder Fortis *ts*: slow. mihalnica 'Augendeckel' \sim *mihāñitɕ* (I.), slow. ucholec 'Ohrwurm' \sim *uxɔlɛts* (K.), slow. rukavica 'Handschuh' \sim *rukoviɫsɐ* (I.), Kreuz \sim *kraɛts*, Kukuruz \sim *kukuruts*, ung. katicabogár 'Marienkäfer' \sim *kātitsābogār* (I.), ung. petrence 'Heuschöberl' \sim *pedrɛntsɲ* \sim *pɛtrɛ'intsɐ* \sim *pɛtrɛ'intsɲ*, ung. tarack 'Quecke' \sim *tārāts* (K.), ung. akác 'Akazie' \sim *ākāts* (K.), Station \sim *ʃtatsiō* \sim *ʃtatsiō*.

2. Germ. *t* wurde zu *s* \sim *ss* bzw. in lautkombinatorisch bedingten Fällen zu *z* verschoben (außer in den Verbindungen *ft*, *st*, *ht*, *tr*) im Auslaut und im Inlaut nach Vokalen: aus \sim *aus*, ausmachen \sim *auzmoxɐ*, das \sim *tes* \sim *tēs*, mhd. eiʒ 'Geschwür' \sim *ɔvs* (I.), es \sim (*v*)*s*, Fuß \sim *fuvss* \sim *fūvs* \sim *fuvɐ*, Geiß \sim *kās*, was \sim *wɔs*, ich weiß nicht \sim *i wāz nɛt*, Nuß \sim *nus*, Ameise \sim *ɔmɛssɲ* \sim *ɔmāzɲ*, lassen \sim *lōssɲ*, Brennessel \sim *prɛnɛzɫ* \sim *prɛnɛzɫ*, schließen \sim *ʃlaɛsɲ* \sim *ʃlaɛzɲ*, grüßen \sim *kriəsɲ*, wässern 'tränken' \sim *wāsn* (I.), schießen \sim *ʃaɛzɲ*.

3. Altes *t* ist als Halbfortis *t* unverändert geblieben in den Lautverbindungen *ft*, *st*, *ht*, *tr*: Kraft \sim *krɔft*, Stange \sim *ʃtɔŋ'ɲ* \sim *ʃtɔŋɐ*, Stein \sim *ʃtā* \sim *ʃtā*, Stupfelrübe 'Halmrübe' \sim *ʃtupfɫrūvm* (I.), Stupfeld 'Stoppelfeld' \sim *ʃtupfɫfelt* (K.), Stute \sim *ʃtūdɲ* \sim *ʃtup'dɲ*, Biest 'Biestmilch' \sim *pivst* (I.), du hast \sim *tu hɔst*, Geschwisterkind \sim *kʃwistvkind* \sim *ʃwistərskint*, Hengst \sim *hɛŋgst*, Knecht \sim *knɛxt* \sim *knɛxt*, recht \sim *rɛxt*, Frucht \sim *fruxt* \sim *fruxt*, acht '8' \sim *ɔxti*, Traube \sim *trau'ɲ*.

4. Fremdes *t* ist ebenfalls als Halbfortis bzw. als Fortis *t* zu hören, aber in allen Stellungen: ung. tarack 'Quecke' \sim *tārāts* (K.), Torte \sim *tɔrtɐ*, Rektor 'Lehrer' \sim *rɛktɐ* \sim *rɛxtɐ*, slow. letáčka 'Schmetterling' \sim *liatáʃka* \sim *letatʃka*, slow. lopatka 'Schulterblatt' \sim *lopātɕv* (I.), ung. palacsinta 'Pfannkuchen' \sim *palatʃintɲ* \sim *palatʃintɐ*, ung. tócsa 'Pfüte' \sim *totʃə* (I.), Meister \sim *māstɐ* \sim *mɔp'stɐ* \sim *māstɐ*, slow. straka 'Elster' \sim *strākɐ* (I.), ung. bojtár 'Schäfer' \sim *bujtār*, ung. csutora 'Feldflasche' \sim *tʃutorā* \sim *tʃuttɐ*. Ung. *t* > *d* in petrence 'Heuschöberl' \sim *pedrɛntsɲ* in I., vgl. jedoch *pɛtrɛ'intsɲ* \sim *pɛtrɛ'intsɐ* in K.

5. Die Affrikate *tʃ* kann Halbfortis oder Fortis sein, letztere vor allem in Entlehnungen:⁷⁶ Hutsch(el) 'Füllen' \sim *hūtʃ* \sim *hutʃ(ə)l* (I.), Hetscherl \sim *hetʃedli*, ung. bácsi 'Vetter' \sim *bātsi* (I.), ung. csizma 'Stiefel' \sim *tʃiʒmɐ* \sim *tʃiʒmɐ*, ung. csutora 'Feldflasche' \sim *tʃutorā* \sim *tʃuttɐ*, ung. szöcske 'Grille' \sim *sötʃkə* (I.), Tschickerl (< ung. csikó) 'Füllen' \sim *tʃikvɫ* (I.), Watsche 'Pfüte'

⁷⁶ Über die Entstehung innerhalb des Deutschen s. bei J. Winteler: *Über die Verbindung der Ableitungssilbe got. -atj-, ahd. -azz- mit guttural ausgehenden Stämmen resp. Wurzeln*. In: PBB 14 (1889), S. 456.

~ *wātšə* (I.), ung. ocsú 'Afterkorn' ~ *otšū* (I.), Peitsche ~ *paĩšŋ*, ung. pipacs 'Klatschmohn' ~ *pipātš*. Pogatscherl heißt in I. *pogātšv* oder *pogādžv* mit Halblenis *dž*.

6. Palatales bzw. palatalisiertes *l* kommt nur in Lehnwörtern vor: slow. redko 'Rettich' ~ *refkə* (I., aber *rättix* in K.), ung. gatyá 'Unterhose' *gatšja* (I.).

Germ. *s*

1. Altes *s* erscheint im Anlaut als Halbfortis *s* vor Vokalen:⁷⁷ Same ~ *səm* ~ *sŋm*, Seele ~ *sŋl* ~ *sēl*, sieben '7' ~ *simi*, Simperl 'Strohkorb' ~ *sĩmpə* ~ *simpl*, Sohn ~ *sū* ~ *sũ*, Sonntag ~ *sundox* ~ *zundog*, Samstag ~ *səmstok*, Samenhanf ~ *sēmphəniʃ* (K.), saufen ~ *saufm* ~ *saufŋ*, sechs '6' ~ *seksi*.

2. Im Anlaut vor Konsonanten erscheint altes *s* durchweg als Halbfortis *š*: Schlange ~ *šlənŋ*, schließen ~ *šlaesŋ* ~ *šlaezŋ*, Schlitten ~ *šlittŋ* (K.), Schmied ~ *šmīd*, Schnee ~ *šnē*, Schnitter ~ *šnittv*, schnaufen ~ *šnaufŋ* (K.), schrauben ~ *šraufm*, Schwager ~ *šwŋgv*, schwer ~ *šwār* ~ *šwār*, schwarz ~ *šworts*, spät ~ *špŋd* ~ *špŋt*, Spatz ~ *špots*, Spinneweppe ~ *špinwəppm* ~ *špinwəttŋ*, Strauche 'Schnupfen' ~ *štrauxŋ*, steppen 'impfen' ~ *štepŋ* (I.).

3. -*rs*- wurde in allen Stellungen zu (*r*)*š*: erst ~ *evšt*, anders ~ *qvdršt* ~ *qvdršt*, Bursche ~ *puəršt*, Donnerstag ~ *tunərštəx* ~ *tunvštog*, Ferse ~ *färšŋ* ~ *färšŋ* ~ *fəršŋ*, Pfirsich ~ *färšŋ* ~ *fəršŋ* (K.).

4. Zwischen stimmhaften Lauten erscheint *s* entweder als Halbfortis *s* oder als Halblenis *z*, wobei die Aussprache im allgemeinen fakultativ zu sein scheint: Beisatzwiese FIN ~ *paezatswizŋ* (I.), Besen ~ *pēzn*, eisern ~ *aezərŋ*, heiser ~ *həzv* (I.) ~ *hāsrix* (K.), Rasierer 'Friseur' ~ *raziərəv*, Ribisel ~ *ribizlŋ* ~ *ribizl*.

5. Im Auslaut nach Vokalen steht Halbfortis *s*: Maus ~ *maus*, Haus ~ *haus*, Roß ~ *rŋs* ~ *rps*, gelegentlich auch Halblenis *z*: Hase ~ *hŋz*.

6. *s* ~ *š* der Fremdwörter bleiben unverändert Fortes, können allerdings gelegentlich auch zu Halbfortes werden:

a) *s* > *s*: slow. straka 'Elster' ~ *strākəv* (I.), Meister ~ *māstv* ~ *məvstv* ~ *māstv*, ung. pizske 'Stachelbeere' ~ *piskə* (K.), ung. szöcske 'Grille' ~ *sötške* (I.);

b) *š* > *š*: ung. áldomás 'Kauftrunk' ~ *əldmāš*, ung. béres 'Dienstknecht' ~ *bīreš*, Maschine 'Zündholz' ~ *māšī* (I.), sl.-ung. musica 'Weinfliege' ~ *mūšlitsv* (I.), slow. muška 'dass.' ~ *mūškəv* (K.), ung. Rákos(falva) ON ~ *rākoš* (K.), ung. Sáshegy FIN ~ *šāsŋl* (K.), ung. Merse FIN ~ *məršv* (K.), ung. egres 'Stachelbeere' ~ *ekrēš* (K.).

7. Der sporadische Wandel *s* < *ts* ist eingetreten in Gelse 'Mücke' ~ *keltšŋ* (K.) und Hals ~ *həltš* (I.).⁷⁸ *s* wurde in einem Fall zu *tš*: falsch ~ *fəltš* (K., aber *fəltš* in I.).

⁷⁷ Zur allg. Entwicklung vgl. Schatz, §§ 74—76; Kranzmayer, §§ 32, 42; Schirmunski, S. 333 ff.

⁷⁸ Vgl. Lessiak, S. 203 und 207.

Zusammenfassung

1. Übersicht über die Entwicklung des Vokalismus der Hauptsilben

Ab. Hnd.	$\bar{a} \sim a$	\bar{o}	o	\bar{u}	au	æ	ai	$\bar{o} \sim \text{œ}$	$\bar{e} \sim e$	Uml. e
I.K.	\bar{a}	\bar{o}	a	u	au	æ	ai	\bar{o}	e	e

Ab. Hnd.	i	\bar{u}	\bar{i}	$i\bar{u} \sim \bar{o}u$	eo	$\bar{u}e$	uo	u
I.K.	i	\bar{u}	\bar{i}	$i\bar{u}$	eo	$\bar{u}e$	uo	u

2. Übersicht über die Entwicklung des Konsonantismus

Germ.	$d \sim \bar{b}$	t	s	w	b	p	f	g	k	$h \sim x$
I.K.	t	ts	$s \sim z$	$w \sim v$	p	pf	f	k	$x \sim x$	k^c

Germ.	m	n	η	l	r	j
I.K.	m	n	$\eta \sim \eta$	l	r	j

Schlußbetrachtungen

Zusammenfassend dürfen wir folgendes feststellen:

1. Die Mundart von I. und K. ist donaubairisch und stimmt im großen und ganzen mit der für den oberösterreichischen Teil des Enns-

gebiets charakteristischen Mundart überein.⁷⁹ Die Ursprungslandschaft der Kolonisten beider Dörfer kann dementsprechend, in vollem Einklang mit den Ergebnissen der Siedlungsgeschichte, auch sprachlich im Ennstal verankert werden. Der Unterschied „steirisch-oberösterreichisch“ ist hier nur nominell: es handelte sich ja bereits zur Auswanderungszeit — wie auch jetzt — um eine zusammenhängende Sprachlandschaft dies- und jenseits der politischen Grenze der beiden heutigen Bundesländer. Man braucht also zwischen Steirern und Oberösterreichern bei der Ausgestaltung der heutigen Mundart keinen grundsätzlichen Unterschied zu machen, wie Weidlein es tut.⁸⁰

2. Einzelne Erscheinungen der Mundart der Landler in Ungarn (und in Siebenbürgen) lassen sich jedoch in das heutige Mundartgefüge der Ursprungslandschaft nicht einordnen. Die Wichtigste darunter ist die Vokalisierung von *l*, die in Ungarn bei den Lndlern — außer einmal in K. — nur in I. belegt werden kann, allerdings auch hier nur sehr sporadisch. Es kann sich dabei kaum um einen Rückwandel handeln und man möchte die Frage stellen, ob das trotz der heutigen Lage in der nordwestlichen Steiermark bzw. im süd-östlichen Oberösterreich⁸¹ vielleicht auf einen älteren Zustand schließen läßt, der erst nach der Abwanderung nach Ungarn und Siebenbürgen — unter dem Druck vom Donautal her? — aufgehoben wurde.

3. Es sei auch an dieser Stelle nachdrücklich betont: die Mundart von I. und K. ist keinesfalls eine „sonderbare Mischmundart“, wie sie von Weidlein genannt wurde, und weist kein einziges Merkmal auf, das einwandfrei ostfränkisch wäre.⁸²

Mehr Aufmerksamkeit verdienen die Unterschiede zwischen I. und K. selbst. Außer einzelnen Wortschatzproblemen fällt vor allem die verschiedene Behandlung von altem *ai* auf. Iklader *qv* wird hier wohl älter sein: *ā* in K. stimmt — wie auch die konsequente Entrundung vor *l* — zu der alten deutschen Mundart von Pest und es wäre somit ein Beleg für die Rolle der Pester Verkehrsmundart bei der Ausformung der sonst aus konfessionellen Gründen ziemlich weitgehend isolierten Landlersprache.

4. Eine nicht zu unterschätzende Aufgabe der weiteren Forschung ist die Klärung des sprachlichen Zusammenhanges der ungarländischen und der siebenbürgischen Landler. Die Abwanderung aus I. und K. nach Sieben-

⁷⁹ Vgl. Haasbauer: *Die oberösterreichischen Mundarten*. In: Teuth. I (1924/5), S. 81 ff.; Ders.: *Zur Geschichte der oberösterreichischen Mundart*. Reichenberg 1926.

⁸⁰ J. Weidlein in: ZfMaf 22 (1954), S. 50 f.

⁸¹ Vgl. Haasbauer, § 44; Ders.: *Die oberösterreichischen Mundarten*, § 57 und z. T. auch I. Reiffenstein: *Salzburgische Dialektgeographie*. Gießen 1955, §§ 9–10.

⁸² ZfMaf 22 (1954), S. 50; auf der beigelegten Karte (S. 51) wird die Mundart von I. als eine bairisch—ostfränkische Mischmundart dargestellt.

bürgen ist in einigen Fällen bereits nachgewiesen worden.⁸³ Auf Grund der von Protze mitgeteilten Wenkersätze steht von den drei Landlergemeinden in Siebenbürgen die Mundart von Großpold (rum. Apoldul des Sus) jener von I. und K. am nächsten.

5. Schon Brandtner hat auf die große Rolle des slow. — sprachlich: mittelslowak. Volkstums in der Entwicklung der ungarländischen Landler hingewiesen.⁸⁴ Auch unsere Erhebungen zeigen das zunehmende Eindringen der slow. — und bes. in neuerer Zeit, auch der ung. — Umsprache in die deutsche Mundart. Leute, die nur deutsch können, gibt es keine: die älteren Generationen beherrschen ausnahmslos die slow. Mundart der Umgebung, während die Jugend meistens nur ungarisch spricht.⁸⁵ Auch bei den deutschen Mundartsprechern wirkt sich die Kenntnis der Umsprachen sprachumbildend aus: die Grenzen der Fremdwörter lassen sich nicht mehr eindeutig festlegen, denn fast jedes Wort kann in einem deutschen Gespräch durch seine slow. oder ung. Entsprechungen ersetzt werden, ohne dabei die Verständigung mit dem Gesprächspartner zu gefährden. Kennzeichnend ist der kleine Spruch, womit man in K. die Rede der Iklader verspottet: „*süsi, priŋ ti renitsa fun ta politša*“, wo *renitsa* und *politša* die slow. Bezeichnungen (eigtl. *randlica* = *ranica* bzw. *polica*) für mdal. *reŋ* 'Topf' und *hēŋpreŋ* 'Hafenbrett' sind. Der Spruch ist freilich auch umgekehrt gültig.

In K. gibt es überhaupt nur noch einige hochbetagte Leute, die untereinander Deutsch als Haus- bzw. Umgangssprache verwenden. In I. beherrschen zwar die Erwachsenen, soweit sie älter als 30 Jahre sind, noch alle die Mundart, aber die Jugend spricht nunmehr beinahe ausschließlich ungarisch.⁸⁶ Die Ursache war früher eine konfessionelle: die Landler fanden an die katholischen Deutschen Mittelungarns keinen Anschluß, während sie mit den ebenfalls lutherischen Slowaken der nächsten Umgebung ständig im regsten Austausch waren und mit ihnen immer mehr Mischehen eingingen. Heute ist diese konfessionelle Ursache so gut wie überwunden, aber das beschleunigte Tempo der industriellen und kulturellen Entwicklung sowie die enger gewordenen Beziehungen zu der Millionenstadt Budapest bewirken bei Deutschen und Slowaken in der gleichen Weise den Übergang von der eigenen Mundart zu der ung. Umgangssprache.

Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe für die künftige Forschung, die Probleme der Zwei- und Dreisprachigkeit sowie die Prozesse der sprachlichen

⁸³ Vgl. P. Brandtner: *Beitrag usw.*, S. 76 ff. Auch mit den von Protze, a. a. O., S. 84 für Neppendorf (rum. Turnișor) belegten Familiennamen aus der Einwanderungszeit stimmen einige überein: *Brandtner* (Brandtner, S. 76), *Bruchsteiner* (Brandtner, S. 77), *Hehl* (Brandtner, S. 77 — *Hell* bei Protze), *Pilz* (Brandtner, S. 79) usw.

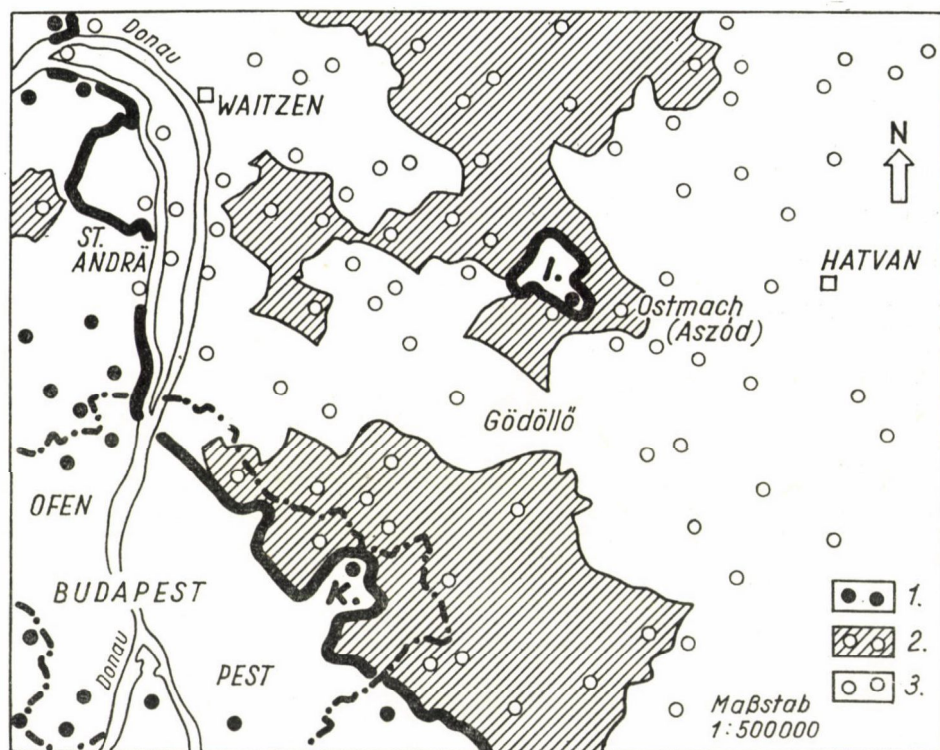
⁸⁴ Brandtner, a. a. O., S. 84.

⁸⁵ Brandtner, ebd.

⁸⁶ Vgl. Brandtner, a. a. O., S. 85.

Umvolkung der Landler in ihrer neuen Heimat eingehender zu untersuchen, insbesondere im Hinblick auf die interethnischen Beziehungen, die in der deutschen Sprachinselvölkerkunde gerade in neuester Zeit immer mehr in den Vordergrund treten.⁸⁷

Ung.—slowak.—dt. Volkstum um Iklad und Kreßtur (Nach der ung. Volkszählung für das Stichjahr 1880)



1. dt. Siedlungsraum; 2. slow. Siedlungsraum; 3. ung. Siedlungsraum. I. = Iklad K. = Kreßtur; heutige Grenze der Hauptstadt

⁸⁷ Vgl. I. Weber-Kellermann: *Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvölkerkunde“*. In: *Österr. Zeitschrift für Volkskunde* 62 (1958), S. 19 ff., bes. S. 41 ff.

М. ХУТТЕРЕР: ИСТОРИЧЕСКАЯ ФОНЕТИКА НЕМЕЦКОГО ГОВОРА ДВУХ ПОСЕЛЕНИЙ ПРОТЕСТАНТСКИХ ТРАНСМИГРАНТОВ В ВЕНГРИИ

(Резюме)

В предлагаемой работе описывается звуковая система немецкого (баварского) говора двух поселений — Иклад и Ракошкерестур на севере Центральной Венгрии. Немецкие колонисты поселились в обоих деревнях в середине XVIII века, вследствие переселения лютеранцев из верхней Австрии, Штирии и Зальцбурга (Зальцкаммергут) — т. н. «Ландль» — в Трансильванию и в Венгрию.

Рассматриваемый говор относится к дунайско-баварской подгруппе баварского диалекта, и в основном совпадает с говором прежней родины колонистов. Вместе с тем, некоторые явления фонетики — например, отсутствие вокализации звука *l* можно объяснить тем, что в колониях старое состояние языка, хотя и в этой связи не изменилось, все же на старой родине развитие происходило под влиянием общих тенденций австрийских говоров.

Анализ данного говора доказывает, что говор этот можно считать несмешанным, в противоположность мнению Й. Вейдлейна, считавшего его баварско-восточнофранкским смешанным говором.

Большого интереса заслуживают отклонения в говорах обоих поселений, например, соответствия др. бав. *ai* > *ou* в Икладе, но > *ä* в Ракошкерестуре, лабиализация гласных перед *l* в Икладе, но делабиализация в этой же позиции в Ракошкерестуре, и т. п. В этой области говор Иклада остался на более оригинальном уровне; в Ракошкерестуре фонетические инновации совпадают с языковым состоянием старого немецкого говора пеннсильванской стороны венгерской столицы.

Оба поселения расположены преимущественно в словацкой среде; на основе сходства по конфессии симбиоз немцев и словаков является очень старым и тесным. Впоследствии все жители-немцы Иклада и Ракошкерестура говорят кроме родного немецкого говора также по-словацки и по-венгерски. Система исследуемого говора, поэтому и является совершенно «открытой». В одном и том же предложении возможно сочетание элементов данных языков, причем без ущерба полноценной информации, ср., напр., высказывания типа "*süsi, bring ti renitsa fun ta politsa*" [Сюзанна, принеси кастрюлю с полки], где *renitsa* и *politsa* являются мгновенными заимствованиями, занимающими в данной информации место немецких соответствий *rex* «кастрюля» и *helfenputz* «полка для посуды».

С развитием современной техники и цивилизации немцы, также как и словаки данного района, постепенно переходят к венгерскому языку. Характерно и с точки зрения социолингвистики весьма поучительно, что венгерский язык старого поколения совпадает с венгерскими говорами окружения, но молодежь уже перенимает лишь разговорный вариант венгерского литературного языка.

CHRONICA

CHRONIK DES JAHRES 1964

Von

L. PAPP

I. Einleitung

1. In der Chronik des vergangenen Jahres (ALH. XIV, 343—70) berichtete ich über die Mitteilungen des Instituts für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Diese Publikation stellt sich die Aufgabe, von Jahr zu Jahr über die ungarländische sprachwissenschaftliche Literatur des verstrichenen Jahres zu berichten. Die Mitteilungen werden von einer Arbeitsgemeinschaft vorbereitet, deren Leiter, F. Fabricius-Kovács das regelmäßige Erscheinen der Mitteilungen in Aussicht stellte, sobald die Bearbeitung des Materials den laufenden Stand erreicht.

An dieser Stelle interessiert uns das auch deshalb, weil die regelmäßig erscheinende Bibliographie den Verfasser dieser Chronik von der Besprechung winziger Einzelfragen bzw. Grenzfragen entlasten wird. Demgegenüber wird sich dadurch die Möglichkeit bieten, einzelne Fragenkreise ausführlicher zu behandeln, eventuell von Jahr zu Jahr ein anderes Problem in den Mittelpunkt zu stellen. Durch diese Umgestaltung meiner Chronik möchte ich z. T. auch meinen ungarischen Kritikern entgegenkommen, die einen solchen Wunsch zum Ausdruck brachten. Die Stellungnahme meiner ausländischen Leser ist mir nicht bekannt. Doch glaube ich, daß ein sachlicher Bericht über verschiedene Ereignisse und Tatsachen, die Besprechung der in ungarischer Sprache erschienenen sprachwissenschaftlichen Werke, Abhandlungen, Mitteilungen allen willkommen sein wird, die nicht Ungarisch können, und vielleicht auch nützlicher als ein nach gewissen Gesichtspunkten zusammengestellter Forschungsbericht.

Eine nach gewissen Gesichtspunkten zusammengestellte Chronik hätte m. E. nur dann einen Sinn, wenn sie nicht nur die in ungarischer Sprache, sondern auch in Fremdsprachen erschienene sprachwissenschaftliche Literatur Ungarns berücksichtigen würde. Diese Lösung ist natürlich auch vorstellbar, doch bin ich nicht überzeugt, ob sie im Interesse der ungarischen Sprachwissenschaft bzw. der ausländischen Sprachwissenschaftler, die des Ungarischen nicht kundig sind, ganz richtig oder auch nur besser wäre. Wenn nämlich die Arbeit eines ungarischen Sprachwissenschaftlers in einer Weltsprache erscheint, kann sie von einem ausländischen Interessenten ohne weiteres gelesen werden; Verlagsprospekte und Rezensionen können ihn über das Erscheinen unterrichten. Ergebnisse und Problematik der in ungarischer Sprache erschienenen sprachwissenschaftlichen Literatur bleiben aber dem Forscher verborgen, wenn er ungarisch nicht versteht.

Nach diesem langen „pro domo“ muß ich kaum noch hervorheben, daß ich diesen Bericht im Vergleich zu den Chroniken der vorigen Jahre nicht ab-

änderte, mich mit Kleinigkeiten nicht beschäftige, nicht eine jede Mitteilung der sprachwissenschaftlichen Zeitschriften erwähne, keine Vollständigkeit erstrebe, da doch die Vollständigkeit — eben bei einer Bibliographie — für einen einzigen Menschen, sogar für eine Arbeitsgemeinschaft nur ein Wunschtraum ist.

2. Im vorigen Jahr berichtete ich bereits vom Erscheinen des ersten Bandes der „Studien zur allgemeinen Sprachwissenschaft“ (*Általános nyelvészeti tanulmányok*), einer in Jahrbuchform erscheinenden Schriftenreihe (ALH. XIV, 349). 1964 erschien der zweite Band, hrg. von L. Kalmár und Zs. Telegdi (Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 322 S.). Der Band enthält die Vorträge und Diskussionsbeiträge der am 8., 9. und 10. März 1962 in Budapest abgehaltenen Konferenz über mathematische Linguistik und Maschinenübersetzung. Über die Konferenz selbst berichtete ich in der Chronik des Jahres 1962 (ALH. XIII, 350). Rezensionen des jetzt erschienenen Bandes: H. Molnár, *Hona*: MTud. IX, 401–2, Varga, D.: *Nyr.* LXXXIX (1965), 122–6.

Da man im weiteren mit den *Általános nyelvészeti tanulmányok* als einer periodisch erscheinenden Publikation rechnen muß, führe ich dafür die Abkürzung *ÁNyT.* ein.

II. Ereignisse, Personalnachrichten

1. Eines der bedeutendsten Ereignisse des Jahres 1964 in gesellschaftlicher wie auch in wissenschaftlicher Hinsicht war die Festsitzung des Rates des Komitats Sala/Zala (Transdanubien) und der Klasse für Sprache und Literatur an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften: im Komitatssitz Zalaegerszeg fand am 7. Mai 1964 die Würdigung und Besprechung des Werkes über die geographischen Namen des Komitats Sala/Zala statt. Von der Sitzung berichteten die Presse, der Rundfunk, das Fernsehen und auch die Fachzeitschriften (vgl. Végh, J.: *MNy.* LX, 273–4; K. M.: *Nyr.* LXXXVIII, 313–4; Papp, L.: *I. OK.* XXII, 457–9). Die Sitzung wurde von Gy. Kiss, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Komitatsrates eröffnet, L. Tamás, Sekretär der Klasse für Sprache und Literatur, begrüßte die Sammler der geographischen Namen (erschieden: *MNy.* LX, 247–7), S. Miklósvári, stellvertretender Leiter der Hauptabteilung für Unterricht im Ministerium für Bildungswesen würdigte die Leistung der an der Sammelarbeit beteiligten Pädagogen. L. Hadrovics hielt über das Thema *Történelem és művelődés a földrajzi nevekben* [Geschichte und Bildung in den geographischen Namen] (erschieden: *Nyr.* LXXXVIII, 315–9) einen Vortrag. An dieser Sitzung wurde auch dem Akademiemitglied D. Pais das Ehrenbürgerdiplom seiner Heimatstadt Zalaegerszeg verliehen. Mehrere Redner beglückwünschten und würdigten den Gelehrten, der aus gesundheitlichen Gründen an der Sitzung nicht teilnehmen konnte; G. Bárczi legte eine für diese Gelegenheit geschriebene Ortsnamenerklärung des Gefeierten vor (*Ola*: *MNy.* LX, 282–90). Aus der Sammlung der geographischen Namen des Komitats Sala/Zala erschien zuerst eine Probe (*MNy.* LX, 277–82), dann das ganze Werk in einem großen Band, der weiter unten ausführlicher zu besprechen sein wird.

Sehr besucht war auch das Landestreffen der freiwilligen Volkskunde- und Mundartsammler, das zwischen dem 29. Oktober und 1. November von

der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft, vom Ethnographischen Museum, vom Institut für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, vom Komitat Csongrád, der Stadt Szegedin/Szeged und der Patriotischen Volksfront in der Stadt Szegedin/Szeged veranstaltet wurde. An der Konferenz wurden mehrere, darunter auch sprachwissenschaftliche und namenkundliche, Vorträge gehalten, wie z. B. Benkó, L. (Budapest): Die sprachgeschichtliche Zeugenschaft der geographischen Namen; Inczeffi, G.: Differenzierung der geographischen Namen zwischen Theiß und Mieresch; Deme, L.: Zusammenhang zwischen Lautlehre und Formenlehre in den Mundarten; Szabó, G.: Problematik der offenen und der geschlossenen Vokale im Stammesauslaut der Mundart von Doboz; Várkonyi, I.: Dasselbe in der Mundart von Büssü (Schomodei/Somogy); Rakonczai, F.: Worterklärungen aus der Mundart von Vásárhely; Kniezsa, S.: Die slawischen Elemente im Wortschatz der ungarischen Bauernwirtschaft; Balogh, I.: Flurnamen als Denkmäler des Bauernlebens und der Bauernwirtschaft; Nyíri, A.: Volksleben und Wortgeschichte. Um die Arbeit der freiwilligen Volkskunde- und Mundartforscher planmäßig zu gestalten, wird das Interesse in erster Linie auf zwei Problemkreise konzentriert: 1. Die geographischen Namen; 2. Arbeitsprozeß und Terminologie der herkömmlichen Bauernwirtschaft.

Von den Konferenzen, die einer größeren Öffentlichkeit zugänglich waren, hebe ich zwei hervor.

Das Institut für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und die Arbeitsstelle für mathematische und angewandte Sprachwissenschaft der Ludwig-Kossuth-Universität in Debrecin/Debrecen veranstalteten am 15. 16. Oktober 1964 eine Arbeitskonferenz in Budapest über Verzettelung und Bearbeitung sprachwissenschaftlicher Belege mit dem Lochkartensystem. Über folgende Fragen wurde diskutiert: Kelemen, J.: Verzettelung und Bearbeitung von Belegen in Texten und in Wörterbüchern; Štindlová, J.: Probleme, Pläne und praktische Möglichkeiten der Mechanisierung und der Automatisierung in der Sprachwissenschaft; Panavová, J. Benützung von Lochkartenmaschinen in der vielseitigen Textanalyse; Papp, F.: Bearbeitung des ungarischen Wortschatzes mit dem Lochkartensystem.

Ebenfalls in Budapest kam es zur Konferenz des Instituts für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften über die Wörterbücher einzelner Schriftsteller (24. Nov. 1964). Den Hauptvortrag hielt L. Gáldi, Leiter der Arbeiten am Petőfi-Wörterbuch, J. Kiss sprach über textologische Probleme bei den Arbeiten am Petőfi-Wörterbuch, A. Martinkó hingegen über „Das Petőfi-Wörterbuch und Petőfis Prosa“. L. Benkó (Szegedin) berichtete über das Gyula-Juhász-Wörterbuch, L. Bachát über das Kölcsey- und I. Wacha über das Attila-József-Wörterbuch. J. Kelemen hielt einen Vortrag über die allgemeinen und die Schriftsteller-Wörterbücher, Katalin J.-Soltész sprach über die Zusammenhänge zwischen der Sprachstatistik und den Schriftsteller-Wörterbüchern. I. Szathmári hielt einen Vortrag über die Beziehungen der Schriftsteller-Wörterbücher zur Stilistik und zur Sprachpflege, J. Balázs sprach über die Bedeutung der Schriftsteller-Wörterbücher für die sprachgeschichtliche Forschung. An Hand der Vorträge entspann sich eine rege Diskussion, wobei auch zu den vorher versandten Probeartikeln des Petőfi-Wörterbuches Stellung genommen wurde.

Die Ungarische Gesellschaft für Sprachwissenschaft entfaltete eine rege Tätigkeit: außer den Vorträgen der Zweigstellen der Gesellschaft in der Provinz

wurden in Budapest 33 Vorträge, eine satzungsgemäße Jahresversammlung und eine Jubiläumsversammlung veranstaltet. Den Vortrag der satzungsgemäßen Jahresversammlung hielt L. Ligeti über das Thema *Magyar, baskir, király* [Magyare, Baschkire, König: die mongolischen Namen des ungarischen Volkes] (erschieden in: MNy. LX, 385 ff.). An der Generalversammlung, die zum 60jährigen Bestehen der Gesellschaft veranstaltet wurde, sprach G. Bárczi, Präsident der Gesellschaft (erschieden in: MNy. LXI, 4–12, s. ALH. XV, 213 ff.) die einleitenden Worte, L. Tamás berichtete über die Bearbeitung der ungarischen Lehnwörter der rumänischen Sprache (vgl. MNy. LXI, 12–8).

Von den 33 Vorträgen wurden 9 in der ungarischen, 6 in der orientalistischen, je 5 in der Sektion für allgemeine Sprachwissenschaft bzw. in der Sektion für Sprachunterricht, 3 in der slawistischen und je ein Vortrag in der germanistisch-romatistischen bzw. in der finnisch-ugrischen Sektion gehalten. Außerdem hielten die orientalistische Sektion und die Sektion für allgemeine Sprachwissenschaft eine gemeinsame Sitzung, in der I. Fodor die methodologischen Folgerungen aus der Klassifizierung der afrikanischen Sprachen erörterte. Die orientalistische und die finnisch-ugrische Sektion hielten zum 80. Geburtstag von D. Fokos-Fuchs (s. u.) ebenfalls eine gemeinsame Sitzung, in der J. Gulya über die deskriptive Methode als Mittel der vergleichenden Linguistik sprach; außerdem hatte die Gesellschaft mit der Klasse für Sprache und Literatur an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften eine gemeinsame Sitzung, in der W. Schlachter (Göttingen) Zur Funktion der aktionellen Verben im Ungarischen Stellung nahm. — Bezüglich der Tätigkeit der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft vgl. noch die Berichte in: MNy. LX, 125–8, 252–6, 382–4, 508–12.

Von den Vorträgen der Gäste aus dem Ausland erwähne ich noch folgende: B. Unbegaun hielt am 27. 3. 1964 im Institut für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften über die russische Namengebung einen auch für die ungarischen Namenforscher sehr aufschlußreichen Vortrag; J. Lotz (New York) sprach am 9. 6. 1964 über „Einige Fragen der ungarischen strukturellen Grammatik“ in der Sitzung der Klasse für Sprache und Literatur. Im Institut für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften behandelte S. Abraham am 27. 10. 1964 „Die logischen Grundlagen der Sprachtheorie“.

Außerdem möchte ich noch erwähnen, daß sogar in einer Sitzung der Ungarischen Gesellschaft für Forstwissenschaft ein Vortrag mit sprachwissenschaftlichen Bezügen gehalten wurde (20. 7. 1964: C. Reuter: *A fenyőfának hasznos voltáról* [Über die Nützlichkeit der Fichte]; Cserfa [= Zerreiche]). In Ungarn ist nämlich das Interesse für sprachwissenschaftliche Fragen in breiten Kreisen sehr gestiegen. Die Presse, der Rundfunk und das Fernsehen können dieses Interesse kaum mehr befriedigen.

Die Budapester Loránd-Eötvös-Universität verlieh am 16. 4. 1964 Prof. *Aurélien Sauvageot* das Ehrendoktorat (vgl. NyK. LXVI, 432–7). Während seines Budapester Aufenthalts hatte Prof. Sauvageot mit den Professoren der Universität sowie mit den Mitarbeitern des Instituts für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften mehrere Aussprachen. An der Universität hielt er über die Art der Vokale der heutigen französischen Sprache einen Vortrag (vgl. Nyr. LXXXVIII, 347).

Am 10. 4. 1964 wurde der Kazinczy-Preis zum zweiten Mal verliehen (vgl. ALH. XIV, 364). Diesmal erhielt ihn *L. Körmendi*, Ansager des Ungari-

schen Rundfunks und des Fernsehens für seine beispielhaft gepflegte Aussprache (vgl. Nyr. LXXXVIII, 225–6).

2. Von den Personalmeldungen erwähne ich als erste den 70. Geburtstag des Professors *Géza Bárczi*, am 9. 1. 1964 (vgl. ALH. XIV, 350). Prof. G. Bárczi ist in Ungarn sowie im Ausland einer der bekanntesten Vertreter der ungarischen Sprachwissenschaft. Sein Interesse richtete sich anfangs auf die Erforschung der ungarisch-französischen Beziehungen: aus diesem Problembereich veröffentlichte er zwischen 1923 und 1938 zahlreiche Aufsätze und Studien in ungarischer und in französischer Sprache. Eine Zusammenfassung seiner diesbezüglichen Studien bot er im Werk *A magyar nyelv francia jövevényszavai* [= Die französischen Lehnwörter der ungarischen Sprache] (Budapest, 1938). Noch immer unersetzlich ist sein Ungarisches Etymologisches Wörterbuch (*Magyar szófajti szótár*, Budapest, 1941), das in beispielhaft kurz gefaßten, aber trotzdem außerordentlich informativen Wortartikeln Geschichte und Ursprung des ungarischen Wortschatzes erhellt. Bereits diese Arbeit zeugte davon, daß Bárczi in erster Linie kein Romanist, sondern ungarischer Sprachwissenschaftler ist, der über alle Kenntnisse verfügt, die zur Erschließung der ungarischen Sprachgeschichte erforderlich sind. Einen Beweis dafür lieferte er mit den Arbeiten, die aus seiner Lehrtätigkeit an der Universität hervorgingen und die Hauptfragen der ungarischen Sprachgeschichte behandeln. Bahnbrechend war seine Arbeit über das ungarische Argot, noch bedeutender waren aber seine Ansätze zu der ungarischen historischen Mundartforschung, seine prinzipiellen und methodologischen Fragestellungen zu dieser Disziplin sowie die Ausarbeitung gewisser konkreter Einzelfragen. Abgesehen davon hatte er eine wichtige Rolle in der Belebung der ungarischen Mundartforschung. Es genügt, wenn man diesbezüglich auf seine Bemühungen um die Schaffung eines Ungarischen Sprachatlas und des Neuen Ungarischen Mundartwörterbuchs verweist.

Zu seinem 70. Geburtstag wurde ihm von der Regierung der Orden für Arbeit in Gold verliehen, bzw. an der Akademie der Wissenschaften eine Festschrift überreicht (*Tanulmányok a magyar nyelv életrajza köréből* [= Untersuchungen zum Stand und zur Geschichte der ungarischen Sprache]; vgl. ALH. XIV, 350; ALH. XV, 174 und unten). Die Ungarische Gesellschaft für Sprachwissenschaft begrüßte ihren Vorsitzenden in einer Festsitzung am 9. 1. 1964. Die Festrede hielt D. Pais (erschienen: MNy. LX, 129–36), L. Benkő (Budapest) sprach über die Periodisierung der ungarischen Sprachgeschichte (erschienen: MNy. LX, 137–45). Die Philosophische Fakultät der Universität Debrecin, der Prof. Bárczi als Ordinarius 1941–1952 angehörte, gab ihm zu Ehren am 13. 2. 1964 einen Empfang, am 14. 2. hielt die Debreciner Zweigstelle der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft eine Festsitzung mit drei Vorträgen: Sulán, B.: Das älteste ungarische Lehnwort des polnischen Wortschatzes (erschienen in: MNy. LX, 423–7); B.-Lőrinczy, Eva: Vorarbeiten zur Redaktion des Neuen Ungarischen Dialektwörterbuchs (erschienen in: Nyr. LXXXVIII, 302–5); Jakab, L.: Das Moduszeichen der ungarischen Befehlsform (erschienen in: MNy. X, 37–49). Vgl. noch Papp, L. (Nyr. LXXXVIII, 5–7), Kálmán, B. (MNy. X, 3–6).

Am 16. 3. 1964 feierte *J. B. Nagy* seinen 80. Geburtstag, der sein langes Leben im Dienste der ungarischen Sprachkultur verbrachte, und noch immer in voller geistiger Frische arbeitet, wie das auch aus meinen bereits erschiene-

nen Chroniken hervorgeht. Sein Arbeitsgebiet umfaßt die ungarische Grammatik, den Unterricht der ungarischen Grammatik, die Sprachpflege und die Rechtschreibung. Der Minister für Bildungswesen verlieh ihm zu seinem 80. Geburtstag für seine langjährige Tätigkeit die Auszeichnung „Verdienter Lehrer“ (Nyr. LXXXVIII, 83), vgl. noch die Begrüßungsworte von L. Lőrincze (MNY. LX, 249–50) und M. Kovalovszky (Nyr. LXXXVIII, 1–4).

Ebenfalls seinen 80. Geburtstag feierte am 10. 12. 1964 *David Fokos-Fuchs*, zu dessen Ehren die orientalistische, die ungarische und die finnisch-ugrische Sektion der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft eine gemeinsame Festsitzung hielten. Alle drei Sektionen können David Fokos-Fuchs für sich beanspruchen, weil er in der Orientalistik, in der Finnougristik und in der ungarischen Sprachwissenschaft gleichermaßen Bleibendes schuf. Am bedeutendsten ist aber dennoch seine Forschungsarbeit in der Finnougristik. An der Festsitzung würdigte Gy. Lakó die lebenswürdige Persönlichkeit, tiefe Menschlichkeit und bedeutende wissenschaftliche Leistung des Gefeierten. Vgl. noch N.-Sebestyén, Irene: NyK. LXVI, 429–31.

Von den Nekrologen über Gelehrte, die im Jahre 1963 verstarben, erwähne ich: die Rede von Stefan Knieszsa beim Begräbnis von *Johann Melich* (MNY. LX, 1–3, vgl. Jolán Berrárs Nachruf in ALH. XV, 135), Rózsa T. Lovas (NyK. LXVI, 157–60) über Johann Melich. Über A. Klemm schrieben L. Péter (MNY. LX, 381–2), B. Rónai (Nyr. LXXXVIII, 82–3) und M. Temesi (NyK. LXVI, 160–2; vgl. ALH. XV, 143).

Am 10. 4. 1964 starb *Edmund (Ödön) Beke* in seinem 81. Lebensjahr. Nachrufe: Sz.-Kispál, Magdolna: MNY. LX, 380–1; Benkő, L. (Budapest): Nyr. LXXXVIII, 91–2; Lakó, Gy.: NyK. LXVI, 162–5 und MTud. IX, 556–60.

Am 1. 11. 1964 starb *László Bóka* (geb. 19. 6. 1910). Er war Schüler von Z. Gombocz, veröffentlichte jedoch wenige sprachwissenschaftliche Arbeiten. Er war in erster Linie Literaturhistoriker, Schriftsteller und Dichter. Der Sprachwissenschaft wurde er aber nie untreu. Durch freundschaftliche Beziehungen, als Staatssekretär des Unterrichtsministeriums, dann als Sekretär der Klasse für Sprache und Literatur an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften war er mit den Sprachwissenschaftlern, ihren wissenschaftlichen und persönlichen Problemen stets vertraut. Sein früher Tod wird aufrichtig bedauert (vgl. Kovalovszky, M.: Nyr. LXXXVIII, 500–1).

III. Überblick über das ungarländische sprachwissenschaftliche Schrifttum in ungarischer Sprache

1. Einzelwerke

1. Bevor ich auf die Besprechung der im Jahre 1964 erschienenen Einzelwerke eingehe, möchte ich erwähnen, daß die Besprechungen sehr oft nicht im Erscheinungsjahr der Werke veröffentlicht werden. Im Jahre 1964 erschienen z. B. Rezensionen über Werke, die im Jahre 1962, ja sogar im Jahre 1961 erschienen sind (vgl. Fónagy, I.: NyK. LXVI, 217–22). Selbstverständlich kann man im Jahrgang 1964 der ungarischen Zeitschriften auch manche

Rezensionen über Werke mit dem Erscheinungsjahr 1963 lesen, über die ich in der Chronik des vorigen Jahres bereits berichtet habe (ALH. XIV, 351–4).

Wie im vorigen Jahr, bespreche ich auch jetzt zuerst die Sammelbände.

Nyelvművelő levelek [= Briefe über Sprachpflege]. Aus dem Briefkasten des Instituts für Sprachwissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Unter Anleitung von L. Lőrincze, hrg. von G. Ferenczy und Éva Ruzsiczky. Gondolat Kiadó, Budapest 1964, XXIV, 407 S. — Der Band ist für die Sprachwissenschaft nicht deshalb von Interesse, weil darin Sprachwissenschaftler — in erster Linie Mitarbeiter des Instituts — zur Sprachpflege Stellung nehmen, sondern wegen der Fragen, die vom Publikum gestellt werden. Der Band enthält nämlich nicht fiktive Briefe, sondern Antworten auf Fragen, die vom Publikum an den Sprachpflegedienst des Instituts gestellt und hier in einer Auswahl geboten werden. Im Archiv des Instituts sammelte sich in den vergangenen zehn Jahren ein umfangreiches Material an, dessen Bearbeitung sowohl in sprachwissenschaftlicher als auch in soziologischer Hinsicht ein überzeugendes und verlässliches Bild der Sprachkultur der ungarischen Gesellschaft bieten könnte. Im Vorwort (S. II) wird auf eine solche Bearbeitung Anspielung gemacht, ob jedoch diese Bearbeitung zustandekommt, läßt sich vorläufig nicht entscheiden.

Tanulmányok a magyar nyelv életrajza köréből [= Untersuchungen zum Stand und zur Geschichte der ungarischen Sprache]. Unter Mitwirkung von L. Ligeti und D. Pais hrg. von L. Benkő. NytudÉrt. Bd. 40. Akadémiai Kiadó, Budapest 1963 (auf der Umschlagseite: 1964), 383 S. + 5 Beilagen. Festschrift zum 70. Geburtstag von Géza Bárczi. — Rezensionen: B. Lőrinczy, Éva: Nyr. LXXXVIII, 478–80; Horváth, Maria: ALH. XV, 174–9.

2. Nachstehend führe ich in alphabetischer Reihenfolge der Verfasser die sprachwissenschaftlichen Einzelwerke an:

Antal, L.: *A formális nyelvi elemzés* [= Die formale Sprachanalyse]. Gondolat Kiadó, Budapest 1964, 231 S. — Nach der Erklärung der Grundbegriffe der deskriptiven Linguistik behandelt der Verfasser einige Fragen des Strukturalismus, näher der formalen Analyse. Der Verfasser ist ein Anhänger von Harris.

D.-Bartha, Katalin: *Tővégi magánhangzóink története a XVI. század közepéig* [= Geschichte der ungarischen stammesauslautenden Vokale bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts]. NytudÉrt. Bd. 42. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 107 S. — Die Hauptabschnitte der Arbeit behandeln die stammesauslautenden Vokale im Altungarischen und in der Sprache der frühen Kodizes. Die Verfasserin bewältigt ein großes sprachgeschichtliches Material. Die Ergebnisse werden auf S. 104–7 zusammengefaßt. Sie betont, daß auch das bearbeitete große Material die Erhellung einer jeden Einzelheit nicht ermöglicht. Nicht nur für die Beurteilung der sprachgeschichtlichen Entwicklung, sondern auch für die des heutigen ungarischen Sprachzustandes ist die Feststellung von Wichtigkeit, daß im Ungarischen der Stammesauslaut der mehrsilbigen Nennwörter des polymorphen Typus, d. h. der größten Nominalgruppe fast ausnahmslos ein geschlossener Vokal ist (*asztal*: *asztalok*, *asztalos* 'Tisch: Tische, Tischler' usw.), weiterhin, daß der heute noch offene Stammesauslaut (z. B. *úr*: *urat* 'der Herr: den Herren'; *híd*: *hidat* 'die Brücke', Nom. und Akk.) einen ursprünglichen offenen Vokal des Stammesauslauts bewahrt.

Grétsy, L.: *Szaknyelvi kalauz* [= Berufssprachlicher Führer]. Közgazdasági és Jogi Könyvkiadó, Budapest 1964, 373 S. — Der Verfasser untersucht in unterhaltender Weise, auf Grund eines sehr reichen berufssprachlichen Materials und mit guter wissenschaftlicher Fundierung jene Fragen der Terminologie und der Sprachpflege, denen der Leser während seiner alltäglichen Arbeit, der Ausübung seines Berufs oder seiner wissenschaftlichen Tätigkeit begegnen kann. Die gut gewählten Beispiele, abgewogenen praktischen Ratschläge verhelfen dem Leser zur besseren Orientierung in den verschiedenen Berufssprachen.

Ila, B. — Kovacsics, J.: *Veszprém megye helytörténeti lexikona* [= Ortsgeschichtliches Lexikon des Wesprimer Komitats]. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 438 (+26) S. Mit einer russischen, deutschen und englischen Zusammenfassung: Энциклопедия населенных мест комитата Веспрем с 1527 до 1960 г.: 417–9; Ortsgeschichtliches Lexikon des Komitats Veszprém 1527–1960: 420–2; Encyclopaedia of Local History of Veszprém County 1527–1960: 423–5. — Der Band ist für die Namenforscher eine wertvolle Fundgrube, weil hier alte Belege, sowie die Etymologie der Ortsnamen geboten werden. Die Zusammenstellung der Etymologien besorgte S. Mikesy hauptsächlich auf Grund der bisherigen Literatur.

Imre, S.: *A magyar huszita helyesírás néhány kérdése* [= Einige Fragen der ungarischen hussitischen Orthographie]. NytudÉrt. Bd. 43. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 60 (+4) S. — Die sorgfältig durchgeführte statistische Untersuchung sucht auf die Frage eine Antwort, ob auf Grund der Rechtschreibung der ersten Hand des Wiener Kodex bzw. der weiteren Hände der hussitischen Bibelübersetzung (Wiener K. 2. Hand, Münchener K. 1. H., Wiener K. 3. H., Münchener K. 2. H.) im Gebrauch der Zeichen *e:ē* eine gewisse Systemhaftigkeit festzustellen ist; weiterhin in welchem Maße die Unterscheidung der Phoneme *e, é, ē* folgerichtig ist. Außer zahlreichen philologischen, linguistischen, orthographischen Einzelergebnissen hebt der Verfasser folgende wichtigere Feststellungen hervor: Die Schöpfer der Orthographie der hussitischen Bibelübersetzung verwendeten das Zeichen *e* für die Phoneme *e, é* in Wörtern, die seinerzeit in der sog. *ö*-Mundart bzw. *i*-Mundart keine Variante hatten. Das Zeichen *ē* hingegen in Wörtern, die eine solche Variante hatten.

Karinthy, F.: *Nyelvelés* [= Sprachplauderei]. Gondolat Kiadó, Budapest 1964, 181 S. — Der Schriftsteller Ferenc Karinthy, Sohn des Schriftstellers Frigyes Karinthy legt hier eine Sammlung seiner Artikel vor, die unter dem gleichen Titel im Jahre 1963 in der Tageszeitung *Magyar Nemzet* [= Ungarische Nation] erschienen sind. Der Verfasser promovierte seinerzeit über die italienischen Lehnwörter der ungarischen Sprache (*Olasz jövevényszavaink*. MNyTK. Bd. 73. Budapest, 1947, 47 S.). Der jetzt erschienene Band kann auch als Frucht des Heimwehs nach der verlassenen Wissenschaft, aber auch des sprachwissenschaftlichen Interesses des großen Publikums betrachtet werden.

Kovács, F.: *A magyar jogi terminológia kialakulása* [= Entstehung der ungarischen rechtswissenschaftlichen Terminologie]. Nyelvészeti Tanulmányok = Sprachwissenschaftliche Abhandlungen Bd. 6. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 206 S. — Der Verfasser untersucht die historischen Umstände, unter welchen Entstehung und Entfaltung der ungarischen rechtswissenschaftlichen Terminologie vor sich gingen, behandelt ausführlich die Problematik und die Ursachen der lateinisch-ungarischen Zweisprachigkeit. Letzten Endes stellt

er fest, daß die ungarische rechtswissenschaftliche Terminologie nicht im 16. Jahrhundert entstand, sondern sich gleichzeitig mit dem ungarischen Rechtssystem entwickelte, was auch mit anderwärtigem Material erhärtet werden kann.

Papp, F.: *Matematikai nyelvészet és gépi fordítás a Szovjetunióban* [= Mathematische Linguistik und Maschinenübersetzung in der Sowjetunion]. Országos Műszaki Könyvtár és Dokumentációs Központ. Időszervi Műszaki Dokumentációs Kérdések 6. Budapest 1964, 222 S. Vervielfältige Publikation mit einer Bibliographie auf S. 89–122. Als Anhang wurde in ungarischer Übersetzung von S. Petőfi eine Abhandlung der sowjetischen Forscherin O. S. Kulagina (*A nyelv egy halmazelméleti modelljéről* [= Über ein mengentheoretisches Modell der Sprache]) abgedruckt.

Papp, L.: *Magyar nyelvű levelek és okiratok formái a XVI. században* [= Die Formeln in ungarischen Briefen und Urkunden des 16. Jahrhunderts]. NytudÉrt. Bd. 44. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 78 S. — Der Verfasser zugleich Verfasser dieser Chronik — untersuchte die in ungarischer Sprache abgefaßte, aber nicht belletristisch ausgerichtete Schreibe des 16. Jahrhunderts in der Hinsicht, wie weit der Gebrauch gewisser Formeln darin einheitlich ist. Kann die Einheitlichkeit, die in der Lautung, gewissermaßen auch in der Lautbezeichnung zu beobachten war, auch im Gebrauch der Formeln und Fachausdrücke nachgewiesen werden? Was ist das Verhältnis und die gegenseitige Wirkung der ungarischen und der lateinischen Sprache in den Formeln und in den Fachausdrücken? Die quantitative und die qualitative Untersuchungen ergaben keine Einheitlichkeit in dem Maße, wie das in der Lautung festgestellt werden konnte. Eben die statistischen Ergebnisse beweisen, daß das Ungarische mit dem Lateinischen noch nicht gleichrangig ist, das Lateinische hat noch immer größeres Ansehen. Dieses Ansehen des Lateinischen ist verantwortlich dafür, daß das Ungarische in keiner Gattung (Briefe, Testamente, Prozeßakten, andere juristische Schriften) vorherrschend werden konnte, obwohl die Möglichkeit dazu bestand: es gibt keine Formel, die in der untersuchten Zeit keine ungarische Entsprechung hätte. Die Struktur der ungarischen Formeln weist in vielen Fällen sogar ein Bestreben zur Unabhängigkeit von dem lateinischen Vorbild auf. In manchen Fällen wirkt die ungarische Formel auf die Entstehung einer lateinischen Formel, andererseits kann die ungarische Formel auch eine wortgetreue Übersetzung der lateinischen sein.

Schram, F.: *1710–1819 közti körözőlevelek nyelvi és néprajzi adatai* [= Sprachliches und Volkskundliches aus den Steckbriefen von 1780–1819]. MNyT. Bd. 108. Im Selbstverlag der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft. Budapest 1964. Eine nützliche Belegsammlung, besonders für den Wortschatz der Trachtengeschichte und der Personenbeschreibung.

Szabó, T. A. (Klausenburg/Cluj (Hrg.): *Gáspár János tájszógyűjteményei 1838–1845* [= Die mundartlichen Wörterverzeichnisse von Johann Gáspár 1838–1845]. MNyTK. Bd. 107. Im Selbstverlag der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft. Budapest 1964, 37 S. Eine mustergültige Publikation mit einer kurzen Einleitung.

Takács, L.: *A dohánytermesztés Magyarországon*. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 463 S. Mit einer deutschen Zusammenfassung: Der Tabakbau in Ungarn, S. 459–63). . . Eine auf Grund bislang unbenützter Archivalien geschriebene volkskundliche Monographie. Die terminologischen Belege sind für wortgeschichtliche Untersuchungen sehr wertvoll.

Török, G.: *A Börzsöny-vidék nyelvjárástörténetének települési háttere* [= Der siedlungsgeschichtliche Hintergrund zur Mundartgeschichte der Pilsner Gegend]. NytudÉrt. Bd. 45. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 70 S., 15 Kten und Faksimile eines Sprachdenkmals aus Nagyoroszi aus dem Jahre 1697. — Die Abhandlung ist eigentlich die Einleitung zu einer größeren Arbeit. Nur das Kapitel „Einige lautliche Erscheinungen in siedlungsgeschichtlicher Beleuchtung“ (S. 50–8) behandelt sprachliche Fragen.

3. Etwas ausführlicher möchte ich das Werk besprechen, dessen Entstehen der Opferbereitschaft des Komitats Sala/Zala zu verdanken ist, wie es oben bereits erwähnt wurde (S. 380).

Zala megye földrajzi nevei [= Die geographischen Namen des Komitats Sala/Zala]. Im Verlag des Komitatsrates Sala/Zala. Zalaegerszeg 1964, 737 S. Unter Anleitung von J. Végh und F. Ördög gesammelt von Pädagogen und anderen freiwilligen Sammlern des Komitats Sala/Zala. Hrg. von I. L. Markó, F. Ördög, E. Kerecsényi, Redigiert von L. Papp und J. Végh. Mit einer deutschen (S. 21–4) und einer russischen (S. 25–9) Zusammenfassung.

Der Band enthält die geographischen Namen von den 260 Gemeinden des Komitats Sala/Zala, die Namen des inneren Gebietes und der Gemarkung, die heute gebräuchlichen oder bekannten bzw. die aus amtlichen Grundbüchern oder Straßenverzeichnissen gesammelten Namen jeder Gemeinde.

Außer dem amtlichen, in den Ortsnamenverzeichnissen aufgezählten Namen einer Gemeinde wird hier auch die lebendige mundartliche Bezeichnung, und zwar in der suffigierten Form auf die Fragen *wo?: woher?: wohin?* angeführt. Angeführt werden auch die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgten Ortsnamenveränderungen, die Größe der Gemarkung und die Zahl der Einwohner.

Das Komitat umfaßt 570.084 Katastraljoch. Von diesem Gebiet wurden die Namen von 22.274 geographischen Punkten bzw. Gegenden aufgezeichnet. Außer der großen Zahl der Belege sind für die Bearbeitung des Materials besonders die Verlässlichkeit und Genauigkeit der Aufzeichnung von Bedeutung. Die Benützung wird durch ein 119 Seiten starkes Register erleichtert.

Über das Namenmaterial selbst kann ich hier wenig sagen. Die Belege umfassen ein Jahrtausend, beginnend mit dem Flußnamen *Zala ~ Szala* 'Sala', abschließend mit den Namen, die nach 1945 entstanden sind.

Die vielseitige Verwendung des Namenmaterials wird durch geographische Karten erleichtert, die die Lokalisierung der Namen ermöglichen.

Das Erscheinen des Bandes sowie die mit dem Zustandekommen der Arbeit verbundene organisatorische und Sammelarbeit haben eine sowohl wissenschaftliche als auch wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. In wissenschaftlicher Hinsicht liegt diese Bedeutung in der verlässlichen und genauen Belegsammlung, in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht aber in der beispielhaften Tat des Komitats Sala/Zala, die hoffentlich auch andere Komitate anregen wird. Das bahnbrechende Verdienst gebührt jedenfalls diesem Komitat. Darüber hinaus darf man vom Band auch die Belegung der namenkundlichen Untersuchungen erwarten.

Abschließend muß ich noch eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der ungarischen Literatur erwähnen, ein unentbehrliches Handbuch für jeden ungarischen Sprachhistoriker und ungarischen Stilforscher:

A magyar irodalom története [= Geschichte der ungarischen Literatur]. Ausgearbeitet im Institut für Literaturgeschichte an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Redigiert von I. Sötér. Bd. I. *Geschichte der ungarischen Literatur bis 1600*. Redigiert von T. Klaniczay. Verfaßt von R. Gerézdi, T. Klaniczay, S. V. Kovács, A. Pirnát, B. Stoll, B. Varjas. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 567 S. — Bd. II. *Geschichte der ungarischen Literatur von 1600 bis 1772*. Redigiert von T. Klaniczay. Verfaßt von I. Bán, L. Hopp, T. Klaniczay, A. Pirnát, B. Stoll, A. Tarnai, I. Varga. Akadémiai Kiadó, Budapest 1964, 648 S. — Die weiteren Bände sind in Vorbereitung. In meiner nächsten Chronik kann ich wahrscheinlich bereits über das Erscheinen des ganzen Werkes berichten.

2. Überblick über die Veröffentlichungen in Zeitschriften und Jahrbüchern

A) Allgemeine Sprachwissenschaft

Über die Literatur der linguistischen Beziehungen der Mathematik stellten J. Dénes und Gy. Hazai eine aus 677 + 9 Nummern bestehende Bibliographie zusammen, die auch mit einem Sachregister versehen wurde (I. OK. XXI, 329–59).

T. A. Sebeok untersucht in einer Studie (*Kódolás a jelező viselkedés fejlődésében* [= Das Koden in der Entwicklung der Signalisierung. Ny. K. LXVI, 285–98; Bibliographie 298–302] die zwei Unterschiede, die zwischen der menschlichen Rede und der Mitteilungen der Tiere bestehen: 1. Die verschiedenen Informationstypen, die von jedem Lebewesen mitgeteilt werden können; 2. die verschiedene Methode des Kodens (vgl. auch *Coding in the Evolution of Signalling Behavior*: Behavioral Science IX (1962), 430–42). — Éva Szántó ergänzt die Abhandlung von N. J. Dukel'skij über die Prinzipien der Segmentierung der Rede (Принципы сегментации речевого потока. Москва – Ленинград, 1952; NyK. LXVI, 151–5). — I. Fónagy schreibt (NyK. LXVI, 315–30; Bibliographie: 330) über die Grundsätze der dynamischen Deskription der Rede im Zusammenhang mit folgenden Fragen: 1. Umwälzende Veränderungen in der Behandlung der Phonetik; 2. Auswirkungen der Lautveränderungen in der Synchronie; 3. Dynamik des Lautes: Wechsel und Veränderung; 4. Bewegung der prosodischen Faktoren; 5. Dynamische Erklärung für Morpheme und Strukturen: Wechsel und Veränderung.

Melánia Mikes berichtet (NyK. LXVI, 421–4) über die Entstehung der Phoneme *p*, *b*, *t*, *d* in der Kindersprache auf Grund ihrer Beobachtungen an zwei Mädchen (geb. am 6. 3. 1958 bzw. am 26. 9. 1961). — J. Gulya untersucht die Möglichkeit der Verwendung der mathematisch-statistischen Methode bei der Feststellung der Lautveränderungen (NyK. LXVI, 303–14). Die Ergebnisse sind nicht beruhigend.

Die Abhandlung von L. Grétsy über die Psychologie des Wortverwechsellns (MNY. LX, 321–31) knüpft teils an die Arbeit von S. Hernádi über die Psychologie der Fehler (vgl. ALH. XIV, 365) an, teils behandelt sie spezielle Fragen der Wortverwechslung.

Eine in der ungarischen sprachwissenschaftlichen Literatur bislang unbekannte Frage schneidet L. Kiss an (*Kísérletek etimológiai képletek felállítására* [= Versuche zur Aufstellung etymologischer Formeln.]. MNY. LX, 314–21).

Er bespricht die etymologischen Modelle von Alan S. C. Ross, von Eric P. Hamp und J. B. Rudnyekyj, und stellt fest, daß eine Formel höchstens das zur Etymologie verwendete Belegmaterial in Symbole zusammenfaßt, die intellektuelle Leistung des Etymologen, die Vielseitigkeit und die Reife seines Wissens, den Reichtum seiner Phantasie, die Sicherheit seines kritischen Sinnes dagegen nicht beurteilen kann. Die beste Gewähr für eine gute Etymologie ist eben ein Forscher, der diese Eigenschaften besitzt. Ungelöst ist die Frage, wie man den Wahrscheinlichkeitswert der einzelnen Lösungsversuche andeuten soll, obwohl dieser Unsicherheits-Koeffizient bei zahlreichen etymologischen Wortartikeln auftritt.

Hier muß ich den Aufsatz von L. Antal (*A magyar jelző három különböző nyelvtani koncepció fényében* [= Das ungarische Attribut in der Beleuchtung von drei verschiedenen grammatischen Konzeptionen]. MNy. LX, 61–8) erwähnen, obwohl hier eine Frage der ungarischen Grammatik behandelt wird. Antal kritisiert die Verfasser der von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Beschreibenden Grammatik des Ungarischen wegen ihrer Definition des Attributs. Der zweitausendjährige Irrtum der traditionellen Grammatik, daß nämlich das Attribut die Bedeutung des bezeichneten Wortes modifiziere, geht nach Antal darauf zurück, daß man bis zur letzten Zeit beim sprachlichen Zeichen dessen Bedeutung mit dem Denotatum verwechselte. Für einen der größten Irrtümer der Grammatik der Akademie hält er die Lehre von der Apposition. Auf Antals Aufsatz antworteten J. Tompa (MNy. LX, 428–32) und S. Imre (MNy. LX, 433–40).

L. Elekfi (*Az aktuális mondattagolás egyik alapformája a magyarban* [= Eine Grundform der aktuellen Satzgliederung im Ungarischen.] NyK. LXVI, 331–68; Literatur: 369–70) untersucht die intellektuelle Grundstruktur des ungarischen Satzes; Beispiele aus anderen Sprachen werden nur als Parallele oder zum Vergleich angeführt, damit die Untersuchung auch für die Übersetzungstheorie verwendbar werde. – S. Károly behandelt die Satztypen unter dem Blickwinkel der Funktion und der Form (NyK. LXVI, 67–88).

Hier muß ich eine Abhandlung von L. Benkő (Szegedin) über die stilistische Wertung der Wörter (NyK. LXVI, 141–50) sowie die Ausführungen von E. Bojtár über einige Fragen der Entstehung osteuropäischer Literatursprachen in der Neuzeit (MNy. LX, 332–44) erwähnen. Bojtár beschäftigt sich mit den Entstehungsfragen der polnischen, der tschechischen, der ungarischen und der russischen Literatursprache.

B) Ungarische Sprachwissenschaft

1. Phonetische Fragen kommen zu Wort bei O. A. Vértés (*A nyelv szélességének változása magánhangzóink képzésekor* [= Veränderung der Zungenbreite bei der Bildung ungarischer Vokale]. NyK. LXVI, 415–6) und bei Klára Magdics (*A magyar érzelmi hanglegjtésformák akusztikájához* [= Zur Akustik der affektvollen ungarischen Sprechmelodie]. NyK. LXVI, 417–20). In größerer Zahl werden jedoch lautgeschichtliche Fragen behandelt, in manchen Fällen auch in etymologischen Artikeln. T. Mikola untersucht die velarisierende Wirkung der palato-velaren Konsonanten *k*, *γ* und *η* im Urungarischen (Népr. és Nytud. VIII, 23–31; mit deutscher Zusammenfassung). O. A. Vértés berichtet über einige frühe Beispiele für die Affrikate *ž* (MNy. LX, 471), J. Implom (MNy. LX, 92–4) und F. Sima (MNy. LX, 441–6) nehmen zur Frage

der Denasalisierung im Ungarischen Stellung. – St. Kniezsa stellt über das stammesauslautende *-u* des ungarischen Wortes *falv* 'Dorf' fest, daß die einschlägigen Ausführungen von G. Mészöly nicht stichhältig sind (MNY. LX, 468–70; vgl. Papp, I.: MNY. LIX, 393–404 und ALH. XIV, 357); in einer anderen Abhandlung (MNY. LX, 310–4) behandelt er im Zusammenhang mit dem Ursprung des ung. *irha* 'gegerbtes Fell' die auslautenden Vokale der deutschen Lehnwörter des Ungarischen; dann setzt er die Untersuchung der Vokalquantität in den slawischen Lehnwörtern des Ungarischen fort (NyK. LXVI, 59–65; vgl. NyK. LXV, 77–101 und ALH. XIV, 357). Hier behandelt er die ungarischen Entsprechungen des slaw. *i*, *u* und *y*. Zum vorher erschienenen Teil nimmt E. Moór Stellung (*Szláv jövevényszavaink kvantitási anomáliái* [= Anomalien in der Vokalquantität der slawischen Lehnwörter des Ungarischen]. NyK. LXVI, 43–57). Phonetische und morphologische Fragen werden behandelt bei L. Papp (MNY. X, 7–35; Zusammenfassung: Лингвостатистические исследования, S. 36) auf Grund der Methode, die er bereits in seiner Arbeit *Nyelvjárástörténeti és nyelvi statisztika* [= Mundartgeschichte und Sprachstatistik], vgl. ALH. XIV, 353) entwickelt hatte. Auf Grund statistischer Bearbeitung schildert Györgyi G. Varga die aus Konsonantenwechsel entstandenen Dubletten in der Budapester Umgangssprache (Nyr. LXXXVIII, 398–412). – Aus einer Mitteilung von Z. Selli erfahren wir, daß im Jahre 1962 als Anhang zur ungarischen Sprachlehre der Grundschule ein Tonband (zusammengestellt von A. Szende) herausgegeben wurde (Nyr. LXXXVIII, 41–5).

2. Sehr gering war die Zahl der morphologischen Abhandlungen. F. Nagy schrieb auf Grund einer statistischen Bearbeitung des ÉrtSz. (vgl. ALH. XIII, 352) über die Frequenz der ungarischen denominalen Suffixe (MNY. LX, 201–3); J. Tompa faßte grammatische und didaktische Probleme zusammen (*Ragozástanunk vitatott kérdései és nyelvtani oktatásunk* [= Umstrittene Fragen der ungarischen Flexionslehre und der ungarische Grammatikunterricht]. Nyr. LXXXVIII, 439–49). E. Rácz untersuchte die Frage der Suffixabstreifung (Nyr. LXXXVIII, 106–10), womit sich im vorigen Jahr in einer etwas anderen Beziehung auch J. Prohászka (vgl. ALH. XIV, 364) beschäftigt hatte; A. O. Vértés (*Pejoratív értelmű mellékneveinkről* [= Ungarische Adjektiva mit pejorativem Sinn]. NyK. LXVI, 407–14) befaßte sich u. a. mit der Entstehung des Adverbialsuffixes *-ul*, *-ül* (vgl. auch Kálmán, B.: Nyr. LXXXVIII, 174–81 und ALH. XIV, 358); S. Kniezsa äußerte sich über die Geschichte der ungarischen Verben auf *-ll* (zum größten Teil Ableitungen) und untersuchte auch die orthographischen Beziehungen der Frage (Nyr. LXXXVIII, 376–81).

3. Kaum etwas größer ist die Zahl der syntaktischen Abhandlungen. – Sprachhistorisches enthält ein Aufsatz von Erzsébet E. Abaffy (*Mondattani problémák a XVI. században* [= Syntaktische Probleme im 16. Jahrhundert]. MNY. LX, 155–61), und zwar über die Kongruenz des Attributs und des bezeichneten Wortes im 16. Jahrhundert: die nach bestimmten Zahlwörtern stehende Mehrzahl sei ein Latinismus, während die Mehrzahl nach unbestimmten Zahlwörtern als binnenungarische Entwicklung zu werten ist. Mehr theoretischen Charakters ist die Abhandlung von S. Károly (*Az alany és az állítmány elemzése* [= Die Analyse des Subjekts und des Prädikats]. Nyr. LXXXVIII,

158–68); F. Bodnár schreibt über die grammatische Analyse des identifizierenden Satzes im Ungarischen (Népr. és Nytud. VIII, 49–56; mit einer deutschen Zusammenfassung; vgl. auch J. Tompa: MNy. LIX, 322–33 und ALH. XIV, 358). F. Papp untersucht einige Besonderheiten des ungarischen Syntagmensystems (NyK. LXVI, 129–39). E. Rácz beschäftigt sich mit der Kongruenz der Partizipialkonstruktionen und der Personalformen des Prädikats (Népr. és Nytud. VIII, 33–9; Zusammenfassung: Notizen zu der ungarischen Satzbildung); J. Tompa analysiert einige problematische Sätze (Nyr. LXXXVIII, 155–7). – Teréz Kollányi behauptet, daß die Sprachpflege die mit *ami* 'was' eingeführten Relativsätze an ihrer Stelle, mit ihrem eigenartigen stilistischen Wert anerkennen müsse (Nyr. LXXXVIII, 17–21). Vgl. dazu die Antworten von B. J. Nagy (Nyr. LXXXVIII, 412–5) und von E. Rácz (Nyr. LXXXVIII, 415–8).

4. Am reichsten ist die lexikologische, die etymologische sowie die wortgeschichtliche Literatur vertreten.

Den ganzen ungarischen Wortschatz, besonders den der Umgangssprache berücksichtigen der methodologische Bericht von F. Papp über die Bearbeitung des ungarischen Wortschatzes mit Lochkartenmaschinen (Nyr. LXXXVIII, 457–64) sowie die Mitteilung von J. Juhász und I. Szőke über das Handwörterbuch der ungarischen Sprache (MNy. LX, 257–73, mit Probeartikeln; vgl. ALH. XIV, 345). G. O. Nagy berichtet über das ungarische Synonymenwörterbuch und druckt auch einige Probeartikel ab (MNy. LX, 16–31; vgl. ALH. XIV, 345). M. Móra (Nyr. LXXXVIII, 7–17) befaßt sich im Zusammenhang mit dem 1960 erschienenen Ungarisch-deutschen Rechts- und Staatsverwaltungswörterbuch (*Német–magyar jogi és államigazgatási szótár*. Red. von Dr. S. Karsay. Akadémiai Kiadó, Budapest. XVI + 552 S.) bzw. mit dem 1963 erschienenen ungarisch-deutschen Band (*Magyar–német jogi és államigazgatási szótár*. XVI + 526 S.) mit Fragen der ungarischen Rechtssprache.

Olga Penavin (Neusatz/Novi Sad) (*Kórógy nyelvében található szláv szavak*. Nyr. LXXXVIII, 450–6) stellt die slawischen Elemente im Wortschatz der zu Jugoslawien gehörenden ungarischen Gemeinde Kórógy zusammen. In methodologischer Hinsicht kann es bezweifelt werden, ob es richtig ist, die aus verschiedenen slawischen Sprachen stammenden Wörter der ungarischen Umgangssprache zusammen mit den aus dem Serbokroatischen entlehnten Mundartwörtern zu behandeln. – Über die ungarische Pennälersprache der Wojwodenschaft (Jugoslawien) schrieb L. Matijevics (Nyr. LXXXVIII, 295–9).

E. Moór beschäftigt sich im Zusammenhang mit den Benennungen für die Hausschädlinge (Flöhe, Wanzen, Raupen, Würmer, Ratten, Hamster) mit der Veränderung der Lebensform des ungarischen Volkes (Nyr. LXXXVIII, 22–9), in einer anderen Abhandlung mit den ungarischen Namen der Wochentage (Nyr. LXXXVIII, 188–96). – S. Bálint ergänzt die erwähnte Monographie von L. Takács über den Tabakbau Ungarns (*A szegedi táj dohánykultúrája* [= Die Tabakkultur der Szegediner Landschaft]. Népr. és Nytud. VIII, 7–21; wichtigere Literatur: 21–2; mit einer Zusammenfassung in deutscher Sprache). Bálint behandelt die Vergangenheit, die Arbeitstechnik und die folkloristischen Eigentümlichkeiten des Tabakbaus sowie die Glaubenswelt des Rauchens. Ebenfalls hauptsächlich Volkskundliches bietet Z. Ujváry (*A magyar agrár-*

ritusok zoomorf démonaihoz. In: Műveltség és Hagyomány [= Bildung und Überlieferung]. *Studia Ethnologica Hungariae et Centralis ac Orientalis Europae* VI, 129–47; Literatur: 147–50; Zusammenfassung: Zum Problem der zoomorphen Dämonen in den ungarischen Agrarriten 151–2). Die bearbeitete Terminologie, besonders die Wendung *medvét fog* 'es regnet auf die Bete hinter der Scheune oder auf die Schnitter vor dem Aufbau des Schobers' (wörtlich: 'einen Bären fangen') ist auch für die Sprachgeschichte von Belang.

J. Gulya äußert sich im Zusammenhang mit der Etymologie von ung. *boly* 'Haufen, bes. Ameisenhaufen' (und von ostj. V. *täyi* 'Ort, Stelle') über die sprachliche Abstraktion (NyK. LXVI, 379–84). Die vorgeschlagene Etymologie von ung. *boly* ist nicht überzeugend.

Geschichte bzw. Etymologie mehrerer Wörter werden behandelt von folgenden Verfassern: Bereczki, G. (NyK. LXVI, 117–21, 385–8); Erdélyi, I. (NyK. LXVI, 393–6); Gulya, J. (NyK. LXVI, 111–5); Hexendorf, Edit (MNy. LX, 47–61); Kiss, L. (*Az albánok elnevezései a magyarban* [= Die Benennungen der Albaner im Ungarischen]. MNy. LX, 472–5; Nyr. LXXXVIII, 471–6); Moór, E. (MNy. LX, 97–9; vgl. auch Pais, D., a. a. O., 128); Nyíri, A. (Népr. és Nytud. VIII, 59–63; mit deutscher Zusammenfassung, S. 63); Rédei, K. (NyK. LXVI, 103–9); Wacha, I. (Nyr. LXXXVIII, 465–70).

Je ein Wort steht im Mittelpunkt der Untersuchungen in folgenden Artikeln (in der alphabetischen Reihenfolge der behandelten Wörter):

ageb 'derber Fluch' (eigentlich: *agg eb* 'alter Hund'; Szabó, T. A.: MNy. LX, 496–9); *aszó* 'Tal, Niederung; Fluß, Bach' (Vértes, Edit: MNy. LX, 480–3); *barnasib* 'berittener städtischer Angestellter' (Szabó, T. A.: MNy. LX, 100–3); *bodon* ~ *bödön* 'Fäßchen, Tönnchen' (Kniezsa, St.: MNy. LX, 476–7); *cser* 'Zerreiche' (Reuter, C.: Nyr. LXXXVIII, 60–3, 198–200); *fánk pánkó* 'Pfannkuche' (Nagy, J.: MNy. LX, 352–5); *farazia* 'Mantel, Schaub' (Fehértói, Katalin–Kiss, L.: MNy. LX, 204–6); *gajdol* 'dudeln, jodeln, johlen' (Pais, D.: MNy. LX, 31–47); *granicsár* 'Grenzer' (Kiss, L.: MNy. LX, 96–7); *irha* 'gegerbtes Fell' (Kniezsa, St.: MNy. LX, 310–4); *káptalan* 'Domkapitel' und *konvent* 'Konvent' (Szabó, T. A.: MNy. LX, 355–7); *kukó* ~ *kukó* 'ungeschickter Mensch, Wastl' (Lőrincz, J.: MNy. LX, 206–7); *leány* 'Mädchen, Tochter' (Gulya, J.: MNy. LX, 94–6); *még hal* 'sterben' und *megdöglik* 'krepieren' (Szabó, T. A.: MNy. LX, 357–8); *négykézláb* 'auf allen vieren' (M.-Velenyák, Zsófia: NyK. LXVI, 125–6); *nyár* 'Sommer' (Nyíri, A.: MNy. LX, 414–23); *óperencia* 'sagenhaftes Meer' (Kunszercy, Gy.: MNy. LX, 348–9); *őrül* 'verrückt werden' (Lőrincz, J.: MNy. LX, 477–8; Pais, D., a. a. O., 480); *ős* 'Ahn, Urahn, Ur-' (Lőrincz, J.: NyK. LXVI, 127); *parányi* 'kleinwinzig' (Szabó, T. A.: MNy. LX, 103); *rozmár* 'Walroß, Seepferd' (Kiss, L.: Nyr. LXXXVIII, 320); *takar* 'bedecken, zudecken; einfahren, einführen, ernten' (Nyírkos, I.: MNy. LX, 162–7; Pais, D.: a. a. O., 207–8); *takaros* 'sauber, fesch' (Prohászka, J.: MNy. LX, 208–11); *tantusz* 'Telefonmünze' (Tompai, J.: Nyr. LXXXVIII, 201–3); *uborka* 'Gurke' (Moór, E.: MNy. LX, 478–80); *véd* 'beschützen, verteidigen' (Rédei, K.: MNy. LX, 99–100).

Wertvolle wortgeschichtliche Belege sind zu finden bei Implom, J. (MNy. LX, 217–31, 364–75, 487–96) und Zsoldos, J. (MNy. LX, 107–18; Nyr. LXXXVIII, 55–60, 206–10, 321–4).

An der Spitze der Literatur über stehende Redewendungen muß ich einen Aufsatz von G. O. Nagy (*Egy új magyar szólás- és közmondásgyűjtemény*)

ménnyről [= Über eine neue ungarische Sammlung von Redewendungen und Sprichwörtern]. Nyr. LXXXVIII, 306–12) erwähnen. G. O. Nagy ist der beste Kenner der ungarischen Redewendungen- und Sprichwörterforschung, der ungarischen Parömiologie, und auf diesem Gebiet Initiator der sprachlichen Untersuchungen, bedeutender Erforscher der ungarischen phrasologischen Einheiten. Er stellte eine große Sammlung von Redewendungen und Sprichwörtern zusammen, die voraussichtlich 1965 oder 1966 erscheinen wird. Im angeführten Aufsatz summiert er die prinzipiellen Ergebnisse seiner zehnjährigen Arbeit. – S. Bálint erklärt die Szegediner Wendung *módi ez is, mint Komáromba a félszöm* 'es ist eine Modeerscheinung', wörtlich: 'auch das ist eine Mode wie das halbe Auge in Komorn' und stellt fest, daß *félszöm*, *láncfélszöm* in der Sprache der Szegediner Fischer einen Ring bedeutete, den man öffnen kann, dessen Gebrauch sie wohl von den Komorner Schiffern erlernt hatten. Die Redewendung hatte also ursprünglich überhaupt keinen scherzhaften Sinn wie heute (Nyr. LXXXVIII, 324–5). Mária K. Reményi bringt eine bulgarische Parallele zur Redewendung *a nyelve hegyén van a lelke* 'er pfeift auf dem letzten Loch' (wörtlich: 'die Seele sitzt ihm auf der Zungenspitze'): MNy. LX, 211–3, vgl. auch ALH. XIV, 361. T. A. Szabó erklärt die Redewendungen *baj van Kőpecen* 'irgend etwas stimmt nicht' (eigentlich: 'in Kőpec stimmt etwas nicht'): Nyr. LXXXVIII, 49–55, ferner *fogadatlán prókátor* (eigentlich: 'unerwünschter Advokat') 'der sich ohne Aufforderung in die Sache anderer einmisch' (Nyr. LXXXVIII, 196–7). Frau Velesov behandelt Redewendungen mit den Wörtern *arasz* 'Spanne' und *ujj* 'Finger; Ärmel' (Népr. és Nytud. VIII, 41–7).

5. Vergangenheit und Gegenwart der ungarischen Literatursprache.

Da es terminologische Probleme auch in anderen Sprachen gibt, wird der Aufsatz von I. Szathmári *Zur Deutung des Terminus „Literatursprache“* [= Az „irodalmi nyelv” terminus értelmezéséhez]. NyK. LXVI, 425–8 vielen willkommen sein.

Die hier zu erwähnenden Aufsätze behandeln teils allgemeine stilistische Fragen (Benkő, L. [Szegedin]: *Stiluselemzési módszerek* (= Stilanalytische Verfahren): MNy. LX, 346–8; Szabó, Z.: *Az egyéni sajátosságok megragadása a szépirói stílus vizsgálatában* [= Erfassung der individuellen Eigentümlichkeiten bei der Untersuchung des belletristischen Stils]. Nyr. LXXXVIII, 278–85; Pusztai, F.: *A stílusfaji meghatározás formai kérdései a publicisztikában* [= Formfragen bei der Bestimmung von publizistischen Stilarten]. MNy. LX, 191–9; vgl. noch Áprily, L.: *A versírásról* [= Über die Abfassung von Gedichten]. Nyr. LXXXVIII, 275; Ruzsiczky, Éva: *Néhány gondolat a gondolatjel stilisztikai szerepéről* [= Einige Gedanken über die stilistische Funktion des Gedankenstriches]. Nyr. LXXXVIII, 392–8), teils die Sprache, den Stil einzelner Dichter, Schriftsteller bzw. eines ihrer Werke: M. Koválovsky analysiert z. B. das Gedicht *A franciaországi változásokra* [= Zur Umwälzung in Frankreich] von Johann Batsányi (9. 5. 1763–12. 5. 1845): Nyr. LXXXVIII, 36–41; E. Pásztor schreibt über den Reichtum der Sprache im „Toldi” von Johann Arany (MNy. LX, 68–80); J. Bakos veröffentlicht den zweiten, abschließenden Teil seines Aufsatzes über den ungarischen Schriftsteller Gárdonyi und der ungarischen Sprache (Nyr. LXXXVIII, 115–27; vgl. ALH. XIV, 362); I. Wacha (Nyr. LXXXVIII, 140–9) und G. Török (MNy. LX, 462–8) beschäftigen sich mit der Sprache von Attila József.

M. Kovalovszky veröffentlichte eine aufsehenerregende Stilanalyse: *A Rozsdatemető stílusa avagy a stílus rozsdatemetője* [= Der Stil des Romans „Schrotteisenfriedhof“ oder der Friedhof des Stils]. Nyr. LXXXVIII, 421–38), in der er den seit 1962 öfters erschienenen, auch für die Bühne umgearbeiteten Roman *Rozsdatemető* [= Schrotteisenfriedhof] von Endre Fejes (geb. 1923) scharf kritisierte. Die Diskussion wogte in den Tages- und Wochenzeitungen, literarischen Zeitschriften, an öffentlichen Aussprachen weiter, so daß eine vollständige Zusammenstellung darüber nur der Pressedienst liefern könnte. Meiner Meinung nach war Kovalovszkys Kritik nicht unbefangen, nicht genug objektiv. Sie hat jedoch das Verdienst, die Aufmerksamkeit unserer Schriftsteller auf die sprachlichen Ausdrucksmittel gelenkt zu haben, die neuerdings oft vergessen werden.

6. In der Literatur über die ungarischen Sprachdenkmäler ging die Diskussion über die Glaubwürdigkeit der Reimchronik *Szabács viadala* (vgl. ALH. XIV, 362–3) weiter. Diesmal meldete sich Maria Horváth zu Wort: *A Szabács viadala szövegéhez* [= Zum Text der „Bestürmung von Szabács“]. MNy. LX, 180–91. Die Diskussion ist noch nicht abgeschlossen. In ungarischen Linguistenkreisen geht übrigens das Scherzwort herum, die Zeitschrift *Magyar Nyelv* [= Ungarische Sprache] werde eine neue Spalte für die Diskussion eröffnen. Auch der Aufsatz von Maria Horváth richtet sich gegen die Glaubwürdigkeit des Denkmals, ist aber m. E. nicht überzeugend und auch in methodologischer Hinsicht anfechtbar.

Über die neueste Geschichte des Löwener Kodex, der die um 1300 entstandene altungarische *Marienklage* enthält, berichteten G. Bárczi (MNy. LX, 86–9) und I. Muzslay (MNy. LX, 345–3). J. P. Balázs schrieb über den Jókai-Kodex (MNy. LX, 470–1), Edit Vértés über den Apor-Kodex (MNy. LX, 200–1). P. P. Domokos veröffentlichte ein Bodenregister aus 1503 (MNy. LX, 104–7), T. A. Szabó (Klausenburg/Cluj) die schelmische Geschichte eines in Liebesgedichten sprechenden Klausenburger Mädchens aus 1585 (MNy. LX, 499–501). Zum Brief des Gutverwalters des Dichters Valentin Balassi (MNy. LIX, 334–5, ALH. XIV, 363) vgl. S. Eckhardt: MNy. LX, 94. Der von I. Kovács in der Bárczi-Festschrift (NytudÉrt. d.B 40, S. 217) veröffentlichte Brief kann nicht aus 1513, sondern nur aus 1613 stammen (vgl. *Századok* [= Jahrhunderte] XCVIII, 306–7; MNy. LX, 256).

7. Auf die Artikel über ungarische Sprachpflege des *Magyar Nyelvőr* [= Ungarischer Sprachwart] sowie des Wochenblattes *Élet és Tudomány* [= Wissenschaft und Leben] und die diesbezüglichen Sendungen des Rundfunks und des Fernsehens weise ich nur zusammenfassend hin. Ich möchte noch bemerken, daß die Gesichtspunkte der Sprachpflege auch in anderen, in dieser Chronik bereits aufgezählten Aufsätzen im Vordergrund stehen. So trägt z. B. die oben 3. angeführte syntaktische Untersuchung von E. Rácz (Népr. és Nytud. VIII, 33–9) den Titel: *Nyelvművelő jegyzetek a mondatszerkesztés köréből* [= Notizen eines Sprachpflegers zur ungarischen Satzkonstruktion]. J. Tompa behandelt den überflüssigen Gebrauch des Artikels *az* (MNy. LX, 359–63), G. Török schreibt über die oft manierierte Verwendung des Wortes *margó* 'Seitenrand' (MNy. LX, 103–4). J. Erdődi sieht im sehr häufigen Gebrauch des Wortes *kulturált* 'kultiviert, gebildet' einen russischen Einfluß bzw. ein Mißverstehen des russischen Substantivs *культура* und des Adjek-

tivs культурный (Nyr. LXXXVIII, 136–8). Ludwig Áprily stellt fest, daß es in der Szekler Mundart statt des Germanismus *nem velle magának a fáradságot* 'er nahm sich nicht die Mühe' eine der ungarischen Anschauungsweise mehr entsprechende Wendung, nämlich *nem tette meg nekem a fáradságot* (wörtlich: 'er machte mir nicht die Mühe') gibt. Der hervorragende Dichter und Übersetzer gebraucht in seinen Übertragungen auch selbst diese Wendung (Nyr. LXXXVIII, 136). — L. Aujeszký erörtert einige Fragen der Sprachpflege im Zusammenhang mit der Abfassung der Wetterberichte (Nyr. LXXXVIII, 127–31; vgl. ALH. XIII, 361).

8. An die Spitze der Literatur über die ungarische Orthographie muß ich die große Abhandlung von L. Deme über die Logik des ungarischen orthographischen Systems stellen (Nyr. LXXXVIII, 229–47, 357–76). P. Fábíán berichtet darüber, daß voraussichtlich im Jahre 1965 im Umfang von 10–12 Druckbogen ein Handbuch der ungarischen Rechtschreibung erscheinen wird (Nyr. LXXXVIII, 150–4). A. Székely würdigt die Rolle der Drucker in der Ausarbeitung der ungarischen Orthographie (Nyr. LXXXVIII, 252–9). G. Bethlenfalvy beschäftigt sich mit der komplizierten Frage der Transliteration asiatischer Sprachen (MNy. LX, 213–7), S. Mikesy mit der Orthographie der ungarischen Kosenamen (Nyr. LXXXVIII, 261–3). Über die Rechtschreibung der Akü-Wörter spricht P. Fábíán (Nyr. LXXXVIII, 260–1; vgl. ALH. XIV, 365). Orthographische Fragen behandelt auch der oben (2) erwähnte Aufsatz von St. Kniezsa über die ungarischen Verben auf -ll (Nyr. LXXXVIII, 376–81). J. B. Nagy schreibt über orthographische Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Possessivzeichen -é und dem Adverbialsuffix -ért (Nyr. LXXXVIII, 29–30). Mit dem Gebrauch des großen Gedankenstriches (z. B. *magyar-német szótár* 'ungarisch-deutsches Wörterbuch') befaßt sich L. Elekfi (Nyr. LXXXVIII, 131–5), J. Szűcs hingegen mit dem Gebrauch des zur Trennung der Partizipialkonstruktionen verwendeten Beistriches (Nyr. LXXXVIII, 31–5).

9. Von den dialektologischen Arbeiten führe ich an erster Stelle den Vortrag an, den G. Bárczi noch im Jahre 1963 an der gemeinsamen Konferenz der Mundartforscher und der Volkskundler hielt (vgl. ALH. XIV, 346), der aber erst im Jahre 1964 erschien (MNy. LX, 3–16). Der Vortrag faßte die neueren Ergebnisse und Aufgaben der ungarischen Mundartforschung zusammen. J. Végh, der im vorigen Jahre die wichtigsten ausländischen mundartlichen Wortschatzsammlungen sichtete (MNy. LIX, 265–79, vgl. ALH. XIV, 369), veröffentlicht nun als Fortsetzung den Plan regionaler Mundartwörterbücher und eines ungarischen mundartlichen Wortschatz-Archivs (MNy. LX, 290–303; vgl. ALH. XIV, 365). Die beiden Teile erschienen auch zusammen als Heft 109 von MNyTK. — In methodologischer Hinsicht ist beachtenswert der „Vergleich zwischen der Methode der englischen und der ungarischen Sprachatlasarbeiten (*Párhuzam az angol és a magyar nyelvatlasmunkálatok módszere között*). MNy. LX, 303–10; vgl. ALH. XV, 151 ff.).

I. Kovács beschäftigt sich mit dem Auftritt von *o* nach *á* im 17–18. Jahrhundert (MNy. X, 51–61; Zusammenfassung: Le changement associatif *á* — *a* > *á* — *o* dans les XVII^e–XVIII^e ss.; mit einem Ortsregister und einer Karte). L. Murádin liefert Beiträge zur Geschichte der mundartlichen Laute *ę* ~ *ä* (MNy. LX, 376–9; vgl. ALH. XIII, 362). F. Schram legt eine Liste von

Mundartwörtern aus Wasser/Vaszar (Wesprimer Komitat) aus der Zeit vor 1792 vor (MNY. LX, 118–22).

Klára Magdics berichtet über die ersten Ergebnisse der vergleichenden Sprechmelodieforschungen der ungarischen Mundarten (MNY. LX, 446–62). I. Nyirkos publiziert den zweiten Teil seiner Arbeit über das Vokalsystem der Mundart des Komitats Abaúj (MNYj. X, 85–104; Zusammenfassung: Vocalism of the Dialect in the County of Abaúj: 104; vgl. ALH. XIV, 365). Gy. Márton (Klausenburg/Cluj) untersucht die Tendenz *é > i* in der Mundart der Niederung der Schwarzen Kreisch in Siebenbürgen (MNYj. X, 63–82; Zusammenfassung: Состояние иканья в долине реки Кришул Негру, 82–3).

Von den mundartlichen Publikationen der sprachwissenschaftlichen und der volkskundlichen Zeitschriften hebe ich die Probe aus dem Wörterbuch des Wortschatzes der Erdarbeiter von I. Katona hervor (MNY. LX, 501–8). Der Verfasser sammelte sein volkskundlich-sprachliches Material zwischen 1950–1960 von 143 Gewährleuten in 19 Gemeinden. – Auf Grund einer Tonbandaufnahme veröffentlicht Á. Sebestyén einen Mundarttext aus der Gemeinde Gacsály (Komitat Saboltsch-Sathmar/Szabolcs-Szatmár: MNYj. X, 131–5). I. Kovács aus Amadékarcsa (MNYj. X, 135–8). – Publikationen von Mundartwörtern: Gregor, F.: NYr. LXXXVIII, 169–87; Szalai, J.: NYr. LXXXVIII, 46–8; Teißler, P.: MNYj. X, 150–66; Varga, A.: MNYj. X., 138–50 (vgl. MNYj. VIII, 176–9 und IX, 155–64). Vgl. noch Beke, E.: MNY. LX, 232–5.

10. Im Vergleich zu den vorausgegangenen zwei Chroniken kann ich jetzt über eine reichere namenkundliche Literatur berichten.

In der anthroponymischen Literatur läuft seit drei Jahren eine Diskussion über die Benennung der Frauen (vgl. ALH. XIV, 366): Nagy, J. B.: *Női nevek, férfinevek, idegen személynevek* [Frauennamen, Männernamen, fremde Personennamen]. MNY. LX, 484–6 und *Hogy nevezzük a nőket?* [Wie sollen wir die Frauen benennen?] NYr. LXXXVIII, 110–4; vgl. Lőcsei, Judit a. a. O., 114. Neues ist dabei nicht herausgekommen.

B. Büky behandelt auf Grund der Matrikelbücher des Jahres 1962 das Verhältnis von Tradition und Modernismus in der heutigen Budapester Vornamengebung (NYr. LXXXVIII, 92–106). Der Verfasser beschäftigte sich mit diesem Problem bereits vor einigen Jahren in einer größeren Arbeit (*A fővárosi keresztnévadás hatóerői*. Akadémiai Kiadó, Budapest 1961. 74 + 1 S. = NyttudÉrt. Bd. 26. Zusammenfassung: Einfluß verschiedener Faktoren auf die Vornamengebung der Hauptstadt Budapest, 70–1), und zwar auf Grund des Materials der Jahre 1895–1899, 1945–1949 und 1959. – Katalin J. Soltesz untersucht das Verhältnis zwischen der Namenmode und der literarischen Namengebung (NYr. LXXXVIII, 285–94), J. Tompa die liebkosende Namenskürzung (z. B. *Erzsike > Zsike* 'Elisabeth > Lisbeth': MNY. LX, 89–92). – Teils zur Sprachpflege, teils zur Namenkunde gehören folgende Aufsätze: G. Ferenczy über die Stellung des fremden Vornamens in einem ungarischen Text (NYr. LXXXVIII, 79–80); J. Ladó über Ausspracheschwierigkeiten ungarischer Familiennamen (NYr. LXXXVIII, 382–92); S. Mikesy über Rechtschreibungsprobleme der ungarischen Kosenamen (NYr. LXXXVIII, 261–3).

Mit dem Ursprung, der Geschichte einzelner Personennamen beschäftigen sich folgende Verfasser: S. Mikesy mit dem Frauennamen *Árpádina* (NYr.

LXXXVIII, 200–1), mit den Familiennamen *Dondászy* (MNY. LX, 349–51), *Kendrúsz* ~ *Kinrusz*, mit dem Spottnamen *Kindrusz* (Nyr. LXXXVIII, 63–4); A. Nyíri mit dem Namen *Farkas* (Népr. és Nytud. VIII, 62–3); A. Scheiber mit dem Familiennamen *Kóréh* (Nyr. LXXXVIII, 64–5).

Zur Toponomastik gehört der oben bereits erwähnte Vortrag von L. Hadrovics über „Geschichte und Bildung in den geographischen Namen“ (*Történelem és művelődés a földrajzi nevekben*, Nyr. LXXXVIII, 315–9). G. Inczeffi untersucht Fragen der Namenübertragung (MNY. LX, 80–6), in einer anderen Arbeit (*Névtudományi jegyzetek Makó környékének földrajzi neveiről*: A Szegedi Tanárképző Főiskola Tudományos Közleményei. Szeged 1964, 149–56. Zusammenfassungen: Топонимические записки о географических названиях в окрестности города Мако: 159; Aus dem Leben der ONN in der Gegend von Makó: 160) die Namenkenntnis der Bevölkerung einer Gegend, den Gebrauch der Namen, die Problematik der Namensvarianten und das Aussterben der Namen.

Mit dem Ursprung, der Geschichte einzelner Namen befassen sich folgende Verfasser: I. Horpácsi erklärt den Ortsnamen *Horpács* aus einem Geländenamen (Nyr. LXXXVIII, 470–1). Dieser Geländename wäre eine denominale Ableitung aus den Verben *horpad* 'eingedrückt werden', *horpaszt* 'eindrücken', *horpan* 'ruckartig eingedrückt werden'. – Nach S. Mikesy sei der Ortsname *Tuskolány* aus dem lateinischen *Tusculum*, *Tusculanum* dank einer klassisierenden Namengebung entstanden (MNY. LX, 351–2). Die oben bereits erwähnte Untersuchung von D. Pais über den Ortsnamen *Ola* (MNY. LX, 282–90) bzw. über den Ortsnamen *Tátika* (MNY. LX, 404–14) tut sich mit ihrer reichen Belegsammlung, der vielseitigen Behandlung des Problems hervor, wie man das vom Altmeister der Hungaristik auch bisher gewohnt war.

Ágnes K.-Szoboszlay beschäftigt sich mit den geographischen Namen von Felsőnyárad (Komitat Borsod-Abaúj-Zemplén). MNYj. X, 105–13, 2 Kten, Edit Haider mit den von Konyár (Komitat Haiduckenboden-Bihar/Hajdú-Bihar). MNYj. X, 167–9.

Zuletzt mache ich noch auf die Bemerkungen von J. Implom und M. Kőhegyi über die aus Flußnamen entstandenen Hundenamen aufmerksam (Nyr. LXXXVIII, 203–6; vgl. ALH. XIV, 367).

(C) *Finnisch-ugrische und samojedische Sprachwissenschaft* (*Uralistik*)

Die Zahl der hierher gehörenden, in ungarischer Sprache erschienenen Arbeiten ist nicht groß. Auch muß ich bemerken, daß es unter B/4. etymologische Artikel gibt, die kein ungarisches, sondern ein finnisch-ugrisches Stichwort haben. Wenn eine Publikation sowohl zur ungarischen als auch zur finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft gehören könnte, habe ich mich stets für die ungarische entschieden.

P. Hajdú und T. Mikola stellen in einer Bibliographie die finnisch-ugrische sprachwissenschaftliche Literatur des Jahres 1963 zusammen, und bringen Ergänzungen zur Bibliographie des Jahres 1962 (Népr. és Nytud. VIII, 65–83; vgl. ALH. XIV, 367).

Die Arbeit von L. Kubinyi (*Az ősi magyar névszótöréji h finnugor előzményének kérdésessége néhány rokon nyelvi párhuzam vizsgálatában* [= Die Fragwürdigkeit der finnisch-ugrischen Vorstufe des auslautenden *h* der urungarischen Nominalstämme auf Grund einiger Entsprechungen in den verwandten Sprachen]. MNy. LX, 146–55) wird hier eingereiht, weil Kubinyi die Frage des inlautenden fgr. **kš* anschneidet. — D. Fokos-Fuchs veröffentlicht die vierte Folge seiner etymologischen, semantischen und syntaktischen Beiträge (NyK. LXVI, 94–102; vgl. NyK. LVII, 240, LIX, 173, LXII, 101). K. Rédei stellt die Frage, ob die vorungarisch-permischen Berührungen in den Sprachen Spuren hinterlassen haben (NyK. LXVI, 253–61). Er stellt die Möglichkeit der ungarisch-permischen Berührungen nicht in Abrede, jedoch hält er es nicht für möglich, daß diese Beziehungen im Ungarischen sowie in den permischen Sprache eine *gemeinsame* Entwicklungstendenz hätten hervorrufen können. Einige permische Lehnwörter sind zwar im Ungarischen nachzuweisen: *ezüst* 'Silber', *kenyér* 'Brot', das Element *-nc* der Zahlwörter *kilenc* '9' und *harminc* '30'.

Einzelfragen finnisch-ugrischer Sprachen werden von den folgenden Verfassern behandelt: J. Erdődi: wog. *saīt* < syrj. *saīt* 1. 'Stab'; 2. 'Rubel' (NyK. LXVI, 389–91); E. Sámson untersucht die Bezeichnung der Vergangenheit des Indikativs im Ostjakischen (NyK. LXVI, 263–78); J. Gulya macht den Versuch, die ostj. V. Substantive zu typologisieren, und zwar auf Grund der Verteilung der Phoneme (NyK. LXVI, 89–93); J. Erdődi äußert sich über die Etymologie des Wortes tscher. V. *melv*. K. *melë-nä* (NyK. LXVI, 123–4); E. Vászolyi berichtet über die Syrjänen der Kanin-Halbinsel (NyK. LXVI, 17–34); K. Rédei schreibt über die obugrischen Lehnwörter des Syrjänschen (NyK. LXVI, 3–15).

Mit dem Samojedischen beschäftigen sich P. Hajdú (NyK. LXVI, 397–405) und T. Mikola (NyK. LXVI, 35–42 und 279–84).

D) Sonstige Sprachwissenschaft und Philologie

Zur Germanistik gehört die Arbeit von J. Nagy (*Szemponatok és eredmények az erdélyi százsz nyelvjárás magyar jövevényszavainak vizsgálatában* [= Gesichtspunkte und Ergebnisse der Untersuchung der ungarischen Lehnwörter des Siebenbürgisch-Sächsischen]. MNy. LX, 167–80). — Auch in slawistischer Hinsicht sind bedeutend die oben angeführten Arbeiten von St. Knieszsa und E. Moór über die Vokalquantität in den slawischen Lehnwörtern des Ungarischen (NyK. LXVI, 59–65, 43–57). B. Sulán veröffentlichte seinen oben ebenfalls erwähnten Vortrag über das älteste ungarische Lehngut der polnischen Sprache (MNy. LX, 423–7). Auch in methodologischer Hinsicht ist beachtenswert die auf ukrainischem sprachhistorischem Material fußende Abhandlung von L. Dezső über die statistische Untersuchung des Wortschatzes und der Grammatik (I. OK. XXI, 215–33). — Zur Orientalistik gehört der oben bereits erwähnte Vortrag von L. Ligeti an der Jahresversammlung der Ungarischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft 1964 (MNy. LX, 385–404).

Im Grunde genommen ist es zu bedauern, daß die Arbeiten zur nicht-ungarischen Sprachwissenschaft größtenteils nicht in ungarischer Sprache publiziert werden: es ist jedoch verständlich, weil die Forscher dieser Disziplinen mit ihren ausländischen Fachkollegen dadurch in engerem Kontakt

bleiben. Ich muß aber von Jahr zu Jahr betonen, daß meine Chronik über die Leistungen der ungarländischen Sprachwissenschaft ebendeshalb unvollständig bleibt.

E) *Wissenschaftsgeschichte, organisatorische Fragen.*
Einschlägiges aus dem Ausland

I. Szathmári schreibt über das Verhältnis von István Geleji Katona und den deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts (Nyr. LXXXVIII, 248–52, vgl. ALH. XV, 323). I. Salánki publiziert den lateinischen Brief von Josef Benczur vom 29. 5. 1770 an Adam Kollár über die „Dissertatio“ von Sajnovics mit einer ungarischen Übersetzung (MNY. LX, 250–2). F. Szilágyi widmet einen Aufsatz dem am 4. 4. 1784 geborenen Alexander Kőrösi Csoma, dessen tibetisches Wörterbuch und tibetische Grammatik im Jahre 1834 erschienen sind (Nyr. LXXXVIII, 263–9), und liefert weitere Beiträge zu seiner Biographie (I. OK. XXI, 267–91). T. A. Szabó (Klausenburg/Cluj) würdigt den Mundartforscher Johann Kriza zur 100-jährigen Wiederkehr der Erscheinung seiner Volksliedsammlung *Fadrózsák* [= Wilde Rosen]: die Volksliedsammlung ist eigentlich im Jahre 1863 erschienen (Nyr. LXXXVIII, 349–57). Hier möchte ich auf eine in Rumänien erschienene Publikation in ungarischer Sprache hinweisen: Antal–Faragó–Szabó: *Kriza János. Irodalmi Könyvkiadó, Bukarest 1965*, 297 S. Gizella F. Molnár schreibt über die finnisch-ugrischen Etymologien des Wörterbuchs von Gregor Czuczor und Johann Fogarasi (1862. NyK. LXVI, 371–7). F. Csapodi publiziert drei Briefe von Béla Tóth (vgl. ALH. XIV, 369) an seinen Vater, den Arzt I. Csapodi sr. (geb. 1856), der am Ende des vorigen Jahrhunderts auch in der Sprachwissenschaft tätig war (Nyr. LXXXVIII, 269–73). — F. Terestyéni gedenkt — etwas verspätet — der hundertjährigen Wiederkehr des Todes von Jacob Grimm (MNY. LX, 244–8).

Magdolna Sz.-Kispál schreibt über die Eröffnung der Fachrichtung Finnisch-Ugrisch an den ungarischen Universitäten (NyK. LXVI, 173–5). Dadurch soll die Heranbildung von Forschern erreicht werden, die in allen Zweigen der Finno-Ugristik (also nicht nur in der vergleichenden Sprachwissenschaft) bewandert sind.

Der *Magyar Nyelvőr* [= Ungarischer Sprachwart] berichtet über ein interessantes Preisausschreiben: *Wie spricht die heutige Jugend?* — 43 Schriften wurden eingesandt. Die Verteilung der Preise erfolgte an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 14. 12. 1964 (vgl. Nyr. LXXXVIII, 85–6, 502).

Gy. Szemere schreibt über ungarische Sprachpflege und sprachliche Weiterbildung der Ungarn in Jugoslawien (Nyr. LXXXVIII, 343–4), L. Szabó über die Arbeit des Instituts für Sprach- und Literaturwissenschaft in Estland (NyK. LXVI, 1759), Gy. Lakó über die Errichtung eines finnisch-ugrischen Lehrstuhls (1962) an der Universität Åbo/Turku (NyK. LXVI, 437–8). — Über den V. Internationalen Slawistenkongreß in Sofia (17–23. 9. 1963) berichten L. Kiss und L. Sziklai (I. OK. XXI, 379–82).

IV. Überblick

Am Ende dieses Tatsachenberichtes sei es mir gestattet, auch einen subjektiven Ton anzuschlagen. In der Bárczi-Festschrift (Nytud Ért. Bd. 40,

S. 296—301) schrieb ich zwar über die Untersuchung der ungarischen Sprache des 11—12. Jahrhunderts (*A XI—XII. századi magyar nyelv tanulmányozása*), doch berührte ich — anknüpfend an Bonfante und Martinet — auch die Frage der Entzweiung der Sprachwissenschaft. Zum Abschluß bemerkte ich, daß sich der Sprachforscher mit der Sprache beschäftigen muß, und zwar in dem Bewußtsein, daß er mit dem höchsten Gut von Humanität und Volkstum zu tun hat. Als Gegenstand der Sprachwissenschaft kann nicht die Untersuchung der von der Wirklichkeit losgelösten „reinen“ sprachlichen Formen gelten, ihren Wirkungskreis darf man nicht auf den entmenslichten Mechanismus der Nachrichtenvermittlung beschränken.

Diese Entmenslichung fand in der ungarischen Sprachwissenschaft keinen Boden. Es gab wenige, noch weniger gibt es, die als Vertreter der „entmenslichten und gesellschaftslosen“ Sprachwissenschaft zu betrachten wären, wie es nur wenige — und auch nur auf kurze Dauer — Anhänger von Marr gegeben hatte. Was in den neuen Richtungen wirklich fruchtbar ist und unsere Wissenschaft wirklich fördert, bleibt auch in der ungarischen Sprachwissenschaft nicht ohne Widerhall.

ДОСТИЖЕНИЯ ПОСЛЕДНИХ ЛЕТ В СОВЕТСКОЙ ФИННО-УГРИСТИКЕ*

В. И. ЛЫТКИН

(Москва)

У нас, у советских финно-угристов, установилась традиция созывать периодически всесоюзные совещания, на которых мы делимся результатами своих исследований и намечаем дальнейшие пути работы в области финно-угорского языкознания. Начало таким совещаниям было положено покойным Д. В. Бубрихом, который в 1947 году в Ленинграде организовал первое всесоюзное совещание финно-угристов. Начиная с указанной даты, финно-угристы систематически (примерно через каждые два года) съезжаются на финно-угорские совещания, организуемые обычно в столицах финно-угорских республик, в которых сосредоточена научно-исследовательская работа по изучению соответствующих языков.

Настоящее совещание, десятое по счету,** мы проводим в столице Закарпатской Украины, на территории которой проживает большое количество венгров и в стенах университета которой представлена венгерская филологическая наука, изучающая язык 15-ти миллионного венгерского народа, самого крупного финно-угорского народа, составляющего две трети всех финно-угров; народа, ученые которого так много сделали как в области сравнительно-исторического финно-угорского языкознания (вспомним хотя бы основателя финно-угорского сравнительного языкознания Е. Буденца), так и по изучению отдельных финно-угорских языков; особенно обязаны мы венгерским ученым тем, что они во время своих экспедиций зафиксировали факты восточных финно-угорских языков сто с лишним лет тому назад (Регули, напр., по хантыйскому языку в 1844—45 гг.), да и более поздние венгерские ученые (Б. Мункачи, Д. Фокош-Фукс, Э. Беке и др.) оставили весьма ценные записи текстов и словарного материала, в которых факты языка переданы с изумительной точностью; мы не говорим уже о многочисленных теоретических работах венгерских ученых, посвященных самым разнообразным вопросам финно-угристики, которые мы высоко ценим. Венгерская филологическая наука в настоящее время стоит на весьма высоком уровне. Не случайно венгерский язык изучается студентами и аспирантами, специализирующимися по финно-угорскому языкознанию, в ряде вузов и исследовательских институтов СССР (Тартуский, Ленинградский и Московский университеты, Институт языкознания АН СССР и т. д.).

* Доклад на Всесоюзном совещании финно-угорских лингвистов в Ужгороде (сент. 1963 г.). Доклад печатается в сокращенном виде.

** Совещания проходили в следующих городах: Ленинграде, Москва (два раза), Сыктывкаре, Ижевске, Саранске, Таллине, Йошкар-Оле и Петрозаводске.

Знаменательно также то, что финно-угорские лингвисты впервые собираются на славной Украинской земле, в самой крупной после РСФСР союзной республике, народ которой дал лингвистической науке такие имена, как Потебня, Булаховский и многие другие.

У нас вошло в традицию — как мы уже говорили — на Всесоюзных совещаниях подводить итоги исследовательской работы за период от предыдущего совещания (в данном случае за два года) и намечать дальнейшие задачи изучения финно-угорских языков. Об итогах нашей исследовательской работы мы можем судить по той печатной продукции, которую мы имеем на сегодняшний день.

В Советском Союзе представлены все 18 финно-угорских языков, при этом народы, говорящие на этих языках, все полностью (кроме венгров, финнов и саамов) живут в пределах нашей страны. Из этих 18 языков 3 языка являются старописьменными (венгерский, финский и эстонский), 9 языков младописьменными (эрзянский, мокшанский, лугово-восточный марийский, горно-марийский, удмуртский, коми-пермяцкий, коми-зырянский, мансийский и хантыйский)¹ и 6 языков СССР — бесписьменными (карельский, вепсский, ижорский, водский, ливский и саамский). Нам приходится говорить об этом, потому что не всегда совпадают цели и задачи изучения этих трех групп языков: старописьменные языки, например, не нуждаются (или в меньшей степени нуждаются) в изучении вопросов нормирования литературного языка, его орфографии, терминологии и т. д., тогда как у младописьменных народов вопросы литературного языка, составление нормативных грамматик и словарей и т. д., являются животрепещущими; в отношении бесписьменных языков эти вопросы перед исследователями не встают.

Прежде чем перейти к обзору главнейших наших достижений и набросать перспективы дальнейшей работы по исследованию финно-угорских языков, необходимо отметить, что повестка данного совещания, в которой значится свыше 40 докладов, уже сама по себе говорит о небывалом подъеме исследовательской мысли в нашей стране. В связи с этим нам приходит в память следующее обстоятельство. Два года тому назад, когда известный венгерский ученый Д. Р. Фокош-Фукс ознакомился с тезисами докладов Петрозаводского совещания, он был поражен наличием большого количества исследователей — финно-угристов нашей страны. Он, наверно, сравнил современное состояние нашей науки с тем, что он видел 50 лет тому назад во время своей поездки в Коми край. В то время в России не велось почти никакой исследовательской работы по изучению финно-угорских языков. В советский же период, даже за два последние годы, мы имеем известные достижения в области финно-угорского языкознания. Некоторые, более существенные из этих достижений мы отметим в своем сегодняшнем сообщении и попутно рассмотрим также проблематику советской финно-угорской лингвистики.

В настоящее время особое внимание привлекают задачи, имеющие практическую значимость, поэтому, как нам кажется, в данный момент самыми важными проблемами являются те, которые связаны с нормированием и совершенствованием литературных языков

¹ Диалекты, на которых имеется развита письменность, мы здесь называем языками. У ханты письменность существует на 5 диалектах, но на большинстве из них литература выходит в ограниченных размерах (буквари и некоторые др. книги).

финно-угорских народов (в первую очередь младописьменных), а именно: составление на научной основе нормативных грамматик, полных двуязычных словарей литературного языка, терминологических и орфографо-орфоэпических словарей и т. д.

В этом отношении у нас имеются определенные достижения: за последние два года вышел (и притом впервые) целый ряд грамматик литературных языков, написанных коллективами местных лингвистов; грамматик весьма значительных по объему и глубоких по содержанию, а именно:

Современный марийский язык (морфология), под ред. и при соавторстве проф. Н. Т. Пенгитова. Йошкар-Ола, 1961 г., 324 стр.

Коми-пермьяцкий язык, под ред. и при соавторстве проф. В. И. Лыткина. Кудымкар, 1962 г., 340 стр.

Грамматика современного удмуртского языка (фонетика и морфология), под ред. и при соавторстве П. Н. Перевощикова. Ижевск, 1962 г., 376 стр.

Грамматика мордовских языков (мокшанского и эрзянского), под ред. и при соавторстве проф. М. Н. Коляденкова. Саранск, 1962 г., 376 стр.

Несмотря на то, что там имеются недоработанные места, пробелы и отдельные неправильные толкования слов и форм (напр., в удмуртской грамматике), всё же эти труды, являющиеся первыми обстоятельными грамматиками того или иного литературного языка и служащими учебниками для вузов, представляют собой несомненную ценность как в практическом, так и теоретическом отношении.

Кроме коллективных грамматических трудов, написаны также монографии, посвященные отдельным вопросам, напр.: «Деепричастия в марийском языке» Н. И. Исанбаева (Йошкар—Ола, 1961), «Именной объект в прибалтийско-финских языках» Карла Конта (Таллин, 1963).

В дальнейшем необходимо продолжить разработку отдельных проблем морфологии и фонетики; напр., почти во всех младописьменных финно-угорских языках плохо изучены категории вида и залога, словообразование имен и глагола. По многим языкам до сих пор нет научного синтаксиса литературного языка (коми, удмуртский и др.). Плохо применяются методы точных наук и современная техника: математическая статистика, экспериментальная фонетика и т. п. — всё это дало бы весьма плодотворные результаты для прикладной лингвистики и методики преподавания русского языка и иностранных языков среди финно-угров. Плохо изучена фонетика многих из младописьменных и бесписьменных языков, она не подвергалась экспериментальному исследованию (напр., мордовские языки). С другой стороны, фонетика старописьменных языков изучалась и изучается серьезно, с применением самых новых технических средств (См., напр., работу Лийва «Ударные монофтонги эстонского языка», Таллин, 1962 г.).

Рассматриваемый нами период ознаменовался также появлением больших двуязычных словарей, которые для младописьменных языков являются одновременно и нормативными словарями. Отметим мы следующие словари.

Д. А. Тимушев и Н. А. Колегова, Коми-русский словарь, под ред. проф. В. И. Лыткина, М. 1961 г., 923 стр., 25 тыс. слов.

М. Э. Куусинен и В. М. Оллыкайнен, Русско-финский словарь, М.—Л., 1963 г., 61 тыс. слов.

Ранее изданные словари по другим младописьменным языкам (удмуртский, мордовские, мансийский) относительно бедны (там не более 15 тыс.

слов) и содержат в себе далеко не всё то лексическое богатство, которое имеется в современной литературе на этих языках. Предстоит еще большая кропотливая лексикографическая работа. Кстати сказать, эта работа уже ведется по многим языкам и будем надеяться, что к следующему совещанию увидят свет — «Мансийско-русский словарь» Е. И. Ромбандеевой, составляемый в Институте языкознания АН СССР и «Русско-коми словарь» в 40 тыс. слов, подготовленный к печати Коми филиалом АН СССР. Находится в печати также «Русско-марийский словарь» (МарНИИ), составляется много-томный «Толковый словарь мордовских языков» (МордНИИ), словарь вепсского языка и словарь карельского языка (Карельский филиал АН СССР). Ведется составление большого «Словаря коми-пермяцкого языка». Нет у нас до сих пор словаря хантыйского литературного языка (или вернее, литературных языков, поскольку у хантыйцев их несколько).

Перечисленные грамматики и словари литературных языков младоязычных народов представляют собою итог языковедческой работы за весь период советской власти, когда пробудилась исследовательская мысль на местах, выросли кадры у финно-угорских народов, появилась своя полиграфическая база, стали функционировать национальные вузы и исследовательские институты и т. п. Эти грамматики и словари заложили прочные основы литературному языку, служившему могучим орудием строительства социализма и призванному служить делу строительства коммунистического общества среди соответствующего народа.

Само собой разумеется, строительство литературных языков младоязычных народов будет и в дальнейшем продолжаться: будут совершенствоваться орфография и терминология, уточняться грамматические нормы, обогащаться словарь и фразеология. Перед лингвистами встают десятки новых, актуальных проблем, выдвигаемые самой жизнью.

Разрабатывая вопросы родного языка, мы тем самым уже помогаем изучению русского языка, являющегося в СССР средством межнационального общения и одним из мировых языков, на котором существует богатая литература как научная, так и художественная. Финно-угры, как и другие народы Советского Союза, с любовью изучают язык русского народа. Многолетний опыт показал, что русский язык лучше, глубже и быстрее усваивается представителями других национальностей в том случае, когда максимально учитываются особенности русского и родного языков. Отсюда вытекает, что лингвисты не должны отстраняться от сопоставительного изучения родного и русского языков. Во всяком случае они должны помогать методистам, разрабатывающим методику преподавания русского языка среди финно-угорских народов. Сопоставительное изучение родного и русского, родного и иностранных языков на строго научной основе имеет большое практическое значение. У нас раньше выходили специальные сопоставительные грамматики (напр., Н. Т. Пенгитова). К сожалению, в последнее время крупных работ этого рода мы почти не видим. Нам известна только одна работа: Пяль Э., Тоотесель Э., Тукумцев Г. «Сопоставительная грамматика эстонского и русского языка», Таллин, 1962.

Некоторые языковеды сопоставительное изучение языков считают не научно-исследовательской работой, не делом лингвистов, этими вопросами должны заниматься якобы только методисты. Нельзя согласиться с таким мнением. Разве изучение артикуляции и акустики, скажем, марийских звуков в сравнении со звуками русского языка с применением эксперименталь-

ной фонетики не является подлинной языковедческой исследовательской работой? Это — подлинная научно-исследовательская работа, и методисту, не искусственному в сложных вопросах фонетики, такая работа не по плечу. Мы здесь говорим, конечно, не о примитивных сопоставительных грамматиках, а о грамматиках, построенных на глубоком (практическом и теоретическом) знании фактов обоих сопоставляемых языков.

Вторая крупная проблема — история языка, историческая фонетика, историческая грамматика и историческая лексикология. Плодотворное изучение истории языка в настоящее время зависит не только от совершенствования старых и применения новых методов, но и от всемерного расширения источников, на которые опираются исследования сравнительно-исторического характера. Методика работы тех лингвистов младограмматической школы, которые рассматривали языковые явления в отрыве от системы, без учета влияния самой системы языка, не различая физические звуки от языковых звуков (фонем) и т. п., безусловно, устарела. Но сравнительно-исторический метод, который горячо защищал еще Энгельс, является большим достижением языковедческой науки. Он применяется и в исследованиях советских финно-угристов — правда, еще не в достаточной мере, что объясняется былым господством марристов, отрицательно относившихся к этому методу. О некотором оживлении в области сравнительно-исторических исследований говорят монографии, написанные за истекшие два года, а именно:

«Историческая морфология пермских языков» Б. А. Серебrenникова. М., 1963;

«Суффиксальное образование имен и наречий в старо- и средневенгерском языке» К. Е. Майтинской (в печати);

«Историческая морфология марийского языка» И. С. Галкина (в печати);

«Исторический вокализм пермских языков» В. И. Лыткина (в печати).

Мы здесь не упоминаем кандидатские диссертации и отдельные статьи, напечатанные в сборниках и журналах.

Несмотря на некоторый сдвиг в развитии этой отрасли нашей науки, всё же нужно признать, что мы по-прежнему продолжаем отставать от зарубежной науки в сравнительно-историческом изучении финно-угорских языков.

Мы мало занимаемся исторической лексикологией и семантикой. Не видно серьезной работы по этимологиям слов.

Если сравнительно-историческим изучением финно-угорских языков у нас еще занимаются мало, то нужно отметить, как отрадное явление, значительную работу по исследованию источников истории языка, а именно: изучение диалектов и памятников письменности.

В последние годы широко развернулось изучение диалектов младописьменных и бесписьменных финно-угорских языков (мы не говорим уже о старописьменном эстонском языке: в Эстонии дело изучения диалектов, которое ведется уже в течение ряда десятилетий, поставлено образцово). О значительных успехах диалектологов свидетельствует появление в печати ряда серьезных трудов, как-то:

Т. И. Жилина, М. А. Сахарова и В. А. Сровачева «Сравнительный словарь коми-зырянских диалектов», под общей редакцией В. А. Сорвачевой. Сыктывкар, 1961 г., Коми филиал, 72,5 п. л. К словарю приложен обзор диалектов, написанный В. А. Сорвачевой. Это — первый словарь по финнес-

угорским языкам, где параллельно излагаются данные о словах по 50 населенным пунктам, разбросанным по всей территории языка. Словарь является результатом многолетних трудов целого коллектива коми языковедов.

Очерки мордовских диалектов, т. I, 1961 г., 296 стр., т. II, 1963 г., 448 стр. Саранск, МордНИИ; написаны коллективом авторов под ред. проф. М. Н. Коляденкова. В очерках дается весьма обстоятельная характеристика 11 мордовских диалектов.

Г. М. Керт, Образцы саамской речи. М.—Л. 1961 г., Карельский филиал. Представлены два диалекта кольских саамов.

Н. И. Терешкин, Очерки диалектов хантыйского языка, ч. I Ваховский диалект. М.—Л. 1961 г. Ин-т языкознания АН СССР.

В. И. Лыткин, Коми-язьвинский диалект, М. 1961 г. Институт языкознания АН СССР.

Г. Н. Макаров, Образцы карельской речи: Карельский филиал АН СССР. М.—Л. 1963 г.

P. Ariste, Vadja muinasjutte (Водские сказки, в транскрипции с переводом на эстонский язык), Таллин 1962 г.

P. Palmeos, Karjala valdai murrak. Tallin, 1962.

М. Я. Муст. Тексты среднесеверного эстонского диалекта (в печати).

А. Лаанест. Ижорские диалекты (в печати).

Следует всё же обратить внимание на то, что у нас, к сожалению, мало издается диалектных текстов. Между тем диалектологами собрано громадное количество текстового материала. Многие тексты обработаны и подготовлены к печати. За рубежом на публикацию текстов обращают особое внимание: там за последние только годы вышли многотомные издания мордовских текстов Паасонена, удмуртских и коми — Мункачи и Фокоша, мансийских текстов Каннисто, марийских — Беке и т. д.

Исследование неизученных и малоизученных языков и диалектов продолжается: в вузах студенты пишут курсовые работы, аспиранты готовят диссертации по мордовской, марийской, удмуртской, коми-пермяцкой и т. д. диалектологии.

Перед диалектологами — необъятное поле деятельности. Многие финноугорские народы (напр., мордва) раскиданы по всему Советскому Союзу. Отдельные группы восточных финно-угров с давних пор живут в Сибири. Диалекты их совершенно не изучены. Между тем они быстро исчезают.

Нужно заметить, что диалекты младописьменных и бесписьменных языков изучаются пока в описательном плане (такие работы, конечно, являются весьма нужными). Работ же обобщающих и работ, в которых диалектным фактом дается сравнительно-историческое освещение, очень мало. Нам кажется, что в дальнейшем усилия диалектологов должны быть направлены на создание трудов обобщающего характера, на создание целостных курсов диалектологии того или иного языка с сравнительно-историческим освещением диалектных фактов. Такие работы могли бы быть темами докторских диссертаций. Само собой разумеется, собирательская и описательная работа по диалектологии должна продолжаться.

Мы здесь говорили об исследовании диалектов в аспекте выявления источников для истории языка. Но для младописьменных (а также и для старописьменных) народов диалектология имеет также практическое значение: диалектной фразеологией и лексикой пополняется, обогащается лите-

ратурный язык; знание диалектных особенностей учащихся облегчает труд учителя при преподавании норм литературной речи родного языка и при преподавании неродных языков.

Перехожу к рассмотрению следующего источника истории языка — памятников письменности. Мы не будем говорить об относительно старых памятниках письменности, которыми располагают венгры, финны, эстонцы и коми. Эти памятники довольно хорошо изучены. У большинства же финно-угорских народов самые древние памятники письменности относятся к XVIII в. Памятники этого времени сохранились в архивах главным образом в виде рукописных словарей, разговорников, переводов и т. д. Они представляют, безусловно, научную ценность, в особенности для исторической лексикологии. Часть из них обработана, расшифрована (З. И. Кузнецовой по коми языку, Т. И. Тепляшиной по удмуртскому, А. П. Феоктистовым по мордовскому языку). Однако до сих пор почти ничего не издано.

Для исторической лексикологии и фонетики большое значение имеет изучение словарных заимствований. Этим делом у нас по восточным финно-угорским языкам в последнее время никто серьезно не занимается; никаких более или менее серьезных печатных работ не появилось не только за последние два года, но и последние 13—14 лет. Это — забытый участок нашей науки. Такие темы, как «Русские заимствования в мордовских языках», «Татарские заимствования в удмуртском языке» ждут своих исследователей.

Перехожу к следующему источнику истории языка — к топонимике и ономастике. Эта отрасль языкознания в нашей стране вообще плохо организована. Исследование топонимики финно-угристами, как и изучение исторической лексикологии, являются отсталыми участками нашей науки. Не случайно на нашем совещании эти проблемы выдвинуты на первый план. На финно-угристов ложится большая ответственность в обработке топонимов, поскольку многие из них, распространенные на широкой территории Восточной Европы и части Азии, финно-угорского происхождения. Для нефинно-угриста анализ этих топонимов — трудная задача. Предстоит трудоёмкая работа по сбору топонимического материала на месте, прежде всего по сбору микротопонимики. В этом отношении у нас очень мало сделано.

Собирать нужно не только по картам и литературе (где в значительной мере топонимы искажены), но и в живом произношении. При этом нужно форсировать фиксирование топонимов, т. к. в устной речи они быстро вытесняются официальными названиями или подвергаются влиянию народной этимологии (напр., название одного села Коми АССР, фигурировавшее у стариков в виде *Сярӧг ыб* 'неровное поле', перешло в *Серёгово* под влиянием имени Серёга).

Топонимика и ономастика являются ценным источником исторической фонетики и лексикологии, поскольку в них могут сохраниться слова, исчезнувшие из разговорного языка (коми *Сорд* в названиях населенных пунктов, ср. удм. *сурд* 'роща', венг. *erdő* 'лес'), или же выступать в прежнем звуковом виде (р. *Шошма*, удм. *Шушмы*). Из финно-угристов в последнее время А. К. Матвеев собрал (сам лично и через студентов) огромный материал по топонимике Приуралья и Северо-востока Европы, который теперь им обрабатывается.

Диалектология, словарные заимствования и топонимика являются ценными источниками не только для изучения истории языка, но и для освещения исторического прошлого народа, говорящего на этом языке, вопроса о его прародине, о сношениях с другими народами, о расселении и т. п., поэтому эти отрасли науки имеют исключительно важное значение для народов, не сохранивших древних исторических памятников, каковыми является большинство финно-угров.

Здесь уместно заметить, что вопросы истории языка, диалектологии, топонимики и т. д. в известной мере освещались также в серийных изданиях, очередные выпуски которых увидели свет в последние годы, как-то:

Emakeele Seltsi Aastaraamat (Ежегодник Общества родного языка), Таллин.

Eesti Teaduste Akadeemia. Emakeele Seltsi Toimetised (Ученые записки Общества родного языка при Академии наук Эстонской ССР), Таллин.

Kodumurre (Родной диалект), Таллин. Серийное издание Общества родного языка.

Keele ja kirjanduse Instituudi Uurimused (Труды Института языка и литературы Эстонской Академии наук), Таллин.

Eesti NSV Teaduste Akadeemia Toimetised (Известия Академии наук ССР), Таллин.

Keel ja Kirjandus (Язык и литература), Таллин. Журнал Академии наук Эстонской ССР и Союза писателей Эст.ССР.

Nonaginta (Девяносто), Таллин, 1963. Сборник статей, посвященный девяностолетию акад. И. В. Вески.

Вышеперечисленные журналы и сборники изданы на эстонском языке, при этом многие статьи сопровождаются резюме на русском языке.

Вопросы языка, литературы и фольклора (Тр. МарНИИ, вып. XV, Йошкар—Ола, 1961);

Вопросы финно-угорского языкознания. М. 1962, Институт языкознания АН СССР.

Финно-угорская филология (Уч. зап. ЛГУ), Л. 1962;

Историко-филологический сборник, вып. VII, Сыктывкар, 1962, Коми филиал АН СССР;

Записки МордНИИ, вып. 23, Саранск, 1962;

Прибалтийско-финское языкознание (Труды Карельского филиала АН СССР, вып. 39, М.—Л., 1963).

Сборник «Материалы Всесоюзного совещания по финно-угорской филологии», состоявшегося в Петрозаводске в 1961 г. (находится в печати).

При перечислении местных серийных изданий, сборников и журналов бросается в глаза то, что у нас нет журнала общесоюзного характера. А такой журнал очень нужен. Об этом мы говорим на каждом совещании. Без журнала мы поставлены в весьма неудобное положение и не можем расти нормальными темпами.

Здесь уместно сообщить вам о весьма отрадном событии. По ходатайству Академии наук Эст.ССР Академия наук СССР вынесла решение об организации издания журнала общепинно-угорского характера в Эстонии, который будет выходить на языках, доступных нашим финно-угристам. Это начинание следует всемерно приветствовать.

Перехожу к следующей тоже весьма важной проблеме — к и с т о р и и л и т е р а т у р н о г о я з ы к а. История старописьменных литературных

языков более или менее изучена, тогда как вопросы формирования и развития младописьменных литературных языков, являющихся детищем Октября, почти совершенно не исследованы, не установлены закономерности их развития, не изучены вопросы графики и орфографии, диалектной базы, вопросы взаимоотношения литературного языка и местных говоров, развития лексики и терминологии и т. д. Здесь целый клубок весьма сложных проблем. В настоящее время Институт языкознания АН СССР начал разрабатывать комплексную проблему «Закономерности развития литературных языков народов СССР в советский период», к разработке которой привлекаются языковеды разных национальностей. Многие уже вплотную включились в это дело.

Данная проблема является совершенно новой, весьма актуальной и интересной. Здесь широкий простор для исследовательской мысли. По этой проблеме можно очень много говорить, но мы не намерены распространяться, т. к. Институт языкознания АН СССР в свое время разослал на места развернутый проспект данной проблемы.

В конце своего доклада мне бы хотелось сказать несколько слов еще об одной проблеме, это — изучение процесса смены языков. С изучением этого процесса по некоторым языкам мы уже опоздали: напр., ливский и водский языки, а также тавдинский диалект мансийского языка уже почти исчезли. Если взять масштабы, выходящие за пределы финно-угорских языков, то нужно сказать, что по вопросу о смене языков собран огромный материал. Но это не значит, что нам не стоит этим заниматься. Дело в том, что в каждом отдельном случае мы имеем дело с особой спецификой, обусловленной исторической обстановкой и языковым материалом. Этой проблемой финно-угристы совсем не занимаются. Между тем она представляет определенный научный интерес.

* *
*

Мы в своем докладе очень бегло коснулись основных проблем советского финно-угорского языкознания. Само собой разумеется кроме проблем, относящихся к отдельным финно-угорским языкам, имеется ряд проблем общепинно-угорского характера, а также общезыковедческого характера, разработка которых могла быть произведена на финно-угорском материале.

В конце своего выступления нам хочется сказать несколько слов о видах научно-исследовательских работ теоретического характера, выполняемых по самым разнообразным темам. У нас в большей мере привыкли писать исследовательские работы обзорного характера, а не монографического, посвященного какому-нибудь узкому вопросу. Работы обзорного характера, конечно, полезны; они могут служить хорошим справочником, учебным пособием и т. д. Но в них очень трудно провести глубокое исследование какой-нибудь проблемы. Всякое теоретическое исследование, как известно, требует серьезной аргументации, привлечения всевозможного фактического материала и всестороннего анализа его, а это можно сделать только в монографиях, посвященных узкой теме. За рубежом в последние 2—3 года появился ряд таких монографий, посвященных исследованию отдельных вопросов, напр., установлению функций притяжательных суф-

фиксов в коми языке (В. Шляхтер), о послелогох в пермских языках (К. Редзи), о русских заимствованиях в мансийском языке (Б. Кальман), об отглагольных именах в коми языке (Г. Стипа), об истории склонения мансийского языка (М. Лиимола) и т. д.

В нашей стране, где научные проблемы разрабатываются в плановом порядке, в настоящее время, когда наша финно-угристика получила небывалый размах, имеются все возможности для серьезной разработки отдельных проблем. И в этой области советская наука должна занять подобающее место в мировом финно-угроведении.

A szótárírás elmélete és gyakorlata A magyar nyelv Értelmező Szótárában. [La théorie et la pratique dans la composition des dictionnaires, d'après le Dictionnaire explicatif de la langue hongroise]. Ecrit sous la direction de **László Országh**. Budapest, 1962, 135 p. = *Nyelv tudományi Értekezések* [Etudes de linguistiques], No 36.

On publiait autrefois assez peu de dictionnaires uniquement rédigés en hongrois. Le dictionnaire en six volumes de Gergely Czuczor et János Fogarasi publié de 1862 à 1874 („A magyar nyelv szótára”, Dictionnaire de la langue hongroise) et l'ouvrage plus modeste de Mór Ballagi („A magyar nyelv teljes szótára”, Dictionnaire complet de la langue hongroise. — Deux volumes, 1868-1873) étaient déjà périmés au tournant du siècle. Dans la première moitié du XX^e siècle, la cause des dictionnaires hongrois en une langue ne progressa guère. Cette époque stérile ne donna au public qu'un seul dictionnaire explicatif hongrois: l'ouvrage de József Balassa, en deux petits volumes („A magyar nyelv szótára”, Dictionnaire de la langue hongroise, 1940). On ressentait de plus en plus les inconvénients dus à l'absence d'un dictionnaire d'un certaine importance, qui présentât selon des principes modernes le vocabulaire et les expressions de la langue hongroise littéraire et parlée. Actuellement, nous disposons enfin d'un dictionnaire de cet ordre: *A magyar nyelv értelmező szótára* (Dictionnaire explicatif de la langue

hongroise. I—VII. Budapest, 1959—1962). La publication du Dictionnaire explicatif (par la suite: *ÉrtSz.*) marque un tournant dans l'histoire du dictionnaire hongrois. Le collectif de travail qui a mis au point ce dictionnaire a créé, au cours d'une activité de dix ans, une oeuvre qui pourra être le point de départ du petit dictionnaire explicatif destiné à un public très large, et du grand dictionnaire de l'Académie, appelé à paraître en de nombreux volumes. La lexicographie hongroise est sortie de sa longue période de marasme, et elle sera bientôt à même de se joindre aux représentants du progrès international.

Le travail de la rédaction de l'*ÉrtSz.* était entravé non seulement par le nombre restreint et le caractère périmé des dictionnaires hongrois précédents, mais aussi par le fait que, jusqu'à ces toutes dernières années, la lexicographie hongroise ne possédait guère d'études traitant les questions théoriques et pratiques de la composition des dictionnaires. Les anciens lexicographes considéraient cette activité comme ayant un caractère purement pratique, et ils ne se souciaient guère de réunir leurs expériences, les enseignements qu'ils pouvaient tirer de leur travail, afin de faciliter la tâche de leurs successeurs. La «Préface» de 164 pages de Czuczor et Fogarasi tendait beaucoup moins à informer le lecteur de l'histoire de la mise au point du dictionnaire, des méthodes employées dans le choix des mots et la composition des articles, qu'à exposer les principes étymologiques des auteurs, et

cela bien qu'à cette époque ces principes fussent déjà dépassés.

La pauvreté de la littérature lexicographique hongroise explique pourquoi l'intérêt des collaborateurs de l'ÉrtSz. se porta en premier lieu sur la littérature correspondante de l'étranger. Or, cette nécessité avait ses avantages. L'étude des méthodes et des théories lexicographiques des récents dictionnaires explicatifs de l'étranger élargit l'horizon des spécialistes hongrois, et leur fit connaître de nombreuses solutions susceptibles d'être appliquées à la mise au point lexicographique du vocabulaire hongrois, malgré les difficultés et les lacunes existantes. Evidemment, il n'était pas question d'emprunter les procédés d'une façon mécanique, de les copier servilement. Les collaborateurs de l'ÉrtSz. s'efforcèrent d'éviter l'apparence même d'un lit de Procruste lexicographique, et tendirent dans tous les cas à adapter les catégories, les rubriques de leur dictionnaire au caractère de la langue hongroise. Nous estimons que cet effort a été couronné de succès. Le vocabulaire hongrois est «à l'aise» dans les cadres de l'ÉrtSz.

La publication du petit volume intitulé «La théorie et la pratique dans la composition des dictionnaires d'après le Dictionnaire explicatif de la langue hongroise» témoigne de ce que la collectivité de l'ÉrtSz. a sciemment rompu avec la tradition néfaste des «secrets professionnels». Cette attitude s'explique par l'abondance des expériences que les collaborateurs ont acquises personnellement, au prix de leur propre labour. Car l'absence d'antécédents lexicographiques hongrois de quelque importance avait obligé la rédaction à expérimenter elle-même les principes méthodologiques et la technique de la composition du dictionnaire explicatif hongrois. Ces nombreuses thèses théoriques et connaissances pratiques ne doivent pas disparaître sans laisser de traces. Les collaborateurs de l'ÉrtSz. les ont recueillies et mises à la disposition des lexicographes futurs dans un gros

cahier, afin de faciliter leur travail et de le rendre plus fructueux. «La théorie et la pratique dans la composition des dictionnaires d'après le Dictionnaire explicatif de la langue hongroise» (par la suite: SzótElmGyak.) sera sans aucun doute considéré pendant une longue période comme l'ouvrage fondamental de la lexicographie hongroise moderne.

Le SzótElmGyak. dirigé par László Országh et englobant le travail de 9 auteurs (János Balázs, József Bencédy, Izabella Biró, László Elekfi, József Kelemen, Miklós Kovalovszky, Gábor O. Nagy, László Országh, Lajos Ujváry) comprend les chapitres suivants; I. But du Dictionnaire Explicatif. II. Structure du Dictionnaire Explicatif. III. Les mots-souche. A) Choix des mots-rubrique. B) Disposition des mots-rubrique et des variantes de forme. IV. Les points de vue grammaticaux. A) Indication de la prononciation. B) La coupure des mots-rubrique. C) Indication de la catégorie de mots. D) Les suffixes, préfixes et signes grammaticaux, les formes déclinées ou conjuguées et les formes pourvues de signes. E) Remarques grammaticales. F) L'orthographe du dictionnaire. V. Les points de vue de l'appréciation stylistique et de l'orthologie. VI. L'acception. A) L'acception du point de vue sémantique logique. B) L'acception du point de vue syntactique. VII. La matière illustrant l'usage du mot. A) Recton, exemples libres, phraséologie. B) Citations littéraires. VIII. Références. IX. Histoire de la composition du dictionnaire. Il va de soi que la seule énumération des chapitres du SzótElmGyak. ne peut donner qu'une image approximative du riche contenu de l'ouvrage, et ne peut reproduire avec suffisamment de force le dédale de problèmes compliqués qu'eurent à résoudre au jour le jour les collaborateurs de l'ÉrtSz. Dans la mer immense des mots de la langue hongroise littéraire et parlée de nos jours — pensons seulement au nombre illimité de tous les composés possibles — il fallait réunir tous ceux

que l'on rencontre dans le parler moyen, la conversation de tous les jours et qui appartiennent en même temps au fonds du lexique hongrois; en outre, les auteurs devaient tenir compte également des mots les plus importants du vocabulaire périphérique d'un usage plus restreint. Chacun des mots-centre — une soixantaine de milliers environ — devait être muni d'explications suffisamment détaillées ayant trait à la prononciation, l'orthographe, la grammaire, la stylistique, l'orthologie, la sémantique, sans qu'il fût possible de s'appuyer dans la plupart des cas sur des antécédents, des manuels convenables. Il fallait présenter les syntagmes passés dans l'usage, les tournures, les comparaisons, les locutions et les proverbes dans lesquels figuraient les mots-rubrique du dictionnaire: or, les auteurs ne disposaient pas d'un recueil phraséologique hongrois moderne. L'emploi des mots-rubrique dans des contextes devait se baser sur des citations prises dans la littérature hongroise des XIX^e et XX^e siècles, alors que le recueil d'ailleurs très riche du Grand Dictionnaire de l'Académie ne donnait que des exemples du XX^e siècle. Et enfin, mais pas en dernier lieu, il fallait mettre au point les principes généraux de rédaction de l'explication du dictionnaire hongrois, afin de pouvoir créer le style lexicographique hongrois moderne.

La lexicographie hongroise est entrée dans la voie de l'évolution. Les sept volumes de l'ÉrtSz. ainsi que le SzótElm-Gyak., qui met au point les expériences d'une activité lexicographique de dix années, ont créé une base solide, sur laquelle on pourra tabler à l'avenir en toute confiance.

L. Kiss

André Martinet: Elements of General Linguistics. The University of Chicago Press and (London:) Faber and Faber, Ltd., 1964.

Other things being equal and with due reservations, it could be said that the state of general linguistic theory to-day is comparable to the state of highly pro-

ductive and exciting confusion which ensued in philosophy after Kant. It was Ferdinand de Saussure who made all this possible. His heirs have now expanded and refined the original doctrine to a point where clearly disparate directions have emerged. By Saussure's heirs the following are meant here: (1) the conservative and somewhat sterile post-Saussurean tradition kept alive in Geneva, (2) the excessively theoretical and therefore sterile approach associated with L. Hjelmslev, (3) the highly productive movement called the Prague school, and (4) Bloomfieldianism and its heirs, which swept over the field like and all-devouring wave because of its clear-cut formalist and positivist methodology. I would hesitate to class the more recent generative-transformationalist frame of mind together with Saussure's other heirs because it asks certain fundamental questions which Saussure neglected. However, as a point of view in vogue to-day, it also belongs into this category.

In what follows, I will try to show how Martinet's modest but significant volume stands in relation to these frames of mind. The reader may be reminded that Martinet was one of the pioneers of the Prague school in the late 1930s who also had the advantage of close exposure to the Copenhagen (Hjelmslev) school; through his teacher A. Meillet he is linked with Saussure and therefore with Geneva; a protracted sojourn in the United States (1946—55) permitted him to develop his thinking alongside Bloomfieldianism at its most productive and vociferous stage. We might thus expect a synthesis. This is far from what we find.

In this review I will concentrate on how and where Martinet's views differ from other current views and how and where they derive from or harmonize with the various vantage-points in general linguistic theory.

In *Language and Languages* (chapter I) three main themes recur which set the tone for the remainder of the book: (1) The function of language is communi-

cation. The espousal of this slogan means that at all times the analysis will be concerned with meaningful elements and, specifically, with how and when these are *chosen* by the speaker. This is Martinet's disavowal of a Bloomfieldian, purely formalist approach. (2) Language is doubly articulated, i.e., once into meaningful units and once again into units which are in themselves devoid of meaning (i.e., sounds). Martinet thus begins "from above," from experience and from its re-segmentation into linguistic units. In this sense he again differs from the Bloomfieldians who propose a discovery procedure ("from below") and in a mild way approximates Bally's psychologism. (3) The discrete nature of linguistic units is emphasized and thus the question of their distribution — a favourite topic of the Bloomfieldians — is often broached.

Chapter II, *The Description of Languages*, turns out to be a cautious statement of the advantages of mitigated formalism (more or less to the extent to which the adherents of the Prague school were formalists).

Once Martinet begins to treat one of the subjects with which his name has long been associated, phonology, his position is clearly revealed (chapter III, *Phonological Analysis*). Here we see exactly his position on such questions as the word as the basic unit of phonological analysis (potential pauses), juncture, the identification and delimitation of phonemes, neutralization, and the role of pattern. Much of what is said here has appeared in the form of articles after 1945: unfortunately these articles (which are more specific than the treatment in the book) are not listed in the bibliography. There is some difficulty in the discussion of intonation because, since it does not fall "within the framework of the double articulation" (page 76), it cannot be assigned a clear place in the hierarchy of speech. It is regrettable that, as a result of this initial constraint, the general question of intonation should thus remain

so vague; Martinet's framework otherwise contains all the apparatus which would be necessary to treat it. The discussion of stress strongly follows Troubetzkoy but contains some novel and worthwhile points of view. (It stands in complete opposition to views on stress such as those of G. Trager and H. L. Smith [*Outline of English Structure*, 1953], where in a rich array of stresses each is accorded phonemic status). On one point Martinet keeps aloof from all other conceptions of the subject: morpho(pho)nology. All schools accord this level or sphere a particular status. It is significant that in generative grammar morphonology has almost usurped the place of phonology (in the traditional sense) and has been built into grammar as such; Bloomfieldians treat the subject explicitly and at length; Baudouin de Courtenay, a proto-Prague figure, launched the very field. Martinet eliminates it from phonology and never quite returns to it explicitly in grammar. In so doing he parts company with his predecessors as well as with his contemporaries.

The most original section of the book, partly because Martinet has published relatively little in this direction until now, is the fourth chapter, entitled *Significant Units*. This is an attempt at a general theory of grammar (syntax and morphology). The categories are the generally recognized ones; the terminology is new. Unfortunately, the use of the term and notion of *moneme*, Martinet's basic grammatical unit, involves more concentration and reorganization of traditionally ingrained thinking in syntax and morphology than the average reader is likely to grant it. The moneme corresponds to most Bloomfieldian morphemes and to some traditional French *sémanèmes*: it is its classification into subtypes (some of which are required by morphology, some by syntax, some by the lexicon) which is strangely taxing, especially to the reader who is tempted, in the course of reading, to identify one kind of moneme with a traditional syntactic unit,

another with an operation, a third with a part of speech, etc. Indeed, the author, not unaware of these difficulties, says on page 13: "... what is offered in Chapter IV apropos of syntax is new, perhaps too new to form part of a manual like this." I found it comforting to note that many of the questions which are discussed in this chapter are precisely those which have caused insurmountable difficulties both in the ascent from morphology to syntax (as in R. Wells' immediate constituents) and in the descent from the framework of the model sentence to the final string (as in generative grammar).

The expenditure of effort required in chapter IV is more than fully rewarded in the following chapter, *The Variety of Language and Linguistic Usage* which is, in fact, a discussion of communication as embedded in areal and political configurations, in society, in time, in aesthetic ideology, and the like. It reads as smoothly as only Sapir's and Jespersen's general books on language and is packed with information and with Martinet's keen personal observations (based on life in the raw and on his work on languages in contact). In an age where „sociolinguistics" and "psycholinguistics" are fields struggling for a right to recognition, this chapter stands out as a succinct and clear statement of facts and problems. This chapter (and portions of some of the others) is strongly France-oriented, a fact which will cause the educated British reader no difficulties but might occasionally disturb the flow of the argument for readers with more remote cultural backgrounds.

Whereas Saussure and his more faithful disciples maintained that synchrony and diachrony are forever to be kept apart, it was Martinet (and a few others) who maintained that the diachronic perspective is nothing but an X-ray view, so to speak, through layers upon layers of synchronic levels. This is the point of departure which ensured the success of Martinet's *Économie des changements phonétiques* (Berne, 1955). Chapter VI (*Evolution of Languages*) lays

bare in a somewhat terse but economical way the themes which have governed Martinet's thinking about linguistic change. Here we find discussions of the conflict between comfort and equilibrium on the one hand and the necessity for redundancy and clarity on the other, of the interplay between frequency and efficacy in communication, of the famous tensions within the syntagmatic and paradigmatic structures, and, finally, an all too brief statement of the role of economy within the system. This is another area in which the author has reaped much success because of the clarity of his exposition. It is therefore regrettable that the most important function of this chapter will be to urge the reader to turn to Martinet's deeper and more explicit works (*Économie* and *A Functional View of Language*, 1962). The book ends somewhat abruptly with a reassertion of the priority of linguistic facts (as against extra-linguistic facts) for the diachronist.

As an introduction to the uninitiated, this book seems somewhat too advanced and sometimes too elliptical: it would require the reader's acquaintance with the author's other works, especially with his larger ones. The pace of the book is at times breathtaking and the keen reader, gratified at having pursued the author with success up to a certain point, is sometimes dismayed to find that the subject has been changed or abandoned *in medius*. As a handbook for the student, it is both a succinct statement of a versatile linguist's view of language and linguistics and an inventory of some of the most central problems of present-day linguistic theory.

The original French version appeared in 1961.

R. Austerlitz
(New York)

Cahiers de linguistique théorique et appliquée. I. Édition de l'Académie de la République Populaire Roumaine, Bucarest 1962, 257 p. 9,70 lei.

Ce nouvel organe de la linguistique roumaine moderne est dirigé par les professeurs Gr. C. Moisil et A. Rosetti, vice-présidents de la Commission de linguistique mathématique de l'Académie de la République Populaire Roumaine. Le premier est un mathématicien remarquable, spécialiste de la logique mathématique et de la cybernétique, et protecteur de la linguistique mathématique roumaine. Le second est un spécialiste de la phonologie et de l'histoire du roumain bien connu, précurseur et animateur de la linguistique structurale en Roumanie. — Le but visé par le volume est de réunir les travaux de linguistique moderne effectués dans les divers domaines de cette science, et d'encourager les chercheurs à user des possibilités actuelles concentrées de publication. — Le volume ne donne pas une image complète de l'état des travaux de linguistique modernes dans la République Populaire Roumaine: nous trouvons de nombreux matériaux de valeur relatifs à cette science, dispersés dans beaucoup de revues, d'annales et de recueils. Les rédacteurs nous donnent toute une documentation à ce sujet, à la fin du volume (255—7).

Le livre contient 19 études en langue française; toutes sont de la plume de chercheurs roumains, à l'exception d'une seule, écrite par l'Américain R. Jakobson et le Roumain B. Cazacu. Les études sont présentées par ordre alphabétique, selon les noms des auteurs.

Dans mon compte-rendu, j'ai réparti ces travaux en cinq groupes, conformément à leur sujet (le nombre d'études figurant respectivement dans chacun des groupes est entre parenthèses): *a)* linguistique générale (3); *b)* grammaire (4); *c)* phonologie et graphématique (3); *d)* modèles statistiques et modèles relevant de la théorie de l'information (4); poétique et stylistique modernes (5). — Étant donné que ce volume a été composé en vue du congrès de linguistique de Cambridge (Mass.), il ne sera pas superflu de le comparer à celui du congrès d'Oslo (Mélan-

ges linguistiques. Bucarest, 1957); on distingue nettement un décalage vers les sujets internes de linguistique. La théorie, la description exacte et l'application, en un mot la linguistique dite «moderne», occupent une place plus importante.

a) Etudes de linguistique générale:

Em. Vasiliu: Contribution à la théorie du signe linguistique (245—53). — Du point de vue théorique c'est l'étude la plus importante du volume. Elle part de la conception glossématique du signe et vise un but double: l'auteur se propose d'une part de déduire quelques catégories fondamentales de la théorie linguistique à l'aide d'opérations déductives en partant de la notion du signe, et d'autre part de donner la définition logique stricte de ces catégories. Ces dernières sont au nombre de quatre: *a)* la «notion» du signe linguistique opposé au signe non-linguistique; *b)* l'identité et la non-identité sur le plan phonétique et sémantique, opposées à ces mêmes notions sur le plan structural; *c)* les «notions» de variante et d'invariante; *d)* la «notion» de commutation. De fait, Vasiliu dépasse largement les limites de la glossématique, en quoi il est aidé par la logique mathématique. Cependant, à mon avis, la démonstration de l'arbitraire du signe linguistique est discutable, puisque ce n'est pas entre l'équivalence et la non-équivalence qu'il existe une alternative sur le plan du signe et de la signification; on trouve d'une façon univoque un cas de non-équivalence entre le signe et la signification, entre l'expression et le contenu. Le rapport existant est la correspondance tant pour la catégorie que pour ses membres. La correspondance (ou l'*arbitraire*) ne peut être déduit du rapport de signe; comparé à celui-là, ce dernier est indépendant; c'est un axiome. Si ce problème pouvait être examiné dans un cadre théorique et méthodologique plus vaste, l'arbitraire du signe linguistique pourrait éventuellement être ramené au rapport arbitraire des systèmes formels et de leur interprétation (syntaxe: sémantique).

tique). — Entre les deux plans des unités de la double articulation linguistique, il existe *aussi* une différence de grandeur. Ainsi les «morphèmes», en tant qu'unités de base de la forme du contenu, ont avec les phonèmes non pas un rapport de «un à un», mais de «un à beaucoup».

Sorin Stati: Contenu et expression, symétrie et asymétrie (223—34). — L'auteur reste à l'intérieur de la stratification linguistique glossématique (contenu: expression; substance: forme), et c'est dans ce cadre qu'il examine les rapports de symétrie existant à l'intérieur du signe linguistique. Pour lui, la symétrie indique l'analogie des catégories de plans différents ou celle de deux catégories de signes se trouvant sur un même plan. Selon moi, dans la description linguistique, symétrie et asymétrie signifient plutôt parallélisme ou non-parallélisme, en premier lieu à cause du principe de linéarité. — Stati se propose d'approfondir l'étude du sujet par des procédés formels très stricts. Evidemment les résultats abstraits qu'il obtient ne peuvent être appliqués directement avec fruit à aucune langue, mais cette construction finement ciselée des catégories et des termes peut éventuellement donner à la comparaison typologique — comme il l'indique lui-même — des points de vue nouveaux. Reste à savoir s'il est économique à décrire des phrases de cette manière, et même s'il serait possible de décrire les phrases par ce moyen. La glossématique se propose de dépasser la langue, de s'étendre à tous les systèmes de signes. Les recherches raffinées de Stati pourraient elles-mêmes se situer dans le cadre de la théorie du système de signes général, où les exemples de linguistique ne présenteraient qu'un seul cas possible d'une multitude d'exemples.

Zoltán Szabó: La typologie linguistique et l'histoire du système des suffixes de la langue hongroise (234—43). — L'application du point de vue typologique au système partiel d'une langue est une tentative originale. Dans le domaine typologique, c'est à R. Jakobson que l'auteur s'apparente

surtout; en outre, il a utilisé essentiellement les ouvrages typologiques soviétiques. — Théoriquement l'expérience est légitime, car on peut imaginer qu'un système (ou un système partiel) quelconque puisse être comparé — *ceteris paribus* — à un autre, que l'on compare par exemple les systèmes des suffixes verbaux hongrois des XV^e, XVII^e et XX^e siècles. Le résultat obtenu par Szabó est plausible: le nombre des suffixes a diminué, les parallélismes se sont éliminés, et les suffixes existant encore se présentent sur des territoires plus étendus, et plus fréquemment que les précédents. Or, pour étayer le résultat obtenu on pourrait encore considérer deux points de vue. D'une part, dans la comparaison statistique, il faudrait tenir compte, si peu que ce soit, du rapport «type — token» de Herdan. L'autre considération concerne l'homogénéité de la comparaison typologique. Du point de vue de l'histoire externe de la langue, les deux premières sections diffèrent fortement de la troisième. Comment s'explique donc l'évolution: à l'intérieur du système linguistique, ou dans la norme linguistique en formation, tendant à l'homogénéité. (Le mélange des deux «causes» est également admissible.) Or c'est dans le premier cas seulement qu'un examen typologique a été fait, ou plus exactement un examen linguistique mettant aussi à contribution la typologie. Du point de vue linguistique, le second cas doit être considéré comme fortuit.

b) Etudes de sujet grammatical:

Solomon Marcus: Le genre grammatical et son modèle logique (103 — 22). — L'auteur est l'un des linguistes mathématiciens les plus féconds des dernières années; il a obtenu des résultats appréciables en développant ou en proposant lui-même de nombreux modèles. Le point de départ de ses recherches est la conception des linguistes mathématiciens soviétiques O. S. Koulagina, I. I. Revzine, V. A. Ouspenskiy et R. L. Dobrouchine, qui applique surtout à la grammaire, la théorie des ensembles

et les modèles de la logique mathématique. Cette étude de Marcus analyse formellement le genre grammatical sur le plan des mathématiques générales; à titre d'exemple, il se réclame en premier lieu du système des genres du roumain et de quelques langues connues d'une certaine importance. Les résultats obtenus sont appréciables surtout du point de vue typologique; l'auteur a enrichi la méthode mathématique descriptive de Koulagina et de ses confrères, d'un nouveau type de paramètre. Il est probable que la méthode de S. Marcus serait susceptible d'une étude plus étendue de la catégorie des genres (par exemple pour les langues disposant des groupes dits à classification), et même d'une définition et d'une comparaison plus larges des catégories linguistiques.

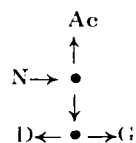
Gr. C. Moisil: Problèmes posés par la traduction automatique. La déclinaison dans le roumain écrit (123-34). — L'éminent professeur de mathématiques roumain se livre également à une activité de linguiste. Après la conjugaison roumaine (cf. Probleme puse de traducerea automată. Conjugarea verbelor in limbă română: Studii și cercetări lingvistice 11.7 — 29, 1960), il étudie la déclinaison. Au fond, il s'agit d'un «structural restatement», et même d'un agencement en tables formelles qu'on pourrait facilement programmer par la suite aux fins de la traduction automatique. Moisil donne la déclinaison «simple» du nom roumain et de tous les déverbatifs en partant de la formule suivante. RM_{ijk} , où R = le radical; M = le morphème de la forme; i = le genre; j = le nombre; h = le cas; k = la catégorie de l'articulation. — Moisil décrit la déclinaison roumaine compliquée d'une manière extrêmement concise et économique.

Paula Diaconescu: Le système casuel du roumain (27-37). — En dehors de l'analyse casuelle classique de Jakobson et Hjelmslev, l'auteur utilise aussi les méthodes de la théorie des ensembles. Dans sa conception des signes, elle corrige le signe glossématique habituel en opposant

la forme au contenu sémantique. Elle n'examine que le système casuel général, c'est-à-dire la déclinaison commune à tous les «nominiaux», qui coïncide dans le roumain avec la déclinaison à quatre cas des numéraux. L'examen du contenu sémantique des cas n'est pas assez clair. La forme sémantique est caractérisée par trois valeurs: la «sélection par possession» (S), l'orientation (vers un objet) (O), et la projection (relative à un objet) (P). Le résultat de son analyse est représenté par la figure suivante. —

	S	O	P	
N	—	—	—	Cependant, cette in-
G	-	-	-	scription en forme de
D	+	+	-	matrice semble redon-
Ac	-	-	+	dante; cette structure

paradigmatique serait représentée d'une façon plus simple (avec une simplicité pouvant être mesurée exactement*) par deux structures T. Cette figure aurait aussi l'avantage de donner des graphes dirigées et pourrait ainsi être facilement transposée en algorithme.



Maria Manoliu: Morphèmes lexicaux et grammaticaux (89-102). — L'auteur part de la thèse selon laquelle les unités linguistiques ayant une signification minimale se divisent en sémantèmes ou en morphèmes, c'est-à-dire en mots ayant une signification à peu près propre et en mots de valeur purement grammaticale. La théorie des morphèmes relègue un peu cette thèse à l'arrière-plan. Outre la grammaire traditionnelle, Manoliu examine certains points

* Dans la matrice, il fallait 7 symboles et 12 rubriques pour définir 4 symboles; il n'en reste pas moins que nous n'apprenons rien sur la disposition interne des symboles. Dans la graphe dirigée que nous proposons: 4 graphes déterminent 4 symboles, et 2 points d'intersection déterminent 2 points déterminants binaires.)

de la linguistique descriptive américaine ayant trait à ce sujet, mais elle subit plutôt l'influence de la glossématique. Elle construit une série formelle d'examen sur la catégorie de *dépendance* de la glossématique; par suite, elle divise les morphèmes en deux parties, pourvues toutes deux d'une définition. I: «Morphèmes dont on ne peut pas toujours déterminer uniquement les formants sans connaître l'unité de contenu correspondante» (100); formule $M = f(S_M, M_s, M_p)$ c'est-à-dire que le morphème est fonction de son sémantisme, ainsi que du morphème suivant (s) et du précédent (p). — II: «Morphèmes dont les formants peuvent être, dans une langue donnée, des fonctions d'un morphème éloigné» (101); formule $M = f(M_e, M_s, M_p)$, où M_e est le morphème éloigné. — La conclusion est que le *morphème lexical* est déterminé non seulement par son entourage (sa distribution) mais aussi par son propre sémantisme, tandis que le *morphème grammatical* est déterminé en dehors de son entourage immédiat, par un morphème plus éloigné dont il est fonction. — Dans les cadres fixes par l'auteur, les résultats obtenus sont appréciables. Cependant ces cadres, de même que le point de départ sont discutables. Ainsi, les résultats basés sur la théorie glossématique de la recton et sur la grammaire de la dépendance, doivent être considérés comme un compromis de l'analyse formelle et de l'analyse «sémantique» à base intuitive. Les résultats secondaires obtenus par l'auteur (comme la définition de règles sensibles au contexte ou les observations sur le système des temps verbaux roumains) n'en sont pas moins appréciables.

c) Études de sujet phonologique et graphématique:

Andrei Avram: Sur quelques particularités des systèmes graphématiques (9—16). — En dehors d'une évolution harmonieuse de toutes les parties de la linguistique, les calculatrices électroniques à entrée directe utilisées aux fins de la lecture, rendent elles aussi nécessaire l'exa-

men de l'écriture, du point de vue linguistique. La graphématique est une discipline de niveau parallèle à la phonématique, en partie indépendante, mais pouvant être dans une grande mesure intégrée à un système de niveau inférieur au système des phonèmes. Dans quelques cas, les oppositions graphématiques sont parallèles aux phonématiques (par ex. /o/ : /ö/ ~ <o> : <ö>). Cependant tout le système graphématique est beaucoup plus fragmentaire: ses membres sont de valeurs égales entre eux. Ainsi, ils peuvent être mis en parallèle dans une certaine mesure avec le niveau des signes distinctifs phonématiques. — L'étude très claire d'Avram examine la question à l'intérieur de l'écriture imprimée à caractères latins; un horizon plus vaste de l'histoire de l'écriture (autres systèmes d'écriture ou autres conceptions de l'histoire de l'orthographe) pourrait éventuellement permettre la découverte de nouveaux traits de caractère.

Liliana Ionescu: Une classification des consonnes du roumain d'après le critère de la neutralisation (39—46). — L'auteur analyse, du point de vue de la neutralisation, les rapports consonantiques se trouvant au début ou à l'intérieur des mots roumains. Elle se sert des méthodes d'analyse binaire de l'école classique de Prague, celle de Jakobson, de même que des méthodes de la glossématique. Les résultats qu'elle obtient justifient réellement sa thèse surprenante, qui veut que la neutralisation soit un critère suffisant pour la description du système consonantique roumain. Les oppositions de consonnes sont caractérisées sur une base articulatoire, pour la majorité par des termes pris dans la phonétique articulatoire. L'homogénéité de l'analyse syntagmatique et paradigmatique des phonèmes est déjà convaincante en elle-même. — Les exemples de l'analyse figurent dans l'appendice de l'étude. On y trouve un nombre étonnamment élevé de mots internationaux (par ex. *pneumonie*, *hipnotiza*, *subtext*, *subcategorie*, etc.). Une limite morphématique peut être discernée à l'intérieur de certains mots

(par ex. *încălța, totdeauna, mijloc*). Ces exemples ne sont certes pas représentatifs. Bien que la mise au point du système puisse se faire à l'aide de ces exemples — au plutôt malgré eux — ce fait aurait aussi son importance dans la question de l'indépendance relative du système de phonèmes (roumain).

A. Rosetti: Changements phonétiques et alternance phonologiques (217—8). — Cet auteur bien connu souligne de nouveau dans son bref article, d'une manière très concise, sa conception sur les changements phonétiques. Rosetti, qui fut le premier à esquisser le système de la phonologie roumaine (en collaboration avec A. Graur: *Esquisse d'une phonologie du roumain: Bulletin linguistique* 6.5—29 (1938), et qui écrivit également un livre sur les changements phonétiques (*Les changements phonétiques. Aperçu général. Copenhague—Bucarest, 1948*), examine le problème sous l'angle de la phonologie. L'idée nouvelle et prouvée de cette communication est qu'une partie des changements phonétiques — de valeur morphologique — donnent des alternances phonématiques.

d) Etudes basées sur l'usage de modèles de la statistique et de théorie de l'information:

Edmond Nicolau: *Langage et stratégie* (153—77). — Selon l'auteur «le langage est une question de stratégie, car généralement le choix est fait de manière à obtenir un résultat optimum» (153). Ce spécialiste de la cybernétique rend compte de quelques modèles mathématiques-linguistiques: parmi les modèles de la statistique et de la théorie de l'information, il présente avec force détails la théorie de Zipf, les thèses de Mandelbrot, la tendance de Fucks et une oeuvre du Russe S. G. Chebanow, peu connue dans la littérature moderne. Par endroits, Nicolau les complète et les développe; c'est là un bon exemple, du compte-rendu de valeur créatrice, étant donné que les thèses présentées sont mises à l'essai par l'auteur du moins en ce qui concerne le roumain. Ainsi, le roumain

est introduit sous divers rapports dans le stock comparatif typologique de la linguistique quantitative. Son expérience la plus importante se rattache justement à Chebanow, qui démontre (*On Conformity of Language Structures within the Indo-European Family to Poisson's Law: Comptes Rendus de l'Académie des Sciences de l'U.R.S.S.* 54/2, 99—102 (1947) que dans les langues indo-européennes la répartition des mots selon les syllabes correspond à la formule statistique de Poisson. Nicolau a trouvé que cette thèse était valable pour le roumain.

Tatiana Slama-Cazacu: «L'économie et la redondance dans la communication» (17—25). — L'éminente psychologue traite d'une manière fort intéressante le problème suivant: la redondance complète nécessairement, et corrige pour ainsi dire la tendance à l'économie de la communication humaine concrète. Les exemples cités dans son étude de valeur intitulée «Communication dans le processus du travail» montrent que le contexte permet souvent de suppléer aux lacunes par la répétition. Les deux catégories de la théorie de l'information et des recherches dans la communication indiquées dans le titre, correspondent aux exigences psychologiques de la vitesse (rapidité) et de la compréhension. Quant au dilemme, on n'en trouve qu'une esquisse dans cet article. La thèse qui veut que ce soit la communication elle-même qui résolve ce paradoxe peut être considérée comme un résultat certain. La question demeure en grande partie. La solution ne peut être trouvée selon moi qu'à la base des chapitres linguistiques centraux (grammaire, sémantique) et en accord avec eux.

Marius Sala: *Considérations sur la valeur de la partie initiale des mots* (*Remarques à propos d'une langue en voie de disparition*) (219—22). — L'auteur rend compte du résultat théorique qu'il a obtenu au cours de ses recherches effectuées dans la colonie des «Séphardim». En étudiant ce dialecte en voie de disparition, il lui a semblé que les sujets de l'enquête se

souvenaient mieux du début que de la fin ou du milieu des mots. La raison de ce phénomène est que le début des mots a un contenu communicatif plus important que la fin ou le milieu. Il souligne aussi que dans l'apprentissage des langues, c'est aussi le début des mots que les élèves retiennent le mieux. — Le résultat obtenu par Sala est appréciable du point de vue du séphardin (et sans doute de beaucoup d'autres langues). Ceci est d'ailleurs fort probable à la base de la linéarité. Cependant typologiquement la valeur communicative relativement plus grande du début du mot peut s'affirmer d'une manière très différente (cf. J. Greenberg: *Essays in linguistics*. Chicago, 1957, 86—94).

Alexandra Roceric-Alexandrescu: Recherches statistiques sur l'initiale des mots en roumain (209—15). — L'auteur a pris part à la mise au point de l'entropie de la langue roumaine (cf. Edm. Nicolau-C. Sala—Al. Roceric: *Observații asupra entropiei limbii române: Studii și cercetări* (1, 1959). Elle part de la thèse selon laquelle l'initiale des mots a une importance particulière à l'intérieur de la quantité informative du mot (Cette thèse a été soulevée sous cette forme pour la première fois par R. G. Piotrovskiy). Dans son article bien construit, l'auteur applique cette thèse au roumain, avec clarté et concision. Elle a calculé la fréquence des lettres à l'intérieur des mots dans cinq domaines: (A) initiale des mots dans les textes écrits; (B) initiale des mots dans les textes parlés; (C) initiale des mots dans le vocabulaire; (D) ensemble des textes littéraires; (E) ensemble des textes parlés; — les deux derniers ont été étudiés à cause de la comparaison. La confrontation des résultats numériques obtenus a été effectuée de manière immanente, c'est-à-dire sous le contrôle de la statistique des mots. Puis l'auteur a calculé l'entropie particulière des initiales de mots, et comme celle-ci diffère sensiblement de l'entropie valable pour toutes les positions, elle l'a introduite en tant que catégorie nouvelle dans l'analyse statistique des langues.

e) Etudes relevant du domaine de la poétique et de la stylistique modernes:

Roman Jakobson et B. Cazacu: Analyse du poème *Revedere* de Mihail Eminescu (47—53). — Cette analyse est un bel exemple de l'application concentrée de plusieurs branches de la linguistique moderne. Les auteurs examinent la structure de la forme du vers en même temps que sa structure grammaticale et lexicologique souvent parallèle à précédente. Tout ceci permet la compréhension rationnelle du contenu lyrique de la poésie. Le poème d'Eminescu, avec sa structure «régulière», se prête tout naturellement à une analyse de ce genre. — L'article des co-auteurs prouve non seulement que les diverses branches de la linguistique peuvent, et même doivent être utilisées dans l'analyse poétique, mais aussi que ces analyses donnent par endroits des points de vue utiles même à l'analyse de textes non-poétiques.

Toma Pavel: Notes pour une description structurale de la métaphore poétique (185—207). — Cette étude stylistique considère la métaphore comme un synerétisme (une neutralisation); c'est ainsi qu'elle l'explique et l'analyse dans le texte. L'intérêt qui se manifeste en Roumanie à l'égard de la métaphore est sans doute dû à l'influence de T. Vianu (dont l'un des ouvrages récents s'intitule: *Problemele metaforei și alte studii de stilistică*, Bucarest, 1957). Or Pavel se propose d'étudier la métaphore en appliquant les procédés de la linguistique moderne. Son point d'appui est l'école de Prague, la glossématique, et en partie la branche bloomfieldienne de la linguistique descriptive américaine. Dans ses recherches sur la langue poétique, il s'appuie lui aussi sur R. Jakobson et, en ce qui concerne la stylistique exacte, sur M. Riffaterre.

Mihaila Mancas: La synthèse dans la création artistique de M. Eminescu, T. Arghezi et M. Sadoveanu (55—87). — Cette importante étude stylistique s'appuie surtout sur l'activité de Stephen Ullmann dans ce domaine pour caractériser l'usage de la synthèse par les trois auteurs roumains.

La comparaison des changements temporels de cet usage constitue éventuellement un paramètre nouveau, un point de vue d'analyse dans l'histoire littéraire. L'auteur apprécie et interprète les résultats numériques. Ses recherches enrichissent en premier lieu l'histoire littéraire et stylistique roumaine. -- Quant à la catégorie synesthésique en elle-même, l'auteur ne l'examine pas.

Al. Niculescu: Notes sur la structure de l'expression pronominale de la politesse (179—183). — A la base de l'étude de R. Brown et A. Gilman intitulée «The Pronouns of Power and Solidarity» (Style in Language, Rédacteur T. A. Sebeok), Niculescu résume succinctement les rapports sémantiques et par endroits grammaticaux de ce sujet socio-linguistique. L'analyse des formules de politesse relève des recherches sociologiques (les conditions sociales dans lesquelles elles se sont formées), ou des recherches sur les communications (les moyens de communications qui leur ont donné naissance). -- Le principal mérite de l'article est d'esquisser le système des formules de politesse roumaines de caractère pronominal.

Mihai Nasta: Considérations sur les caractères distinctifs du mètre grec (135—51). -- Cette étude se rattache aux tendances de poésie et de versification de Roman Jakobson et John Lotz, et utilise aussi, naturellement, les résultats de la phonologie moderne.

*

Il ne semble pas nécessaire de faire une appréciation d'ensemble du volume. Il démontre en lui-même que les linguistes roumains ont accompli un travail fructueux dans les nouvelles branches de la linguistique et les cadres de ses diverses tendances. Tout comme entre les deux guerres et après 1945, époques où ils ont su conquérir une place de choix dans la dialectologie et philologie européenne, ils obtiendront sans aucun doute des succès dans la linguistique européenne structurale et mathématique aussi. Gy. Szépe

Jiří Lípa: Příručka cikáňstiny [— Handbook of Gypsy Language]. Praha 1963, 155 p. in-8°.

To write about the Gypsies has become a favourite pastime in ethnographic literature in recent years. The works, however, with very few exceptions, do not satisfy the demands of philological exactness. The book under view is one of these exceptions. It is a splendid description of a particular Gypsy dialect in Eastern Czechoslovakia. The first part of the book (pp. 5—42) is a practical course in Gypsy; it is followed by an exhaustive grammar (both morphology and syntax, pp. 43—140) and short glossary of about 600 words (pp. 141—153).

The dialect is that of Archduke Joseph's "Carpathian Gypsies" and Sowa's "slovakische Zigeuner", with slight differences. It is a sub-variety of the so-called "Hungarian Gypsy" dialect; it has undergone, in vocabulary and syntax, a strong Hungarian influence. Beside loan-words, it contains plenty of calques on Hungarian like *maav ajse kovle jileskeri* (p. 30) on Hung. *ne légy olyan lágyszívű*. Naturally, a younger and greater layer of borrowings comes from Slovakian. The time of the Hungarian influence was, probably, the last century when this territory with mixed Hungarian and Slovakian population was a part of Hungary. This argues for a settlement of these Gypsies there since that time. The long dwelling amidst Slovakian environment left many traces on the grammatical structure of the language in some features differentiating it from the language of those Hungarian Gypsies who are at present living in a pure Hungarian environment in Hungary: e.g. in the Hungarian Gypsy dialect in Hungary the accent always falls on the first syllable, in this Slovakian dialect it remained the paroxytonale one with the strange Slovakian extension of the paroxytonese to proclitic words too, e.g. *é daj* 'the mother' (p. 44).

In the declension L. adopts the division into three cases (direct, oblique and voca-

tive, p. 45) usual in grammatical descriptions of modern Indo-aryan languages, although in Gypsy the justification of such a division can be doubted. Notwithstanding this, the genitive is really well explained as an adjectival form (p. 50 sq.). L. gives a detailed description of the syntactical role of each case which is not to be found in other Gypsy grammars. Stem formations, verbal compounds, prepositions with different governments etc. are exhaustively classified.

We are not told whence the sentences used as examples in the grammar are taken but their vivid character makes it likely that they come from the author's own reliable collection (cf. the *couleur local* of such phrases as *te nadikhav mtra da pre mire jākha*, p. 93).

Some incidental remarks: The variants *koda* of *oda* 'this' and *mro* of *mro* 'mine' (pp. 44, 85) are listed only in the grammar without being attested in the texts. Irregular verbal forms, on the contrary, sometimes are lacking in the grammar (e.g. past tense of *džan*); similarly, the compound type *čumi-del* lacks on p. 120, preposition *dži* 'up to' on p. 128.

One may perhaps wish that the very reliable glossary should be enlarged to a complete dictionary of the dialect and, together with the grammar and some texts, should be published in some well-known language.

J. Vekerdí

Vincenc Pořízka: *Hindština*. Hindi Language Course. Part I. Praha 1963, 534 p. + Key 44 p., in-4°.

The new practice of Czech orientalists of publishing some important handbooks both in Czech and English will be welcomed by readers unacquainted with the Czech language. The present work by the Prague professor of Indology dr. V. P. — who has been publishing a series of studies about Hindi morphology and verbal syntax — will be helpful not only from a practical point of view but will also

serve as a theoretical basis for Hindi grammar.

A theoretical survey of the material is facilitated by the arrangement of the book: grammatical problems are grouped as far as possible in coherent lessons. The only point where linguistic facts seem to be somewhat dispersed is the treatment of the different verbal compounds, nouns and adverbs, e.g. *jānā* with perfective and imperfective participle and in passive voice on pp. 168, 297 and 302; or, the separation of type *mujhe likhnā hai* from *mujhe jānā hai*, the former being transitive, the latter intransitive (pp. 312 and 313.) Perhaps, cross-references could be made for a future edition to facilitate the use of the book. This is, indeed, the most intricate problem of Hindi morphology and lexicology and in P.'s book, misunderstanding is eliminated by the copious examples. These parts of the book deserve the special attention of the theoretician, too.

And now a few remarks on some details. Synonyms of Arabo-Persian and Indian origin are consistently brought together (type *kitāb* : *pustak*); similarly, genuine Hindi synonyms, too (type *din* : *dīvas*). Different forms of words (sometimes with difference only in pronunciation) are carefully listed, e.g. *yah/yeh*. Colloquial or familiar use is everywhere taken into account. Reference is made to peculiarities of Sanskrit grammar which have an importance in modern Hindi, even in cases where they are reduced in Hindi to lexical phenomena, e.g. the compound classes (p. 403 sq.).

J. Vekerdí

Franz Dornseiff: *Kleine Schriften. Bd. I: Antike und alter Orient*. Interpretationen. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage. Koehler & Amelang, Leipzig, 1959, 451 S. DM 14,50; **Bd. II: Sprache und Sprechender**. Hrg. von Jürgen Werner. Koehler & Amelang, Leipzig, 1964, 406 S. DM 14,50.

Der 1960 verstorbene Leipziger Gräzist konnte von seinen auf vier Bände ge-

planten *Kleinen Schriften* nur den ersten Band erscheinen lassen. Da jetzt in der Betreuung von Jürgen Werner auch der zweite Band vorliegt, kann man es nur begrüßen, daß der Verlag die zerstreut erschienenen kleineren Schriften dieses weitblickenden Gelehrten einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht hat. Denn, was in diesen Aufsätzen und Artikeln zur Sprache kommt, ist nicht nur das Anliegen des Altphilologen, des Germanisten und des Sprachforschers schlechthin, sondern eines jeden gebildeten und denkenden Menschen unserer Zeit. Jürgen Werner würdigt in der Einleitung zum zweiten Band das Schaffen Dornseiffs, daraus hebe ich folgenden Satz hervor: »Dornseiff ist von Anfang an am »Gemeinschaftsproblem« seiner Generation, der Wiedergewinnung des Archaischen, beteiligt«. Was darunter Dornseiff verstand, ist aus dem Rundfunkvortrag »Homer«, der den ersten Band einleitet, ersichtlich. Ein gemeinverständlicher Vortrag, ansprechend geschrieben, trotzdem wissenschaftlich gut fundiert, der nicht nur die Problematik der Homerforschung entrollt, sondern zugleich weitgespannte Bezüge einfängt, wie z. B. die Beziehungen zum Gilgameschepos oder zum Alten Testament. Über die Einzelheiten hinaus werden dann allgemeinere, prinzipielle Fragen aufgeworfen, wie z. B. an Hand der Kritik der sog. »Zerschneidungstechnik« einzelner Philologen die Richtlinien einer zeitgemäßen Interpretation älterer Literaturwerke.

Diese Thematik wird in den weiteren Aufsätzen und Rezensionen abgewandelt, erweitert, bereichert. Hesiod, Homer, die frühgriechischen Lyriker, Mythos und Sage, Textkritik am alten Testament sind die Hauptthemen. Die Aufdeckung weiterer Bezüge rückt nicht nur vielumstrittene philologische Fragen in ein neues Licht (z. B. *Ägyptische Liebeslyrik*, *Hoheslied Sappho*, *Theokrit*), sondern wird Anlaß zu einer scharfen Kritik an spätromantischen Forschungsmethoden und Anschauungen (vgl. die Besprechung von Bäumler, Bachofen, *Der Mythos von Orient und*

Okzident). Dabei werden unrichtige Formulierungen mit feinem Stilgefühl richtig-, leere Worthülsen mit feiner Ironie bloßgestellt.

Ein neues Thema taucht im ersten Band mit dem Aufsatz »Redende Namen« auf: Sprache und Sprechender. Diesem Thema ist der ganze zweite Band gewidmet. Ausgangspunkt ist auch hier das antike Erbe: »Die griechischen Wörter im Deutschen«, »Zwei Goetheana« usw. Die weiteren Bezüge führen zu Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, zur Auseinandersetzung zwischen Bezeichnungslehre und Bedeutungslehre, zur Kritik der Wortfeldtheorie. Diese Fragestellungen hängen letzten Endes mit dem *Deutschen Wortschatz nach Sachgruppen*, einem Werk zusammen, das ursprünglich als Vorarbeit zu einem ähnlichen Unternehmen fürs Griechische gedacht war, dann ein Anliegen der deutschen und der allgemeinen Sprachwissenschaft wurde. Die Diskussionen, die mit diesem Werk bzw. mit den erwähnten Fragestellungen zusammenhängen, sind in Fachkreisen allgemein bekannt, es ist aber nicht nur reizend, sondern auch sehr lehrreich, neben dem Vorwort und der Einleitung des *Deutschen Wortschatzes nach Sachgruppen* Rezensionen und andere Diskussionsbeiträge Dornseiffs zu diesem Thema zu lesen. Die Literatur zu den einzelnen Aufsätzen ist überall auf den heutigen Stand gebracht, die Zusammenhänge zwischen den Textstellen sind durch Hinweise und ein Namen- und Sachregister kenntlich gemacht.

K. Mollay

Tetraevangelul tipărit de Coresi Braşov 1560—1561 comparat cu Evangheliarul lui Radu de la Mănăstiri 1574. Ediție alcătuită de **Florica Dimitrescu**. Editura Academiei Republicii Populare Romîne. Bucureşti 1963, 422 p.

Qui ne saluerait avec un plaisir tout particulier la commémoration, au moyen de cette excellente publication, du 400^e

anniversaire des impressions corésiennes qui, comme il est généralement connu, marquent le début¹ de la mise de l'imprimerie au service de la civilisation roumaine? Après une réédition antérieure (celle de G. Pitesteanu en 1889) l'édition moderne de Mme Florica Dimitrescu mérite d'être considérée à presque tous les égards comme un modèle à suivre, comme un guide sûr vers une vraie renaissance des premiers grands monuments de la langue et de la littérature roumaines.

A l'heure actuelle il n'existe dans les diverses collections publiques que 6 exemplaires plus ou moins bien conservés du Tetraevanghel (p. 29); ils semblent représenter deux tirages (p. 31) et c'est au second que se rattache la copie de Radu de la Mănăești (v. les notes de la présente édition), où il est facile de relever tantôt des formes relativement plus modernes (*sefi* ~ *sentefi*², p. 81, 85), tantôt des formes un peu plus archaïques (*cunoaște* ~ *conoaște*, p. 108; *credința* ~ *credența*, p. 50; *tuturora* ~ *tătura*, p. 88; *furțișaguri*, *hîlșuguri* ~ *furțișagure*, *hîlșuguri*³ ibid.). Néanmoins l'Index (p. 297 sq.) ne contient que les mots et les variantes attestés par le texte corésien proprement dit ce qui, au fond, est une délimitation parfaitement justifiée.

L'édition de Mme Dimitrescu repose sur une «translittération» extrêmement consciencieuse du meilleur texte de la Bibliothèque de l'Académie de la R.P.R. (texte A); le texte transcrit est suivi d'un fac-similé et d'un «Index de cuvinte» (ré-

digé en collaboration avec l'Institut de Linguistique de l'Académie Roumaine) qui nous permet de constater que dans le Tetraevanghel on rencontre au total 2000 mots environ.⁴ On attend avec une vive curiosité l'étude de Mme Dimitrescu sur les particularités de ce lexique ou, pour mieux dire, de ces matériaux linguistiques qui, au point de vue de la structure grammaticale, constituent également un «corpus» (selon la terminologie américaine). Que d'intéressantes petites «découvertes» s'offrent à nos yeux dans ce domaine! Certains flottements de la flexion, par exemple, peuvent bien s'expliquer par les divergences dialectales ou chronologiques des manuscrits antérieurs au texte imprimé par Coresi. Sous ce rapport nous pensons, entre autres, aux deux variantes du pluriel du mot *an* «année»: *ai*, forme manifestement dialectale (cf. DA. au mot *an*), n'est attesté qu'une seule fois, mais *ani* (*ah?*) l'est 21 fois et la forme articulée *anii* dans deux cas.

Il est fort dommage que l'original slave⁵ du Tetraevanghel n'ait pas été ajouté au texte transcrit (selon la méthode bien connue de Mario Roques pour l'Ancien Testament d'Orăștie); inutile de dire qu'un texte slave en regard — et Mme Dimitrescu est la première à le reconnaître — aurait grandement facilité l'étude de ce vénérable monument de l'ancien roumain. Il est, par exemple, très curieux d'observer que, d'une manière absolument conséquente,⁶ le mot *cetate* (cf. *cîltă*, *cîte*,

¹ Ceci dit, nous ne perdons point de vue le catéchisme de Sibiu qui fut imprimé en 1544, mais dont aucun exemplaire ne nous est parvenu. Son importance, au point de vue de l'histoire de la langue roumaine littéraire, ne peut point être comparée à celle des publications de Coresi. Cf. O. Densusianu, *Histoire de la langue roumaine* II. Paris, 1938, p. 7; A. Rosetti—B. Cazacu, *Istoria limbii române literare*. I. București, 1961, p. 22.

² Sur les attestations de la seconde forme (*șintești*) chez Coresi v. l'Index des mots, p. 344.

³ Sur les formes à *-n-* chez Coresi lui-même v. l'Index, p. 417.

⁴ Certains principes de classement restent au moins discutables: pourquoi détacher par exemple le pronom *ei* (*ele*) de *el* (*ea*) ou le substantif *tinăr* de l'adjectif *tinăr*? En tout cas, le chiffre que nous venons d'établir mériterait d'être comparé au lexique d'autres traductions (romanes et non romanes) du Nouveau Testament.

⁵ Sur ce texte (*l'Evangheliar* imprimé par Macarie en 1512 et réédité par Coresi en 1562) v. l'Introduction, p. 24.

⁶ Sous ce rapport nous avons à l'appui une lettre de Mme Dimitrescu (7 décembre 1963).

ciudad etc. dans les autres langues romanes) sert à traduire sl. *gradъ* et que son synonyme apparent, à savoir *oraș* (< hongr. *váras* ~ *város* «place forte», litt. «place munie d'une forteresse»), correspond régulièrement à *vesb* (*vbsb*) ; on a donc, d'un côté, «cetate de se chēmâ Nazaretъ» (4^r), «Ierusalimъ că cetate aste marelui ↑ părat» (8^v₁₉) etc., de l'autre côté, «↑ oraș Chesarie lu Filipъ» (86^v₂), «↑ orașb che-i era nūmele Gheesrimani» (103^r₇). Les comparaisons de ce genre nous permettent de soupçonner que dans la deuxième moitié du XVI^e siècle le mot *oraș*, malgré la signification du terme hongrois correspondant, était — au moins dans certains parlars roumains — un synonyme de *tîrg* «bourgade, place non fortifiée» ! Ce fait, jusqu'ici relativement peu remarqué, fournit une intéressante contribution même à l'étude des relations hungaro-roumaines tant sur le plan de la langue que sur celle de l'histoire de la civilisation.⁷

On attend avec impatience le tome II de la présente édition, avec un commentaire détaillé du texte de Coresi et aussi d'autres éditions analogues, y compris celle — depuis si longtemps désirée ! — du Livre II de la Paliia d'Orăștie (selon la méthode adoptée par M. Roques). Tous ces travaux ont une importance exceptionnelle au moment où l'Académie de la R.P.R. se prépare à continuer le DA., c'est-à-dire le grand dictionnaire académique de la langue roumaine. Que la richesse encore si imparfaitement connue de la langue du XVI^e siècle s'y associe aux trésors lexicaux des dialectes et de la langue littéraire moderne !

L. Gálldi

⁷ Sur la pénétration (à parler de 1418) de *varoš* ~ *oraș* dans les documents slaves des pays roumains v. L. Treml «= Tamás», Die ungarischen Lehnwörter im Rumänischen. UJb. IX, 285—286. La thèse «wir suchen vergeblich nach den Fortsetzern von *civitas*...» (UJb. IX, 285) ne peut donc s'appliquer qu'à la langue des chartes slaves. Sur les emprunts balcaniques ayant le sens de «faubourg, Vorstadt» cf. N. Jokl, Die magyarischen Bestandteile

Nora Galli de' Paratesi: *Semantica dell'eufemismo*. L'eufemismo e la repressione verbale, con esempi tratti dall'italiano contemporaneo. G. Giappichelli, Torino 1964, pp. 195. = Università di Torino, Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia, vol. XV, fasc. 1.

L'eufemismo come fenomeno linguistico ha una vastissima letteratura, ma non aveva avuto una teoria e una più o meno ampia ma sistematica documentazione per l'italiano fino all'autorevole libro di Nora Galli de' Paratesi. L'autrice divide in due parti il libro: nella prima parte dà la teoria dell'eufemismo, mentre nella seconda offre una raccolta di parole in qualità di esemplificazione alla prima parte. Procedimento, che potrebbe essere discusso se altri procedimenti non fossero almeno altrettanto discutibili. Comunque, la Galli non può far a meno, com'è naturale, di riportare un assortimento più o meno vasto di esempi illustrativi già nella prima parte. Ci dispiace che — a confessione dell'autrice — anche la seconda parte risulti solo una esemplificazione invece di voler essere una documentazione tendente all'integrità. Questa integrità però non è stata perseguita dall'autrice la quale, per ovvie ragioni, ha cercato ed ha dovuto porre dei limiti necessari alla sua opera. Il primo limite in sede teorica è l'accettazione della definizione di J. B. Hofmann: «lebendige mündliche Rede der Gebildeten» per l'*Umgangssprache* che l'autrice si sceglie come area di ricerca, escludendo dalla trattazione la lingua colta e i dialetti: criterio che non può essere non trasgresso dall'autrice stessa perché — dappertutto, ma in Italia più che altrove — questa *Umgangssprache* si nutre molto spesso, oltre che di elementi dell'uso colto scritto della lingua, di elementi dialettali, anzi essa ha un colorito lessicale dialettale che varia secondo le aree dialettali tra locali e regionali. E ciò l'autrice non manca

des albanischen Wortschatzes. UJb. VII, 54—56.

di riconoscere (pp. 53—54, 70, 95, ecc.); come riconosce anche giustamente l'interferenza tra eufemismo e gergo (pp. 61—63, ecc.). Tali limiti, ben lo sappiamo, sono indispensabili per una disciplina metodologica del lavoro scientifico ed hanno anche un ben definito valore teorico.

Dopo aver stabilito nell'introduzione i principi fondamentali, il metodo e le dimensioni del proprio lavoro, la Galli de' Paratesi si occupa, in base a una vasta letteratura internazionale e alle proprie ricerche, della teoria dell'eufemismo nei capitoli sull'interdizione linguistica, sui moduli di sostituzione, analisi semantica del vocabolario eufemistico, relazioni dell'eufemismo con altri fenomeni nella prima parte, mentre la seconda parte illustrativa, di esemplificazione ha pure una propria prefazione, nonché i capitoli sull'interdizione sessuale, gli eufemismi che concernono l'interdizione di decenza, quelli dell'interdizione magico-religiosa, sociale, politica e, infine, gli eufemismi che riguardano i difetti fisici e morali e i vizi. La Bibliografia comprende quella dei testi: una cospicua rassegna della letteratura internazionale sull'eufemismo oltre che in lingua italiana, soprattutto in lingua francese, inglese, tedesca; un elenco dei dizionari etimologici e repertori lessicali (tra cui potrebbe figurare anche il Dizionario moderno del Panzini) e un altro elenco del materiale documentario: testi goliardici, di criminalità, raccolte di lettere, enumerazione dei giornali e riviste maggiormente consultati, ecc. Un duplice indice: delle parole e degli autori chiude il lavoro.

Trovo che nella prima parte l'autrice abbia chiarito assai bene il carattere sociale degli eufemismi che sono per eccellenza un prodotto sociale (cfr. p. 19), non per questo però ella ne trascura i rapporti con l'individuo. Non v'è dubbio: l'interdizione che crea l'eufemismo, e quindi anche l'eufemismo come fenomeno semantico-stilistico sono una categoria storica che cambia di società in società, anzi entro la stessa società nelle sue diverse fasi e nelle sue

diverse classi; essi rappresentano una categoria assai elastica, appunto perché categoria lessico-semantica; e con un'analisi comparativa approfondita si potrebbe stabilire probabilmente una preferenza o delle preferenze verso determinati moduli di sostituzione secondo le singole lingue (cfr. p. 44 nota 13). All'ungherese, per esempio, piace servirsi degli eufemismi per litote: *nem valami szépség* 'non è una bellezza', ecc.).¹

L'interdizione e i suoi rapporti con la morale del dato luogo e momento storico naturalmente vanno pure giudicati con dialettica: essi generano molti casi di *pruderie* nelle parole che contraddicono alla libertà negli atti e nei fatti. Per dire un solo esempio: nel commercio e nelle vetrine dell'era nostra la denominazione e gli scritti di *biancheria intima* sono in contrasto col contenuto delle stesse vetrine, messo in rilievo con una evidenza spiccata, altro che intima.

Naturalmente, col passar degli anni, anche nella teoria e nella letteratura dell'eufemismo vi erano stati dei cambiamenti. È merito della Galli de' Paratesi di aver ricapitolato la letteratura precedente, di essersene servito criticamente e, mentre si basava solidamente sulle proprie ricerche, di averne tratto molti insegnamenti utili per la glottologia in genere, di avere arricchita questa proprio con quanto forniva la lingua italiana.

L'autrice osserva pure un suo atteggiamento critico nel giudicare le fonti di cui si era servita (p. 70 e sgg.) e che — per quanto appaia paradossale se si pensa alla definizione di *Umgangssprache* come criterio di indagine e di trattazione — sono fonti scritte. C'è però una difficoltà che bisogna rispettare: «La fonte migliore di materiale, trattandosi di lingua parlata, sarebbero state registrazioni raccolte ed esaminate con criteri stilistici» (p. 70). Queste registrazioni avrebbero incontrato tante e tali

¹ Cfr. P. Fábrián — J. Szathmáry — F. Terestyéni: *A magyar stilsztika vázlata* [Profilo di stilistica ungherese]. Tankönyvkiadó, Budapest 1958, p. 124.

difficoltà da mandare a monte tutta l'impresa. Secondo me i criteri e l'atteggiamento critico assunti dall'autrice nei riguardi dei suoi fonti scritti ci possono assicurare dei risultati relativamente migliori.

E giacché si tratta di testi scritti, l'autrice osserva inoltre giustamente: «si potrebbe esaminare l'eufemismo in questi testi come fatto di *parole*, come fatto stilistico, e le varianti quindi nel valore di stilemi, nel loro rapporto col contesto». L'autrice si ripromette di farlo nel futuro, applicando il presente lavoro, in una sua altra opera.

Sarebbe utilissimo, come vi accenna a volte anche la Galli, fare la storia degli eufemismi, secondo epoche e lingue, in base a fonti precipuamente letterarie: solo allora sarebbe possibile stabilire con sicurezza l'origine e la funzione di essi ed osservare le interferenze tra le diverse lingue. Allora si potrebbe anche stabilire con maggiore sicurezza la probabile via di mezzo tra l'opinione di H. Hirt, per cui il fenomeno tabu non spiega il sorgere degli eufemismi, e quella di Ch. Bally, per cui il tabu magico-religioso avrebbe rapporti più o meno diretti con l'interdizione eufemistica nelle lingue moderne. In questo riguardo però l'autrice pare che occupi una posizione giusta,² parandosi ella «dalla posizione pericolosa di chi considera l'eufemismo, sia diacronicamente che sincronicamente avulso da tutto il sistema della lingua, e soprattutto dai problemi del rinnovamento del vocabolario e dalle cause della innovazione linguistica».

Quanto al tabu degli animali, anche l'autrice riconosce che esso era fortissimo nell'antichità; possiamo dirlo che le lingue europee tuttora ne conservano le tracce. Delle tre ipotesi avanzate da Frazer e Meillet, Emenau (1948), Smal-Stocki (1950),

² Cfr. p. 57 e la recensione di M. Cortelazzo in *Lingua Nostra* XXV (1964), p. 92.

³ Cfr. G. O. Nagy: *Mi fán terem? Magyar szólásmondások eredete?* [= Origine dei detti e motti ungheresi]. Gondolat, Budapest 1957, pp. 95—97.

e riportate dall'autrice (pp. 123—124), diremmo che tutt'e tre possono essere valide anche insieme e aiutarsi reciprocamente o possono prevalere secondo i singoli casi. Ne testimonia anche il nome di *lupo* in ungherese: *farkas* che è una circoscrizione, un aggettivo che vuol dire 'caudato' e risale alla struttura *farkas állat* 'animale caudato'. Cfr. anche ungh. *szarvas* 'cornuto', cioè «szarvas állat», 'animale cornuto', per *cervo*.

Del resto, il proverbio tedesco citato dall'autrice (*Wenn man den Wolf nennt, kommt er geredet*, p. 27) può considerarsi ormai un proverbio europeo e alla sua formazione potevano dare il proprio contributo le singole lingue come anche si può supporre una migrazione del motivo. Si ricordino «ecce tibi lupum in sermone» in Plauto, e «lupus in fabula» in Terenzio. Anche in ungherese esiste il proverbio: *farkast emlegetnek, kert alatt kullog* 'si menziona il lupo, ed esso cammina sotto l'orto', che, insieme al proverbio tedesco, risale alle sopradette formule latine.³

Non credo sia opportuno fare una netta distinzione tra uso stilistico e uso strumentale dell'eufemismo: l'autrice stessa dubita dell'utilità di farla (p. 64). Oltre il fatto che il Bertoni aveva già screditato il termine «strumentale» contrapponendo l'uso «meccanico» delle parole da esso indicate alle parole stilisticamente funzionanti, alle «belle» parole,⁴ tale concezione ha parecchi punti deboli perché tutte le parole senza eccezione hanno un carico stilistico che va dal negativo al positivo in gradazioni differenti attraverso lo stilisticamente indifferente che è pure una qualificazione stilistica. Ha perfettamente ragione il Gramsci dicendo che anche «il vocabolo più „frusto e meccanicizzato”» riacquista «nella concreta opera d'arte tutta la sua freschezza e ingenuità primitiva».⁵

⁴ Secondo il Bertoni è «la nuova linguistica una sottile analisi discriminativa delle voci poetiche da quelle strumentali». — *Linguaggio e poesia*, in *Pegaso*, settembre 1930.

⁵ A. Gramsci, *Letteratura e vita nazionale*. Einaudi, Torino 1950, p. 208.

Non sarebbe stato inutile a mio avviso (anche a scopi didattici, tenendo presente gli interessi degli studenti universitari) di sommare brevemente gli insegnamenti sparsi nelle diverse parti dell'opera sui risultati linguistici, psicologici, storico-sociali a cui l'autrice era arrivata.

Alcune osservazioni sulle singole parole o espressioni:

Ragazza (pp. 78, 107, 108, 156) secondo la testimonianza del Palazzi, «col possessivo *mia, tua, sua*» ha anche significato di 'fidanzata, innamorata' e, potrei aggiungere anche, di 'partner femminile', oltre i significati ed usi riportati dall'autrice nelle pagine che riguardano la prostituzione.

Sudare (p. 116) può essere interdetto nelle classi borghesi di città, ma in *sudare quattro camicie* non lo è più.

Secondo l'autrice «*jella* è di etimologia sconosciuta» (p. 122). Se *ieltatore, ieltatura* sono i derivati del nap. *ieltare* 'gettare', il romanesco *iella* non potrebbe in qualche modo risalire a *ieltare*? Cfr. il bovese in Calabria *jeddo*, calabr. *jeddu* (Battisti—Alessio, DizEtIt, p. 1925), che potrebbe essere un caso analogo a *turiddu — torello*?

Certo, quando fosse possibile, non sarebbe inutile osservare in una serie di eufemismi sinonimici (cfr. ad esempio p. 131, per le malattie mentali) la crescente gradazione semantica per cui questa sinonimia si grammaticalizza e può sostituire i gradi di comparazione, non certo senza osservare le sfumature della qualifica stilistica.

La forte relatività della scelta di un eufemismo può essere illustrata dalle sostituzioni che le denominazioni ufficiali eufemistiche offrono per *bidello* (p. 138). Questa parola si cerca di evitare evidentemente per la sua vicinanza fonica a *bidet*(?). In vece sua si propone *uscieri scolastico*, ma per *uscieri* si propone già *custode*!

Parlando di eufemismi si sarebbe potuto parlare brevemente anche dei loro contrari: dei *cacofemismi* in cui i moventi psicologici portano il segno contrario: l'impeto e la collera non solo fanno rom-

pere l'interdizione ma fanno cercare addirittura l'espressione più rude, più grossolana, per es. *animale* invece di *sciocco*, ecc.

Riconoscendo all'autrice non poco coraggio scientifico e sociale, ci auguriamo di leggere il seguente suo lavoro ripromesso sull'eufemismo come fatto stilistico che certamente non mancherà di essere, come il presente lavoro è, opera scritta con serio impegno scientifico e rigore di metodo.

M. Fogarasi

Matti Liimola: Zur historischen Formenlehre des Wegulischen. I. Flexion der Nomina. Helsinki 1963. 247 S. Sonderabdruck aus den Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 127.

Die historische Untersuchung der obugrischen Sprachen beschränkte sich bisher — einige Teilstudien ausgenommen — im wesentlichen auf den Vokalismus der ersten Silbe. Daß die morphologischen und syntaktischen Forschungen im Hintergrund geblieben sind, ist vor allem darauf zurückzuführen, daß diese Sprachen vor Reguly keine nennenswerten Denkmäler hatten und ein alle Mundarten erfassendes, in genauer phonetischer Transkription aufgezeichnetes sprachliches Material erst aus der Zeit der Jahrhundertwende verfügbar ist. Die mannigfaltigen interdialektalen Entsprechungen bieten auch ohne ältere Sprachdenkmäler eine ausreichende Grundlage für lautgeschichtliche Folgerungen. In der Morphologie und Syntax zeigen sich aber wesentlich geringere mundartliche Abweichungen, so daß der Forscher viel weniger synchrone sprachliche Fakten als Anhaltspunkte zur Rekonstruktion historischer Prozesse zur Hand hat. Deshalb muß man auf diesem Gebiet notgedrungen mit mehr Annahmen als in der Lautgeschichte arbeiten, und die Bestätigung dieser Annahmen ist eine komplizierte Aufgabe, die eine umfassende Kenntnis des Materials, viel Umsicht und nicht zuletzt Intuition vom Forscher verlangt.

Zu solch einer vielfältigen und anspruchsvollen Arbeit auf dem Gebiet des Wogulischen ist sicherlich niemand mehr berufen als M. Liimola, ein Schüler und Mitarbeiter Kannistos, der nach dem Tode des Meisters dessen Nachlaß betreute, und dem wir die einzigartig exakte Ausgabe der Kannistoschen Texte verdanken. Während der jahrelangen Arbeit an diesen Textausgaben reifte auch das im Titel genannte Werk heran, eine Monographie, die von grundlegender Bedeutung ist, und zwar nicht nur, weil sie eine seit langem spürbare Lücke schließt, sondern weil sie zugleich in der historischen Forschung der ob-ugrischen Sprachen eine neue Epoche einleitet.

Der Verfasser behandelt seinen umfangreichen Stoff, der durch den Gegenstand seiner Untersuchung bedingt auf das Gebiet der Phonetik und der Syntax gleicherweise mehrfach hinübergreift, in vier Kapiteln: I. *Numerzeichen* (1142—), II. *Die Kasus des Substantivparadigmas* (24—131), III. *Formen außerhalb des Substantivparadigmas* (131—202), IV. *Die Possessivsuffixe* (202—241).

Im Rahmen einer Besprechung können wir nicht alle Feststellungen, alle neuen Ergebnisse sichten, denen wir übrigens künftig wohl in allen Arbeiten, die die Probleme des Wogulischen behandeln, begegnen werden. Wir müssen uns hier damit zufriedengeben, die Ergebnisse des II. und des III. Kapitels kurz zusammenzufassen, aus den übrigen aber nur einige Abschnitte herauszuheben.

Auf Grund der genannten zwei Kapitel läßt sich zusammenfassend folgendes Suffix- und Kasussystem für das Urwogulische rekonstruieren:

1. Nominativ, der im Singular meistens mit der Stammform identisch ist; im Dual und Plural wird er mit den betreffenden Numeruszeichen versehen.

2. Akkusativ mit dem Suffix *-m*, bzw. *-m +* (sekundärer) Vokal. Die uralische Herkunft des Suffixes kann — dank dem Verfasser (s. JSFOu. 57/1 : 25 ff.) — als erwiesen gelten (s. z.B. B. Collinder:

NyK LX, 17—21. E. Itkonen, SKTHA 69).

3. Lokativ mit den Suffixen **-n3* und **-t3* (< **-tt3*). Das erste hatte im Frühurwogulischen auch die Bedeutung des Essivs erhalten (151), wurde aber später (jedoch noch in der urwogulischen Zeit) durch das **-t3* aus dem Substantivparadigma verdrängt (S. 145); seine ursprüngliche Lokativfunktion ist nur in erstarrten Adverbien bewahrt. — Das Suffix **-t3* wiederum wurde auch in der Funktion des Instrumental-Komitativs gebraucht: auf dieses **-t3* lassen sich nämlich die Suffixe *-t*, *-ta*, *-tal* zurückführen, die in Formen mit Possessivsuffixen (vereinzelt auch in anderen) auftreten (S. 117).

4. Elativ-Ablativ mit den Suffixen **-l3* und **nāl3*. Das erste hatte im Urwogulischen auch die Funktion des Instrumental-Komitativs, und im weiteren hat sich sein Gebrauch ausschließlich auf diese Funktion beschränkt; seine ursprüngliche Bedeutung der Ortsbestimmung ist nur in Adverbien erhalten geblieben. In der Nominalflexion wurde es aus seiner primären Funktion durch das später entstandene Suffix **-nāl3* gänzlich verdrängt (a.a.O.).

5. Lativ mit den Suffixen **-γ* und **-nā*. Das erste hatte schon im Späturwogulischen die Funktion des Translativ-Essivs (S. 123) und ist dann in dieser abstrakteren adverbialen Funktion Kasusuffix des Substantivparadigmas geblieben; seine ursprüngliche Bedeutung ist ebenfalls nur in Adverbien erhalten. Seine richtungsbestimmende Funktion wurde vom jüngeren Suffix **-nāγ* übernommen (vgl. S. 95).

6. Komitativ mit dem Suffix **-nāt3*. Es ist zwar nur in den Tavda-Mundarten vorhanden, aber auf Grund seiner Entsprechungen im Ungarischen (*-nitt*, *-nett*, *-nott*) und im Ostjakischen (*-nāt* usw.) dürfte es aus der ugrischen Periode datieren (S. 121 ff.).

7. Vokativ, der auf einen Vokal bzw. Diphthong ausgeht. Seinem Ursprung nach ist die Endung eine Art Interjektion, die auch zu Imperativformen treten kann.

Ein Vokalelement von ähnlicher Funktion kommt auch im Ostjakischen vor (S. 130).

Somit läßt sich für das Urvogulische ein Substantivparadigma von sechs (mit dem Vokativ sieben) Kasus rekonstruieren, das in seinem Aufbau klar, einfach und logisch ist. Die ursprünglichen Adverbialsuffixe haben (das Suffix **-t3* ausgenommen) im Laufe der Sprachentwicklung in urvogulischer Zeit ihre primäre Bedeutung verloren und sind zu Ausdrucksmitteln von abstrakteren Adverbialbeziehungen geworden. — In der Erklärung der *reueren*, aus mehreren Elementen bestehenden Suffixe lehnt der Verfasser die gemeingültige Ansicht, sie seien durch Suffixhäufung entstanden, ab, und weist im Anschluß an die Auffassung von Budenz, Fokos-Fuchs und Irene N.-Sebestyén überzeugend nach, daß sie sich aus Postpositionen herausgebildet haben. Als Grundwort setzt er den Stamm **nā-* 'Nähe, Seite u. dgl.' (S. 123), dem zum Ausdruck der Adverbialbeziehungen das entsprechende primäre Suffix (**-t3*, **-γ* und **-t3*) hinzugefügt wurde. Aus demselben Grundwort ist das veraltete ung. *-nott*, *-nöl*, *-ni*, sowie das ostj. *-nā*, *-nāt* abzuleiten (s. 65 ff., 97, 121 ff.). — Das ung. Suffix *-nāl*, *-nēl* scheidet er wegen seines ursprünglich velaren Vokals aus dieser Suffixgruppe aus, und erklärt es mit der wog. Postposition *nāp'l* usw. als die mit *-l* suffigierte Ableitung eines Grundwortes *nā*, *nō* 'Nähe' (S. 71 ff.).

Aus dem IV. Kapitel, das die Geschichte der Possessivsuffixe behandelt, soll zuerst der außerordentlich aufschlußreiche Abschnitt hervorgehoben werden, wo der Verfasser die Probleme des Possessivsuffixes der 3. P. Pl. bei singularem Besitz erörtert. Die Lautgestalt des fraglichen Suffixes ist *-ān* usw., bzw. KU, KM, J, N *-ānl* usw. Das alte eigenwüchsige Suffix ist *-ān*, das eigentlich Zeichen der Pluralität des Besitzes ist. Ursprünglich gab es hier also kein auf die Person hinweisendes Element. Es ist offenbar eine uralte Erscheinung, die damit zu erklären ist, daß die Possessivsuffixe der 3. Personen oft

wegbleiben, wenn der Besitzer durch ein Substantiv angegeben ist. War die Rede von einem oder zwei Besitzern, so wurden später dem possessiven Pluralcharakter **n3* die entsprechenden Possessivsuffixe angefügt, wodurch das *-ān* mit Nullmorphem zur Bezeichnung der 3. P. Plur. diente. In dieser Funktion ging es dann auch in das Paradigma für singularen Besitz über. Wie aber ist das dem *-ān* usw. folgende *-l* in den erwähnten Mundarten zu deuten? Früher wurde es mit dem *t* des Personalpronomens verbunden, diese Erklärung ist aber lautlich unmöglich. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt dieses *-l* aus dem Ostjakischen und gehört mit dem ostj. Pluralcharakter *l*, *l*, *l*, eventuell mit dem Possessivsuffix *-el* usw. zusammen (S. 230-1). Da die fraglichen vogulischen Dialekte lange Zeit hindurch unmittelbare Nachbarn von ostjakischen Dialekten waren, und auch in anderer Hinsicht eine starke ostjakische Beeinflussung aufweisen (z. B. das Verschwinden des Akkusativsuffixes aus N [33], die Postpositionen auf *-lt* in K [168—70], die Postposition *sis* [183] usw.), halten wir Liimolas Erklärung für überzeugend.

Interessante Perspektiven für die weitere Forschung erschließen sich durch die Reflexionen des Verfassers über das Possessivsuffix der 3. P. Sing. für sing. Besitz. Wie bekannt, hat dieses Suffix zwei Varianten: die eine besteht aus *t* + Vokal, die andere aus bloßem Vokal. Deskriptiv verteilt sich ihre Verwendung so, daß die erste Variante Stämmen mit vokalischem Auslaut angefügt wird. Die Form mit *t* wird im allgemeinen mit dem Pronomen der 3. Person Sing. identifiziert. Liimola macht diesbezüglich auf den bisher nicht beachteten Umstand aufmerksam, daß die Vokale des Possessivsuffixes — die innerhalb der einzelnen Mundarten in beiden Varianten identisch sind! — in S und N vom Vokal des Personalpronomens abweichen, dagegen aber mit dem Endvokal einiger anderer morphologischer Elemente (z. B. mit dem des Verbalnomen-

suffixes *-n*., mit dem des Deminutivsuffixes *-kβε*) übereinstimmen. Gehen wir in der vom Verfasser angedeuteten Richtung weiter, so können wir auch den Endvokal des Akkusativsuffixes heranziehen. Der Endvokal der in Rede stehenden Suffixe ist in W überall *a*, in Ö *ə* — in S und N aber zeigen sie folgende Übereinstimmung (nur aus TJ und So angeführt):

	TJ	So
Akk.	<i>-mē, -mε, -mī, -mī</i>	—
Poss.suff.	<i>-tē, -tε, -tī, -tī</i>	<i>-tε</i>
Verb.nom.suff.	<i>-nē, -nε, -nī, -nī</i>	<i>-nε</i>

Die lückenlose Parallele im Vokalismus von Akkusativ und Possessivsuffix ist so auffallend, daß man unwillkürlich an die Identität der beiden denken muß. Die diesbezügliche Auffassung Collinders wird vom Verfasser mit der Begründung abgelehnt, daß das Wogulische das einstige Vorhandensein der Reihenfolge Wortstamm + Akkusativsuffix + Possessivsuffix nicht bestätige. Deshalb ist er der Meinung, daß der Vokal nach *m* emphatischer Herkunft sei (S. 40). Wäre es aber nicht möglich, daß der fragliche Vokal doch eben das Possessivsuffix ist, auf dessen hervorhebende, determinierende Funktion auch Liimola nachdrücklich hinweist (S. 32)? Wenn wir annehmen, daß die Vokalvariante des Possessivsuffixes in dieser hervorhebenden Funktion der bereits fertigen, mit dem Suffix *m* versehenen Form angefügt wurde, so fällt die Schwierigkeit bezüglich der Reihenfolge der Suffixe von selbst weg. Der weitere Verlauf der Entwicklung wäre dann derselbe, den auch der Verfasser annimmt: der Vokal wuchs später mit dem Suffix *-m* so eng, daß er seine ursprüngliche Funktion verlor, und somit ist aus dem zwei Elemente enthaltenden Suffix eine einfache, von der Qualität des Wortstammes abhängige Variante geworden.

Sehr interessant und anregend ist auch der Gedanke des Verfassers, daß in dem

Vokal der in Rede stehenden Possessivsuffixe (der in den beiden Varianten identisch, von dem des Personalpronomens aber abweichend ist) irgendein selbständiges Element, eventuell das Bildungssuffix *-i* enthalten sei (S. 221—2). Ist dies der Fall, so muß diese Ableitungssuffix nach *t* — das wir mit dem Anlautskonsonanten des Personalpronomens für identisch halten — dieselbe Funktion haben, wie das ungarische Besitzzeichen *-é* in dem entsprechenden Personalpronomen: *ővé* 'sein' (vgl. Mészöly: MNY. XXIII, 152—3). Der Aufbau der mit dem Possessivsuffix versehenen wogulischen Form wäre also:

ház-öré 'Haus-sein'. Wie bekannt, sind die ungarischen Sprachforscher der Meinung, daß das Besitzzeichen *-é* und das Ableitungssuffix für Nomina possessi gemeinsamer Herkunft sind, und führen beide auf das von Toivonen (FÜF XXVIII, 10 ff.) angenommene fiugr. Lativsuffix *-j*, *-i* zurück (s. K.D. Bartha: *A magyar szóképzés története* [= Geschichte der ungarischen Wortbildung], S. 122). Liimola weist nun darauf hin, daß mit dem Suffix *-j*, *-i* von einigen Ort oder Zeit bezeichnenden Wörtern Adjektiva gebildet werden (S. 131 f.).

Wie aus den Belegen des Verfassers hervorgeht, entsprechen diese genau den ung. Nomina possessi auf *-i*, z. B. TJ *аṛṛṛṛ-калх*, LO *lyimāḱχ^um* usw. 'die am Unterlauf des Flusses wohnenden Leute' (S. 132), vgl. *lui ötér* 'alvidéki fejedelem (Fürst im Unterland)' (VNGy. II, 664); So *tēlitōḡ^um* 'Winterzeit' (S. 180), vgl. *tēli χṛṭél* 'téli nap (Wintertag)' (VNGy. II, 310) usw. Die strukturelle und semasiologische Gleichheit der fraglichen wog. und ung. Wörter steht außer Frage. Weil sich aber wog. *-i* lautlich nicht auf das Lativsuffix *-γ* zurückführen läßt, hält Liimola es im Anschluß an Szinnye (NYH⁷, 100) für ein altes Deminutivsuffix. Gehen wir aber vom fiugr. Lativsuffix **-j*, **-i* aus, so verschwindet die lautliche Schwierigkeit, und die Auffassung Liimolas und die der ungarischen Forscher kann in Einklang gebracht werden. Und vielleicht können

wir sogar einen Schritt weitergehen. Da — wie der Verfasser darauf hinweist — der Vokal des Possessivsuffixes innerhalb der einzelnen Mundarten mit dem des Verbalnomensuffixes *-n*, identisch ist, besteht kein lautliches Hindernis, für die beiden eine gemeinsame Herkunft anzunehmen. Von der lativischen Herkunft des Vokals ausgehend hätten wir aber noch auch eine morphologische Erklärung für die alte Lativfunktion der mit dem Bildungssuffix *-n* abgeleiteten Verbalnomina.

*

Schon diese wenigen, eher als Fragen angeführten Bemerkungen zeigen, wie viele neue, fruchtbare, für die weitere Untersuchung richtungsgebende Gedanken Liimolas Werk enthält. Und dabei konnten wir zahlreiche wertvolle Feststellungen bezüglich der Lautgeschichte, Morphologie und Syntax — die reichliche Quellen für künftige Forschungen darbieten — nicht einmal flüchtig erwähnen. Die vielseitige Beleuchtung der Probleme, die reiche Dokumentation, die klare Beweisführung machen das Werk zu einer höchst aufschlußreichen und ansprechenden Lektüre. In seinen Erklärungen ist der Verfasser immer darauf bedacht, das gesamte Leben der Sprache, die ständige Bewegung von Wirkungen und Gegenwirkungen in Betracht zu ziehen, so daß durch seine Darlegungen die denkmälerlose Vergangenheit des Wogulischen gleichsam zum Leben erweckt wird. Liimola forscht den verborgenen Ursachen des sprachlichen Geschehens mit strenger Beachtung der Tatsachen nach, und anhand einer feinen Analyse dieser Tatsachen vermag er die schwere Aufgabe zu lösen, die synchronischen Erscheinungen in eine diachronische Ordnung zu fügen. Mit der schönen Monographie, die für die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft einen großen Gewinn bedeutet, hat uns der Verfasser zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Magdolna Sz. Kispál

Jacqueline M. C. Thomas: Le parler Ngbaka de Bokanga. Phonologie, Morphologie, Syntax. Mouton & Co., Paris—La Haye 1963, 307 p.

L'auteur a fait l'étude phonologique et grammaticale d'une langue négro-africaine peu connue jusqu'à présent. Les descriptions antérieures ne sont pas comparables au présent ouvrage en ce qui concerne la profondeur et l'étendue de l'analyse.

La population ngbaka ou gmbwaga ou mbwaga ou bôjo (selon Delafosse) ou ngbaka-ma'bo ne peuple pas une région unitaire et cohérente, mais elle est dispersée en plusieurs groupes sur le territoire de la République Centrafricaine et de la République du Congo. Elle se chiffre à 30.000 âmes, dont la grande majorité se trouve dans la République Centrafricaine.

L'auteur a recueilli la documentation d'après le parler du village de Bobua de Bokanga, mais quelques données relatives aux autres dialectes sont aussi mentionnées dans l'oeuvre. La population ngbaka s'est établie dans ce village, comme dans quelques autres, elle s'est même un peu mêlée aux peuples voisins, de sorte que sa culture originale semi-nomadisée (chasse, pêche, cueillette et ramassage) s'est trouvée perturbée et transformée. La langue ngbaka est rangée par M. Delafosse (A. Meillet—M. Cohen: Les langues du monde, Paris 1952, p. 781) dans le groupe 6 (Oubanguien) des langues soudano-guinéennes. Les dialectes du ngbaka ne diffèrent pas beaucoup les uns des autres.

Le rassemblement des matériaux a été effectué par la spécialiste en 1956—57, comme elle l'indique dans l'Introduction (p. 7—16). Elle-même avait appris la langue, mais naturellement s'était appuyée sur les informateurs indigènes. Le résultat de ces travaux est un manuscrit (corpus) de 273 pages en tout avec 32 contes et histoires, 57 proverbes, 67 devinettes ou énigmes, 850 noms de personnes, un vocabulaire ngbaka — français contenant

environ 5.000 mots et un questionnaire français — ngbaka où chaque mot est illustré par de nombreuses phrases (ce dernier recueil compte 268 pages manuscrites de texte ngbaka). Cette documentation n'est pas encore publiée, mais la présente oeuvre est composée d'après les matériaux en question avec des références à ces données. Les exemples de l'étude ont été complétés par la transformation des modèles de la documentation manuscrite.

Les matériaux traités se divisent en deux parties. La Phonologie (p.19-65) décrit les phénomènes en abrégé, étant donné que la phonologie complète de la langue a été publiée dans un article spécial (Jacqueline M. C. Thomas: Description phonologique du parler ngbaka de Bokanga, Travaux de l'Institut de Linguistique, vol. III, 1958, Paris, Fac. des Lettres et Sc. Humaines de L'Université de Paris). La Grammaire (p. 69-301) renferme la morphologie et la syntaxe, mais la division des chapitres et la description même s'écartent de la tradition.

Le ngbaka est une langue polytone, aussi le traitement phonologique commence-t-il par la description des tons. On distingue trois registres de tons: ton haut, ton moyen et ton bas. L'identification des phonèmes se fait par la méthode de la commutation ou des oppositions. Sous tous les phonèmes il y a des exemples de phonèmes opposés; le phonème *i*, par exemple, diffère de *u*: *bī* 'noir' - *bū* 'ventre', il diffère de *e*: *tī* 'épine' - *tē* 'tomber'. Si l'auteur ne trouve pas le correspondant d'opposition, il donne l'opposition la plus proche: par exemple, dans l'identification de *u*, on trouve l'opposition suivante: *tūlū* 'champignon' - *tōlō* 'vêtir, revêtir' (p. 22). Les phonèmes *iⁿ* et *uⁿ* (*i* et *u* nasals) sont extrêmement rares et il semble que l'opposition phonologique des voyelles nasales aux orales correspondantes tende à être supprimée. Le lecteur obtient aussi des renseignements sur le caractère phonétique de l'articulation des phonèmes.

L'auteur a divisé les consonnes en deux groupes, l'un pour les consonnes initiales, l'autre pour les intervocaliques (une troisième position n'est pas possible dans le ngbaka). Cette distinction n'a été faite qu'à cause de la présence et de la fréquence différentes des consonnes dans ces positions: tandis que toutes les consonnes peuvent se rencontrer en position initiale, même si la fréquence n'est pas la même, quelques consonnes ne figurent jamais comme intervocaliques, et les autres se groupent selon trois degrés de fréquence.

Le phonème *o* ouvert est indiqué par le signe *o*, et l'occlusive laryngale par le signe 7 à cause des difficultés d'impression.

Dans le paragraphe suivant (Les combinaisons, p. 57-65) on a des taux de pourcentage et des tableaux concernant la fréquence et les combinaisons des tons et voyelles, ainsi que des consonnes. Il en ressort que le ton a une fonction démarcative très restreinte, alors qu'il existe une certaine harmonie vocalique et consonantique dans le ngbaka.

La grammaire — comme je l'ai déjà mentionné — s'éloigne de la division traditionnelle, l'application de la méthode de démonstration appelée commutation, ne suit pas non plus la tradition. Puisque la langue ngbaka se caractérise par l'isolation prédominante, la relation grammaticale est déterminée en premier lieu par l'ordre des éléments, en second lieu par des morphèmes indépendants relatifs, et en dernier lieu par les modifications formelles et les suffixes; l'auteur déduit les fonctions des morphèmes indépendants (qu'elle nomme monèmes) à partir de leurs positions dans le contexte.

Au cours du procédé des commutations les énoncés en réponse, les énoncés interrogatifs, exclamatifs et injonctifs sont exclus des matériaux examinés.

La morphologie proprement dite (Monèmes, p. 72-100) détermine les parties du discours (les catégories) qui se divisent en trois groupes selon que leur modèle le plus simple se trouve dans des énoncés de deux éléments (bi-monématiques), c'est

à dire dans l'énoncé minimum ou dans des énoncés tri-monématiques et quadrimonématiques (expansion de l'énoncé minimum). L'adjectif (adjectival) est un monème bi-monématique, l'article défini et indéfini existant dans cette langue est une catégorie tri-monématique, tandis que le déterminatif (auquel correspondrait la fonction de *de* et *à*) et le relatif («qui est...») figurent dans l'énoncé quadrimonématique comme dans leur modèle minimum. D'ailleurs, la dénomination des catégories suit en gros les noms traditionnels des parties du discours, mais il y a aussi des innovations radicales dans les cas où la catégorie pourrait être identifiée à l'ancienne; par exemple, le nom de l'infinitif est, dans cette oeuvre, «verbonominal».

Pour démontrer que les formes et les fonctions des parties du discours du ngbaka diffèrent quelquefois fortement des catégories conventionnelles des langues européennes il suffit de mentionner la catégorie dite «nominal dépendant». A la différence du substantif (nominal), cette catégorie n'est pas bi-monématique, mais elle se trouve en tout cas dans l'énoncé tri-monématique. Le nominal dépendant comprenant les mots qui désignent les parties du corps, les attributs personnels (voix, noms, taille, etc.) et les termes de parenté ne figurent qu'immédiatement devant un nominal ou un nom possessif. Il découle de là que ce rapport révèle la relation possessive ou déterminative: *mò mòkònzī* 'la bouche du chef'. Si l'on veut exprimer le nominal dépendant sans aucune relation, il faut changer la forme du mot, par redoublement (sans changement de ton) par exemple: *lá mò ñā* 'c'est ma bouche' — *lā mòmò* 'c'est la bouche' (p. 126). Si nous voulons exprimer une relation possessive ou déterminative par un autre substantif (nominal), il est impossible d'employer le pur ordre comme dans le cas du nominal dépendant, mais seulement par l'interpolation de mots nommés «déterminatifs», par exemple: *wà bēnōⁿ kā mòkònzī* 'le chien du chef' — *wà nōⁿ nā kākātā* 'la marmite en fer' (p. 177).

Le chapitre suivant (3. Dérivation et Composition, p. 121—162) renferme la description des changements formels du ngbaka, puis les espèces du redoublement des morphèmes comme signes de code (avec les taux de pourcentage de leur fréquence dans la documentation), les cas d'affixation (suffixation seulement), et, en outre, les types des compositions. A l'encontre des chapitres précédents, la commutation, en tant que méthode de preuve, n'y est pas employé, et comme par la suite, les oppositions figurent plutôt en qualité d'exemples illustrants. Par ailleurs, il n'est pas toujours possible de distinguer les syntagmes des compositions par les oppositions.

Un chapitre (4. Expansion secondaire, p. 163—212) s'occupe des énoncés où l'expansion dépasse le minimum, c'est-à-dire la restriction fixée par les principes d'analyse (la classification des monèmes). Cette partie comprend l'examen des syntagmes, notamment le syntagme nominal et le syntagme verbal. Le type nommé «syntagme verbal néoaspectuel» renferme essentiellement les expressions formées par les verbes auxiliaires indiquant le changement de lieu (aller, venir, passer, partir, quitter).

Un chapitre (5. Fonctions et Rapports Primaires, p. 213—218) décrit les éléments de la phrase (sujet, prédicat, complément) ou plutôt les parties du discours présentant le rapport sujet-prédicat et prédicat-complément. Les rapports de l'attribut et du complément circonstanciel sont étudiés parmi les syntagmes.

Le dernier chapitre (6. Propositions, p. 238—301) renferme les types de phrases. Pour ce qui est des phrases simples (propositions indépendantes simples) les propositions sont réparties en plusieurs groupes selon l'intention du sujet *parlant* et selon le rapport de l'énoncé avec la réalité, mais les phrases énonciatives, exclamatives, affectives ne sont pas mentionnées. Les propositions dépendantes (complexes) sont de quatre espèces: propositions coordonnée, juxtaposée, relative et subordonnée. Tous

les types de coordonnées et de subordonnées de la grammaire traditionnelle se trouvent dans ces quatre types, le premier étant essentiellement coordonné, le dernier subordonné. La division provient des particularités formelles du ngbaka (emploi des conjonctions, différences des types des phrases membres, types de l'ordre des mots etc.). Comme l'indique l'auteur, il n'est pas toujours facile de déterminer les phrases selon les quatre types (p. 298).

Après avoir examiné le contenu de l'étude, nous devons considérer comme un mérite que l'élaboration et la systématisation des données aient été accomplies à la base des analyses phonologiques et morphologiques modernes (remontant en définitive à Z. Harris). Sans doute, cette méthode est meilleure, plus apte à la description d'une structure de langue ayant des changements formels aussi peu nombreux que le ngbaka que la méthode qui consiste à baser les matériaux sur les catégories de caractère sémantique. Jacqueline Thomas s'est efforcée de ne pas trop s'écarter — dans la mesure du possible — des catégories traditionnelles de la grammaire et de leurs dénominations. L'autre mérite de l'auteur consiste en ce qu'elle a enrichi les résultats par des observations importantes qui n'auraient guère été soulevées par d'autres méthodes. Il s'agit du rôle important de la pause (en cas d'ambiguïté, si l'ordre des monèmes n'offre pas l'indication nécessaire). L'importance de ce moyen grammatical est soulignée aussi par l'auteur (p. 70).

Il convient cependant de montrer les absurdités ou difficultés sorties de l'application trop conséquente de principes justes.

Bien que l'auteur s'en rapporte à la cohérence des catégories formelles et mentales — généralement dans les notes et remarques — il n'y a pas de références à quelques catégories traditionnelles importantes. Ci-dessus, j'ai parlé des rapports possessif et déterminatif et du nominal dépendant. Dans l'ouvrage il n'est dit aucun mot de ces rapports, le lecteur qui

ne comprend pas le ngbaka doit rassembler ces données sur plusieurs pages après les avoir cherchées longuement. Certes, le livre de Mme Thomas n'est pas une grammaire pratique, c'est pourquoi il ne renferme pas de groupements scolaires, mais pourtant, le lecteur réfléchissant selon les formes et catégories de sa langue maternelle trouve à redire à ce que les formes d'une autre langue ne soient pas réunies selon les catégories accoutumées. Il aurait fallu indiquer systématiquement ces rapports ou leur absence dans les notes.

J'allègue un autre exemple qui concerne les types de propositions. Dans les quatre espèces de propositions dépendantes, il y a un sous-type subordonné des constructions conditionnelles. Les phrases coordonnées, au contraire, sont groupées dans les types des coordonnées et des juxtaposées. Le type de la coordonnée exprimé par la conjonction *non seulement ... mais ... aussi ...* ne se trouve nulle part. Il est possible que cette espèce de phrase n'ait pas de forme à part constante dans le ngbaka (aucun exemple ne figure dans la documentation), mais l'auteur aurait dû attirer l'attention du lecteur sur ce phénomène (dans la remarque) car ce fait négatif est important aussi du point de vue de la linguistique générale.

On ne sait pas s'il y a des constructions impersonnelles dans le ngbaka. Les exemples de l'usage du monème *7á 'c'est'* dit actualisateur, et ceux du monème *7é 'il'*, indiquent que ce type de phrases impersonnelles s'exprime de cette manière. Mais les formes d'expressions impersonnelles désignant les phénomènes de la nature ne sont point indiquées. J'ai trouvé un cas pour l'expression «il pleut» qui indique que cette phrase s'exprime en ngbaka par la construction «l'orage pleut», c'est à dire par une phrase de forme personnelle (p. 237), mais il reste à savoir quel est le cas pour les phrases comme «il fait des éclairs», etc.

J'ai approuvé plus haut l'application de la méthode de commutation dans l'analyse de la langue ngbaka. Pourtant, on se

demande si l'auteur devait détailler les oppositions dans les chapitres de la phonologie et de la catégorie des monèmes. Sans compter que, si dans les chapitres suivants les oppositions ne sont mentionnées qu'aux fins de l'illustration par des exemples, il n'était pas nécessaire de faire davantage dans les deux chapitres précédents. A présent nous faisons connaissance avec l'activité créatrice de l'auteur et nous voyons ses décisions comme justifiées, mais de toute façon nous sommes obligés d'avoir confiance en elle, car nous ne pouvons contrôler les matériaux de la documentation inédite. Alors que les commutations démontrées pas à pas sont indispensables dans le manuel méthodologique de Z. Harris (*Methods in Structural Linguistics*) qui devait vérifier une nouvelle méthode, au contraire, dans l'application de ce procédé, les résultats et quelques exemples illustrants sont suffisants.

A ce moment précis, on peut mettre en doute la plénitude des oppositions et l'exactitude des commutations effectuées dans l'ouvrage. Même le linguiste qui connaît «parfaitement» sa langue maternelle ne trouve pas facilement d'oppositions dans certain cas, notamment quand elles sont rares dans la langue ou quand l'exemple ne lui vient pas aisément à l'esprit par manque de recueils convenables de textes. Ainsi, même si l'auteur a très bien appris le ngbaka et si elle avait des informateurs excellents, il est douteux que tout ceci soit suffisant pour l'accomplissement correct et parfait des commutations, que quelques oppositions n'aient pas été négligées et que toutes les oppositions indiquées correspondent à la «grammaticalité» (grammaticalness). Comme je l'ai déjà mentionné, la base des modèles était le recueil inédit qui est assez étendu du fait qu'il s'agit des matériaux d'une langue peu connue, mais qui ne l'est pas du point de vue de la commutation. Je voudrais invoquer un exemple qui semble être problématique. Le monème *gbó* 'tout, aussi' dit totalisateur-égalisateur (p. 103—105) se rencontre dans les énoncés tri-

monématiques, et il n'est pas bi-monématique selon la description. Les expressions du type «c'est tout» qui donnerait en ngbaka *ṭá gbó* sur le modèle de *ṭá mòkònzí* 'c'est le chef' ne figurent donc pas dans cette langue? Ou si oui, s'expriment-elles par une tout autre construction?

Dans l'ouvrage il y a des exemples qui semblent contredire les régularités précédemment établies. Ceci s'applique au monème *té*. Conformément à la terminologie de l'auteur, les prépositions sont désignées comme indicateurs de fonctions ou fonctionnels qui peuvent seulement précéder les nominaux (substantifs) du type *mòkònzí* (p. 99). Par contre, dans la description des syntagmes nominaux relatifs il y a plusieurs exemples illustrant un usage analogue du pronom relatif quand le monème en question suit (indirectement) le nominal: *ḡá kěcpū ṭá nzòò té* 'mon grand gobelet à boire' (p. 185). L'auteur indique du reste dans la description des déterminatifs — bien que seulement dans la remarque — que le déterminatif *kā* figure dans un énoncé tri-monématique, une locution: *ṭé kā bíbí* 'il se porte bien' (p. 117). Avec des connaissances plus profondes de la langue ou en possession d'un recueil de textes plus étendu, ne ressortirait-il pas que d'autres types font également exception à la règle et non seulement en un cas?

Tous ces doutes ne sont pas énumérés pour couper les cheveux en quatre. Les exemples contradictoires ont une importance de principe au-delà d'une certaine quantité. Il ne faut pas oublier que la pierre de touche de la méthode de description du ngbaka est le système des commutations correctement effectuées, et que la catégorie tripartite des monèmes est fondée sur l'ordre et sur la présence des monèmes dans les énoncés les plus courts possible, vu le nombre des monèmes.

Du point de vue de la méthodologie on peut faire encore une objection au sujet de l'ouvrage. Dans le chapitre qui traite la morphologie, tous les morphèmes grammaticaux formellement différents ne sont pas énumérés, plusieurs sont dispersés

dans les chapitres syntaxiques, souvent dans les remarques. Tandis que les morphèmes grammaticaux des temps verbaux nommés «modalités verbales» sont décrits dans les énoncés tri-monématiques (p. 114—115), le monème *kā*, marque du conditionnel à caractère de préfixe (!) et les formes verbales conditionnelles sont énumérées pour la première fois dans le paragraphe «Subordonnée conditionnelle» du chapitre syntaxique (p. 290—298). La description des fusions formellement distinguées des pronoms avec différents morphèmes se rencontre seulement parmi les syntagmes dans le paragraphe «Le syntagme nominal fonctionnel», mais même là dans les remarques 1, 2 et 3 (p. 194—197), bien que les pronoms personnels sujets et objets soient traités dans la description des énoncés tri-monématiques.

L'auteur s'efforce d'illustrer les phénomènes par des tableaux figurant à la fin ou au milieu des chapitres. Quelques tableaux traitant du même objet se répètent deux fois, une fois dans la morphologie, une deuxième fois dans la syntaxe. Par exemple, les tableaux détaillés des pronoms personnels sujets et objets et des pronoms possessifs se trouvent dans la morphologie (p. 89, 106 et 112), mais leur tableau récapitulatif, dans le paragraphe «Discours indirect», les contredit. Dans les premiers tableaux les formes concernant le type nominal (*mòkònzì*) sont indiquées dans la colonne «pluriel» (p. 106), alors que dans le tableau récapitulatif elles sont disposées indépendamment du nombre grammatical, et l'on trouve d'autres contradictions aussi entre les deux énumérations des données. En général, le lecteur qui n'a aucune connaissance du ngbaka s'oriente difficilement dans les tableaux, car les fonctions sont nommées souvent par des abréviations, et l'explication satisfaisante fait défaut. L'explication la plus exhaustive des fonctions des formes traitées se trouve dans le chapitre 3 (Dérivation et Composition).

En même temps c'est un mérite de l'auteur de ne pas considérer la langue

examinée comme statique et close; ainsi elle fait des allusions aux formes archaïques, néologues ou aux divergences dialectales là où c'est nécessaire. A ce propos, je pense qu'il ne serait pas inutile que l'auteur s'occupe des archaïsmes dans une autre étude. Une telle analyse serait intéressante du point de vue méthodologique aussi, du fait qu'il s'agit d'une langue sans documents écrits.

Après avoir examiné les problèmes généraux, je voudrais toucher encore quelques questions de détail.

Jacqueline Thomas a fait une observation très intéressante, selon laquelle les indigènes peuvent converser d'une distance de plusieurs centaines de mètres et séparés par la forêt grâce à l'augmentation des intervalles des tons et ceci bien que les ngbakas n'utilisent pas de langage tambouriné comme d'autres peuples oubanguiens (p. 19). Or, selon les observations faites jusqu'à présent, le langage tambouriné et sifflé n'est applicable qu'à la communication des messages prévenus ou des textes appartenant à une thématique très restreinte. L'affirmation de l'auteur les contredit, mais d'une façon peu croyable, même si le timbre des voyelles contribue à la perception. Vraisemblablement les sujets parlants ngbakas peuvent être plus éloignés l'un de l'autre lorsqu'il s'agit du discours crié que lorsqu'ils parlent une langue monotone. Il faudra toutefois des observations ultérieures pour élucider le problème.

Quant aux différences des tons, il semble insuffisant que l'existence ou l'absence de l'accent dynamique ne soit pas mentionnée. Comme on le sait, l'accent musical et l'accent d'intensité ne s'excluent pas l'un l'autre et, qui plus est, les deux espèces d'accent se complètent dans l'indo-européen, de sorte que tantôt l'un, tantôt l'autre domine (le grec était un type musical, les langues germanique étaient de type dynamique). Il ne paraît pas impossible que l'accent d'intensité existe aussi dans le ngbaka bien que sans fonction phonologique, mais comme variante corré-

lative ou emphatique. Il est dommage que l'auteur n'ait fait aucune allusion à ce phénomène au moins dans une note. Il est vrai que l'accent dynamique est rarement mentionné dans les descriptions des langues africaines polytones.

Dans les combinaisons, l'auteur remarque que le type CVV a «normalement deux tons différents. Si leurs deux voyelles successives sont de même timbre, elles se prononcent, en fait, comme une voyelle unique et notre justification pour noter VV est le traitement tonal différent du début et de la fin de la voyelle.» (p. 58). Cette interprétation est très discutable. Il serait peut-être plus juste d'admettre un quatrième ton pour chacun des trois existants: le ton changeant, avec deux sous-types, un ton ascendant-descendant et un ton descendant-ascendant. Ou encore les voyelles VV ne pourraient-elles pas être considérées comme des diphtongues?

Le procédé de l'auteur qui consiste à classer les consonnes en deux groupes selon leur position initiale ou intervocalique est également discutable. En fin de compte, la pure différence de position est une question de combinaison et le phénomène doit être traité dans ce paragraphe.

Le monème *kāā* 'seulement' est rangé (p. 99) parmi les prépositions (fonctionnels). En connaissance de la grammaire traditionnelle cette idée est frappante. Les oppositions fondées sur l'ordre pourraient convaincre le lecteur, mais dans une remarque de l'auteur faite dans une autre paragraphe (p. 220) il apparaît pourtant que quelque chose n'est pas en règle. En effet, les ex-

pressions avec *kāā* peuvent être sujets contrairement aux autres syntagmes nominaux fonctionnels qui ne le sont jamais. L'explication historique elle-même ne change pas le fait que ce monème (et peut-être d'autres) doit être classé ailleurs dans la morphologie à cause de son rôle syntaxique différent.

Peut-être l'omission des types 7é 'il' est 7á 'c'est' dans le tableau récapitulatif des énoncés bi-monématiques (p. 93), comme celle du déterminatif *kā* dans le texte près du *nā* (p. 117) est-elle une faute de typographie et non de composition. Les taux de pourcentage des types du changement de ton sans redoublement pour les polysyllabes ne font pas un total de 100%, quoiqu'il s'agisse d'un dénombrement complet (p. 139—140).

J'ai fait un compte-rendu détaillé parce que l'auteur décrit une langue africaine caractéristique dont nous avons très peu de connaissances jusqu'à nos jours et que l'ouvrage de Jacqueline Thomas est moderne et très sérieux. Ainsi, cette étude pourra être utilisée non seulement par les africanistes, mais elle est intéressante aussi pour les chercheurs de la linguistique générale par suite de sa méthodologie. C'est justement pourquoi la publication de la documentation manuscrite serait très importante; les références aux données des textes inédits se rempliraient alors d'un contenu réel. Le travail de l'auteur est digne d'être apprécié aussi du fait qu'elle a effectué le rassemblement des matériaux dans des conditions très difficiles, surtout pour une femme.

I. Fodor

AUCTORES

Abraham, Samu, MTA Számítástechnikai Központ, Budapest I., Uri u. 53. Domi: Budapest XII., Albán u. 28; *Austerlitz*, Prof. Robert, 404 Philosophy Hall, Columbia University, New York 27, N. Y. (U. S. A.). Domi 501 West 120 Street, New York 27, N. Y. (U. S. A.); *Balázs*, Dr. János, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest XI., Otthon u. 28/a; *Bárczi*, Prof. Dr. Géza, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest III. (Békásmegyer), Ráby M. u. 26; *Fodor*, Dr. István, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest V., Bank u. 4; *Fogarasi*, Dr. Miklós, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest XI., Fadrusz M. u. 23; *Gáldi*, Dr. László, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest XI., Karinthy Frigyes út 13; *Hutterer*, Dr. Claus Jürgen, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest VII., Dob u. 20; *Kiefer*, Franz, MTA Számítástechnikai Központ, Budapest I., Uri u. 53. Domi: Budapest XIV., Kelevéz u. 12; *Sz. Kispál*, Magdolna, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest XI., Rezeda u. 11; *Kiss*, Dr. Lajos, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest XI., Ábel Jenő u. 26; *Лыткин*, В. И., Институт языкознания АН СССР, Москва Г–19, ул. Маркса и Энгельса 1/14 (СССР); *Mollay*, Dr. Karl, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest XI., Edömrér u. 6; *Papp*, Dr. László, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14. Domi: Budapest VIII., József krt. 65; *Серебренников*, Б. А., Институт языкознания АН СССР, Москва Г–19, ул. Маркса и Энгельса 1/14 (СССР). Domi: Москва В–333, Ленинский проспект 61/1., кв. 97; *Szathmári*, Dr. István, ELTE, Budapest V., Pesti Barnabás u. 1. Domi: Budapest IX., Mester u. 11; *Szépe*, György, MTA Nyelvtudományi Intézet, Budapest V., Szalay u. 10–14; Domi: Budapest IX., Üllői út 81; *Šćur*, Dr. Georgij S. (*Шур*, Г. С.), Институт языкознания АН СССР, Москва Г–19, ул. Маркса и Энгельса 1/14 (СССР). Domi: Москва В–418, Новые Черемушки, квартал 24, корпус 231, кв. 47; *Vekerdí*, Dr. József, Országos Széchényi Könyvtár, Budapest VIII., Múzeum krt. 14–16. Domi: Budapest XIII., Tahi u. 26.

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1965. IX. 20. — Terjedelem: 20,25 (A/5) ív, 14 ábra

65.61324 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

ACTA LINGUISTICA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

C. J. HUTTERER, P. KIRÁLY, GY. LAKÓ,
D. PAIS, L. TAMÁS, ZS. TELEGDI

REDIGIT

J. NÉMETH

TOMUS XV.



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1965

ACTA LINGUIST. HUNG.

INDEX

<i>Abraham, S. & Kiefer, F.</i> : Some Remarks on Linguistic Theory	287
<i>Balázs, J.</i> : The Forerunners of Structural Prosodic Analysis and Phonemics	229
<i>Bárczi, G.</i> : Sechzig Jahre Ungarische Gesellschaft für Sprachwissenschaft	213
<i>Fabrics-Kovács, F.</i> : Un nom de nombre mordve	111
<i>Farkas, V.</i> : Über die Varianten der Untersuchung des „Zeichenträger“-Verhältnisses	67
<i>Gáldi, L.</i> : Contributions à l'étude de syntaxe poétique de Michel Eminescu	117
<i>Hutterer, C. J.</i> : Lautgrammatik der Mundart zweier Landlergemeinden in Ungarn	343
† <i>Ladányi, P.</i> : Zur logischen Analyse der Fragesätze	37
<i>Németh, J.</i> : Eine Benennung für scheckige Tiere bei Türken und Ungarn	79
<i>Nyíri, A.</i> : Zur Etymologie von ung. <i>nyár</i> 'aestas: Sommer'	97
<i>Štur, G. S.</i> : On the Non-Finite Forms of the Modal Verbs in Danish and Swedish	331
<i>Schirmunski, V.</i> : Über die altgermanischen Stammesdialekte	1
<i>Steinitz, W.</i> : Etymologische Beiträge (IV.)	85
<i>Серебрянников, Б. А.</i> : О некоторых особенностях развития уральского вокализма	297
<i>Szathmári, I.</i> : István Geleji Katona und die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts	323

CHRONICA

<i>Berrár, Jolán</i> : † Johann Melich	135
<i>Gulya, J.</i> : Some 18th Century Antecedents of the 19th Century Linguistics	163
<i>Imre, S.</i> : The English and the Hungarian Dialect Surveys in Progress	151
<i>Лыткин, В. И.</i> : Достижения последних лет в советской финно-угристике	403
<i>Papp, L.</i> : Chronik des Jahres 1964	379
<i>Temesi, M.</i> : † I. A. Klemm in memoriam	143

CRITICA

A szótárfírás elmélete és gyakorlata (<i>L. Kiss</i>)	413
Cahiers de linguistique théorique et appliquée I. (<i>Gy. Szépe</i>)	417
Cooper, W. S.: Set Theory and Syntactic Description (<i>F. Kiefer</i>)	190
Dornseiff, F.: Kleine Schriften I—II. (<i>K. Mollay</i>)	425
Elekfi, L.: Vizsgálatok a hanglejtés megfigyelésének módjaihoz (<i>I. Fónagy</i>)	191
Galli de' Paratesi, Nora: Semantica dell'eufemismo (<i>M. Fogarasi</i>)	428
Hajdú, P.: The Samoyed Peoples and Languages (<i>Edít Vértés</i>)	208
Jacobson, S.: Adverbial Positions in English (<i>L. T. András</i>)	201
Koltay-Kastner, J.: Vocabolario ungherese-italiano (<i>L. Gáldi</i>)	195
Langenscheidts Enzyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache (<i>L. Országh</i>)	200

Lejnieks, V.: Morphosyntax of the Homeric Greek Verb (<i>J. Vekerdi</i>)	193
Liimola, M.: Zur historischen Formenlehre des Wogulischen I. (<i>Magdolna Sz. Kispál</i>)	431
Lípa, J.: Příručka cikánštiny (<i>J. Vekerdi</i>)	424
Martinet, A.: Elements of General Linguistics (<i>R. Austerlitz</i>)	415
Melich, J.: Dolgozatok I—II. (<i>L. Kiss</i>)	171
Неизвестный памятник книжного искусства (<i>T. Oláh</i>)	199
Pořizka, V.: Hindština (<i>J. Vekerdi</i>)	425
Ревзин, И. И.: Модели языка (<i>F. Papp</i>)	181
Saporta, S.: Psycholinguistics (<i>Gy. Szépe</i>)	187
Sebeok, T. A.—Zeps, V. J.: Concordance and Thesaurus of Cheremis Poetic Language (<i>P. Hajdú</i>)	206
Studia Grammatica I. (<i>L. Dezső</i>)	179
Tanulmányok a magyar nyelv életrajza köréből (<i>Mária Horráth</i>)	174
Tetraevangelul tipărit de Coresi-Braşov 1560—1561 (<i>L. Gáldi</i>)	426
Thomas, Jacqueline M. C.: Le parler Ngbaka de Bokanga (<i>I. Fodor</i>)	435

The *Acta Linguistica* publish papers on the subjects of Finno-Ugrian, Slavonic, Germanic, Oriental and Romance linguistics as well as general linguistics in English, German, French and Russian.

The *Acta Linguistica* appear in parts of various size, making up volumes.

Manuscripts should be addressed to:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors and publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Linguistica* is 110 forints a volume. Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest I., Fő utca 32. Account No 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Linguistica* paraissent en français, allemand, anglais et russe et publient des travaux concernant les langues finno-ougriennes, slaves, germaniques, romanes, orientales ou la linguistique générale.

Les *Acta Linguistica* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

ACTA LINGUISTICA, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise du Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Compte-courant No 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«Acta Linguistica» публикуют трактаты из области угро-финской лингвистики, славистики, германистики, романистики, ориенталистики и общего языкознания на русском, немецком, английском и французском языках.

«Acta Linguistica» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляет один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу.

«*ACTA LINGUISTICA*», Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «Acta Linguistica» — 110 форинтов за том. Заказы принимает Предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (Budapest I., Fő utca 32. Текущий счет № 43-790-057-181), или его заграничные представительства и уполномоченные.

INDEX

<i>Bárczi, G.</i> : Sechzig Jahre Ungarische Gesellschaft für Sprachwissenschaft	213
<i>Balázs, J.</i> : The Forerunners of Structural Prosodic Analysis and Phonemics	229
<i>Abraham, S. & Kiefer, F.</i> : Some Remarks on Linguistic Theory	287
<i>Серебрянников, Б. А.</i> : О некоторых особенностях развития уральского вокализма	297
<i>Szuthmári, I.</i> : István Geleji Katona und die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts	323
<i>Šćur, G. S.</i> : On the Non-Finite Forms of the Modal Verbs in Danish and Swedish	331
<i>Hutterer, O. J.</i> : Lautgrammatik der Mundart zweier Landlergemeinden in Ungarn	343

CHRONICA

<i>Papp, L.</i> : Chronik des Jahres 1964	379
<i>Лыткин, В. И.</i> : Достижения последних лет в советской финно-угристике	403

CRITICA

A szótárírás elmélete és gyakorlata A magyar nyelv értelmező Szótárában (<i>L. Kiss</i>)	413
Martinet, André: Elements of General Linguistics (<i>R. Austerlitz</i>)	415
Cahiers de linguistique théorique et appliquée I. (<i>Gy. Szépe</i>)	417
Lípa, Jiří: Příručka cikánštiny (<i>J. Vekerdi</i>)	424
Pořízka, Vincenc: Hindština (<i>J. Vekerdi</i>)	425
Dornseiff, Franz: Kleine Schriften I—II. (<i>K. Mollay</i>)	425
Tetraevangelium tipărit de Coresi-Braşov 1560—1561 (<i>L. Gáldi</i>)	426
Galli de' Paratesi, Nora: Semantica dell'eufemismo (<i>M. Fogarasi</i>)	428
Liimola, Matti: Zur historischen Formenlehre des Wogulischen I. (<i>Magdolna Sz. Kispál</i>)	431
Thomas, Jacqueline M. C.: Le parler Ngbaka de Bokanga (<i>I. Fodor</i>)	435